Die entzauberte Idylle



160 Jahre Wien in der tschechischen Literatur

Zusammengestellt
und herausgegeben von
Christa Rothmeier

Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften

Die entzauberte Idylle
160 Jahre Wien in der tschechischen Literatur

Zusammengestellt und herausgegeben
von
Christa Rothmeier

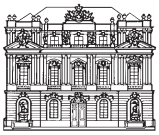
ÖSTERREICHISCHE AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN
PHILOSOPHISCH-HISTORISCHE KLASSE
SITZUNGSBERICHTE, 712. BAND

VERÖFFENTLICHUNGEN DER KOMMISSION FÜR LITERATURWISSENSCHAFT
Nr. 24

DIE ENTZAUBERTE IDYLLE

160 Jahre Wien in der tschechischen Literatur

Zusammengestellt und herausgegeben
von
Christa Rothmeier



VERLAG
DER ÖSTERREICHISCHEN AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN
WIEN 2004

Vorgelegt von w. M. Herbert Foltinek in der Sitzung am 16. März 2001

Gedruckt mit Unterstützung des
Fonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung

Aus dem Tschechischen übersetzt von Christa Rothmeier
mit Ausnahme folgender Texte:
K. Čapek, Gespräche mit Masaryk *(Camill Hoffmann, Eckhard Thiele)*
O. Filip, Die Himmelfahrt des Lojzek Lapáček aus Schlesisch Ostrau
(Josefine Spitzer)
B. Grögerová/J. Hiršal, LET LET. Im Flug der Jahre
(Johanna Posset)
J. Hašek, Die Abenteuer des braven Soldaten Schwejk *(Grete Reiner)*
J. Hašek, An den löblichen Aktionsausschuß der Partei des maßvollen Fortschritts
in den Grenzen der Gesetze; Auf der Jagd nach Machar;
Machar ist nicht zu Hause *(Walter Schamschula)*
B. Hrabal, Ich dachte an die goldenen Zeiten *(Susanna Roth)*
M. Jesenská, Wien; Wien; Direktzug Prag–Wien
(Reinhard Fischer)
P. Kohout, Ende der Großen Ferien
(Georg Birno)
J. Kratochvil, Unsterbliche Geschichte oder Das Leben der Sonja Trotzkij-Sammler
oder Karneval *(Kathrin Liedtke, Milka Vagadayová)*
J. S. Machar, Auf dem Kahlenberg *(Gotthard Štorch)*
J. S. Machar, K. u. K. Kriminal *(Otto Pick)*
T. G. Masaryk, Das neue Europa *(Emil Saudek)*
J. Nesvadba, Geheimbericht aus Prag *(Franziskus Huber)*
V. Nezval, Wien *(Johannes Schröpfer)*
S. Richterová, Kinder und Tiere
(Wolfgang Spitzbardt)

Die verwendete Papiersorte ist aus
chlorfrei gebleichtem Zellstoff hergestellt,
frei von säurebildenden Bestandteilen und alterungsbeständig.

Alle Rechte vorbehalten
ISBN 3-7001-3261-1

Copyright © 2004 by
Österreichische Akademie der Wissenschaften
Wien

Umschlaggestaltung: Hannes Weinberger, ÖAW
Lektorat: Hermann Blume
Herstellung: Crossdesign Weitzer, A-8042 Graz

http://hw.oeaw.ac.at/3261-1
http://verlag.oeaw.ac.at

INHALTSVERZEICHNIS

Christa Rothmeier, Vorwort. Das Bild Wiens in der tschechischen Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts 9
Monika Glettler, Das tschechische Wien historisch 77
Editorische Notiz 109
Karel Hynek Mácha, Tagebuch auf der Reise nach Italien 111
Anonymus, Bänkellied von einem schaurigen Mord, den ein gottloser Herr in der Hauptstadt Wien im Jahre 1843 verübt hat 117
Anonymus, Lied von der letzten schrecklichen Revolution in Wien, ausgebrochen am 6. Oktober 1848 122
Alois Beer, Ich bedauere, kein Dichter zu sein 127
Božena Němcová, Ein guter Mensch 162
Josef Karásek, Aus Wien über Wien: 183
Die Slawen in Wien 184
Die Kaffeehäuser 186
Ein böhmisches Gasthaus 196
Die „Besedy“ 197
Jan Neruda, Im Jahre 1873 im Wurstelprater 201
Karel Klostermann, Dem Glück nach 209
Josef Svatopluk Machar, Dreißig Jahre: 255
[„Wir quartierten uns im Hotel Hammerand ein …“] 256
Josef Svatopluk Machar, Vier Bücher Sonette: 263
Mittagssonett 264
Sonett über die Wiener Amseln 264
Sonett über mein Fegefeuer 265
Sonett über einen Sonnenuntergang im Prater 266
Josef Svatopluk Machar, Tristium Vindobona I–XX: 267
Erste Eindrücke 268
Auf dem Kahlenberg 271
Am ersten Mai 274
Josef Svatopluk Machar , Hier sollten Rosen blühen …:
Die Sklavin des Sklaven 278

Josef Svatopluk Machar, Wien 283
Josef Svatopluk Machar, Wiener Profile: Eine Frau aus dem Volk 301
František Gellner, Auch ein Tristium ex Ponto 303
František Gellner, Die Freuden des Lebens:
Mir steht, ich ahn' es, eine ernste Reise bevor 310
Jaroslav Hašek, Die Geschichte der Partei des maßvollen
Fortschritts in den Grenzen des Gesetzes: 312
An den löblichen Aktionsausschuß der Partei des
maßvollen Fortschritts in den Grenzen der Gesetze 313
Auf der Jagd nach Machar 317
Machar ist nicht zu Hause 321
Wie sich die Tschechen in Wien vergnügen 323
Jiří Karásek ze Lvovic, Manfred Macmillens Roman 327
Jakub Deml, Der Totentanz: 332
Der Fremde 333
Marie Majerová, Platz der Republik 342
Viktor Dyk, Erinnerungen und Kommentare. 1893–1918: 349
Die letzten Friedensjahre 350
Josef Svatopluk Machar, K. u. K. Kriminal 351
Josef Svatopluk Machar, Wiener Profile: Kriegsausbruch 358
Jaroslav Hašek, Die Abenteuer des braven Soldaten Schwejk . . 365
Josef Svatopluk Machar, Dreißig Jahre: [„Der Zug setzte sich in
Bewegung …"] 367
Tomáš Garrigue Masaryk, Das neue Europa 373
Josef Svatopluk Machar, Fünf Jahre Kasernenleben:
[„Unsere befreiten südslawischen Brüder …"] 375
Milena Jesenská, Alles ist Leben [Feuilletons]: 377
Wien 378
Wien 383
Direktzug Prag–Wien 386
Pavla Kytlicová, Eltern und Kinder 391
Karel Čapek, Gespräche mit Masaryk 413
Josef Váchal, Ein Maler an der Front: 433
Bei den Kanonieren in Wien 434
Jaroslav Durych, Pilgerfahrt nach Spanien: 444
Der Schönbrunner Tiergarten 445
Jiří Karásek ze Lvovic, Die Anfänge der „Moderní revue" 449

Vítězslav Nezval, Lebewohl und ein Winken: 454
Wien 455
František Halas, Weit aufgetan: 456
Wien 1934 457
Jakub Deml, Fußspuren 458
Miloslav Hýsek, Erinnerungen 463
Jan Werich, Italienische Ferien: 479
„Wien bleibt Wien“ 480
Jan Skácel, Das elfte weiße Pferd: 489
Unsentimentale Reise nach Österreich 490
Jan Skácel, Das dreizehnte schwarze Pferd:
Kleine Rezension über Tauben 494
Kleine Rezension über den Papst 495
Kleine Rezension über den Papagei des Prinzen Eugen . . . 496
Václav Černý, Erinnerungen 498
Bohumila Grögerová/Josef Hiršal, LET LET. Im Flug der Jahre . . 502
Josef Nesvadba, Geheimbericht aus Prag 538
Ota Filip, Die Himmelfahrt des Lojzek Lapáček aus
Schlesisch Ostrau 541
Ivan Blatný, Alte Wohnsitze: 545
Wien 546
Ludvík Vaculík, Tschechisches Traumbuch 547
Jaroslav Vejvoda, Die Vögel: 550
Expreßzug nach Wien 551
Ivan Martin Jirous, Magors Schwanengesang: 557
Das Haus mit dem blauen Lamm 558
My lovers are over the oceans 559
Eugen Brikcius, Gott Mittwoch oder Stoßgebet für Scherzartikel 561
Ladislav Fuks, Die Herzogin und die Köchin 575
Bohumil Hrabal, Ich dachte an die goldenen Zeiten 584
Zbyněk Benýšek, Valentinka 590
Ivan Binar, Die Kunstkitterei 603
Pavel Kohout, Ende der Großen Ferien 616
Sylvie Richterová, Abc-Buch der Vatersprache: 626
Kinder und Tiere 627
Eugen Brikcius, Österreichische Spaziergänge 633
Ivan Binar, Oh, du mein Österreich 647

Jiří Kratochvil, Unsterbliche Geschichte oder Das Leben der Sonja Trotzkij-Sammler oder Karneval: 653
Wien, Wien, du Stadt meiner Träume 654
Jiří Gruša, Glücklich heimatlos: 656
Österreich, du edles Haus 657
Erläuterungen 661
Quellenverzeichnis 717
Verzeichnis der geographischen Namen: Tschechisch-Deutsch 722
Verzeichnis der geographischen Namen: Deutsch-Tschechisch 726
Verzeichnis der tschechischen Vornamen und Kosenamen . . . 730
Literaturverzeichnis 732
Bildnachweis 733

Christa Rothmeier

VORWORT

Das Bild Wiens in der tschechischen Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts

Wien – keine beliebige Großstadt, sondern bis 1918 auch Hauptstadt der Tschechen mit einem hohen Anteil von Einwohnern aus den böhmischen Ländern und nach 1968 für viele Tschechoslowaken Ort des Exils – war seit Mitte des 19. Jahrhunderts, als sich der Zustrom tschechischer Arbeitskräfte verstärkte, ein in der tschechischen Literatur wiederkehrendes, dessenungeachtet aber sporadisches und oft nur gestreiftes Thema. Es nimmt auch, obwohl es von einer nicht unbeträchtlichen Zahl namhafter Autoren aufgegriffen wurde, im Gesamtwerk der meisten nur eine nebengeordnete Stellung ein. Die Gründe, warum es gewählt wurde, findet man in ihrer Biographie: bestimmte Umstände, durch die diese Schriftsteller mit Wien in Berührung und in ein verschieden starkes Nahverhältnis kamen. Ausschlaggebend, sich mit der Stadt zu befassen, war weniger die Hingerissenheit von Wien als urbanem, sondern die Erfahrung Wiens als Schicksalsraum. Aus dieser Betroffenheit fühlte man sich bemüßigt, das Wesen der Stadt zu erklären, über sie aufzuklären beziehungsweise sich zum Anwalt der dort (vorübergehend oder dauernd) lebenden Landsleute und tschechischer Interessen zu machen. Das bewirkte, daß sich die literarischen Konkretisierungen der sichtlich imponierenden, überwiegend aber in Zusammenhang mit nationalen und sozialen Fakten bewerteten Stadt durch eine Polarisierung auszeichnen, die zwischen Bewunderung und Ablehnung schwankte und zur Entstehung von Vorurteilen führte. Das gilt vor allem für die Zeit bis zum Zerfall der österreichisch-ungarischen Monarchie mit der so krassen Diskrepanz zwischen der Anziehungskraft und Vorbildwirkung Wiens als einem politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Zentrum[1] und der subjektiven

[1] Vgl. Zoran Konstantinović, Vom Werden einer Metropole. Anmerkungen zum Thema „Wien als Magnet“, in: Gertraud Marinelli-König und

Lebensrealität der tschechischen Zuwanderer, blieb im Hintergrund der Aufarbeitung früherer Traumata aber bis in die 2. Hälfte des 20. Jahrhunderts lebendig, als sich, besonders bei den Emigranten nach 1968, bereits eine neue, durch eigenes Erlebnis bestimmte und von der Vergangenheit unbelastete Sicht von Wien entwickelte.

Dieses nicht unproblematische und ambivalente – in der tschechischen Literaturgeschichte noch unaufgearbeitete – Wien-Bild in seinem historischen Wandel zu rekonstruieren und mit signifikanten Beispielen zu dokumentieren, hat sich die vorliegende Anthologie, die in Anknüpfung an den von Gertraud Marinelli-König und Nina Pavlova 1996 in Wien herausgegebenen Sammelband „Wien als Magnet? Schriftsteller aus Ost-, Ostmittel- und Südosteuropa über die Stadt“[2] erstellt wurde, zur Aufgabe gemacht. Das Textcorpus mit Leseproben von über 40 Autoren umfaßt Romane, Erzählungen, Feuilletons, Memoiren und Reiseberichte sowie Lyrik aus verschiedenen Stilperioden. Nicht berücksichtigt bei der Auswahl der literarischen Quellen wurde das Drama, für das sich, mit Einbeziehung des Volksstücks und des Marionettentheaters im 19. Jahrhundert, allein schon des Umfangs wegen eine gesonderte Darstellung anbietet. Der Anschaulichkeit halber, und um eine Vergleichsmöglichkeit zu den literarischen Milieuschilderungen zu bieten, wurden hingegen auch Zeugnisse einer naiv-volkstümlichen und eigentlich pro domo verfaßten Literatur in die Sammlung aufgenommen. Aus dem im Genre wie im Umfang heterogenen Material hat sich ein thematisch und motivisch kohärentes „Lesebuch“ des tschechischen Wien – und nicht allein des Wien der Wiener Tschechen – konfiguriert, in dem sich die Geschichte der Stadt um neue Facetten bereichert präsentiert und das – Vergessenes oder Verdrängtes vergegenwärtigend – zur Korrektur des in vielen Zügen „euphemistischen Selbstbildes Wiens und der Wiener“[3] beiträgt. Umgekehrt könnte es durch die Bewußtmachung der Genese persistenter Wien-Klischees und unreflektiert fortge-

---

Nina Pavlova (Hrsgg.), Wien als Magnet? Schriftsteller aus Ost-, Ostmittel- und Südosteuropa über die Stadt, Wien 1996, S. 21–33.

[2] Vgl. ebenda, S. 255–291, die nicht mit diesem Vorwort identische Studie von Christa Rothmeier, Die entzauberte Idylle. Das Wien-Bild der tschechischen Literatur seit Mitte des 19. Jh.s bis in die Gegenwart.

[3] Gertraud Marinelli-König, Vorbemerkungen, in: ebenda, S. 16.

schriebener Kollektivurteile auch auf tschechischer Seite positive Impulse zur Aufarbeitung der sensiblen tschechisch-österreichischen Beziehungsproblematik liefern. Forschern außerhalb der Bohemistik wird durch die Bereitstellung von Übersetzungen imagologisch relevanter Texte die Auseinandersetzung mit dem Wien-Topos aus tschechischer Sicht ermöglicht, in der Hoffnung, damit zu vertiefenden interdisziplinären Untersuchungen anzuregen.

***

Untrennbar verbunden mit der vielfach konfliktgeladenen Schicksalsgemeinschaft von Tschechen und Österreichern in ihren historischen Peripetien ist das Wien-Bild in der tschechischen Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts überwiegend durch außerliterarische Aspekte geprägt und abhängig von den wechselnden politischen Konstellationen. Bis 1918 wurde es von der Wiener Politik gegenüber den böhmischen Ländern, danach vom jeweiligen Kurs der tschechoslowakischen Außenpolitik mitbestimmt. Eine grundlegende Zäsur stellte das Jahr 1918 mit dem Ende Österreich-Ungarns und der Gründung der Tschechoslowakischen Republik dar. Es machte die Tschechen zu Ausländern und schuf eine psychologische Distanz zu Wien, das vielfach mit der Habsburgerherrschaft überhaupt identifiziert worden war.[4] Nachdem den Abhängigkeits- und Unterlegenheitsgefühlen eines „Sklaven- und Lakaienvolkes", die bis auf die Niederlage der böhmischen Stände in der Schlacht am Weißen Berg 1620 zurückgeführt wurden[5], der Nährboden ent-

---

[4] Vgl. z. B. T. G. Masaryk, Das Neue Europa. Der slavische Standpunkt, Berlin 1922, S. 89 (s. Anthologie S. 374).

[5] Zit. nach J. S. Machar, Pět roků v kasárnách. Vzpomínky a dokumenty. 1925–1926 (Fünf Jahre Kasernenleben. Erinnerungen und Dokumente. 1925–1926), Prag 1927, S. 80; vgl. Ders., Bílá hora (Der Weiße Berg), in: Ders., Vídeňské profily (Wiener Profile), Prag 1919, hier aus: Ders., Profily lidí, dob a poměrů (Profile von Menschen, Zeiten und Verhältnissen), Prag 1930, S. 180–188 (v. a. S. 180, 187); Ders., Na nový rok 1919 (Zum Neuen Jahr 1919), in: ebenda, S. 226–231 (v. a. S. 229). Zum Weißen Berg als historischem Mythos und Trauma der Tschechen vgl. Rothmeier, Die entzauberte Idylle (s. Anm. 2), S. 255, und Joachim Bahlcke, Land und Dynastie: Böhmen, Habsburg und das *Temno*, in: Walter Koschmal, Marek Nekula und Joachim Rogall (Hrsgg.), Deutsche und Tschechen. Geschichte-Kultur-Politik, München 2001, S. 57–65.

zogen war, veränderte sich allmählich der Blickwinkel auf die Stadt, die bisher nicht gerade schmeichelhaft dargestellt worden war. Zu einer Verzögerung dieser Entwicklung kam es durch den Zweiten Weltkrieg und die Periode des Stalinismus in den fünfziger Jahren. Eine merkliche emotionale Emanzipation von der Vergangenheit vollzog sich in den sechziger Jahren, in denen sich das kulturelle Klima in der ČSSR entspannte und das Land gegenüber dem Westen öffnete. Damals bahnten sich im kulturellen Bereich zwischen österreichischen und tschechischen Literaten und Intellektuellen vielversprechende Beziehungen auf professioneller Ebene an, die durch die gewaltsame Beendigung des Prager Frühlings unterbrochen wurden, sich aber in der Folge in Übersetzungen bedeutender Werke der zeitgenössischen österreichischen Literatur zu Buche schlugen[6]. Obwohl sich Österreich nach 1968 durch die den flüchtenden Tschechen gewährte Hilfe ein positives Image schuf, klingen in den Werken von Schriftstellern aus dem Umkreis der Charta 77, die aus der ČSSR vertrieben in Wien eine neue Heimat fanden, wieder Gefühle der Entwurzelung und Entfremdung an, die

---

[6] Stellvertretend für viele andere tschechische ÜbersetzerInnen aus der österreichischen Literatur in dieser Periode seien die Träger des Österreichischen Staatspreises für literarische Übersetzung genannt: 1988: J. Hiršal und B. Grögerová (s. Anthologie, S. 502f.); – 1992: Ludvík Kundera (geb. 1920), für die Übersetzung von (u. a.) Kubin, Trakl, Celan; – 1993: Josef Balvín (geb. 1923), für die Übersetzung von Theaterstücken von Raimund, Nestroy, Hofmannsthal, Schnitzler, Bahr, Broch, Canetti, Ö. v. Horváth, Kokoschka, Bernhard, Bauer etc.; – 1998: Jiří Stromšík (geb. 1939), für die Übersetzung von Handke, Canetti u. a. Vgl. dazu die Laudationes in: Ü wie Übersetzen, Nr. 1/2 (1990), S. 54–57, Nr. 12 (1993), S. 61–65, und Nr. 13/14 (1994), S. 1–13. Zur Tradition des Übersetzens österreichischer Literatur bei den Tschechen vgl. Jindřich Pokorný, Die österreichische Literatur in tschechischen Übersetzungen, in: Lesezirkel [Beilage der Wiener Zeitung], 4. Jg. (1987), Nr. 27, S. 30. Dem Germanisten Pokorný und dem Theaterwissenschafter Balvín sind u. a. auch Herausgabe und Übersetzung einer kommentierten Anthologie des Wiener Volksstücks zu verdanken: J. Balvín, J. Pokorný und Adolf Scherl, Vídeňské lidové divadlo od Hanswursta Stranitzkého k Nestroyovi (Das Wiener Volkstheater von Stranitzkys Hanswurst zu Nestroy), Prag 1990. Die Rezeption des deutschsprachigen Dramas, v. a. von Stücken Wiener Herkunft, im tschechischen Kulturleben in der 1. Hälfte des 19. Jh.s untersucht Dalibor Tureček, Rozporuplná sounáležitost. Německojazyčné kontexty obrozenského dramatu (Widersprüchliche Zusammengehörigkeit. Deutschsprachige Kontexte des Dramas der Wiedergeburtszeit), Prag 2001.

jenen der Protagonisten der tschechischen Wien-Literatur des 19. Jahrhunderts in manchen Komponenten verwandt scheinen. Eine Rolle spielte dabei neben der Flüchtlingssituation im allgemeinen die teils an der Sprachbarriere scheiternde Integration in das literarische Leben, aber auch die latente Xenophobie, der sie begegneten und die – speziell auf die Tschechen gemünzt – in Wien Tradition hatte: Im Vormärz waren Slawen ohne nähere Differenzierung als „Böhmen" und „Krowoten" (womit die Slowaken gemeint waren) bezeichnet worden, und 1848 hatte sich in Wien eine ausgesprochen antitschechische Stimmung entwickelt.[7] Bis 1918 erfuhren dann die Zugereisten, was es heißt, von den Wienern, wie in den meisten Texten zur Sprache kommt, als Bürger zweiter Klasse behandelt und mit kränkenden Vorurteilen konfrontiert zu werden – selbst wenn sie sich anzupassen und zu assimilieren versuchten. Bei den Wiener Exilautoren der achtziger Jahre hat die Fremdenfeindlichkeit nur den Rang eines Nebenthemas und wird sichtlich von der Erleichterung, in einem demokratischen Land politisches Asyl gefunden zu haben, überlagert. Offiziell war Öster-

---

[7] Vgl. Günther Wytrzens, Die Herausbildung eines Nationalbewußtseins bei den in Wien ansässigen Slaven und die Wiener Slavenpresse. (Aus dem Nachlaß), in: Wiener Slavistisches Jahrbuch 39 (1993), S. 189f. Zu den Vorurteilen der Wiener gegen die Tschechen vgl. einen Brief Palackýs an seine Frau Terezie vom 31. 7. 1848, erwähnt in Jiří Kořalkas Biographie: František Palacký (1798–1876). Životopis, Prag 1998, S. 298. Auf Verleumdungen der Tschechen, die sich ungefähr seit 1860 in der Presse gehäuft hätten, reagierte Jan Neruda 1866 in dem Artikel: Vídeňská journalistika a česká pověst (Die Wiener Journalistik und der Ruf der Tschechen), in: Dílo Jana Nerudy XIV. Válečný rok 1866 (J. N.s Werk XIV. Das Kriegsjahr 1866), Prag 1924, S. 136f.: „Und jene Journalisten, die tendenziös die Welt über uns täuschten, lebten bisher nicht an der Spree, sondern an der Donau, sie arbeiteten nicht im Ausland gegen uns, sondern daheim. […] Sie schreiben uns Tschechen folgende unschöne Eigenschaften zu: Unaufrichtigkeit, Duckmäuserei und den Hang zum Stehlen." (Die Übersetzung dieses und aller weiterer im Vorwort zitierter Texte tschechischer Autoren wurde von C. R. vorgenommen.) Vgl. dazu die Erinnerungen des Handwerksgesellen A. Beer (s. Anthologie, S. 127) an einen Aufenthalt in Reichenhall (um 1852) mit Erwähnung der Vorurteile gegenüber den mit Schimpfnamen wie „Saubüttelböhm", „böhmischer Zirkel" oder „böhmisches Gesindel" belegten Tschechen, die mit „Zigeunern" auf eine Ebene gestellt und pauschal des Vandalismus und Diebstahls bezichtigt würden, in: Beer, Lituji, že nejsem básník … (Ich bedauere, kein Dichter zu sein …), hrsg. von Karel Michl und Rudolf Skřeček, Prag 1970, S. 158f.

reich für die Tschechen nach 1968, ähnlich wie in der Stalinära, Terra prohibita. Entgegen dem Geist dieser politischen Eiszeit erschienen aber in tschechoslowakischen Staatsverlagen belletristische Werke mit einem Trend einerseits zur Verklärung der Monarchiezeit, andererseits zu einer um Objektivität bemühten Vergangenheitsbewältigung.

Bis 1918 steht die tschechische Wien-Literatur mit einigen Ausnahmen, wie Jan Nerudas Feuilletons und Zeitungsberichten und einem Roman Alois Jiráseks (1851–1930), in enger Verbindung mit der Alltagsgeschichte der Wiener Tschechen, auch wenn nicht alle Werke von Autoren stammen, die der tschechischen Volksgruppe tatsächlich zuzuzählen waren[8]. Es ist eine tendenziös gefärbte Literatur der sozialen Anklage, verbunden mit der immer dringlicher formulierten Warnung vor nationaler Entfremdung, die mit der den gesellschaftlichen Aufstieg bedingenden Assimilation Hand in Hand ging. Sie thematisiert aus der historischen Forschung bekannte Fakten, von denen man sich vor allem in den Arbeiten Monika Glettlers, nicht zuletzt in ihrer dieser Anthologie vorangestellten Studie „Das tschechische Wien historisch“[9] überzeugen kann. Ein charakteristischer Zug dieser Literatur ist die Dynamik zwischen Traum und Wirklichkeit, Hoffnung und Enttäuschung und der damit verbundene Abbau des Mythos des imperialen Wien. In der Ära Lueger (1897–1910) mit den sich zuspitzenden nationalen Auseinandersetzungen wurde Wien, wie es vorrangig die Texte des hier fast drei Jahrzehnte lang (1889 bis 1918) ansässigen Josef Svatopluk Machar vermitteln, zu einem verhaßten und nachgerade „dämonisierten“ Ort, was sich auch in verunglimpfenden Personifizierungen der Stadt niederschlug. Wie weit diese Einstellung von allen Tschechen geteilt wurde[10], wie weit die literarische Stilisierung

---

[8] Zur Auslegung des Begriffs „Volksgruppe“ in Bezug auf die Wiener Tschechen vgl. M. Glettler, S. 83f. der Anthologie.

[9] Monika Glettler, Die Wiener Tschechen um 1900. Strukturanalyse einer nationalen Minderheit in der Großstadt, München und Wien 1972; Dies., Böhmisches Wien, Wien und München 1985; Dies., Tschechen und Slowaken in Wien, in: WIR. Zur Geschichte und Gegenwart der Zuwanderung nach Wien. 217. Sonderausstellung des Historischen Museums der Stadt Wien, 19. September bis 29. Dezember 1996, S. 102–113; Dies., Das tschechische Wien historisch, s. Anthologie, S. 77–108.

[10] Vgl. Adolf Branald, Hrdinové všedních dnů. Jejich příběhy, vzpomínky a vyprávění (Helden des Alltags. Ihre Geschichten, Erinnerungen und Er-

ging, die dem gesellschaftskritischen Ansatz der sich der Probleme der Volksgruppe annehmenden Autoren entsprang, und ob sich vor allem die Tschechen auch heute noch damit identifizieren[11], sei dahingestellt. Durch die Gegenüberstellung kanonisierter fiktionaler und autobiographischer Werke mit authentischen Lebensberichten, was im Rahmen dieser Anthologie anhand ausgesuchter, typisch erscheinender Beispiele versucht wurde, ergibt sich ein differenzierteres Bild. Auch die Verfasser von seit der Zwischenkriegszeit entstandenen Erinnerungen schlagen im Rückblick einen moderateren Ton an. Einer eigenen Darstellung wäre unter diesem Gesichtspunkt der Vergleich mit der Literatur der sich den Wiener Tschechen zuzählenden Autoren wert[12], was hier nicht nur aus Platzgründen ausgeklammert blieb. Die Vorgabe bei der Erstellung dieser Anthologie bestand in erster Linie darin, das Wien-Bild aus den Werken der bedeutendsten Schriftsteller der tschechischen Literaturgeschichte herauszukonturieren.

---

zählungen), Bd. 1, 2, Prag 1953 u. 1954, finden sich etwa durchaus positive Aussagen tschechischer Arbeiter und Gewerbetreibender über Wien, vgl. z. B. ebenda, Bd. 2, S. 301ff. oder S. 327ff.

[11] In den neunziger Jahren wurde in Tschechien die Aufarbeitung des tschechisch-deutschen Verhältnisses und tschechisch-deutscher Kulturzusammenhänge in Angriff genommen – Problemkreise, die zur Zeit des Kommunismus (1948–1989) tabuisiert waren. Eines der ersten Ergebnisse (zu denen auch D. Turečeks Buch über die Rezeption des deutschsprachigen Dramas zu zählen ist, s. Anm. 6) ist der von den Historikern Jan Křen und Eva Broklová herausgegebene interdisziplinäre Sammelband: Obraz Němců, Rakouska a Německa v české společnosti 19. a 20. století (Das Bild der Deutschen, Österreichs und Deutschlands in der tschechischen Gesellschaft des 19. u. 20. Jh.s), Prag 1998, der wertvolle Erkenntnisse auf dem Gebiet der Imagologie enthält. Bezüglich der Literatur vgl. ebenda (S. 281–302) v. a. Václav Maidl, Obraz německy mluvících postav a německého prostředí v české literatuře 19. a 20. stol. (Das Bild der deutsch sprechenden Figuren und des deutschen Milieus in der tschechischen Literatur des 19. u. 20. Jh.s).

[12] Ausführliche bibliographische Hinweise dazu in Glettler, Die Wiener Tschechen um 1900 (s. Anm. 9), v. a. S. 566–594, und Dies., Böhmisches Wien (s. Anm. 9), S. 98. – Auf teils unbekanntere Autoren stützt sich das Kapitel „Wien in der tschechischen Literatur“ in Zoran Konstantinović und Fridrun Rinner, Eine Literaturgeschichte Mitteleuropas, Innsbruck, Wien, München, Bozen 2003 (= Comparanda. Literaturwissenschaftliche Studien zu Antike und Moderne; Bd. 3), S. 280–283.

1834–1918

Eröffnet wird die Anthologie mit einer noch ressentimentlosen und untendenziösen Beschreibung Wiens in einem Reisebericht aus der Zeit des Vormärz. Er stammt von Karel Hynek Mácha, dem führenden Repräsentanten der tschechischen Romantik und dem ersten richtungsweisenden und noch im 20. Jahrhundert inspirierenden Dichter[13] der neueren tschechischen Literatur, die sich im Kontext der sogenannten Nationalen Erneuerung an der Wende des 18. und 19. Jahrhunderts konstituierte. Er machte Anfang September 1834, auf dem Rückweg einer mit einem Freund unternommenen Fußwanderung von Prag nach Venedig und Triest, ein paar Tage in Wien Station und listete in Form von Tagebucheintragungen stichwortartig Sehenswürdigkeiten, kulturelle Veranstaltungen und Vergnügungsstätten auf, die er besuchte.[14] Máchas „Deník na cestě do Itálie“ (Tagebuch auf der Reise nach Italien, 1834) stellt zwar nur den Torso einer Stadtbeschreibung dar, man hört aus diesem geballten Erlebnisbericht aber dennoch ein Echo der Fama heraus, die der Metropole des Habsburgerreiches vorauseilte und im Laufe des 19. Jahrhunderts in immer größerem Ausmaß die Massen aus den böhmischen Ländern magnetisch anzog. Man kann diese Ausstrahlung Wiens anhand eines Lexikonartikels aus dem Jahre 1848 nachvollziehen:

> [...] Wien ist berühmt durch den Frohsinn und die Lebenslust seiner Bewohner, die nach überstandenen Mühen des Tages gern der Heiterkeit und dem Vergnügen sich hingeben, das in der Stadt und in den paradiesischen Umgebungen ihnen in reichem Maße geboten wird. Nur wenige von den 1500 Wirtshäusern sind ohne Musik, die oft vorzüglich ist. Im Fasching werden gegen 800 öffentliche Bälle gegeben. [...] Feuerwerke im Prater gehören zu den Lieblingsvergnügungen der Wiener; Tanz und Musik werden leidenschaftlich geübt, und Ausflüge in die romantischen Umgebun-

---

[13] Zu Máchas innovatorischer Bedeutung vgl. Walter Schamschula, Geschichte der tschechischen Literatur. Bd. 2. Von der Romantik bis zum Ersten Weltkrieg, Köln, Weimar, Wien 1996, S. 6f.

[14] Siehe Anthologie, S. 112–116. – Die Rolle, die Wien für Mácha bei der Beschaffung von in Prag nicht erhältlicher Literatur spielte, wird untersucht in Vojtěch Jirát, V duchové oblasti Vídně (In der geistigen Sphäre Wiens), in: Ders., Portréty a studie (Porträts und Studien), hrsg. von Josef Čermák, Prag 1978, S. 121–131. Jirát verweist darin auch auf Wiens Bedeutung als Ausbildungsort tschechischer bildender Künstler, allerdings nur bis 1850, als München Wien den Rang als „Tor zum Westen“ ablief (S. 130).

gen gehören zu den beliebtesten Freuden. Am beliebtesten ist Wien im Frühjahr, ehe der Adel auf seine Güter geht, und dann bildet der Prater den Glanzpunkt des öffentlichen Lebens. [...] Eine herrliche Allee von vier Reihen Roßkastanien durchschneidet denselben, zu beiden Seiten von großen Wiesenplätzen umgeben, und bildet den Corso der Wiener, der durch den Wetteifer des reichen Adels im Glanze der Equipagen und Livreen ein Schauspiel bietet, welches nur London noch aufzuweisen hat. Sehr oft bilden die Wagen vom Ende der Allee bis auf den Stephansplatz in der Stadt eine ununterbrochene, langsam sich bewegende Reihe von zwei Stunden Länge, in welcher die strengste Ordnung herrscht, der selbst der Hof sich fügt. Links von der Allee ist der Wurstlprater, ein ganzes Dorf von Gasthäusern, Schaubuden, Marionettentheatern, Turnspielen u. s. w. [...][15]

In Máchas Faktenmontage, die erst lange nach seinem Tod veröffentlicht wurde, fehlen noch die für spätere Werke typischen Klagen über den beleidigten Nationalstolz, vielmehr wirken sie wie eine neutrale Folie, auf der nach 1848 zwei zentrale Themenkreise der tschechischen Wien-Literatur in Szene gesetzt wurden: die Arbeits- und Lebenssituation der tschechischen Zuzügler und das Nationalitätenproblem – vorwegnehmend angedeutet in den beiden hier abgedruckten Bänkelliedern, von denen es insgesamt eine große Zahl mit Wien-Bezügen gibt.

Keine besondere Aufmerksamkeit gewidmet wird Wien im Gegensatz zu Mácha in den literarisch wertvollen Reisebeschreibungen zweier mit ihren Dichtungen schon vor ihm für die Entwicklung der neueren tschechischen Literatur maßgeblichen Literaten, Milota Zdirad Poláks (1788–1856) und Jan Kollárs (1793–1852),[16]

---

[15] Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie für die gebildeten Stände. Conversations-Lexikon. Neunte Originalauflage. In fünfzehn Bänden. Bd. 15, Leipzig: F. A. Brockhaus 1848, S. 282. Vgl. dazu die kritisch gefärbte Beschreibung Wiens und der Wiener von Charles Sealsfield (d. i. Karl Anton Postl, 1793–1864), Austria as it is or Skechtches of Continental Courts by an Eye-Witness (1828), in der von Victor Klarwill übersetzten und herausgegebenen deutschen Ausgabe: Österreich, wie es ist, oder Skizzen von Fürstenhöfen des Kontinents, Wien 1919, S. 102–202 (v. a. S. 167, 183ff., 201f.). 1994 neu hrsg. und mit einem Nachwort versehen von Primus-Heinz Kucher bei Böhlau (Wien und Graz).

[16] Zur literarhistorischen Positionierung Poláks, Kollárs und Máchas vgl. Miloš Sedmidubský, Tschechische Literatur zwischen nationaler Romantik, Weltschmerz und Biedermeier, in: Norbert Altenhofer und Alfred Estermann (Hrsgg.), Europäische Romantik III. Restauration und Revolution, Wiesbaden 1985, S. 464f. u. 467–476.

für die die Stadt zumindest für einige Zeit lang Lebensmittelpunkt war. Polák, der 1819 mit dem Gedichtzyklus „Vznešenost přírody“ (Die Erhabenheit der Natur) Aufsehen erregt hatte, diente als Freiwilliger in der österreichischen Armee und war während des Wiener Kongresses (1814–1815) als Soldat in Wien gewesen. 1827 bis 1830 hatte er an der Militärakademie in Wiener Neustadt eine Professur für Tschechisch und 1837 bis 1849 für Kriegsgeschichte inne. Der gebürtige Slowake Kollár, Autor des berühmten Sonettenzyklus „Slávy dcera“ (Die Tochter der Sláva, 1824, Endfassung 1852), und Verfechter eines romantischen Panslawismus[17], wurde 1849 als Vertrauensmann der Regierung aus seinem bisherigen Wirkungsort Budapest nach Wien und dort als Professor an die neugeschaffene Lehrkanzel für Slawische Altertumskunde berufen. Er wohnte in der Ungargasse im gleichen Haus wie der Historiker Alois Vojtěch Šembera (1807–1882), der an der Wiener Universität Tschechisch unterrichtete[18], und zählte zur Elite des slawischen Wien. Polák nennt Wien in seiner 1862 postmortal erschienenen und heute als eines der ersten großen Prosawerke der Zeit der Nationalen Erneuerung gewerteten[19] „Cesta do Itálie “ (Reise nach

---

[17] Vgl. Walter Schamschula, Geschichte der tschechischen Literatur. Bd. 1. Von den Anfängen bis zur Aufklärungszeit, Köln und Wien 1990, S. 375–379.

[18] Vgl. Karl Rajnoch, Wien im Geistesleben der Slowaken, in: Marinelli-König, Pavlova (Hrsgg.), Wien als Magnet? (s. Anm. 1), S. 301f., und Josef Karásek, Jan Kollár ve Vídni 1849–1852 (J. K. in Wien 1849–1852), in: František Pastrnek, Jan Kollár (1793–1852). Sborník statí o životě, působení a literární činnosti pěvce „Slávy dcery“ (Aufsatzsammlung über Leben, Werk und literarische Tätigkeit des Dichters der „Tochter der Sláva“), Wien 1893, S. 62–77. Zu Šembera und seinen Vorgängern vgl. Josef Vintr, Die Gründung der Bohemistik an der Universität Wien im Jahr 1775 und ihre Stellung bis ins XXI. Jahrhundert, in: Wiener Slavistisches Jahrbuch 46 (2000), S. 25–27, sowie Václav Petrbok, Jan Nepomuk Norbert Hromádko – ein Bohemist im vormärzlichen Wien, ebenda, S. 85–98. Petrbok (S. 94, mit Hinweisen auf weiterführende Literatur) erwähnt, Hromádko hätte neben zahlreichen Nebenbeschäftigungen zu seiner Lehrtätigkeit auch eine kleine Wirtschaft in Ober St. Veit geführt.

[19] Vgl. Lexikon české literatury (Lexikon der tschechischen Literatur) 3/II, Prag 2000, S. 1002f., und Alexandr Stichs (unter dem Pseudonym Felicitas Wünschová gedrucktes) Vorwort: Italský osud české literatury a Milota Zdirad Polák (Das italienische Schicksal der tschechischen Literatur und M. Z. P.) zu der von ihm unter dem gleichen Pseudonym veröffentlichten kritischen Ausgabe: M. Z. Polák, Cesta do Itálie, Prag 1979, S. 25.

Italien), eigentlich einer Beschreibung seines Italien-Aufenthalts (1815 bis 1818), im Anfangskapitel „Traiskirchen“ lediglich als Abfahrtsort[20]. In Kollárs Aufzeichnungen über die 1841 und 1844 unternommenen italienischen Reisen, „Cestopis obsahující cestu do Horní Itálie ...“ (Beschreibung einer Reise nach Oberitalien ...)[21], Pest 1843, und „Cestopis druhý“ (Zweite Reisebeschreibung), posthum 1863, scheint Wien, das für seine geistige Entwicklung und seine berufliche Laufbahn später eine so wichtige Rolle spielen sollte, nur als Durchgangsort auf, ja man liest dort sogar: „Außerdem hielt ich mich in Wien, sooft ich dort war, nicht gerne lange auf, wobei ich oft selbst gar nicht wußte, warum?“[22] Hingegen enthalten seine bis 1835 geschriebenen „Paměti z mladších let života“ (Erinnerungen aus jüngeren Lebensjahren, 1863) Eindrücke von einem Ausflug in die Reichshauptstadt, an dem er sich (wie aus dem Text zu schließen ist) im Jahre 1813 als Schüler des Preßburger evangelischen Lyzeums beteiligte. Noch beeindruckter als von den Festivitäten anläßlich des Sieges über Napoleon in der Völkerschlacht bei Leipzig zeigte er sich vom kulturellen Angebot, vor allem von den Theatern und insbesondere einer Aufführung von Shakespeares „König Lear“:

> [...] Die Größe der Stadt Wien, die Feier des Leipziger Sieges, der blendende Glanz des Hofes, ja sogar der Stephansturm kamen mir gegenüber dieser geistigen Schöpfung des unsterblichen Dichters wie unerhebliche Lappalien vor. Außer Schönbrunn besuchte ich in Wien auch viele Gemäldegalerien. Ach, wie meine Seele frohlockte und auflebte beim Anblick dieser Schätze, die ich so lange missen mußte, weil die Malerei und die schönen Künste in Preßburg wenig geschätzt und zum großen Schaden für die Bildung noch weniger gepflegt wurden. [...][23]

---

[20] Vgl. Polak, Cesta do Itálie (s. Anm. 19), S. 38. Das Kapitel (S. 38f.) enthält eine geraffte Beschreibung der Gegend südlich Wiens mit einem Hinweis auf die Kurstadt Baden als Sommerfrische des Kaiserhofes und als Ausflugsort der Wiener.

[21] Kompletter Titel: Cestopis obsahující cestu do Horní Itálie a odtud přes Tyrolsko a Bavorsko, se zvláštním ohledem na slavjanské živly roku 1841 konanou (Beschreibung einer Reise nach Oberitalien und von dort über Tirol und Bayern, mit besonderem Hinblick auf slawische Lebenselemente, unternommen im Jahre 1841).

[22] J. Kollár, Cestopis (s. Anm. 21), S. 250.

[23] J. Kollár, Paměti z mladších let života, in: Spisy Jana Kollára. Díl čtvrtý. Cestopis druhý a Paměti (J. K.s Werke. 4. Bd. Zweite Reisebeschreibung und Erinnerungen), Prag 1863, S. 213. Eine begeisterte und detailliertere Beschreibung Wiens (Sehenswürdigkeiten, Prater, Straßenbild, gut sor-

Deutlich zutage tritt die überragende Bedeutung Wiens als Kultur- und Machtzentrum und als Bildungsmetropole in der Autobiographie, der Korrespondenz und in den zwar knappen, aber zahlreichen Eintragungen in dem seit 1818 geführten „Každodeníček" (Tagebuch)[24] von František Palacký (1798–1876), einer der beeindruckendsten Persönlichkeiten der tschechischen Nationalen Erneuerung – weithin bekannt durch seine monumentale „Geschichte von Böhmen", 1836–1867[25]. Palacký, der vor allem als Historiker und Politiker in die Geschichte einging und sich im Bereich der Literatur unter anderem mit einem schmalen Bändchen Oden und der gemeinsam mit Pavel Josef Šafařík (1795–1861) geschriebenen Verteidigung der quantitierenden Versart „Počátkové českého básnictví obzvláště prozódie" (Prinzipien der tschechischen Poesie, insbesondere der Prosodie, 1818) profilierte, war von Jugend an zahllose Male in Wien[26]. Er verkehrte mit dort lebenden slawischen

---

tierte Geschäfte etc.) von Kollárs deutscher Frau Wilhelmine Friederike, geb. Schmidt, findet sich in einem unmittelbar nach der Hochzeit verfaßten gemeinsamen Brief des Ehepaars vom 26. 10. 1835 (an Carl Ludwig Albrecht Kunze, den Schwager Wilhelmines). Vgl. Jozef Ambruš (Hrsg.), Listy Jána Kollára (J. K.s Briefe). I. 1816–1839, Martin 1991, S. 148, u. v. a. S. 358–363 (Angaben zur Veröffentlichung des deutschen Originals des dort in slowakischer Übersetzung abgedruckten Schreibens auf S. 358).

[24] Vgl. Vojtěch Jaromír Nováček (Hrsg.), Františka Palackého Korespondence a zápisky (F. P.s Korrespondenz und Aufzeichnungen), 3 Bände, Prag 1898–1911 (in Bd. 1, S. 19–240, Palackýs Každodeníček). Die ergiebigste Quelle für das Studium von F. Palacký mit zahlreichen Hinweisen auf die unveröffentlichte, für Palackýs Verhältnis zu Wien aber aufschlußreiche Korrespondenz und mit einer umfassenden Bibliographie ist Jiří Kořalkas Biographie „František Palacký" (s. Anm. 7), deren Ausgabe in deutscher Übersetzung in Vorbereitung ist.

[25] Tschechische Fassung: Dějiny národu českého v Čechách i v Moravě (Geschichte des tschechischen Volkes in Böhmen und in Mähren), 1848–1876.

[26] Das erste Mal länger in Wien (fast neun Monate) war Palacký als Hauslehrer der beiden Söhne der verwitweten Adeligen Josefina Csúzy i. J. 1820/21. Dazu vermerkte er in seiner Autobiographie: „Weil es aber in Preßburg unmöglich war, den damaligen Schlendrian in der Schule zu überwinden, brachte ich im Herbst des Jahres 1820 meine Zöglinge an die Universität Wien; dadurch bot sich auch mir die Gelegenheit, meinen geistigen Horizont zu erweitern, sowohl durch Studien in der kaiserlichen Hofbibliothek und in verschiedensten Sammlungen und öffentlichen wie privaten Gemäldegalerien, als auch durch häufigen Umgang mit gelehrten Männern, vor allem mit dem berühmten [Josef] Dobrovský (der damals in Wien seine

Gelehrten und Künstlern, stand in Kontakt mit der Volksgruppe und hatte schon vor seiner Ernennung zum ordentlichen Mitglied der soeben gegründeten Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften im Jahre 1847 und der Übernahme politischer Funktionen[27] Eingang in höchste Kreise gefunden und am gesellschaftlichen Leben der Stadt teilgenommen[28]. Eine Auswertung der auf Wien bezogenenen Passagen in den autobiographischen Dokumenten Palackýs mit Berücksichtigung der noch unveröffentlichten Korrespondenz würde ähnlich wie bei anderen prominenten tschechischen Intellektuellen, Politikern und Künstlern, deren Wien-Konnex freilich noch nicht systematisch dokumentiert ist, die vorwiegend auf Erfahrungen nicht-priviligierter Schichten fokussierte und national-pädagogisch instrumentalisierte Sicht Wiens in Werken der tschechischen Literatur abrunden und modifizieren, geht aber über die Themenstellung dieser Arbeit – das *literarische* Wien-Bild der Tschechen im engeren Sinn nachvollziehbar zu machen – hinaus.

***

Institutiones linguae Slavicae herausgab), mit [Jernej] Kopitar, dem Maler [František] Tkadlík, dem Musiker [Jan Emanuel] Doležálek und anderen." Marie Červinková-Riegrová (Hrsg.), Vlastní životopis F. Palackého (F. P.s Autobiographie), Prag 1885, S. 26.

[27] Reichsratsabgeordneter (1848–1849), Herrenhausmitglied (1861–1876).

[28] Zu Wien-Aufenthalten Palackýs vgl. Kořalka, František Palacký (s. Anm. 7), u. a. S. 30 (1815), S. 54–61 (1820/21, Anfänge der wissenschaftlichen Kontakte mit Wien), S. 66f. (1823), S. 84 (1826), S. 108f. (über Palackýs Bekanntschaft mit der berühmten Wiener Schriftstellerin Karoline Pichler [1769–1843], die er 1825 durch Vermittlung Dobrovskýs in Prag kennengelernt hatte), S. 113f., 126f. (1830), S. 194, 214ff. (1841, Palacký sei bereits eine gesuchte Persönlichkeit in höchsten Gesellschaftskreisen gewesen), S. 218f. (1843, Palacký, u. a. von Fürst Metternich empfangen, hätte in gehobenen Kreisen einen zunehmenden Luxus konstatiert, der ihm fragwürdig erschienen sei), S. 245 (reiste 1846 erstmals mit der kürzlich eröffneten Eisenbahn nach Wien), S. 249 (1847, Aufnahme in die Akademie der Wissenschaften, traf bei der Abreise am Prager Bahnhof zufällig Erzherzog Stephan, der ihn in sein Coupé einlud), S. 252f., 276f., 293–301, 305 (alle Passagen betreffen das Revolutionsjahr 1848), S. 320f., 328–331, 343–347 (über seine Tätigkeit in der Akademie der Wissenschaften), S. 418–424. Hinweise auf Wien-Aufenthalte Palackýs auch in Georg J. Morava, F. Palacký. Eine frühe Vision von Mitteleuropa, Wien 1990, z. B. auf S. 23 (Palacký wurde 1815 auf einem Fuhrwerk nach Wien mitgenommen, das ihm „irgendwie mißfiel" und das er sich in seinen Träumen

Ungefähr zu der Zeit, als sich bereits rund 80.000 Tschechen in der Stadt aufhielten[29] und die erste, 1858 erschienene Milieustudie aus dem Alltag tschechischer Dienstboten, Božena Němcovás Novelle „Dobrý člověk“ (Ein guter Mensch), vorlag, kam der einflußreiche Journalist und Schriftsteller Jan Neruda, der mit seinen zwischen 1858 und 1878 verfaßten Erzählungen die tschechische Erzählkunst des 19. Jahrhunderts zu einem Höhepunkt führte und mit den „Povídky malostranské“ (Kleinseitner Geschichten, 1878, deutsch 1885) zu Weltruhm gelangen sollte, das erste Mal nach Wien. Seine mehrmaligen Aufenthalte zwischen 1861 und 1879 waren zum Teil beruflich bedingt, wie 1873, als er als Berichterstatter an der Eröffnung der vom ersten Mai bis zweiten November dauernden Weltausstellung teilnahm. Die mit kritischen Reflexionen durchsetzten Reportagen, in denen er die Leser der „Národní listy“ (Nationalblätter) detailliert über einzelne Themenschwerpunkte der Exposition informierte, sind durch ihren stellenweise enzyklopädischen Anspruch heute interessante historische Dokumente über den Wissensstand und Realien der damaligen Zeit.

---

größer und schöner vorgestellt hätte), S. 40–42 (1820/21), S. 118 (1847), 145f., 161 (1848, sei einem Schicksal wie dem des Grafen Latour nur entgangen, weil er eine Woche Urlaub vom Reichstag genommen hätte). Über den Aufenthalt vom 15. 2.–11. 4. 1826 schreibt Morava (S. 60f.): „Mitten in der regen Ballsaison fuhr er nach Wien und quartierte sich wieder im Gasthaus ‚Zum weißen Wolf‘ ein. Ihn erwartete ein reiches Programm. Vor allem sammelte er Material für die tschechischen Chroniken, suchte weitere Dokumente über das Hussitentum […]. Zuerst besuchte er die Hofbibliothek, dann ermöglichte ihm Hormayr [d. i.: Joseph Frh. von Hormayr zu Hortenburg] den Zugang in die Zentralfonds und zum Schluß, nachdem er von Metternich selbst die Bewilligung dazu bekommen hatte, studierte er auch im geheimen Hofarchiv. […] Palacký genoß seinen Aufenthalt in der Reichshauptstadt in vollen Zügen. Er besuchte mehrmals das Burgtheater, Konzerte, suchte den Verleih von Neuerscheinungen auf dem Büchermarkt auf und ging inner- und außerhalb der Stadtmauer spazieren. Er besuchte die Kaffeehäuser und kaufte die letzte Mode ein. Hatte er sich zu Hause Geld von Dobrovský ausgeliehen, so erhielt er hier überraschend 50 Dukaten für den Czernínschen Stammbaum. Aber auch die mehr als 600 Gulden, die er dafür erhalten hatte, begannen zu rollen. Verlangte doch schon der noble Schneider Rabatin etwa 120 Gulden für einen perfekten Frack mit allem, was dazugehörte. Er hatte größere Beträge an die Buchhändler und Archivare nach Prag überwiesen und mußte sich nun kleinere, um zu überleben, bei den Wiener Freunden borgen.“

[29] Vgl. Glettler, Das tschechische Wien historisch (s. Anm. 9), s. Anthologie, S. 82.

Neruda nahm sie unter Auslassung der Feuilletons mit spezifisch tschechischer Problematik als „Studie výstavní“ (Ausstellungsstudien) betitelten Zyklus in den von ihm nach rigorosen Kriterien erstellten Auswahlband kulturhistorischer Skizzen und Betrachtungen „Studie, krátké a kratší II“ (Studien, kurze und kürzere II, 1876)[30] auf. In die ebenfalls von ihm selbst konzipierte Sammlung „Menší cesty“ (Kleinere Reisen, 1877) mit seinen ihm wichtig erscheinenden Reisefeuilletons reihte er den in der Anthologie als Beispiel der Literarisierung des Praters, eines in der tschechischen Wien-Literatur am häufigsten aufscheinenden und als Objekt gegensätzlicher Projektionen genützten Ortes, abgedruckten Text „Roku 1873 ve Vurstlprátru“ (Im Jahre 1873 im Wurstelprater)[31] ein – als einzigen von einer ganzen Reihe auf Wien eingehender Feuilletons mit ironischen Charakterisierungen, in denen in nuce schon Werturteile späterer tschechischer Schriftsteller, vor allem Machars, vorweggenommen werden. Das verdeutlicht eine den Stil eines Reiseführers parodierende Beschreibung Wiens mit dem Titel „Průvodce po Vídni“ (Reiseführer durch Wien), die auf seinen letzten Besuch im Jahre 1879[32] (ein Jahrzehnt vor Machars Ankunft in der Stadt) zurückgeht:

> Wien, lateinisch Vindobona, eine Stadt, die am Zusammenfluß der gelben Donau und der Wien, eines Flusses schwarz wie ein Schuh, liegt. Die Slawen haben dieser Stadt unterschiedliche Namen gegeben, die Tschechen ‚Vídeň‘, die Kroaten ‚Beć‘, die Slowenen ‚Na Dunaju‘, geradeso, als hätte ihnen kein Name einfallen wollen.
> Wien ist eine große Stadt, sie hat 10 Stadtviertel und 33 Vorstädte. Sie zählt eine Million Einwohner, darunter Mannsbilder und Frauenzimmer. Ein paar hübsche spazieren am Abend alleine herum, während die häßlichen immer von ihren Müttern begleitet werden.
> [...]

---

[30] Enthalten in: Spisy Jana Nerudy (J. N.s Werke), Bd. 6, hrsg. von Jaroslav Zima, Prag 1958, S. 165–292, ergänzt um drei auf die Tschechen bezogenen Feuilletons aus den Národní listy: Všeobecné slovo o vídeňské výstavě Světové (Ein allgemeines Wort zur Wiener Weltausstellung), Pro pohodlí obecenstva (Zum Komfort des Publikums) und Češi na Světové výstavě (Die Böhmen auf der Weltausstellung), ebenda, S. 352–372; vgl. dazu die bibliographischen Angaben ebenda, S. 439f., 448–451, 456.

[31] Roku 1873 ve Vurstlprátru in: Spisy J. N., Bd. 9, hrsg. von Aleš Haman, Prag 1961, S. 145–149; zusätzliche Wien-Feuilletons aus d. J. 1861, 1868, 1873, 1877, 1878 u. 1879 ebenda, S. 281–351, dazu gehörige Erläuterungen auf S. 467f., 478, 480.

[32] Datiert mit 10. Oktober 1879; hier zit. aus: Spisy J. N., Bd. 9, S. 346ff.

Wien hat leere Kirchen und volle Theater. Die Zeitungen verlautbaren tagtäglich, was in den Theatern los ist, teilen aber nicht mit, was wo in welcher Kirche geschieht. Desgleichen sind auch jedem von Wien handelnden Buch die Pläne der Innenräume aller Theater beigefügt, doch keinerlei Pläne vom Inneren der Kirchen. Woraus man schließen kann, daß das Glaubensbekenntnis der Wiener das Theater ist. Es gibt zwar immer noch mehr Kirchen, aber das stört die toleranten Wiener nicht.
[...]
Sämtliche Waren sind hier (laut Zeitungsinseraten) schier vortrefflich, überall bekommt man (laut Zeitungsinseraten) das Neueste und Schönste nachgerade umsonst. Hausierer gibt es in den Wirtshäusern noch mehr als in Prag, und das ist viel.
In Hinsicht auf die Nahrungsmittel scheint man in Wien sehr wählerisch zu sein. Bei einem Wildbrethändler habe ich 23 Hirschen gezählt, und Fasane gab es bei ihm wie Fliegen, von denen er auch viele hatte. Die köstlichsten Leckerbissen erhält man allerdings in den zahlreichen Gasthäusern.
[...]
Von den Bauten stechen einem vor allem jene grauen, in schlichtem Stil ausgeführten Buden ins Auge, die zur Bequemlichkeit der männlichen Bevölkerung vorgesehen sind. Befremdlicher Weise wurden sie dort aufgestellt, wo viele Menschen vorbeikommen. Unsere Prager Zeitungen vertreten dem gegenüber die ziemlich vernünftige Ansicht, daß solche Buden an unauffälligen Orten stehen sollten, wo niemand vorbeikommt.
Die Eleganz ist hier maßlos. Selbst schäbige Lumpen, die sich zum Zwecke ihrer Berufsausübung von einem Gebäude in ein anderes begeben, tun das nur in geschmackvollen, bequemen Omnibussen. Ein Omnibuskutscher und ein Lakai ist in eine Livree gekleidet.
[...]
Wien hat auch einige Sehenswürdigkeiten, zum Beispiel das große Mineralienkabinett (am Josefsplatz). Aber die Steine, die aus Wien nach Böhmen fliegen, stammen nicht von dort, sondern aus der Schüllerstraße, wo eine Zeitung herausgegeben wird.
Ja, Wien hat auch seine Geschichte, und ganz gewiß eine interessante; in der Rotenturmstraße wurde unsere Otilie Malá geboren. Im Hofoperntheater und auf dem Chor der Augustinerkirche hat vor zwanzig Jahren unser Josef Lev[33] gesungen.
Abschließend muß ich erwähnen, daß es in Wien sehr lebhaft zugeht. Die Straßen sind voll von Dahineilenden, die Plätze von Promenierenden. Zur Steigerung dieser Lebhaftigkeit haben besonders unsere 30 Abgeordneten beigetragen – eben herrscht so ein Gedränge.

---

[33] Otilie Sklenářová-Malá (1844–1912), in Wien geborene Tochter eines Militärarztes, seit 1863 in Prag, berühmte Schauspielerin (1883–1903 am Prager Nationaltheater); Josef Lev (1832–1898), Opernsänger.

> Aber Scherz beiseite! ‚Als würde man einen Tropfen Karmesin in ein großes Glas mit Wasser fallen lassen' – auf einmal hört man hier überall Böhmisch!

Obwohl Neruda, wie es auch die eben zitierte Passage belegt, in den Wien-Feuilletons wiederholt auf die Tschechen zu sprechen kommt,[34] ist sein Blick im Gegensatz zu Němcová, Klostermann und Machar nicht vorwiegend auf die Wiener Tschechen eingeengt. Er verabsäumte es zwar nicht, auf ihre Präsenz im Straßenbild und im politischen Leben hinzuweisen, die Ressentiments der Wiener gegen die tschechischen Sprache, die Verspottung der Böhmen durch die Volkssänger usw. aufzuzeigen, und er fühlte sich auch bemüßigt, über ihre gesellschaftlichen Aktivitäten und von ihnen frequentierte Lokale zu schreiben,[35] setzte sich aber nicht explizit mit der sozialen und politischen Problematik der Volksgruppe auseinander, wie man es bei einem so kritischen, politisch luziden Journalisten tschechischer Nationalität vielleicht voraussetzen würde. Hier gilt, was einer der Hauptvertreter des tschechischen Strukturalismus, Felix Vodička (1909–1974), den von Neruda nicht als politische Feuilletons im engeren Sinne erachteten Texten bescheinigte:

> Fast alle Studien, „Scherze" und Reisebilder Nerudas sind politisch gefärbt [...]. Die feuilletonistisch zur Geltung gebrachte politische Note äußert sich als Anspielung, als Einstellung zur Wirklichkeit, als ihre Wertung, als Kommentar, als Teil eines ironischen Wortspiels etc.[36]

---

[34] Alle Aussagen beziehen sich auf die in Anm. 31 genannten Feuilletons, die in Bd. 9 der Werkausgabe aus d. J. 1961 enthalten sind.

[35] *Der Volkssänger* [1861], in: Spisy J. N., Bd. 9, S. 296–300; über den Besuch eines Gartenrestaurants am Alsergrund, wo der Volkssänger Johann Fürst (gest. 1882) die Böhmen verhöhnte. (Das von Fürst 1862 im Prater eröffnete, nach ihm benannte Theater, das seit 1892 nach dem neuen Direktor Heinrich Jantsch „Jantsch-Theater" hieß, wurde von František Gellner wegen des antitschechischen Repertoires in Také Tristium ex ponto erwähnt. Siehe Anthologie, S. 307.) Zu den Lokalen vgl. Neruda, Jindy a nyní [1861] (Einst und jetzt), in: ebenda, S. 291–295.

[36] Fortsetzung des Zitats: „Sie tritt an die Oberfläche, wo wir sie am wenigstens erwarten, und bleibt unausgesprochen, wo sie aus dem Inhalt der Dinge und Phänomene als Selbstverständlichkeit resultiert. Das Feuilleton, wie Neruda es konzipierte, bedeutet nicht Schwächung und Abbau der politischen Funktion der Zeitung, sondern es geht um ihre Vertiefung durch neue Formen." Vodička, Nerudův výbor z fejetonů (Nerudas Auswahl aus seinen Feuilletons), in: ebenda, S. 518. Mit „Scherzen" meinte Neruda „kurze Humoresken und Satiren" (vgl. ebenda, S. 517).

Worüber sich Neruda im Stil von Causerien und häufig mit spöttischem oder sarkastischem Unterton verbreitete, waren verschiedenartigste Aspekte und Kuriositäten des Wiener Lebens (die Beschaffenheit des Gebäcks, die Fiaker, Theateraufführungen, die Damenmode, die Preise in den Wirtshäusern, die Prostitution, die Polizei, das Hotel Sacher, der Heurige, der Tandelmarkt, das Hundeverbot in Omnibussen und Straßenbahnen etc.) – Motive, die er häufig in einem einzigen Text bunt durcheinander würfelte. Am häufigsten und umfangreichsten berichtete er über die Börse und das Parlament[37], bedachte die Juden mit bissigen Bemerkungen, fand immer Anlaß zu einem Bonmot über Wiener und Wienerinnen, lobte als wirklich überragendes Kunstwerk den Stephansturm[38] und hielt von anderen Sehenswürdigkeiten den St.-Marxer Friedhof mit der letzten Ruhestätte des in Wien verstorbenen Jan Kollár[39], einer eingehenderen Betrachtung wert, wobei er einen Hinweis auf das Grab von Mozart anfügte. Auch Schönbrunn (zusammen mit dem Nobelviertel Hietzing und dem Restaurant Dommayer) ist eine ausführlichere Schilderung gewidmet.[40] Was Neruda ähnlich wie später Machar zu ätzenden Äußerungen reizte, war die Ringstraße mit den in Entstehung begriffenen Repräsentationsbauten. Dazu bemerkte er etwa 1868:

---

[37] Na burse [1861] (In der Börse), in: ebenda, S. 304–308; Pohroma na burse – výstavní paběrky [9. Mai 1873] (Aufruhr an der Börse – Ausstellungsnachlese), in: ebenda, S. 325–328; Figurky z bursy [16. Mai 1873] (Figuren von der Börse), in: ebenda, S. 328–330; Sněmovna poslanců [1861] (Das Abgeordnetenhaus), in: ebenda, S. 288–291; Hodinku na návštěvě [1868] (Ein Stündchen auf Besuch), in: ebenda, S. 314–320.

[38] 1868 schreibt Neruda: „Ja, um nicht zu vergessen, der Stephansturm ist fertiggebaut. Es ist ein imposanter, ein schöner Bau, eine wunderschöne Blüte der Kunst. Man wundert sich, daß unsere Zeit etwas so Erhabenes, so wahrhaft Poetisches zustande brachte. Der Stephansturm ist das einzige, was ich am heutigen Wien als ein Böhme – ein Ausländer – anerkennen würde, – doch ich gehöre der Opposition an." Ders., „Něco o Vídni" [1868] („Etwas über Wien"), in: ebenda, S. 313f. (1861 wurde der Stephansturm um 38 m abgetragen, die Spitze neu aus Stein geschaffen und mit Kreuz und Adler gekrönt. Vgl. Günter Düriegl, Wien auf alten Photographien, Wien und München 1981, S. 132.)

[39] 1904 wurden die Gebeine Kollárs nach Prag überführt.

[40] J. Neruda, Na hřbitově markském – Kollárův hrob [24. Juni 1861] (Auf dem St.-Marxer-Friedhof – Kollárs Grab), und Ders., Schönbrunn [1861], in: ebenda, S. 284–288 u. S. 300–304.

> Aber Wien an sich ist jetzt schon etwas ganz anderes, meinen die Wiener, bezeugen wir also Respekt vor dem neuen Wien. Wien wächst angeblich unheimlich, sagen sie, angeblich ist es eine Weltstadt, fast schon Paris. Das Wiener Glacis soll schon wie die Pariser Boulevards sein. In Bezug auf die Breite hat diese Bezeichnung zum Teil ihre Berechtigung, doch statt mit einem Makadam sind die Wiener Boulevards von primärem, sekundärem und tertiärem Dreck bedeckt, und statt Kaffeehäusern haben sie miese Kneipen. Auf den Pariser Boulevards wimmelt es von Menschen, und zwar von Parisern, und wenn sich auf den Wiener Boulevards trotzdem irgendein einzelner ‚drängeln' sollte, dann ist es ein Wiener. [...]
> Und was das Leben im allgemeinen betrifft, hat sich fast nichts geändert. Nur Blumenverkäuferinnen, Hetären und Messalinen gibt es überall auf den Straßen in beträchtlich größerer Zahl, sie sind auch noch etwas vulgärer, als sie es früher waren, was Wien nicht schadet, doch wandeln sie auf der gleichen Route wie früher, nämlich vom Graben hinunter zum Wasser, am Palast des Herrn Kardinals vorüber.[41]

Die bis 1918 aussagekräftigsten Werke über Wien mit einer komplexen Wertung sind neben Božena Němcovás schon erwähnter Novelle „Dobrý člověk" aus dem Jahre 1858 der sozialkritische Sittenroman „Za štěstím" (Dem Glück nach, 1893) von Karel Klostermann sowie Josef Svatopluk Machars feuilletonistisch-essayistische Prosa, besonders „Vídeň" (Wien, 1903), und sein Gedichtband „Tristium Vindobona I–XX" (1893), – der allerdings, wie Antonín Měšťan in der Studie „Kultur des Jugendstils in Wien, Krakau und Prag und ihre Nachwirkung" ausdrücklich betont, auch Ausdruck von Machars „Kritik am tschechischen politischen Provinzialismus der neunziger Jahre" ist[42]. Die genannten Veröffentlichungen spiegeln den jeweiligen Entwicklungsstand der tschechischen Volksgruppe in Wien vom Vormärz bis ins 20. Jahrhundert wider, wobei sich Machar immer wieder auch mit dem politischen Leben in

---

[41] Ders., „Něco o Vídni", in: ebenda, S. 312f. („Makadam": Nach dem 1836 verstorbenen schottischen Straßenbauingenieur McAdam benannter Straßenbelag.) Vgl. auch Ders., Časová studie o Vídni [20. September 1878] (Eine aktuelle Studie über Wien), in: ebenda, S. 340: „Wien imitiert überhaupt gerne Paris, trachtet sich zu kleiden, zu leben, zu bauen wie Paris, und diese Imitation gelingt ihm auch bestens: auf der Ringstraße, dem Boulevard von Wien, ist es manchmal fast so lebendig wie auf gleichgültig welchem menschenleeren Pariser Boulevard."

[42] A. Měšťan, Kultur des Jugendstils in Wien, Krakau und Prag und ihre Nachwirkung, in: Germanoslavica, V (X), 1998, 1, S. 3.

Wien und dessen Repräsentanten näher befaßte[43], was hier zusammen mit dem gesamten Komplex der politischen Publizistik keiner näheren Untersuchung unterzogen wurde und als gesondertes Arbeitsthema ins Auge gefaßt werden sollte.

Während in Nerudas Impressionen aus der scheinbar zufälligen Mischung von Wichtigem und Unwichtigem ein Mosaik entstand, das die Vielfältigkeit des damaligen Wiener Großstadtlebens vermittelte, standen bei der durch ihre, nicht ganz zu Recht als Roman bezeichnete Prosa[44] „Babička" (Großmutter, 1855, deutsch von A. Smital, 1885) weltweit bekannten Němcová und dem Böhmerwald-Autor Klostermann die tschechischen Zuzügler im Zentrum. Nicht ohne auf die Armut im Mutterland hinzuweisen, die den Anlaß der Zuwanderung bildete, schildern sie die Existenzbedingungen in der Stadt lebender Tschechen, wobei städtebauliche Attraktionen eher flüchtig skizziert werden und hauptsächlich als Kulisse und Kontrapunkt bewegender Schicksale dienen. Bei Němcová wird die Gesellschaftskritik durch den von ihr vertretenen sozialen Utopismus und Elemente der Romantik abgeschwächt. Sie ließ ihre sentimental gefärbte soziologische Skizze aus der Arbeitswelt des Biedermeier-Wien auch mit einem Happy-End, der glücklichen Heimkehr der Heldin [45], ausklingen. Der dem Naturalismus nahestehen-

---

[43] Ausführlichere Angaben dazu in: Miroslava Houska, J. S. Machar und seine Zeit mit besonderer Berücksichtigung der österreichischen Verhältnisse. Phil. Diss., Wien 1978, v. a. S. 140–197. Ausgeklammert blieb in der Anthologie auch die Literarisierung der Monarchie, der Habsburger und Kaiser Franz Josephs I. Dazu vgl. A. Měšťan, Franz Joseph I. in der tschechischen Literatur des 19. Jahrhunderts, und Zdeněk Mareček, Europa tanzt Walzer. Franz Joseph I. in der tschechischen Literatur des 20. Jahrhunderts, in: Leopold R. G. Decloedt (Hrsg.), An meine Völker. Die Literarisierung Franz Joseph I., Bern 1998, S. 139–146 u. S. 147–165.

[44] Schamschula stellt in seiner Geschichte der tschechischen Literatur. Bd. 2 (s. Anm. 13), S. 70f., das den Untertitel Obrazy venkovského života (Bilder des Landlebens) tragende Buch in die Tradition der sogenannten „physiologischen Skizze".

[45] Die in Kontrast zur „bösen" Wienerin bescheiden und gutherzig gezeichnete Madla entspricht dem weiblichen Idealbild, das V. Jirát in der Studie Český a německý Biedermeier (Tschechisches und deutsches Biedermeier), in: Ders., Portréy a studie (s. Anm. 14), S. 545ff., als eines der Charakteristika des literarischen Biedermeiers anführt. Auch in Němcovás Babička (Die Großmutter) macht er Züge des Biedermeiers aus, obwohl ihr Werk nicht nur in diesen Kontext zu stellen sei. Vgl. Jirát, Úloha „Biedermeieru" v českém národním obrození (Die Rolle des B. in der tsche-

de Klostermann hingegen sparte nicht mit drastischen Mitteln, um seiner Überzeugung vom verderblichen Einfluß Wiens Ausdruck zu verleihen. Im Gegensatz zu seiner Vorläuferin sind in seinen exemplarischen Lebensgeschichten böhmischer Zuwanderer der sechziger und beginnenden siebziger Jahre zwar schon Tschechen vertreten, die im wohlhabenderen Bürgertum und im Beamten- und Akademikermilieu Fuß fassen und sogar Karriere machen können, das „Glück" der Aufsteiger wird aber durch den Hinweis auf den Verlust ihrer nationalen Identität und einen damit in Zusammenhang gesehenen Schwund charakterlicher Qualitäten relativiert. Der patriotische Appell an die nach Wien gezogenen Tschechen, sich nicht freiwillig an die deutschen Wiener anzupassen oder sie nachzuahmen, der bei Machar den Ton von Zurechtweisungen annahm, entsprang Klostermanns deklarierter Absicht, sein „armes, getretenes, jahrhundertelang zum Schweigen gebrachtes und erniedrigtes Volk" wachzurütteln und ihm Selbstbewußtsein zu verleihen, zu seiner Herkunft zu stehen. Spektakuläre, von Tschechen erbrachte Leistungen würden dann nicht den deutschen Österreichern zugeschrieben werden[46]. In diese Richtung waren auch Nerudas Berichte von der Weltausstellung im Jahre 1873 gegangen: Er verwies darin nicht nur auf den von der deutschen Öffentlichkeit ignorierten Beitrag der Tschechen und Slowaken zum Aufbau der Exposition, sondern mokierte sich auch über die ungenügende oder ganz unterlassene Selbstdarstellung seitens seiner Landsleute bei dieser Musterschau.[47]

---

chischen Nationalen Erneuerung), ebenda, S. 548–551 (s. v. a. S. 550). Die Bedeutung des Biedermeiers als Epochenbegriff in der tschechischen Literaturgeschichte wird reflektiert in D. Tureček, Biedermeier a české národní obrození (Das Biedermeier und die tschechische Nationale Erneuerung), in: Estetika 30 (1993), Nr. 2, S. 15–24, wobei der Verfasser ausdrücklich auf die noch offenstehende systematische Untersuchung dieses Problemkreises verweist.

[46] K. Klostermann, Za štěstím (Dem Glück nach), 7. Aufl., Prag 1987, S. 127 u. 132. Auch der Lyriker Václav Bolemír Nebeský (1818–1882), ein Freund B. Němcovás, der 1843–1846 in Wien studierte, betonte beim Anblick seiner Landsleute in Wien die Notwendigkeit, ihren Nationalstolz zu stärken und sie durch Bildung zu aufrechten Tschechen zu erziehen. Vgl. Život a spisy Václava Bolemíra Nebeského. Sepsal Dr. Josef Hanuš (Leben und Werk von V. B. N. Verfaßt von Dr. J. H.), Prag 1896 (v. a. S. 65–67).

[47] Zu den betreffenden Texten vgl. Anm. 30. Eine Auflistung aller Tschechen und tschechischer Firmen, die in irgendeiner Weise etwas zur Ausstel-

In dem Maße, wie sich gegen die Jahrhundertwende, als die Zahl der Tschechen in Wien einen Höchststand erreichte, die Stilisierung der Wiener Tschechen als „Leidende“ und „Opfer“ in der tschechischen „Bastion an der Donau“[48] verstärkte, übernahm Machar, der seit 1889 in Wien den Brotberuf eines Bankbeamten ausübte, sich jedoch trotz materieller Absicherung als „Verbannter“ in einem „freiwilligen Exil“[49] bezeichnete, die Rolle des moralisierenden Anklägers und Richters, sparte aber auch – wie bereits Němcová und Klostermann – nie mit Kritik an seinen Landsleuten selbst. Als Konzentrat seiner Vorbehalte gegen die Stadt und ihre Bewohner und seiner Ablehnung der Wiener Kultur veröffentlichte er 1903 in einer Zeitschrift in Prag einen umfangreichen pamphletartigen Essay mit dem Titel „Vídeň“, mit dem er 1919 eine gleichnamige Sammlung von Feuilletons einleitete. Dabei konnte Machar, wie seinen Erinnerungen zu entnehmen ist, seinem langjährigen Wohnort durchaus auch angenehme Seiten abgewinnen, ein Zwiespalt, der auch für das Schaffen anderer Autoren symptomatisch ist. Nach seiner Übersiedelung nach Prag, „einem Totenreich entronnen“, erklärt er nach einigen Jahren in der neuen Republik: „Ich habe mit den Tschechen solche Erfahrungen gemacht, daß ich die Rückkehr nach Böhmen bedauere. In Wien habe ich dreißig Jahre lang fremden Menschen [...] gedient, aber ich blicke auf diese Jahre wie auf ein fremdes Paradies.“[50] Als er zu dieser Einsicht gelangt war und 1926 als Pendant der politischen Lyrik „Tristium Vindobona I–XX“ die Gedichtsammlung „Tristium Praga I–C“ herausgab, war der Wien-Heimkehrer von der literarischen Entwicklung in der ČSR längst überholt worden, und das Thema Wien, das schon vorher nur einzelne Autoren bewegte, hatte seine Aktualität verloren.

***

---

lung beigetragen hatten, nahm Neruda in Češi na Světové výstavě (in: Spisy J. N., Bd. 6 [s. Anm. 30], S. 359–372) vor.

[48] Vgl. u. a.: J. Hašek, Machar ist nicht zu Hause, s. S. 321 der Anthologie; zur selbst auferlegten Märtyrerrolle der Wiener Tschechen vgl. Glettler, Die Wiener Tschechen (s. Anm. 9), v. a. S. 422–426.

[49] Machar, První dojmy (Erste Eindrücke), in: Ders., Tristium Vindobona I–XX (Prag 1893), hier zit. aus der 7. Aufl., Prag 1923, S. 11.

[50] Machar, Pět roků v kasárnách (s. Anm. 5), S. 9 und 443f.

Němcovás und Klostermanns Absicht bestand sichtlich darin, den Wien vorauseilenden und durch Prahlereien von Landsleuten gesteigerten Ruf eines Wohlstand und Vergnügen verheißenden Eldorados[51] zu korrigieren und dem romantischen Wunschdenken der einfachen Bevölkerung durch unverblümte Darstellungen der wahren Verhältnisse entgegenzuwirken. Die die Erwartungshaltung bestimmenden positiven Komponenten des Wien-Topos wurden ins Gegenteil umgekehrt, von der Stadt ausgelöste negative Empfindungen nuanciert und mit dem Sehnsuchtsbild der bescheidenen, aber intakten und Geborgenheit verheißenden Lebenswelt der – meist ländlichen – Heimat kontrastiert. Den tatsächlich bestehenden Gefühlen der Unbehaustheit und Entwurzeltheit der über die ganze Stadt verstreuten Tschechen, für die es in der Frühzeit der Zuwanderung keine speziellen Begegnungszentren gab, versuchte man ab den sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts von seiten der Minderheit durch die Gründung von Geselligkeits- und Bildungsvereinen abzuhelfen, was der 1894 von dem Slawisten Josef Karásek herausgegebene kleine Sammelband „Z Vídně o Vídni" (Aus Wien über Wien) mit Berichten aus dem „Opavský besedník" (Troppauer Gesellschafter)[52] und Pavla Kytlicovás Erinnerungen „Rodiče a děti" (Eltern und Kinder, 1927–1931) nahebringen.

Die Warnungen vor einer daheim erträumten Idylle und der in der Realität der Großstadt unweigerlich darauf folgenden Entzauberung verfestigten sich zum Vorurteil vom bösen Wien – vor allem bei Machar, der alle Kräfte daran setzte, die glänzende Fassade der Walzerstadt zu demontieren. Auch die Vorurteile gegen die deutschsprachigen Bewohner der Stadt erstarrten zu bis weit ins 20. Jahrhundert literarisch wirksamen Klischees. Einst für positiv und nachahmenswert gehaltene menschliche Eigenschaften wurden zusehends negativ interpretiert: Der ehedem für seine Lebenslust und seinen Lebensstil gerühmte – nun zusehends dafür berüchtigte – Wiener wandelte sich zum oberflächlichen, dümmlichen Luftikus, die für ihre Eleganz bewunderte Wienerin zum materialistischen und hartherzigen Wesen ohne geistigen Tiefgang, die

---

[51] Zur Erwartungshaltung der tschechischen Zuwanderer vgl. Glettler, Die Wiener Tschechen (s. Anm. 9), S. 40.

[52] Opavský besedník: 1861–1865. Eine genaue Beschreibung der Anfänge des slawischen Kulturlebens in Wien findet sich in: Wytrzens, Nationalbewußtsein (s. Anm. 7), S. 190–197.

Stadt selbst belegte man mit despektierlichen weiblichen Apostrophierungen. Eine „Schönheit ganz bestimmter Art: fleischig, rücksichtslos und protzig“ und eine „Kokotte“ nannte sie u. a. Machar, bei Jan Werich im 20. Jahrhundert wird sie als „Stiefmutter“ personifiziert, alles wohl als Gegensatz zu „Mütterchen“ Prag,[53] – das, wie die Prager Literaturwissenschafterin Daniela Hodrová ausführt, um die Jahrhundertwende in einer Phase des desillusionierten Patriotismus in tschechischen Romanen allerdings ebenfalls abwertende Einschätzungen erfuhr[54]. – In freilich berechtigter Weise hatte Božena Němcová des öfteren vor Wien als einem besonders für Mädchen gefährlichen „Sodom“ gewarnt[55], und tragisch, mit dem Selbstmord seiner Hauptheldin, einer zur Operndiva aufgestiegenen armen Zuwanderin, die nach Verlust ihrer Stimme in die Prostitution abgleitet, ließ Klostermann seinen Roman enden. Von Gefühlen der Erniedrigung unbelastet wirkt hingegen – um im Zusammenhang mit dem in der tschechischen Wien-Literatur regelmäßig erwähnten Problem der Prostitution einen Blick in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts vorauszuwerfen – eine tschechi-

---

[53] Machar, Pod sluncem italským (Unter der italienischen Sonne), Prag 1918, S. 48, u. Ders., Pět roků v kasárnách (s. Anm. 5), S. 29, zit. nach Houska, J. S. Machar (s. Anm. 43), S. 56 u. 142, und Jan Werich, „Wien bleibt Wien“, in: Ders., Italské prázdniny (Italienische Ferien), Prag 1960, hier zit. nach: Ders., Úsměv klauna (Das Lächeln eines Clowns), Prag 1984, S. 55 (s. Anthologie, S. 480). – Für Prag hatten sich seit den dreißiger und vierziger Jahren des 19. Jh.s in der tschechischen Literatur positive weibliche Personifizierungen eingebürgert, als „Mutter“, „Mütterchen“, „Jungfrau“, „Braut“, „Königin“ und „Königinwitwe“. Vgl. Vladimír Macura, Znamení zrodu. České národní obrození jako kulturní typ (Im Zeichen der Geburt. Die tschechische Nationale Erneuerung als Kulturtyp), Prag 1983, S. 211. – Die Schwarz-Weißmalerei bei Vergleichen von Prag und Wien steht in Analogie zu jener bei Charakterisierungen von deutschen Wienern und tschechischen Zuzüglern.

[54] Vgl. Daniela Hodrová, Místa s tajemstvím (Orte mit einem Geheimnis), Prag 1994, S. 96f.

[55] Vgl. B. Němcová, Dobrý člověk (Ein guter Mensch), in: Sebrané spisy Boženy Němcové (B. N. s gesammelte Werke), Bd. 4, Prag 1906, S. 209, 239, 263, und Dies., Domácí nemoc [1846] (Heimweh), in: ebenda, Bd. 1, Prag 1904, S. 30. I. J. 1853 entwickelte Němcová aus diesem Motiv die Erzählung Baruška [Eigenname], vgl. ebenda, Bd. 1, S. 33–98. Sie beschreibt darin, wie leicht ein tschechisches Mädchen in Wien auf die schiefe Bahn geraten konnte. Siehe auch Erl. zu S. 162 der Anthologie.

sche Prostituierte, die in Pavel Kohouts Roman „Ende der Großen Ferien“ (1990) in einer Nebenhandlung figuriert.[56]

Trotz der sich im Verlauf des 19. Jahrhunderts ausbildenden Kritik am Hedonismus der Wiener, die Klostermann als „leichtsinnige Possenreißer“ und Machar als Phäaken[57] klassifizierten, und deren ungebrochene Vergnügungssucht inmitten des Nachkriegselends Milena Jesenská noch nach 1918 zutiefst erstaunte, schätzten die Tschechen selbst, wie schon angesprochen, die Annehmlichkeiten Wiens: das Warenangebot, die Wiener Küche, den Wein[58], die Wirtshäuser, ganz besonders den Heurigen, die Erholungsmöglichkeiten in der Natur in der näheren Umgebung der Stadt, die Volksbelustigungen und als Hauptattraktion den Prater. Dieses Freizeit- und Sonntags-Wien wird fast liebevoll beschrieben und hat auch in den feuilletonistischen Berichten über Wien immer einen besonderen Stellenwert. Zum Prater, der durch die Teilung in den Nobel- und in den Volks- oder Wurstelprater eine Lokalität darstellte, wo sich die Klassengegensätze besonders auffällig manifestierten, entwickelten Klostermann und Machar allerdings ambivalente Gefühle. Sie nutzten ihn als eine Bühne, um die Kluft zwischen den saturierten Reichen und dem Proletariat oder

---

[56] P. Kohout, Ende der Großen Ferien, München 1990, S. 430–435; vgl. Anthologie, S. 67.

[57] K. Klostermann, Za štěstím (s. Anm. 46), S. 186 (u. auch S. 89), J. S. Machar, Vídeň (Wien), 2. Ausg., Prag 1922, S. 43. Die Identifizierung Österreichs mit den hedonistischen griechischen „Phäaken“ ist übrigens ein alter imagologischer Topos, der durch Schillers Xenion „Donau in O**“ Breitenwirkung erlangte: „Mich umwohnet mit glänzendem Aug das Volk der Phaiaken; | Immer ists Sonntag, es dreht immer am Herd sich der Spieß.“ Friedrich Schiller, Sämtliche Werke. Auf Grund der Originaldrukke hrsg. von Gerhard Fricke und Herbert G. Göpfert unter Mitwirkung von Herbert Stubenrauch und Wolfgang Herlitz. 6 Bände, München (Darmstadt) 1980–1993, hier Bd. 1, S. 268.

[58] Vgl. dazu einen Brief Němcovás (Wien, 29. 8. 1855) an ihren Mann in Prag: „In Wien wütet die Cholera, aber man merkt es nirgends, außer in den Leichenhäusern. Die meisten Bekannten sind am Land. Sie klagen über die hohen Preise, aber Gebäck, Gemüse und Obst sind billiger als in Prag. Es gibt hier schon Weintrauben. – Ein schöner Pfirsich um 1 Kreuzer, in Prag müßte man dafür 3 kr. zahlen, und ungefähr in diesem Verhältnis bewegen sich die Preise für alle Obstsorten. || Mir schmeckt am besten der Wein.“ Němcová, Listy (Briefe) II, hrsg. von Miloslav Novotný und Bohuslav Havránek, Prag 1952, S. 116.

den in der Großstadt unter die Räder Gekommenen aufzuzeigen.[59]

Die Schauplätze der tschechischen Wien-Literatur des 19. Jahrhunderts sind über die Stadt verstreut, wie es der Wohn- und Arbeitssituation der Minderheit in der Wirklichkeit entsprochen hatte. Plastisch nachgezeichnet werden, vor allem bei Klostermann und in Machars Gedicht „Otrokyně otroka" (Die Sklavin des Sklaven)[60], die Elendsquartiere des Proletariats, wie man sie aus den aufrüttelnden Sozialreportagen und Schilderungen von Max Winter und Friedrich Funder[61] kennt. Die – aus den literarischen Werken herauszulesende – Ehrfurcht der einfacheren Bevölkerung vor elitäreren Bezirken fehlt bei den Studenten und Akademikern, die sich überall ungezwungen bewegten und am Leben der Großstadt ohne Komplexe partizipierten. Daß mit dem gesellschaftlichen Aufstieg der Umzug in bessere Wohngebiete in Grünlage, bevorzugt ins Cottage, verbunden war, geht aus den autobiographischen Aufzeichnungen Machars und Kytlicovás hervor. Das unbestrittene „Herz" der Stadt schien, der Häufigkeit der Erwähnung nach, den Tschechen der Stephansdom bedeutet zu haben, dessen Turm[62] sie nicht nur als ein Wahrzeichen und als einen Orientierungspunkt im Häusermeer ansahen, sondern als seelischen Ordnungspunkt verinnerlichten. Mit spöttischen oder verächtlichen Äußerungen hingegen wurde Schloß Schönbrunn als Symbol der Habsburgermacht und des Staates von Jaroslav Hašek, Vítězslav Nezval und Jan Werich bedacht. Das gilt teilweise auch für die Prunkbauten der Ringstraße, die 1903 Machars Spottlust in seiner Philippika „Vídeň" beflügelt hatten.

Keine vergleichbaren Wertungen entdeckt man hingegen in „Ráj světa" (Das Paradies der Welt, 1880), einem frühen Werk des

---

[59] Stefan Simonek untersucht in dem Aufsatz: J. S. Machars Parallel- und Gegenwelten zur Wiener Moderne (Schnitzler, Andrian, Hofmannsthal), in: Germanoslavica V (X), Prag 1998, S. 55–61, diese Dichotomie aus komparatistischer Sicht (vgl. v. a. S. 57–60).

[60] In: J. S. Machar, Zde by měly kvést růže (Hier sollten Rosen blühen), Prag 1894 (deutsch von Ernst Mandler, Potsdam 1933); vgl. Anthologie, S. 278–280.

[61] Vgl. Glettler, Das tschechische Wien historisch, s. Anthologie, S. 85f. (Anm. 18).

[62] Vgl. u. a. Kollár und Neruda, s. Anthologie, S. 19 u. 26 (Anm. 38), und Beer, s. Anthologie, S. 159.

patriotisch gesinnten und lange erfolgreichsten historischen Schriftstellers Alois Jirásek und dem einzigen seiner Romane, der kein Thema der tschechischen Geschichte zum Inhalt hat. Er spielt in Wien vor den großen Zuwanderungswellen zur Zeit des Wiener Kongresses und beschreibt auf dem Hintergrund des glanzvollen und frivolen Lebens des die Niederlage Napoleons feiernden Hochadels aus ganz Europa die romantisch angehauchte Freundschaft zweier junger Künstler, eines nicht aus Not, sondern aus künstlerischen Gründen nach Wien gekommenen altruistischen Tschechen und eines extrovertierten, für die Lockungen des Ruhms anfälligen Franzosen. Der Roman, eine Parabel über die Nichtigkeit von Macht, Prestige und Reichtum und ein Lob auf das aus Selbstbescheidung, Anständigkeit und innerer Zufriedenheit resultierende Glück (in abgewandelter Form das Hauptmotiv von Klostermanns Roman und auch die Moral von Němcovás Novelle), ist zwar frei von plakativer Tendenz, alle positiven Charaktereigenschaften werden aber – die dem Klischee der Phäaken gerecht werdenden Adeligen[63] ausgenommen – den slawischen Protagonisten (Tschechen und Polen) zugeschrieben.

Die von Jirásek eindrücklich geschilderte luxuriöse Lebenswelt des Adels, die – allerdings auf die Jahrhundertwende bezogen – Ladislav Fuks als Schauplatz des 1983 erschienenen Romans „Vévodkyně a kuchařka“ (Die Herzogin und die Köchin) wählen sollte, war im 19. Jahrhundert ein Milieu, in das man gewöhnlich höchstens als Dienstbote Zugang fand. Es ist kein Zufall, daß Jakub Deml in der vieldeutigen Erzählung „Cizinec“ (Der Fremde, 1914, deutsch 1993), die man unter anderem als eine dem tschechischen Selbstwertgefühl in der Endzeit der Monarchie korrelierende Parabel der Entfremdung lesen kann, seinen Protagonisten in ein anonymes Wiener Palais versetzt und ihn dort gesichtslos, seiner Identität entblößt, auf einen Militär als Repräsentanten einer feudalistischen Ordnungsmacht treffen läßt. In vollkommenem Gegensatz dazu zeigt sich Jiří Karásek ze Lvovic, ein Hauptvertreter der tschechischen Décadence der neunziger Jahre, der ein idealisiertes dekoratives Bild von Wien evoziert. Während sich am Beginn des 20. Jahrhunderts eine junge Literatengeneration politisch dem

[63] Ausdrückliche Bezeichnung Wiens als Phäakenstadt auf S. 278 des Romans.

Anarchismus verschrieb, identifizierte er sich auf Grund persönlicher Erlebnisse in fast enthusiastischer Weise mit dem Adel und dessen elitärem Lebensstil, ohne auf Klassengegensätze und nationale Querelen Rücksicht zu nehmen. Er verknüpfte damit die Bewunderung für Wien und die Wiener Kultur und fand dort das Vorbild für sein auch literarisch manifestiertes Dandytum. Karásek ze Lvovic hatte sich seit 1895 in seiner Funktion als Postbeamter mehrmals in Wien aufgehalten. In einem am Beginn der dreißiger Jahre in einer Zeitschrift veröffentlichten Rückblick auf die von ihm 1894 begründete und bis 1925 zusammen mit Arnošt Procházka (1869–1925) herausgegebene „Moderní revue", die bedeutendste Zeitschrift der Tschechischen Moderne, heißt es:

> Ich bekenne, daß Wien einen entscheidenden Einfluß auf mich hatte und mich von Grund aus veränderte. Ich war davon wie verschlungen. Es schien mir, daß ich nur in Wien lebte und nach Prag nur fuhr, um mich zu erholen und Kräfte zu sammeln. Ich war immer erschöpft von Wien, künstlerisch gab es mir jedoch alles.[64]

Die persönliche Bekanntschaft mit einem Aristokraten inspirierte ihn angeblich zu der auf dem Doppelgänger-Motiv aufbauenden Trilogie „Romány tří mágů" (Romane der drei Magier), die zwischen 1907 und 1925 erschien und ein offenes Bekenntnis zur Homosexualität bedeutete.[65]

---

[64] J. Karásek ze Lvovic, Počátky Moderní revue (Die Anfänge der „Moderní revue"), in: Rozpravy Aventina 7 (1931/32), hier zit. aus: Ders., Vzpomínky (Erinnerungen), hrsg. von Gabriela Dupačová und Aleš Zach, Prag 1994, S. 166 (bibliogr. Angaben zur Erstveröffentlichung ebenda, S. 266).

[65] Vgl. Ders., Román Manfreda Macmillena, Prag 1907, hier zit. aus dem Reprint von 1924, S. 12: „Manfred zog mich in seinen Bann, als ich ihn das erste Mal sah. […] Wien wurde für mich von diesem Augenblick an schicksalhaft. Es vergeistigte sich. Sprach zu mir. […] Etwas anschmeichelnd Weiches, Warmes, Samtiges, die Atmosphäre feiner, nackter Körper mit den geschmeidigen, langsamen Bewegungen einer Katze umgab mich. Ich verstand plötzlich alle Genußmenschen, die mir bisher fremd gewesen waren. Und ich verstand ihre bizarren Gelüste […]. Manfred war ein solcher Typ. Er war ein perfekter Dandy. […] Er kleidete sich distinguiert und modisch, doch trug er nichts, was als ‚dernier cri' zu bezeichnen gewesen wäre und was man in jedem Geschäft auf der Kärntnerstraße hätte kaufen können." Ausführlicher äußerte sich Karásek ze Lvovic zu seinem in der Trilogie als Magier in drei Gestalten (als Manfred, Marcel, Adrian) auftretenden „Wiener Freund" in: Romány tří mágů (in: Rozpravy Aventina 1/1 [1925–26], S. 3), hier zit. aus Dupačová, Zach (Hrsgg.),

Die bisher herausgearbeiteten Dominanten des Wien-Bildes im 19. und beginnenden 20. Jahrhundert werden durch zeitgenössische Lebensberichte und journalistische Texte bestätigt und in Details ergänzt, erfahren in Hinsicht auf die Einstellung zu Wien und zu den Wienern aber auch so manche Korrektur. Das gilt sowohl für die erst im 20. Jahrhundert entdeckten und herausgegebenen autobiographischen Aufzeichnungen des Handwerksgesellen Alois Beer, der die in der Stadt verbrachten Jahre von 1849 bis 1852 als zwar beschwerliche, doch für seinen Werdegang not-

---

Vzpomínky (s. Anm. 64), S. 207–210: „Er trat in den neunziger Jahren in mein Leben, als ich durch das Zusammentreffen verschiedener Umstände sehr oft nach Wien kam und dort – abermals durch das Zusammentreffen verschiedener Umstände, doch keineswegs zum Schaden meiner künstlerischen Entwicklung – in die, mit verschiedenen Lastern parfümierte Atmosphäre der Wiener Aristokratie geriet. Der Zufall ließ mich Manfred kennenlernen, das Mitglied eines alten Geschlechts […]. Ich lernte auch einen großen Lebenskünstler kennen, einen deutschen Diplomaten, der eine erlesene Gesellschaft um sich versammelte, wo alles von Schönheit und Geist gesättigt war. […] Getrennt von meinem Freund, der als Diplomat weit fort in den Orient ging, aus Nostalgie nach ihm, schrieb ich diesen Roman allein für mich […]. Mein Manfred-Marcel-Adrian hat meine Romane nie gelesen und erfuhr daher nicht, welche Wirkung er auf meine Kunst ausgeübt hatte. Nach Jahren kamen aus der Ferne von ihm Blumen, einmal, als er durch Prag fuhr, schlug er mir brieflich ein Treffen auf dem Bahnhof vor, doch sein Schreiben traf zu spät ein, und ich kam nicht auf den Bahnhof. Im Vorjahr erfuhr ich – wieder aus purem Zufall –, daß er schon seit drei Jahren tot war." Der Name seines Freundes wurde von Karásek ze Lvovic in seinen Erinnerungen nicht preisgegeben, wie ihn auch die Herausgeber der Vzpomínky (s. o.) nicht verraten. Ob es sich um den aus einem obersächsischen Uradelsgeschlecht stammenden Diplomaten Philipp Fürst Eulenburg (1847–1921), vgl. Anthologie S. 453, handelte, der von 1894 bis 1903 Botschafter in Wien war und nach dem Ausscheiden aus dem diplomatischen Dienst wegen des Vorwurfs der Homosexualität in Prozesse verwickelt war, konnte nicht eruiert werden. Andere Erwähnungen des „Wiener Freundes" von Karásek ze Lvovic in Počátky Moderní revue (s. Anm. 64), S. 173f. u. 177, und in Ders., Vzpomínka na Arnošta Procházku jako bibliofila (Erinnerung an A. P. als Bibliophilen) [1929]: „Was die Bibliophilie war, erkannte ich erst in Wien bei meinem Freund, der Erstausgaben französischer und deutscher Dichter in schönen Ausgaben sammelte und ein Bewunderer der zeitgenössischen Symbolisten und Dekadenten war." Hier zit. aus Dupačová, Zach (Hrsgg.), Vzpomínky (s. Anm. 64), S. 225 (bibliographische Angaben zur Erstveröffentlichung vgl. ebenda, S. 265).

wendige und lehrreiche Zeit einstufte, als auch für die Zeitungsartikel im „Opavský besedník“, die 1861 den Lesern die geselligen Seiten des Großstadtlebens schmackhaft machen wollten. Vom Bemühen, in der Stadt zu verwurzeln und sich über die nationale Diskriminierung hinwegzusetzen, zeugen auch die Memoiren Pavla Kytlicovás, die in der tschechischen Literatur als Standardwerk des tschechischen Wien gelten. Die 1874 in Wien geborene und hier aufgewachsene Autorin, deren Vater sich im Vereinsleben der Volksgruppe engagierte, zeichnet darin ein durchaus idyllisches Bild ihrer Kindheit und Jugend, das eher durch familiäre Probleme getrübt wird. In krassem Gegensatz zu Kytlicovás um Objektivität bemühten Erinnerungen steht der im Vereinsleben in der Lueger-Ära angesiedelte Roman „Česká Vídeň“ (Das tschechische Wien, 1910) von Adolf Brabec (1875–1928), einem seinerzeit fruchtbaren, von der heutigen Literaturgeschichtsschreibung aber kaum mehr beachteten Autor. Er hatte sich während eines neunjährigen Aufenthalts in Wien[66] im Dienst der Schwarzenbergs in tschechischen Vereinen engagiert und hier 1906 einen Otto Johann Graf Harrach[67] gewidmeten knappen „Grundriß der tschechischen Literaturgeschichte“ veröffentlicht, mit dem er, wie er im Vorwort schrieb, „das Interesse für die aufblühende tschechische Nationalliteratur wachrufen“ wollte. „Česká Vídeň“, eigentlich eine Züge der Trivialliteratur aufweisende Beziehungsgeschichte in Funktionärskreisen der Wiener Tschechen, in der das Klostermann'sche Sujetmuster des gefallenen Mädchens (bei Brabec eine jung verwitwete, gutbürgerliche, aus Not aber zum Animiermädchen gewordene Südböhmin) aktualisiert wird, ist eine Apotheose des Wiener Tschechentums, in der jedoch auch innere Konflikte der Volks-

---

[66] Das Lexikon české literatury (Lexikon der tschechischen Literatur) 1, Prag 1985, das einzige neuere Nachschlagewerk, in dem der von A. Měšťan in „Kultur des Jugendstils in Wien, Krakau und Prag und ihre Nachwirkung“ (s. Anm. 42), S. 5, genannte Brabec aufscheint (S. 287), enthält keine genaue Datierung seines Aufenthalts in Wien, wohin er Mitte der neunziger Jahre gekommen sein dürfte. Die hier gemachten Erfahrungen flossen in Brabec' zum Teil in Wien, zum Teil in Südböhmen spielendes Prosa- und Dramenschaffen ein, vgl. z. B. die Erzählung Schovanka (Die Ziehtochter), in: Brabec, Z města (Aus der Stadt), Wien 1911, S. 21–80.

[67] Otto Johann Graf Harrach (1863–1935), Herrschaftsbesitzer, Großindustrieller, Herrenhausmitglied (1910–1918).

gruppe[68] nicht verschwiegen werden. Durch das Aufgebot an tendenziösen Klischees und damals aktuellen propagandistischen Parolen[69] hat das Buch, in dem auch Aussagen aus Machars Wien-Essay aus dem Jahr 1903 paraphrasiert werden[70], dokumentarischen Charakter in Bezug auf das Nationalbewußtsein und das Selbstwertgefühl der (wie Brabec betont, zum Teil schon zu großem Wohlstand und Einfluß gekommenen) Wiener Tschechen in einer Phase des eskalierenden Nationalitätenstreits[71]. Einen Vorzug kann man in den authentisch wirkenden Stadtbeschreibungen und Stimmungsbildern sehen.

Die bei Brabec so herausgestrichene „Leidens- und Opferrolle" der Wiener Tschechen stellten František Gellner und Jaroslav Hašek in Frage und sie schlossen sich auch nicht der in früheren literarischen Realisierungen zu beobachtenden Idealisierung der Tschechen an. Sie gehörten zur sogenannten Anarchoboheme, die auch unter der Bezeichnung „individualistische Anarchisten" in die Literaturgeschichte einging. Die in Prag unmittelbar nach der Jahrhundertwende entstandene lose Gruppierung, die sich politisch zum Anarchismus bekannte und sich um 1904/05 wieder aufzulösen begann, war literarisch von Josef Svatopluk Machars kritischem Realismus beeinflußt. Das hielt sie, wie Hašeks 1911 bis 1912 verfaßte und 1990 auszugsweise auf deutsch erschienene „Dějiny

---

[68] Auf politische Gegensätze und Eifersüchteleien zurückzuführende und mit dem Problem der Assimilation verbundene Konflikte: Wiederholter Vorwurf des Renegatentums – als Höhepunkt (S. 126) ein von seinem Sohn, einem deutschnationalen Burschenschafter, als „Sauböhm" beschimpfter Vater.

[69] Z. B. die Bezeichnung Wiens als eines „großen, traurigen tschechischen Friedhofs" (S. 6, 87); die „giftige" Atmosphäre Wiens (S. 89); „das nach starkem, fleißigem tschechischen Blut gierige deutsche Volk" (S. 5); die Deutschen als „jahrhundertelange Feinde" der Tschechen und „jeglichen Slawentums" (S. 37 u. 185); Trauma des Weißen Berges (S. 87), Sklavenschicksal durch „jahrhundertelange Verfolgung und Unterdrückung" (S. 182); Kupplerunwesen, Prostitution (S. 58, 108, 162–166).

[70] U. a. bezüglich der Ringstraßenbauten (S. 51f.), der Ausflüge der Wiener in den Wienerwald (zertrampeln das Gras, Männer und Frauen jodeln und „huldigen schamlos der freien Liebe", dabei gezeugte Kinder „füllen später Findelheime, Krankenhäuser und Irrenanstalten", vgl. S. 63ff.) und der Vergnügungssucht der Wiener (die bei Walzerklängen mit dem Kopf wakkeln). Vgl. dazu Machar in der Anthologie, S. 283–300 (v. a. S. 284ff., 290f).

[71] Vgl. Glettler, Die Wiener Tschechen (s. Anm. 9), S. 422–429.

strany mírného pokroku v mezích zákona“ (Die Geschichte der Partei des maßvollen Fortschritts in den Grenzen des Gesetzes) zeigt, nicht davon ab, auch ihn – eine anerkannte literarische Autorität und die graue Eminenz des tschechischen Wien – vom Piedestal zu stürzen. Inspiriert von meist kurzen Aufenthalten in der Residenzstadt hinterließen noch weitere Exponenten der Anarchoboheme ihre Spuren im tschechischen Wien-Bild, wie Marie Majerová, die 1904 bis 1906 ihren Mann Josef Stivín (1879–1941) während seiner Tätigkeit als Redakteur der Wiener sozialdemokratischen „Dělnické listy“ (Arbeiterblätter) hierher begleitet hatte. Die Einblicke in die Lebensumstände des Proletariats, die sie als Agitatorin der Arbeiterbewegung bekam, schlugen sich u. a. in der Erzählung „Činžovný dům“ (Zinshaus)[72] nieder. Die Teilnahme an den Arbeiterdemonstrationen im November 1905 flossen in ihren ansonsten vorwiegend in Paris handelnden Anarchistenroman „Náměstí republiky“ (Platz der Republik, 1914, deutsch 1951 von Jana Nowaková) ein. Nur als Gefangener im Garnisonsgefängnis lernte der betont patriotische Viktor Dyk 1916/17 Wien näher kennen. Wie Machar, der über seine Häftlingszeit (1916) das 1918 erschienene Buch „Kriminál“ (deutsch 1919 als „K. u. K. Kriminal“) verfaßte, hielt er seine Erlebnisse in „Tichý dům“ (Ein stilles Haus, 1921) fest.[73]

Die von dem Lyriker Stanislav Kostka Neumann (1875–1947)[74] angeführte Anarchoboheme, zu der auch Fráňa Šrámek (1877–

---

[72] In: Marie Majerová, Královna krásy. Povídky pro noviny (Die Schönheitskönigin. Zeitungsgeschichten), Prag 1939, S. 137–149.

[73] J. S. Machar, Kriminál. Žito: 1916. Psáno: 1917–18. (K. u. K. Kriminal. Erlebt: 1916. Geschrieben: 1917–1918. Übersetzt von Otto Pick). Zu Tichý dům vgl. V. Dyks Vorwort darin: Er sei am 20. 11. 1916 wegen angeblichen Hochverrats verhaftet, am 15. 12. nach Wien gebracht und bis 27. 5. 1917 im Garnisonsgefängnis festgehalten worden. Weil der nach der Entlassung entstandene, nur Teile des in der Haft geführten Tagebuchs enthaltende Roman 1917–1918 in der Zeitschrift Zlatá Praha (Goldenes Prag) abgedruckt worden wäre, hätte er Rücksicht auf die Zensur nehmen und vieles verschweigen müssen.

[74] Der 1947 verstorbene und nach 1948 bei den Kommunisten hoch angesehene Neumann, der um die Jahrhundertwende der führende Repräsentant des tschechischen Anarchismus gewesen war, hatte sich mit seiner damaligen Geliebten und späteren zweiten Frau Božena Hodačová (1882–1967) von November 1904 bis Frühjahr 1905 in Wien aufgehalten, ehe er mit ihr in ihren Heimatort Řečkowitz bei Brünn übersiedelte. In Wien gab Neu-

1952), der Verfasser antimilitaristischer Lyrik, zählte, war aus der „Česká moderna“ (Tschechische Moderne) hervorgegangen, die 1895 mit einem von František Xaver Šalda (1867–1937) und J. S. Machar konzipierten Manifest in Prag an die Öffentlichkeit getreten war. Sie vereinte die Vertreter aller damaligen Stilrichtungen – des Realismus, Naturalismus und Symbolismus – und war als Reaktion auf die unbefriedigende Situation der tschechischen Kultur und die als Stagnation empfundene geistige Atmosphäre vom Ende der achtziger und Beginn der neunziger Jahre entstanden. Die Ablehnung einer einseitig patriotischen Literatur, in der die ästhetischen Qualitäten in den Hintergrund traten, und die dadurch drohende Gefahr der Provinzialisierung bewegten sie (wie schon die vorausgehende Lumír-Generation) zur programmatischen Forderung nach ästhetischer Autonomie des literarischen Kunstwerks und zu einem konsequent vertretenen Kosmopolitismus, dem sich auch alle folgenden Schriftsteller- und Künstlergenerationen bis in die Zwischenkriegszeit verschrieben. Der von Šalda als Hauptmotiv der Gründung der „Tschechischen Moderne“ genannte Hunger nach Erkenntnis, der daheim nicht oder nur unvollkommen gestillt werden konnte,[75] motivierte alle diese Vorläufer der tschechischen

---

mann den letzten Jahrgang der kulturpolitischen Zeitschrift Nový kult (Der neue Kult) heraus, die er 1897 in Prag zur Verbreitung anarchistischer Ideen begründet hatte, und die seit 1900 die bedeutendste politische Publikationstribüne des tschechischen Anarchismus war. Božena Neumannová beschrieb den von Geldmangel geprägten Wiener Aufenthalt, die Begegnung mit Marie Majerová und Josef Stivín und die Versuche Neumanns, Nový kult weiterzuführen, in ihren 1948 bis 1951 verfaßten und für ihren Mann keineswegs schmeichelhaften Memoiren Byla jsem ženou slavného muže (Ich war die Frau eines berühmten Mannes), Brünn 1998 (S. 19 bis 84). Die knappen Stimmungsbilder von der Ankunft in Wien (S. 32) und die Kritik am oberflächlichen Charakter der Wiener (S. 50f. u. 53) wirken wie Paraphrasen entsprechender Passagen aus dem Werk Klostermanns und Machars. Auch die Apostrophierung Wiens als „Stiefmutter“ fehlt nicht, vgl. S. 32: „Vindobona umarmte uns, zwei Flüchtlinge aus einem gemütlichem Heim, mit den Armen einer Stiefmutter.“ – In Neumanns lyrischem Werk fand die Wiener Episode einen Niederschlag in dem Gedichtband „Hrst květů z různých sezón“ (Eine Handvoll Blüten aus verschiedenen Saisonen), 1907.

[75] Vgl. Dějiny české literatury (Geschichte der tschechischen Literatur). III, Red.: Jan Mukařovský und Miloš Pohorský, Prag 1961, S. 364.

Avantgarde, die sich 1920 zur „Devětsil-Gruppe“ formieren sollte, aus ihrem angestammten kulturellen Milieu auszubrechen und, wie es die sog. „Generation des Jahres 1914“ mit den Gebrüdern Karel und Josef Čapek am Vorabend des Ersten Weltkrieges ausdrückte, „die Fenster nach Europa zu öffnen“. In Österreich-Ungarn sahen die jungen tschechischen Literaten nach der Jahrhundertwende für sich keine Entwicklungschancen. Das erhellen zum Beispiel die Zeilen Richard Weiners (1884–1934), eines der wichtigsten Prosaiker der Zwischenkriegszeit, der 1912 bis 1914 und 1919 bis 1937 als Zeitungskorrespondent in Paris lebte und von einem Fronteinsatz im Balkankrieg an seine Eltern schrieb:

> Ich habe alles dermaßen satt, daß ich mich nur danach sehne, so bald wie möglich aus diesem Reich zu verschwinden und nicht zurückzukehren, sofern das nur irgendwie möglich ist. Lieber in bitterster Not im Ausland. [...] Überall kann ich freier atmen als in Österreich. Es gibt keinen Staat, der sich seiner Schwäche dermaßen bewußt und gleichzeitig so eingebildet wäre. [...]
>
> Lieber freiwilliges Exil für immer und meinetwegen Not, als hier seinen Braten zu essen, wo es weder Ordnung noch Unordnung gibt, sondern nur irgendein soziologisches Nichts.[76]

Zum Mekka der Kunst wurde für die schon früher frankophilen Tschechen vor allem Paris – eine Entwicklung, die im poetistischen „Devětsil“ und dem daraus in den dreißiger Jahren hervorgehenden Surrealismus kulminierte. Die international anerkannten Leistungen dieser Avantgarde, die eigenen Angaben nach nur durch die Abnabelung von der heimischen tschechischen Tradition des 19. Jahrhunderts erzielt werden konnten, berechtigten ihren Theoretiker Karel Teige (1900–1951), 1933 mit Stolz zu behaupten, „Europa eingeholt“, wenn nicht sogar „überholt“ zu haben“.[77]

---

[76] Briefe vom 19. und 22. 3. 1913, in: Jarmila Mourková, První pobyt Richarda Weinera v Paříži 1912–1914 (Richard Weiners erster Aufenthalt in Paris 1912–1914), in: Literární Archiv. Sborník Památníku národního písemnictví (Literaturarchiv. Sammelband des Museums des nationalen Schrifttums), II, Prag 1967, S. 41f.

[77] Vgl. Christa Hansen-Löve [= Rothmeier], Tschechische Avantgarde zwischen Innovation und Tradition, in: The Slavic Literatures and Modernism. A Nobel Symposium 1985, ed.: Nils Åke Nilssen, Kungl. Vitterhets Historie och Antikvitets Akademien, Stockholm 1986, S. 194.

Aus dieser umgekehrten Perspektive, von Prag aus gesehen, wird Machars Häme, mit der er 1903 in „Vídeň" die Wiener Kultur bedachte, verständlicher. Noch einleuchtender erscheint sie, wenn man die eingefleischte Ignoranz und Mißachtung in Betracht zieht, die seinerzeit gegenüber der tschechischen Literatur und Kultur von seiten der Deutschsprachigen vielfach an den Tag gelegt wurde[78]. Der der tschechischen Sprache selbst nicht mächtige Hermann Bahr (1863–1934) war praktisch der einzige, der sich in Wien, geleitet von der Idee Österreichs als eines multinationalen Staates, ab 1892 für die tschechische Kultur und für die tschechisch-österreichische Verständigung einsetzte. Bestrebt, auch die Tschechen in die österreichische Moderne zu integrieren, lud er 1894 Machar zur Mitarbeit an seiner Revue „Die Zeit" ein. Dieser verwies ihn an den jungen Literaturkritiker František Václav Krejčí (1867–1941), der Bahrs Aufforderung nachkam und zwischen 1894 und 1897 und nach der Jahrhundertwende mit sachlichen Artikeln zur Herausbildung eines objektiven Bildes von der tschechischen Literatur beizutragen versuchte.[79] Wie schlecht es nicht allein um die Rezeption der tschechischen Literatur in Österreich bestellt war, belegt die in Prag im Jahre 1907 auf Anregung Masaryks erfolgte Gründung der deutschsprachigen „Čechischen Revue", die 1912, hauptsächlich wegen des Boykotts der deutschen Buchhändler, ihr Erscheinen wieder einstellen mußte. Diese von den Tschechen herausgegebene Monatsschrift sollte der regelmäßigen Vermittlung „wissenschaftlicher und populärer Literatur", aber auch als Informationsquelle über „Leistungen [...] im Landbau und Gewerbe, Industrie und Handel, in Wissenschaft und Kunst" dienen. Dem im

---

[78] Vgl. Manfred Jähnichen, Hermann Bahr und die Tschechen, in: Slawisch-deutsche Wechselbeziehungen in Sprache, Literatur und Kunst, hrsg. von W. Kraus et. al., Berlin 1969, wo der Verfasser auf S. 364 (Anm. 43) einen anonymen Artikel (Die deutsche Frage in Böhmen) aus dem Magazin für die Literatur des Auslandes, Bd. 76, 1869, S. 685f., zitiert, in dem die tschechische Literatur als „teils Humbug" und die tschechische „Kultur, wenn man von einer solchen reden darf" als „mit deutschem Firniß übertünchte Barbarei" bezeichnet werden.

[79] Vgl. Jähnichen, ebenda., v. a. S. 363f., 366–369; Houska, J. S. Machar (s. Anm. 43), S. 265–270; und Alois Woldan, Zur Vermittlung in der literarischen Moderne zwischen Wien, Prag, Krakau und Lemberg, in: Germanoslavica V (X), 1998, 1, S. 11.

Editorial vorgestellten Programm nach, das auch den regelmäßigen Abdruck von Übersetzungen der zeitgenössischen tschechischen Literatur vorsah, wollte sie „auf allen Gebieten über Sein, Wollen und Können des tschechischen Volkes belehren, falschen Ansichten entgegentreten und durch Beseitigung von Vorurteilen eine Verständigung mit den anderen, zumal benachbarten Kulturvölkern anbahnen und ermöglichen."[80] Unter der redaktionellen Leitung des anerkannten tschechischen Germanisten jüdischer Abstammung, Arnošt Vilém Kraus (1859–1943), der im Konzentrationslager von Theresienstadt umkam, publizierten in der Zeitschrift namhafte tschechische Literaturhistoriker und Kritiker, aber auch Übersetzer mit tschechischer oder deutscher Muttersprache, wie der bis 1918 in Wien lebende Emil Saudek (1876–1941) oder Otto Pick (1887–1940).[81]

Die Schwierigkeiten der Verbreitung der tschechischen Literatur lagen aber nicht nur an nationalen Vorurteilen, sondern auch an ihrer unpopulären sozialkritischen Thematik, so wie es umgekehrt manchen Tschechen an Verständnis für die Werke eines Arthur Schnitzler mangelte, weil sie in ihren Augen nicht wirklich dringliche Probleme der Zeit behandelten. Auf dieses Hindernis bei der Rezeption der tschechischen Literatur wies 1986 Joseph Peter Stern, der Verfasser der Studie „Das Wien der Jahrhundertwende aus tschechischer Sicht", hin:

---

[80] Čechische Revue I (1907), S. 4 u. 2.

[81] Weitere Initiativen der Tschechen zur Propagierung ihrer Literatur waren u. a. Ottos Slavische Romanbibliothek (1904–1911), in der „slavische Romane den Deutschen durch gelungene Übersetzungen" zugänglich gemacht wurden (Jan Krejčí, Deutsche Übersetzungen aus der čechischen Literatur, in: Čechische Revue I, 1907, S. 186). Auch die erste deutsch geschriebene Gesamtdarstellung der tschechischen Literaturgeschichte, die bis zum Erscheinen von Josef Mühlbergers komprimierter Kurzdarstellung „Tschechische Literaturgeschichte. Von den Anfängen bis zur Gegenwart", also bis 1970, die einzige in deutscher Sprache blieb, wurde auf Einladung des Leipziger Amelang Verlages von zwei Tschechen verfaßt. In der Reihe „Die Literaturen des Ostens in Einzeldarstellungen" erschienen dort 1907 die „Geschichte der čechischen Literatur" von Jan Jakubec (1862–1936) und „Die čechische Literatur der Gegenwart" von Arne Novák (1880–1939), einem Stammautor der Čechischen Revue (vgl.: Jan Krejčí, Eine deutsche Geschichte der čechischen Literatur, in: Čechische Revue II, 1908, S. 762).

> Schon ihr proletarischer oder armselig kleinbürgerlicher Ursprung zwingt den jungen tschechischen und mährischen Dichtern eine soziale Thematik auf. Der Hunger, die Armut und die Unterdrückung bilden hier poetische Leitmotive, die im Wiener literarischen Establishment keine Entsprechung finden.

Dabei wäre es den Tschechen nicht anders ergangen als deutschen Verfassern „sozial bewußter Arbeiter- und Armeleutedichtung“:

> [...] wer hätte damals Anzengrubers autobiographischen Roman „Der Sternsteinhof“ (1884) gelesen, wer hätte je von Alfons Petzold aus dem Ottakringer Volksheim gehört, dessen erster Gedichtband, „Trotz alledem“, 1910 in Philadelphia erschien, wer von seinem Gönner, dem Lyriker Josef Luitpold Stern?[82]

Auch der Komparatist Zoran Konstantinović befaßte sich 1985 in dem Aufsatz „Wiener Moderne und die slawischen Literaturen“ mit den gesellschaftspolitischen Aspekten der kulturellen Wechselseitigkeit:

> [...] die Haltung der österreichischen Slawen zu Wien und auch zur Wiener Moderne war, in großen Zügen betrachtet, äußerst ambivalent und konnte

---

[82] J. P. Stern, Das Wien der Jahrhundertwende aus tschechischer Sicht, in: Österreichische Osthefte 28/1 (1986), S. 14. Zur tschechischen Rezeption von Schnitzler vgl. das von Jaroslav Kamper verfaßte Vorwort zur tschechischen Übersetzung der Novelle „Sterben“ (1895), die 1898 in Prag erschien: „‚Sterben‘ ist, glaube ich, das beste Buch des Herrn Schnitzler. Sogar jene, die nach der Lektüre von ‚Anatol‘ – angewidert von den komischen Allüren dieses gewöhnlichen Parvenüs und der Leere, Dummheit und Vulgarität seiner Geliebten – gegen den Autor irgendwie voreingenommen sind, werden es mit Interesse und Lust lesen. Es scheint mir, es wäre ungerecht, Herrn Schnitzler nur nach ‚Anatol‘ und ‚Liebelei‘ zu beurteilen. Genau umgekehrt. Die Themen, die in der feschen Donaumetropole mit wärmstem Beifall aufgenommen und von Legionen junger Leute in der ganzen Welt verbreitet werden, junger Leute, die alles Neue gelesen haben und sich an allem berauschen, die die Pose von Bilderstürmern und Propheten des ‚dritten Reiches‘, aber keine Wahrhaftigkeit haben und keine Kraft besitzen, die in der Literatur wie im Leben mit der Mode Schritt halten, höchstens, daß sie heute nach dem künstlerischen Morgen rufen, so wie ihnen eine Krawatte nicht mehr genügt, die erst heute in den Auslagen der Modehäuser aufgetaucht ist, diese Themen, die ganz Wien aus dem Gleichgewicht brachten, bedeuten nicht viel für die Kunst und treten ganz hinter den novellistischen Arbeiten des Herrn Schnitzler zurück. Es sind Arbeiten, die die Literatur bereichern und nicht die Kunst. ‚Sterben‘ steht viel höher […].“

> es auch nicht anders sein. Der staatspolitische Ausgleich von 1867 hatte das Reich der Habsburger in eine Doppelmonarchie verwandelt und schon der Name Österreich-Ungarn weist darauf hin, daß die Slawen, die zahlenmäßig den überwiegenden Teil der Bevölkerung bildeten, in eine untergeordnete Rolle gedrängt waren. Die Folge war ein erbitterter Nationalitätenkampf, der letztlich zur Auflösung dieses Staates führte. Kennzeichnend ist in diesem Zusammenhang auch die Rolle der Slawen, die ihnen in der deutschsprachigen Literatur Österreichs eingeräumt wird. Diese Literatur war damals ein Privileg der gehobenen Schichten, geradezu begrenzt auf eine satisfaktionsfähige Gesellschaft. Die Welt der Baronessen und Komtessen, der Anatols und der Schwierigen – um je eine Gestalt von Schnitzler und von Hofmannsthal als repräsentativen Ausdruck für das bestimmende gesellschaftliche Denken jener Zeit anzuführen – diese Welt bildete jedoch nur einen geringfügigen Prozentsatz der Bevölkerung. Denn allein aus Böhmen und Mähren hatte sich in den beiden Jahrzehnten vor der Jahrhundertwende eine halbe Million Menschen, getrieben von der Armut und angelockt durch die sich entwickelnde Industrie, in der [...] Reichshauptstadt angesiedelt. Das Schicksal dieser Menschen aber bleibt ausschließlich Angelegenheit der Literaturen ihrer Herkunftsländer.[83]

Die erste, 1908 in Wien bei Moriz Frisch in bibliophiler Aufmachung erschienene und von Emil Saudek erstellte Übersetzung eines tschechischen zeitgenössischen Dichters, die auch von einer breiteren deutschen Öffentlichkeit registriert und sogar äußerst positiv aufgenommen wurde, war der Gedichtband „Hände“ (tschechisch: „Ruce“, 1901) des in Mähren lebenden Otokar Březina (1868–1929). Es war vor allem Stefan Zweig (1881–1942), der durch einen Artikel in der „Österreichischen Rundschau“ vom 15. 6. 1909 für die Rezeption dieses bedeutendsten tschechischen Symbolisten im deutschen Sprachraum die Weichen stellte. Er würdigte ihn als Österreicher und stellte ihn gleichrangig neben Verhaeren, Dehmel und Hofmannsthal.[84] Eine 1912 vom Ernst Rowohlt Verlag in Leipzig unter dem Titel „Flammen“ herausgegebene Auswahl von Prosatexten Fráňa Šrámeks in der Übersetzung Otto Picks nahm Hermann Bahr zum Anlaß, um im Vorwort die kulturelle Bedeu-

---

[83] Konstantinović, Wiener Moderne und die slawischen Literaturen, in: The Slavic Literatures and Modernism (s. Anm. 77), S. 314f.

[84] Vgl. Ladislav Nezdařil, Česká poezie v německých překladech (Tschechische Lyrik in deutschen Übersetzungen), Prag 1985, S. 257–260. Zweigs Studie in der Österreichischen Rundschau 19 (1909), 6, S. 444–450, wurde 1910 in der Übersetzung von Zdeněk Doležil in Prag in der Ločákova knihovnička (Ločáks kleine Bibliothek), Nr. 13, veröffentlicht.

tung der Tschechischen Moderne und ihrer Nachfolger aus dem Kreis der Anarchoboheme im Kontext der gesamteuropäischen Kultur hervorzuheben: „Sie nehmen an Europa nicht bloß als Empfänger teil, sondern setzen für jedes fremde Werk ihre eigene Antwort ein, sie ahmen nicht nach, sie schaffen an diesem gemeinsamen Europa der Zukunft mit.“[85] Den Anstoß zu einer kontinuierlicheren Rezeption der tschechischen Literatur, die ihren Höhepunkt in der Zwischenkriegszeit erreichte, als die Tschechen ihrerseits das Interesse an Österreich verloren hatten, gaben die Prager deutsch-jüdischen Literaten im Oktober 1912 mit einer Doppelnummer der „Herder-Blätter“ mit der von Otto Pick gestalteten Rubrik „Neue tschechische Literatur“. Sie schätzten gerade das soziale Engagement ihrer tschechischen Kollegen als Ausdruck von Vitalität. So erklärte Franz Werfel in seiner denkwürdigen Einleitung des Lyrikbandes „Die schlesischen Lieder des Petr Bezruč. Verdeutscht von Rudolf Fuchs“, die trotz ihrer politischen Brisanz im Kriegsjahr 1916 im Kurt Wolff Verlag in Leipzig erschienen: „In diesen Gedichten wird nicht gedacht an Werk, Wirkung, Presse, Ruhm [...]. Hier ist Notwendigkeit, nicht die notlose Nötigung, die den bürgerlichen Dichter zum Schreiben treibt.“[86] In Österreich galten „Die schlesischen Lieder“ als „liber prohibitus“. Ihr Autor war wegen angeblicher antiösterreichischer Propaganda von September 1915 bis Ende Februar 1916 in Haft, ihr Übersetzer wurde von der politischen Polizei in Prag verhört und kurz darauf zum Militär eingezogen. Dennoch scheute sich Werfel nicht, in seinem Vorwort politisch unmißverständliche Worte zu gebrauchen:

> Unser Herz fühlt connational mit allen Unterdrückten aller Völker. Unser Geist haßt die Macht- und Selbstbewußtseinsform aller Völker. [...] Die Macht wird immer den Geist hassen müssen, wie er sie haßt, denn die beste Macht selbst hat die Pflicht, an einer erreichten Ordnung festzuhalten und sie zu bewahren, während der Geist jedes irdische Reich auflösen muß.[87]

---

[85] H. Bahr, Vorwort zu Fráňa Šrámek, Flammen, Leipzig 1913, S. VII.

[86] F. Werfel, Vorrede, in: Die schlesischen Lieder des Petr Bezruč. Verdeutscht von Rudolf Fuchs, Leipzig 1916, S. XIII. Der aus Troppau gebürtige Petr Bezruč (d. i. Vladimír Vašek, 1867–1958) prangert in seinem Lyrikband Slezské písně (1909) die soziale und nationale Unterdrückung seiner Landsleute in Schlesien an.

[87] Werfel, ebenda, S. VIf. Zur Popularität der Schlesischen Lieder und ihrer deutschen Übersetzung vgl. A. Měšťan, Geschichte der tschechischen Li-

Daß das „irdische Reich“ der Monarchie vor seinem Untergang stand, ahnte man in Wien, wie aus Machars und Váchals Stimmungsbildern aus der Kriegszeit hervorgeht, nicht.

1918–1989

Nach 1918 ist das Thema Wien in der tschechischen Prosa und Lyrik kaum präsent. Die Zwischenkriegszeit ist eher die Zeit des Rückblicks und der privaten Vergangenheitsbewältigung in Memoiren. Der Großteil der Wiener Tschechen war nach 1918 in die Heimat zurückgekehrt. Die „Stiefmutter“ Wien hatte ihre Rolle als Ort der Demütigung ausgespielt, die national-pädagogische kritische Funktion der Wien-Literatur ihre Daseinsberechtigung verloren. Nur sporadisch taucht die Stadt in Werken von Autoren verschiedenster Richtungen auf, wie etwa in Hašeks „Osudy dobrého vojáka Švejka za světové války“(Die Abenteuer des braven Soldaten Schwejk während des Weltkrieges, 1921–1923, deutsch von Grete Reiner 1926/27). Stimmungsbilder der Nachkriegszeit mit vertraut klingenden Wertungen der Stadt und der Wiener schickte Milena Jesenská 1919 und 1921 an Prager Zeitungen. Die durch ihre Freundschaft mit Kafka und durch dessen von Willy Haas (1891–1973) edierten „Briefe an Milena“ (1952) weltbekannte Pragerin war 1918 mit ihrem ersten Mann Ernst Polak (1886–1947) nach Wien übersiedelt, wo sie sich u. a. als Korrespondentin für Prager Zeitschriften ihren Lebensunterhalt verdiente und so ihre Laufbahn als Journalistin eröffnete. Als Appendix zur Wien-Literatur der Monarchiezeit gab 1927 der heute vor allem für seinen in der Karpatenukraine angesiedelten Räuberroman „Nikola Šuhaj, loupežník“ (Nikola Šuhaj, der Räuber, 1933, deutsch 1934 von Julius Mader – als „Der Räuber Nikola Schuhaj“ – und 1953 von Erhard Bittner) anerkannte Ivan Olbracht (d. i. Kamil Zeman, 1882–1952) einen Band Erzählungen mit dem Titel „Devět veselých povídek z Rakouska i republiky“ (Neun lustige Geschichten aus Österreich und auch aus der Republik) heraus. Er hatte 1909 bis

---

teratur im 19. und 20. Jahrhundert, Köln und Wien 1984, S. 195f.; zu Rudolf Fuchs und der Übersetzung Ladislav Nezdařil, Česká poezie v německých překladech (s. Anm. 84), S. 223, 226–232.

1916 als Redakteur der „Dělnické listy“ in Wien gearbeitet.[88] Obwohl er selbst diese Erzählungen, von denen nur drei vor 1918 entstanden waren, für ein Nebenprodukt seiner literarischen und journalistischen Tätigkeit und ihren künstlerischen Wert für gering hielt, veröffentlichte er sieben von ihnen im Jahre 1948 nach dem kommunistischen Umsturz – nunmehr einer der prominentesten Autoren des Regimes – zu propagandistischen Zwecken noch einmal unter dem Titel „Bejvávalo“. Sie wurden 1949, von Artur Werner ins Deutsche übersetzt, vom Globus-Verlag in Wien unter dem Titel „Es war einmal ... Sieben lustige Geschichten“ verlegt. Nur eine Erzählung davon, „Ein echter Weaner vom alten Schlag“ (S. 88–112), handelt in Wien. Diese 1913 entstandene Satire über einen assimilierten Wiener Tschechen wurde, wie auch in Wien handelnde Szenen aus Karel Novýs (d. i. Karel Novák, 1890–1980) historischem Roman „Atentát“ (Das Attentat, 1935) in der Anthologie nicht berücksichtigt, weil sie dem Wien-Bild, das sich im Verlauf des 19. Jahrhunderts verfestigt hatte, keine neuen Aspekte hinzufügten. Während einer Studienreise nach Spanien, wo er Material für sein Hauptwerk, den Wallenstein-Roman „Bloudění“ (Irrungen, 1929, deutsch 1933 und 1950)[89], sammelte, kam Ende der zwanziger Jahre Jaroslav Durych, der bedeutendste Repräsentant der tschechischen katholischen Literatur der Zwischenkriegszeit, nach Wien, wo er nach Beendigung seines Medizinstudiums im Jahre 1913 kurz als Militärarzt gedient hatte. Ein Besuch des Schönbrunner Tiergartens regte ihn nicht zur Beschreibung des

---

[88] In I. Olbrachts während des Ersten Weltkriegs entstandenem Künstlerroman Podivné přátelství herce Jesenia (Die seltsame Freundschaft des Schauspielers Jesenius), der 1917/18 zensuriert in der Literatur- und Kulturrevue Lípa und 1919 als Buch erschien (deutsch: Der Schauspieler Jesenius, 1958), kommt Wien nur kurz als Ort vor, wo der Hauptheld den Kriegsausbruch erlebt (vgl. die Ausgabe von 1960, S. 149–152). – Zu Olbracht vgl. Ludger Udolph, Über Ivan Olbracht, in: Olbracht, Die traurigen Augen. Drei Novellen. Aus dem Tschechischen von Gustav Just, August Scholtis und Markus Wirtz, Stuttgart und München 2001, S. 309–323.

[89] K. Novýs Buch wurde 1948 neu aufgelegt als Sarajevský atentát (Das Attentat von Sarajevo), deutsche Übersetzung von Rudolf Pabel mit dem Titel Der Morgen, Berlin 1964. – Der volle Titel von V. Durychs Roman lautet: Bloudění. Větší Valdštejnská trilogie (Irrungen. Größere Wallenstein-Trilogie), jener der deutschen Übersetzung von Marius Hartmann-Wagner aus d. J. 1950: Friedland. Ein Wallenstein-Roman.

Ortes, sondern zu Reflexionen über die Ähnlichkeit zwischen Mensch und Tier an. Wie in allen seinen Reiseskizzen wollte Durych seine atmosphärischen Eindrücke und geistigen Erlebnisse festhalten. Ob man den von ihm angestellten Vergleich zwischen einem Lama und einer Erzherzogin als gezielte, boshaft gemeinte Spitze oder als unwillkürlichen Ausdruck einer unterschwelligen Aversion interpretieren soll, ist ungewiß. Im Schaffen der „Devětsil"-Avantgarde kommt Wien eher zufällig vor: Auf der Durchreise nach Italien und Frankreich im Jahre 1933 entstanden zwei Gedichte Vítězslav Nezvals, in denen er die Kritik an der Monarchie fortschreibt. Von den aktuellen politischen Ereignissen des Jahres 1934 in Wien hingegen ließ sich ein weiterer Klassiker der tschechischen Lyrik, František Halas, zu einem Gedicht inspirieren. Er schrieb es zu einem Zeitpunkt, als geflüchtete Schutzbund-Kämpfer in Prag Zuflucht gefunden hatten.[90]

Breiter Raum wird Wien in Erinnerungswerken gewidmet. Schon 1919 hatte der nun wieder in Prag lebende Machar drei Feuilletonbände veröffentlicht – „Vídeň" (Wien), „Vídeňské profily" (Wiener Profile) und „Třicet roků" (Dreißig Jahre), 1927 ging er in „Pět roků v kasárnách" (Fünf Jahre in Kasernen), in dem er seine Tätigkeit als Generalinspekteur der tschechoslowakischen Armee von 1919 bis 1924 rekapitulierte und gleichzeitig seiner Enttäuschung über die Verhältnisse in der jungen Republik Ausdruck verlieh, noch einmal auf seine Wiener Zeit ein.[91] Staatspräsident Tomáš Garrigue Masaryk kommt in den von Karel Čapek aufgezeichneten „Hovory s T. G. Masarykem" (1928–1935, deutsch: Gespräche mit Masaryk, 1936, 1990, 2001) an verschiedenen Stel-

---

[90] Vgl. Vilém Nový, Německá a rakouská emigrace (Die deutsche und die österreichische Emigration), in: Doba (Die Zeit), I/7 (Prag 26. 4. 1934), S. 108f.

[91] Zu weiteren Erinnerungswerken Machars mit Reminiszenzen an Wien s. Houska, J. S. Machar (s. Anm. 43), so u. a.: Hrst beletrie (Eine Handvoll Belletristik), 1905; Vzpomíná se … (Man erinnert sich), 1920; Oni a já I, II. (Sie und ich I, II.), 1927, 1929; Při sklence vína (Bei einem Glas Wein), 1929, siehe dort z. B. das Feuilleton Genius loci über eine Feier im Türkenschanzpark anläßlich des Erscheinens des Halleyschen Kometen i. J. 1910, vgl. dazu Houska, ebenda, S. 56. Die Erinnerung an einen Krankenhausaufenthalt im Rudolfinerhaus (1912) hielt Machar in dem Buch Nemocnice (Das Spital), 1912 (deutsch von Hedwig Veleminsky mit dem Titel Rudolfinerhaus, 1920) fest.

len auf Wien zu sprechen, wo er mit einer kurzen Unterbrechung 1876/77 insgesamt zwölf Jahre (1869 bis 1882) gelebt hatte.[92] Dabei betont er, daß die Stadt zwar für seine „geistige Entwicklung große Bedeutung" gehabt, das „Wienertum" es ihm aber unmöglich gemacht hätte, mit der Stadt zu „verwachsen". Diesen Eindruck vermittelt – wie bereits angesprochen – das fünfbändige Memoirenwerk „Eltern und Kinder" der von ihrer Geburt bis 1903 in Wien beheimateten Pavla Kytlicová trotz mancher subtiler Kritik nicht. Von kurzfristigeren Aufenthalten in Wien vor 1918 berichten Karásek ze Lvovic und Josef Váchal, ein Outsider der tschechischen Literatur, wie es auch Jakub Deml, Kytlicovás Lebenspartner in den Jahren 1919 bis 1932, war. Letzterer hielt die vergebliche Suche nach dem Elternhaus seiner Freundin während einer Italienreise im Jahre 1929 in Band XXVI (1941) seiner regelmäßig herausge-

[92] Von dem aus einer deutsch-tschechischen Familie stammenden Literaturkritiker Hubert Gordon Schauer (1862–1892), Masaryks Mitstreiter und Verfechter seines Programms des Realismus, sind nur spärliche Äußerungen zu Wien erhalten, obwohl er 1882 bis 1886 in Wien studierte und 1889 bis 1891 aus beruflichen Gründen dort weilte. Schauer, der zu Lebzeiten nur in Zeitschriften, u. a. in der in Wien 1889 erscheinenden Česká revue (Tschechische Revue), publizierte, erregte vor allem mit dem in der ersten Nummer der 1886 begründeten Zeitschrift Čas (Die Zeit) abgedruckten Leitartikel Naše dvě otázky (Unsere zwei Fragen), vgl. Schauer, Spisy (Schriften), Prag 1917, S. 5ff., Aufsehen: Seine skeptische Hinterfragung des Sinns und der Wirksamkeit der nationalen Bestrebungen, mit der er gleichzeitig die Frage in den Raum stellte, ob es für die nationale Existenz der Tschechen nicht besser gewesen wäre, sich an das geistige Leben des größeren deutschen Nachbarn anzulehnen, wurde als Provokation gewertet. Vgl. dazu Schamschula, Geschichte der tschechischen Literatur. Bd. 2 (s. Anm. 13), S. 244f. u. 282f. Einen Stimmungsbericht aus Wien (in einem Brief vom 18. 9. 1884) findet man in Schauers posthum herausgegebenen Spisy (s. o.), S. 576: „[…] Ich bin traurig, unendlich traurig. […] Es gibt keine Nationalität in Wien. Das ist vielleicht gut in Hinsicht auf Österreich mit seinen vielen Sprachen, mir verursacht es aber Unzufriedenheit und Schmerz. Wien ist nicht kosmopolitisch, denn wahrer Kosmopolitismus fordert die Überwindung des nationalen Prinzips aus dem Schoß seiner selbst, eine höhere Stufe von Bewußtmachung; Wien jedoch hatte nie einen Nationalismus, Wien ist zu oberflächlich, leichtsinnig, aus zu vielfältigen Elementen zusammengesetzt, als daß es sich zu irgendeiner Idee und Begeisterung aufraffen könnte." In den von František Páta 1931 in Prag edierten Fantazie (Phantasien), Schauers 1886 in Wien entstandenen belletristischen „Versuchen", kommt Wien nicht vor.

gebenen Sammelbände „Šlépěje“ (Fußspuren) fest. Interessant daran ist der Hinweis auf die Kontakte des heute wieder entdeckten Wiener Photographen Anton Josef Trčka (Antios), der einer Familie von Wiener Tschechen entstammte und zweisprachig erzogen worden war, mit dem Symbolisten Otokar Březina und dessen Seelenfreundin Anna Pammrová (1860–1945), einer Theosophin, die angeblich von 1873 bis 1887 in Kreisen des Wiener Adels in Dienst stand.[93]

---

[93] Anton Josef Trčka (Antios), (1890–1940), Maler, Photograph, Dichter; besuchte 1911 bis 1915 die K. K. Graphische Lehr- und Versuchsanstalt in Wien. Fertigte zwischen 1912 und 1914 Porträtaufnahmen tschechischer und österreichischer Maler und Dichter an (u. a. von Altenberg, Machar, Klimt, Schiele). Lernte 1915 A. Pammrová kennen; diese brachte ihn mit Březina zusammen, der den Photographen durch seinen asketischen Lebensstil faszinierte und dessen Werk er in Wien propagierte. Nachdichtungen von Březinas Lyrik durch Trčka erschienen im August 1924 in den Österreichischen Blättern für freies Geistesleben (S. 1ff.). 1923 stellte Trčka zusammen mit der tschechischen Malergruppe Tvrdošíjní (Die Hartnäckigen, von Trčka als „Die Unentwegten“ übersetzt) im Prager Rudolfinum, 1924 im Hagenbund in der Zedlitzgasse in Wien aus (mit J. Čapek, V. Hofman, R. Kremlička, V. Špála und J. Zrzavý; vgl. die Katalogbroschüre Die Unentwegten/Prag. Antonin Trčka/Wien. 6. 4.–4. 5. 1924). – Zwischen 1929 und 1937 veranstaltete Trčka in seinem Atelier in der Alserstraße 35 Dichterlesungen und theoretische Vorträge, bei denen er auch seine Übersetzungen tschechischer Lyrik vortrug, und wo regelmäßig über Březinas Leben und Werk referiert wurde (vgl. Trčka, Erinnerungen an O. B., in: Neues Wiener Journal, 4. 5. 1933). Trčka starb am 17. März 1940 in seinem Atelier an einer Rauchgasvergiftung. Kurz vorher war er von der Staatspolizei vorgeladen worden, wahrscheinlich wegen seiner anthroposophischen Publikationen, vielleicht aber auch wegen seiner Verbindungen zu antifaschistischen tschechischen Kreisen in Wien. Das Atelier wurde 1944 mit dem gesamten Nachlaß des Künstlers durch einen Bombentreffer zerstört. Nach: Monika Faber, Anton Josef Trčka. 1893–1940. Hrsg.: Rupertinum, Museum für zeitgenössische und moderne Kunst, Salzburger Landessammlungen. Begleitbuch zur gleichnamigen Ausstellung, Wien 1999, vgl. v. a. S. 8, 14f., 34, 51, 60, 64, 66f., 72, 76f., 86, 109f. Siehe auch M. Faber und Josef Kroutvor (Hrsgg.), Photographie der Moderne in Prag 1900–1925. Ausstellungskatalog, Wien 1991. – Anna Pammrová (1860–1945): Essayistin, Theosophin, Verfasserin feministischer Schriften wie z. B.: Alfa, 1917; O mateřství a pamateřství (Über Mütterlichkeit und Unmütterlichkeit), 1919. Die Tochter eines Försters arbeitete angeblich in Wien als Gouvernante und wohnte nach der Rückkehr aus Wien (1887) im Forsthaus ihres Vaters in Jeneschau, wo sie den von 1887 bis Herbst 1888 dort als Lehrer angestellten Březina kennenlernte. Zur Freundschaft der beiden vgl. Pamm-

Eine eingehende Beschreibung des von František Gellner eher flüchtig und anekdotisch skizzierten akademischen Lebens der Wiener Universität am Beginn des 20. Jahrhunderts findet sich in den nach 1945 verfaßten und 1970 postmortal erschienenen „Paměti“ (Erinnerungen) von Miloslav Hýsek, der darin auch die in Wien wirkenden Slawisten slawischer Herkunft würdigt[94]. Der Literaturhistoriker wurde nach Ende des 2. Weltkriegs der Kollaboration mit den Deutschen verdächtigt und war nach der Rehabilitierung und der Wiederaufnahme seiner Lehrtätigkeit von Ende 1947 bis Anfang 1948 von den Kommunisten neuerlich von der Karlsuniversität verwiesen worden. Er hatte 1906/07 zwei Semester in Wien studiert, eine Zeit, die sich ihm nun als „das schönste Jahr“ seiner „studentischen Jugend“ offenbarte. Deutlich sichtbar wird Hýseks Bemühen, die einstige Voreingenommenheit gegen Wien und Österreich-Ungarn selbstkritisch zu relativieren und aus der politischen Atmosphäre der damaligen Zeit heraus zu erklären. Die Studentenjahre seines aus Mähren stammenden Vaters, der ein nach der Matura 1905 in Wien begonnenes Studium nach sechs Semestern abgebrochen hatte und Postbeamter wurde, beschrieb auch der 1968 nach Westdeutschland emigrierte Prosaiker Josef Jedlička (1927–1990) in seiner Familienchronik „Krev není voda“ (Blut ist kein Wasser, Prag 1991). Von den kurzen Abschnitten, in denen er die Bedeutung Wiens für den Werdegang seines Vaters, der nach 1918 nach Prag übersiedelte, zu erklären versucht, seien hier zur Abrundung des tschechischen Wien-Bildes einige Beispiele zitiert:

> Die Übersiedelung nach Wien war seinerzeit für einen jungen Mann aus Mähren, vor allem wenn er Deutsch konnte, ein sicheres Dach über dem Kopf und einen Stützpunkt im Haushalt der verheirateten Schwester hatte, kein Abenteuer.
> [...]
> Joža studierte [...] fleißig, gewissenhaft und erfolgreich. Er verschaffte sich mit Nachhilfestunden und Übersetzungen aus dem Französischen einen kleinen Nebenerwerb, erhielt von irgendeinem Verein von Kompatrioten,

---

rová, Dopisy Otokara Březiny Anně Pammrové z let 1889 až 1905 (Die Briefe O. B.s an A. P. aus d. J. 1889–1905), 1932, und Dies., Mé vzpomínky na O. Březinu (Meine Erinnerungen an O. B.), 1940.

[94] Vgl. dazu auch Gertraud Marinelli-König, Slawen und Slawisten im kulturellen und akademischen Leben Wiens, in: Wiener Slavistisches Jahrbuch 45 (1999), S. 91–104 (v. a. S. 92–95, 97).

> Wiener Mährern, ein paar Gulden Stipendium, hätte diese studentische Armut aber kaum durchhalten können, wäre er nicht von Mutter und Schwestern unterstützt worden. [...]
> Er lebte also von der Hand in den Mund und hatte in das elegante dekadente Wien vorerst noch nicht einmal hineingeschnuppert.
> [...]
> Auch er versuchte [...], in Wien an der Grenze zwischen zwei Kulturen ein Fortkommen zu finden und Fuß zu fassen. Wenn er aber nicht [...] im sozialen Niemandsland zwischen Dienstmädchen, Hausmeistern, Lakaien, Greißlern und kleinen Schneidern verharren wollte, konnte er sich nur auf dem Weg einer akademischen Laufbahn darüber erheben, wie er es ursprünglich vorgehabt hatte, als dann aber weder seine Mittel noch seine Kräfte mehr dazu reichten, nur mehr als Bürokrat des dahinsiechenden Reiches. Er hatte nicht die extremste Möglichkeit gewählt, die eine Menge mährischer Burschen seiner Generation beim Schopf packte, er wurde geistig kein Österreicher und germanisierte sich nicht in sprachlicher Hinsicht, nahm sich aber das, was ihm sein Stand anbot, das heißt, ein fideles Jünglingsleben zwischen Prater, Gürtel und Grinzing, gegen Ausschweifungen gewappnet durch den feierlichen Schwur, den er seiner Mutter geleistet hatte, nämlich sich nicht zu betrinken und keine Spielkarten anzurühren. Als ihn schließlich nur mehr eine zarte Wurzel von Heimatliebe und die abgöttische Ergebenheit gegenüber seiner Mutter an das Zuhause banden, wurde das operettenhaft theatralische Wien der letzten Vorkriegsjahre mit seinen Kaffeehauskonversationen bei der Lektüre Pariser Journale, mit der selbstgefälligen jüdischen Blasphemie seiner Cabarets und dem fortschrittlerischen Optimismus des sich überlebenden 19. Jahrhunderts zur Quelle, aus der er das Material schöpfte, um sich selbst zu formen.[95]

***

Im Jahre 1970, als Hýseks seinerzeit, wie er meinte, ohne Aussicht auf Publikation verfaßte Memoiren gedruckt wurden, war die kurze Phase der politischen Entspannung seit 1963, die der Literatur mehr Freiheit gebracht hatte, und in der durch die Öffnung des Eisernen Vorhangs eine neue Entwicklung der tschechisch-österreichischen Kulturbeziehungen eingeleitet worden war, schon wieder zu Ende. In den sechziger Jahren waren Autoren und Intellektuelle, die nach dem Prager Frühling Berufs- und Publikationsverbot hatten und die heute als hervorragende Persönlichkeiten

---

[95] J. Jedlička, Blut ist kein Wasser. Roman. Aus dem Tschechischen von C. Rothmeier. Mit einem Vorwort von Jiří Gruša und einem Nachwort von C. Rothmeier, Stuttgart und München 2002, S. 156, 158f., 526f.

der tschechischen Literatur und des Geisteslebens des 20. Jahrhunderts hohes Ansehen genießen, als Gäste österreichischer Kulturinstitutionen wie der Österreichischen Gesellschaft für Literatur, der Wiener Festwochen, der Universität oder des Europäischen Forums Alpbach[96] nach Wien und in andere Bundesländer gelangt. Welche Bedeutung diese Einladungen für sie besaßen und wie sehr die alten Animositäten gegenüber Wien von der Zeit überwachsen und durch die Heimsuchungen des Stalinismus in den fünfziger Jahren in den Schatten gestellt worden waren, ermißt man etwa an den 1983 erstmals in einem Exilverlag veröffentlichten Erinnerungen des international bekannten Literaturwissenschafters und Komparatisten Václav Černý (1905–1987), der nach 1968 zu den am meisten angefeindeten Exponenten der sog. parallelen oder inoffiziellen Kultur gehört hatte. Černý verhehlt weder die Dankbarkeit, daß ihm „die Wiener geholfen hatten", sein „Gefängnis zu sprengen" und ihn „nach siebzehn Jahren zum ersten Mal freie Luft hatten atmen lassen", noch, daß er sich in der Kapuzinergruft vor den Särgen der Habsburger „fast wie ein reuiger verlorener Sohn" vorgekommen wäre.[97]

Den Auftakt zur literarischen Versöhnung mit Wien, die einer Rehabilitierung der ungeliebten, stets bemängelten „Stiefmutter" gleichkam, hatte jedoch 1960 der populäre Schauspieler Jan Werich in der humoristischen Reiseerzählung „Wien bleibt Wien" über einen Kurzbesuch auf der Fahrt nach Italien gegeben. Er relativiert darin alte Vorurteile und karikiert gleichzeitig die Verkitschung und touristische Vermarktung des Monarchie-Wien. Wie weit fortgeschritten der Prozeß der Abnabelung von der Vergangenheit war, kann man an der Distanzierung von dem in der tschechischen Literatur immer wieder heraufbeschworenen Mythos des dreihundert Jahre währenden Habsburgerjoches und damit, wenn auch unausgespro-

---

[96] Von Alpbach handelt Hrabals Morytát o cestovatelích kolem světa (Die Moritat von den Weltreisenden), in: Ders., Morytáty a legendy (Moritaten und Legenden), Prag 1968, S. 157–165 (in der von Franz Peter Künzel übersetzten deutschen Ausgabe, Frankfurt am Main 1973, S. 117–128).

[97] Hier zit. aus V. Černý, Páměti III (1945–1972) (Erinnerungen III [1945–1972]), Brünn 1992, S. 446. (Das Buch war 1983 in Toronto bei Sixty-Eight-Publishers, dem führenden tschechischen Exilverlag, unter dem Titel Paměti IV erschienen.)

chen, vom Trauma des „Weißen Berges“ ablesen.[98] Auch in Jan Skácels Kurzgeschichten, angeführt von dem Reisebericht „Nesentimentální cesta do Rakouska“ (Unsentimentale Reise nach Österreich, 1964, deutsch 1993), dominieren der Humor und eine versöhnliche Einstellung, wiewohl gerade dieser Dichter, verfolgt von Erinnerungen an die als Zwangsarbeiter in Österreich verbrachte Zeit unter den Nationalsozialisten, zu einer solchen Haltung keinen Anlaß gehabt hätte.[99] Vereinzelt nimmt Bohumil Hrabal in

---

[98] Zwischen 1957 und 1963, in den Jahren eines sich allmählich abzeichnenden politischen „Tauwetters“, waren bereits fünf historische Romane von Vladimír Neff (1909–1983) über den Zeitraum von 1852 bis 1945 herausgekommen, in denen, soweit dies bei den immer noch rigorosen ideologischen Vorgaben möglich war, die Verhältnisse im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts insofern ausgewogener dargestellt waren, als auch ein zu Wohlstand gekommenes tschechisches Bürgertum beschrieben wurde. Es sind dies: Sňatky z rozumu (1957, Vernunftehen, dt. 1963), Císařské fialky (1958, Kaiserveilchen, dt. 1963), Zlá krev (1959, Böses Blut, dt. 1964), Veselá vdova (1961, Die lustige Witwe, dt. 1964) und Královský vozataj (1963, Der königliche Fuhrmann, dt.: Der Rosselenker, 1965). Alle erschienen in Ost-Berlin in der Übersetzung von Bruno Liehm. Vladimír Neff, der nach der Matura 1928 vorübergehend in einem Wiener Geschäft als Volontär gearbeitet hatte, verknüpft in der Pentalogie die Schilderung des Aufstiegs und Falls der Prager Unternehmerfamilien Nedobyl und Born mit jener des nationalen, sozialen und politischen Geschehens. Wien kommt im ersten, im Jahre 1868 endenden Teil (mit einer Passage in der Alserkaserne) und – weitaus ausführlicher – im dritten, „Zlá krev“, vor, der in den achtziger und neunziger Jahren des 19. Jahrhunderts in der Atmosphäre sich zuspitzender nationaler Konflikte spielt. Miša Born, der mißratene Sohn des Familienoberhauptes Jan Borns, wird in eine Wiener Besserungsanstalt in Gersthof gesteckt, und ein weiterer Protagonist des Romans, Karel Pecold, ein Aktivist der verfolgten Arbeiterbewegung, läßt sich, strafweise für zehn Jahre aus Prag verwiesen, in Wien nieder. Seiner fortgesetzten regierungsfeindlichen Tätigkeit wegen wird er schließlich fast acht Jahre lang in der Strafanstalt Stein an der Donau eingekerkert. Auffällig bei der Beschreibung Wiens ist die genaue Ortskenntnis. Vgl. dazu die Studie von Joseph B. Strelka, Böses tschechisches Blut, in: Ders., Austroslavica: Die Slaven und Österreich in ihrer literarischen Wechselwirkung, Tübingen 1996, S. 180–189.

[99] Vgl. dazu Zdeněk Kožmín, Skácel, Brünn 1994, S. 27–29, v. a. S. 27 mit Aufzählung der Betriebe, in denen Skácel arbeiten mußte: Hermann-Göring-Werke, St. Valentin (1942–1943), Beton Monier Bau, Wiener Neustadt (1943), Beton Monier Bau, Ebensee (1944–1945). In einem Interview aus dem Jahre 1967 (in: Antonín J. Liehm, Generace [Die Generation], Prag 1990, S. 254f.) beschrieb Skácel die Zwangsarbeit in Ebensee: „Weil ich

verschiedenen Texten auf Wien Bezug[100], eine ausführlichere und in der jüngsten Vergangenheit handelnde Passage findet sich in der

---

einige Male aus dem Totaleinsatz zu flüchten versuchte, arbeitete ich zur Strafe in den Alpen. Das war noch kein Konzentrationslager, aber erschwerte Arbeit, wir machten Tunnels, in denen die Deutschen unterirdische Fabriken installierten, Ebensee hieß der Ort, und es ist vielleicht einer der schönsten Plätze in Österreich überhaupt. Ein riesiger See und gleichzeitig eines der schrecklichsten ‚*Vernichtungslager*' im ganzen Dritten Reich. Wochenlang kamen Tausende neue Gefangene an, und der Kommandant war immer verpflichtet, für sie Platz zu haben, ohne daß Zubauten errichtet wurden. Die gleiche Anzahl mußte einfach vor Arbeit umfallen (geschossen wurde hier nicht). Drei Jahre ohne Urlaub, ich kam kein einziges Mal nach Hause, der Bau, ein militärisches Projekt, war geheim, das Alpental war sehr eng, und wir durften uns auf jeder Seite nur 15 Kilometer entfernen. Ich war fürchterlich schockiert davon, ich liebe die Ebenen, und auf einmal war ich in den Bergen gefangen. Buchstäblich ein Königreich des Todes. Und in der Ferne ein Bergkamm mit ewigem Schnee und dem Namen ‚*Totengebirge*'. [sic!]. Es herrschte strikte Zensur, und so schrieb ich statt Briefe Gedichte."

100 Z. B. in B. Hrabal, Postřižiny, Prag 1976, S. 104, hier zit. aus der von Franz Peter Künzel übersetzten deutschen Ausgabe: Die Schur, Frankfurt am Main 1983, S. 106, wo es in Zusammenhang mit dem Auftauchen des ersten Radios in dem Städtchen Nymburk heißt: „Ich will der Zeit nicht vorauseilen, aber diese Erfindung dürfte bewirken, daß wir Nachrichten nicht nur aus Prag, sondern vielleicht auch aus Brünn hören werden, Musik möglicherweise aus Pilsen, und wenn ich unbescheiden wäre, würde ich sagen, Nachrichten und Musik bis aus Wien!" Oder Ders., Krasosmutnění, Prag 1979, S. 122f., hier zit. aus „Schöntrauer" (übersetzt von F. P. Künzel, Frankfurt am Main 1983), S. 178f.: „‚Ich habe mich erinnert, daß der Herr Lokführer Navrátil bei Havrdas eine Schrift für die Akademie verfaßt hat …' | ‚… doch nicht gar über die Geschlechtsheilkunde?' unterbrach ihn der Vater entsetzt. | ‚Nein, nein! Eine Schrift darüber, wie er fünf Jahre lang, nämlich als Lokomotivführer, beobachtet hat, daß sich in Prag auf dem Güterbahnhof die Spatzen in einen Güterzug setzen und über die Grenze nach Wien fahren lassen, wo sie durch die Stadt bummeln, nach Schönbrunn zur Kaiserwohnung fliegen, auf dem Stephansdom landen, das Riesenrad und die Weinberge in Grinzing besichtigen, und wenn sie Unterhaltung genug hatten, fliegen sie zurück zum Wiener Güterbahnhof, diese Spatzen aus Vršovice, sie nehmen Platz in den Waggons, am liebsten in leeren gedeckten Wagen, und wieder hat er die braungrüne Schar in seinem Zug, und sie läßt sich über die Grenze fahren, ohne Paß und Kontrolle gelangt sie heim in den Güterbahnhof von Žižkov …'" Andere kurze Erwähnungen Wiens u. a. in: Ders., Svatby v domě und Ders., Vita nuova, beide aus dem Jahr 1987, in deutscher Übersetzung von Susanna Roth alle beide unter dem Titel: Hochzeiten im Haus, Frankfurt am Main 1993,

1986 in Toronto edierten monologischen Prosa „Proluky“ (Baulükken, deutsch: Ich dachte an die goldenen Zeiten, 1999), als deren Erzählerin er seine Frau von einem Besuch bei ihrem Bruder in Wien am Beginn der sechziger Jahre berichten läßt. Obwohl auch dort die Wiedersehensfreude und das Staunen über den in der Stadt herrschenden Wohlstand im Vordergrund stehen, verweisen feine Anspielungen auf den Leistungsdruck in der Arbeitswelt und auf die Mentalität der Wiener auf alte Vorwürfe in der tschechischen Wien-Literatur des 19. Jahrhunderts zurück. Weitaus präsenter als Wien selbst ist in verschiedenen Werken Hrabals das alte Österreich, das vor allem sein Hauptheld, Onkel Pepin, in kuriosen Erinnerungen und in den unmöglichsten Zusammenhän-

---

S. 15, 20, 59, 75, 77, 218, 224. Wien figuriert hier als Ort, zu dem man verwandtschaftliche und emotionale Bindungen hat, der aber durch die politische Situation in unerreichbare Ferne gerückt ist. Zu Hrabals Verhältnis zu Wien vgl. Ders., Rozhovor sám se sebou (Gespräch mit mir selbst) aus: Ders., Domácí úkoly z pilnosti (Fleißaufgaben), Prag 1982, in: Sebrané spisy B. Hrabala (B. H.s gesammelte Werke), Bd. 15, Prag 1995, S. 287, hier aus: Susanna Roth (Hrsg.), Hommage à Hrabal, Frankfurt am Main 1989, S. 115: „[…] *Und welches sind Ihre Städte, wo Sie sich zu Hause fühlen?* | Wien, Budapest, Lemberg, Freiberg, Budweis, Nikolsburg. […]“ Siehe auch Hrabal, Jezdil jsem světem nadarmo? (Bin ich umsonst durch die Welt gereist?), in: Ders., Domácí úkoly. Úvahy a rozhovory (Hausaufgaben. Reflexionen und Gespräche), Prag 1970 [eingestampft], hier aus: Ders., Sebrané spisy, Bd. 15, S. 48f.: „Und auch Wien vergönne ich Ihnen, diese Säle voll mit Pieter Bruegel, bei dem ich in aller Bescheidenheit Zusammenhänge mit meiner Art zu schreiben gefunden habe, und die Akademie mit Hieronymus Bosch und seinem Jüngsten Gericht in dieser Quecksilber- und Schwefelfarbe und mit seinen apokalyptischen Visionen. Und vergessen Sie nicht, sich wenigstens einmal in das Jugendstilhotel, in der Philharmonikerstraße glaube ich, ins Hotel Sacher zu setzen, und suchen Sie den Platz, an dem wahrscheinlich Salvador Dalí gesessen ist, der herbeigereist war, um sich vor dem Wiener Bild Vermeer van Delfts zu verbeugen, dieser Muse in Blau und Gelb. Nur Sigmund Freud hat er hier vergeblich gesucht, den hat er erst später in London gefunden – und vergessen Sie in diesem Wien auch nicht, in die Dorotheergasse zu gehen, wo sich das Hotel Am Graben befindet und das Café Hawelka, das letzte Zentrum der Wiener Boheme, wo um elf Uhr abends Frau Hawelka auf jeden Tisch warme Buchteln serviert, und zu diesen kleinen Buchteln trinkt man Birnenlikör.“ – Zum Café Hawelka vgl. Pavel Kohout, Mohn (1982), in: Café Hawelka. Ein Wiener Mythos. Literaten, Künstler und Lebenskünstler im Kaffeehaus, Wien 1982, S. 107f., und Ders., Ende der Großen Ferien, München 1990, S. 714.

gen heraufbeschwört. Hrabal montiert aus Versatzstücken der Monarchie eine grotesk-skurrile und durchaus unpolitische Welt, die auf dem gesellschaftspolitischen Hintergrund seiner Heimat wieder Züge der Idylle annahm und bei den tschechischen Lesern nostalgische Sehnsüchte nährte.[101]

Welche Zäsur die sechziger Jahre durch den Ideenaustausch und die gegenseitig befruchtende Zusammenarbeit tschechischer und österreichischer Künstler für die Einstellung zu Wien, und zu Österreich insgesamt, darstellen, wird vor allem in Bohumila Grögerovás und Josef Hiršals Erinnerungen „Let let" (deutsch: LET LET. Im Flug der Jahre, 1994) spürbar, die zwischen 1979 und 1987 entstanden und nach der „Samtenen Revolution" von offiziellen tschechoslowakischen Verlagen herausgebracht wurden. Weil dieser in Form einer Textcollage verfaßte Rückblick der Hauptrepräsentanten der tschechischen konkreten Poesie in so einmaliger Weise die Kontakte der tschechischen, österreichischen und internationalen Avantgarde dokumentiert, wurde er in der Anthologie nicht, wie sonst angestrebt, nach dem Datum der Niederschrift oder der Edition, sondern zusammen mit einem Auszug aus Václav Černýs Erinnerungen nach der Chronologie der Ereignisse eingereiht. Die damals geschlossenen Freundschaften, und nicht nur die zwischen Grögerová/Hiršal und Mayröcker/Jandl, überdauerten die Husák-Ära und den Sturz des kommunistischen Systems im November 1989, wie es beispielsweise in Bohumila Grögerovás Erinnerungsprosa „Branka z pantů", (Das windschiefe Tor, 1998, deutsch 2003, übersetzt von C. Rothmeier) zum Ausdruck kommt. Das tschechische Dichterpaar hatte trotz des nach 1968 über sie verhängten Publikationsverbotes, das sich auch auf ihr translatorisches Werk bezog, eine große Zahl an Übersetzungen aus der zeitgenössischen österreichischen Literatur, vor allem aus dem Schaffen der Wiener Gruppe, verfaßt und teilweise unter fremdem Namen publiziert, wofür sie mit dem „Österreichischen Staatspreis für literarische Übersetzung 1988" gewürdigt wurden.[102] Wie sich ihre

---

[101] Vgl. v. a. B. Hrabal, Taneční hodiny pro starší a pokročilé, Prag 1964 (Tanzstunden für Erwachsene und Fortgeschrittene, deutsch 1965 in F. P. Künzels Übersetzung). Zu Kaiser Franz Joseph I. bei Hrabal vgl. Mareček, Europa tanzt Walzer (s. Anm. 43), S. 160–162.

[102] J. Hiršal und B. Grögerová übersetzten u. a. Friederike Mayröcker, Ernst Jandl, H. C. Artmann, Gerhard Rühm, Friedrich Achleitner, Konrad

innige Beziehung zu Wien entwickelte, hielt Bohumila Grögerová nach einem ihrer Besuche in den sechziger Jahren in einem unveröffentlichten Manuskript fest:

> Wien ist uns gewogen. Es ist überraschend, ich hatte zu Wien nie eine Beziehung gehabt. Es erinnerte mich an Österreich-Ungarn, und es machte mir keine Freude, etwas im Zusammenhang damit zu lesen oder zu lernen, ich bin ja ein Kind der Ersten Republik. Wien war einfach etwas Uninteressantes, Abgehaktes. Und plötzlich wurde uns von dort vor ein paar Jahren großes Wohlwollen entgegengebracht. Wien empfing uns auf Wiener Art: mit einer kleinen Schar von Freunden auf dem Kaiser-Franz-Josefs-Bahnhof, mit kaiserlichen Palästen, dem Café Hawelka, mit Reiterstatuen, einer Sigmund-Freud-, einer Hundertwasser-, einer Schiele-Ausstellung, dem Narrenturm, zahllosen Trödlerläden, Luxus und Kitsch jeglicher Art, mit alten Damen in Konditoreien, Türkinnen mit verhülltem Kopf und einem Rudel Kinder im Schlepptau – und es zeigte uns sein freundlichstes Gesicht. Wir machen hier beide eine tiefgreifende Metamorphose durch. Mir geht Wien nach zwei bis drei Tagen so unter die Haut, daß mir das Leben leichter und duftender, die dicke Suppe des Wiener Deutsch genießbarer vorkommt, so daß ich ab und zu einen Hüpfer mache und, wenn mich niemand sieht, auch ein kleines Stück fliege. Du verwandelst dich hier noch mehr. Wirfst einen Blick in jede Auslage, interessierst dich fürs Wetter, siehst dich um, schaust und nimmst wahr, beobachtest Menschen und Häuser und alles, was sich bewegt, läßt es dir in den Restaurants gut schmekken, vertraust Kellnern und Taxifahrern und kannst nach einem halben Rohypnol einschlafen. Wären wir länger hier, würden wir vielleicht anfangen, jünger zu werden. Kein Wunder. Man kümmert sich hier um uns – und nicht nur beim ersten Mal; stets von neuem, wiederholt. [...][103]

***

Bayer, Alfred Kolleritsch, Gunter Falk, Reinhard Priessnitz, Peter Turrini, Christine Lavant, Christine Busta, Georg Trakl, Karl Kraus, Rainer Maria Rilke, Franz Werfel. Zur Staatspreisverleihung vgl. Hans Haider, Jetzt ist fast alles frei. Das Prager Dichterpaar B. Grögerová und J. Hiršal durfte nach Wien reisen, und Ernst Jandl, Daß Eure gemeinsame Rede uns alle erreicht, in: Die Presse, 20./21. Mai 1989, Feuilleton S. VII. Noch vom Ausreiseverbot betroffen hatte Hiršal 1985 für Jandl zum 60. Geburtstag das folgende Gedicht („Von einem aus Jandl-Bande für ein Jandl-Band zum Jandl's Wandeljahr") verfaßt: „Guten Tag | aus Prag! | Wohin? | Nach Wien! | Für Ernst | im Ernst | denn wenn Jandl jandlt | ganze Welt sich wandlt | und Jandl's Handln | bringt viele ins Jandln | Guten Tag | aus Prag! | Vom Hirsch und Aaal | aus Jammertal | P.S. Es ist dunkel. Jandl abr | strahlt uns wie ein Kandlabr.", in: Für Ernst Jandl. Texte zum 60. Geburtstag. Werkgeschichte, hrsg. von Kristina Pfoser-Schewig, ZIRKULAR, Sondernummer 6, Juli 1985, S. 24 (s. auf S. 18 ein Gedicht von B. Grögerová).

[103] Zit. aus: B. Grögerová, („Wien ist uns gewogen …"), C. Rothmeier am 21. 11. 1998 zur freien Verfügung gestelltes Manuskript ohne Titel, abge-

Nachdem der „Prager Frühling“ 1970 endgültig unterdrückt und die Politik der sogenannten „Normalisierung“ eingeleitet worden war, spaltete sich die tschechische Literatur in drei Zweige: in die offizielle Literatur mit betont linientreuen oder angepaßten[104], die inoffizielle mit den verbotenen, im Samisdat (Selbstverlag)[105] veröffentlichenden Autoren und in die Exilliteratur[106], die auch aus den Editionsreihen des Samisdat gespeist wurde. Zum Teil umfangreiche Werke über Wien finden sich sowohl in der offiziellen als auch in der Exilliteratur, und es wird darin aus verschiedenen Perspektiven und in verschiedenen historischen Epochen abgebildet.

Im Rahmen der offiziellen Literatur, die sich eigentlich wieder nach den Maximen des ideologisch begründeten „Sozialistischen Realismus“ zu richten hatte und Werte der sozialistischen Gesellschaft verkörpern sollte,[107] erlebte Wien eine Auferstehung als leichtlebige Märchenstadt der Monarchie in Jiří Mareks (d. i. Josef Jiří Puchwein, geb. 1914) humoristischem Roman „Můj strýc Odysseus“ (Mein Onkel Odysseus, 1974). Man stößt in dieser fiktiven

---

druckt (in Übersetzung von C. R.) in: manuskripte 159/2003, S. 49–53 (hier S. 49).

104 Vgl. Peter Drews, Die tschechische „offizielle“ Prosa seit Mitte der siebziger Jahre, in: Wolfgang Kasack (Hrsg.), Zur tschechischen Literatur 1945–1985, Berlin 1990, S. 105–119. Für literarisch anspruchsvollere Werke, die „am Rand“ der offiziellen Literatur entstanden und deren Verfasser nicht zu den privilegierten ideologischen Vorreitern zählten, wie auch für das Schaffen namhafter Schriftsteller, die nach anfänglichem Publikationsverbot am Beginn der „Normalisierung“ in der zweiten Hälfte der siebziger und in den achtziger Jahren wieder veröffentlichen durften, hat sich der Begriff „šedá zóna“ (Grauzone) eingebürgert. Vgl. Jan Lehár, Alexandr Stich, Jaroslava Janáčková und Jiří Holý, Česká literatura od počátků k dnešku (Die tschechische Literatur von den Anfängen bis zur Jetztzeit), Prag 1998, S. 858–864.

105 Vgl. Jiří Gruša, Migration und Emigration. Die Tschechen und ihre Literatur nach 1945, in: Kasack (s. Anm. 104), S. 19–34 (v. a. S. 30–33), und J. Gruša, Antonín Brousek, Tschechische Literatur außerhalb der Massenmedien, in: ebenda, S. 120–138 (v. a. S. 123–130), sowie zur Definition des Wortes „Samisdat“ Johanna Posset, Tschechische Samizdat-Periodika 1968–1988, Diplomarbeit, Wien 1990, S. 5–18 (v. a. S. 15ff.).

106 Vgl. A. Brousek, Tschechische Exilliteratur, in: Kasack (s. Anm. 104), S. 35–62 (v. a. S. 54–62).

107 Zu den von der KPTsch ausgegebenen Richtlinien vgl. Gruša, Brousek, Tschechische Literatur außerhalb der Massenmedien (s. Anm. 105), S. 124.

Biographie eines Tschechen, der in Wien zu studieren begonnen hatte und durch die Heirat mit einer gut situierten Wiener Geschäftsfrau zu Wohlstand gekommen war, auf vertraute Szenarien und Fakten aus der tschechischen Wien-Literatur des 19. Jahrhunderts, doch sind im Gegensatz zu früher einschränkungslos – ohne den Ansatz einer Kritik – die angenehmen Seiten der Stadt und die dort gebotenen materiellen Vorteile betont. Der damaligen Parteilinie konform beschreibt der in Wien geborene Miloš V. Kratochvíl (1904–1988), der dort als Sohn eines Hofarchivars, eines gebürtigen Tschechen, bis zu seinem zwölften Lebensjahr gelebt hatte, den Vorabend des Ersten Weltkriegs bis zum Beginn der Kriegshandlungen im Jahre 1914 in dem ebenfalls 1974 erschienenen Roman „Evropa tančila valčík" (Europa tanzte Walzer)[108]. In dieser komprimierten, aus mosaikartigen kurzen Szenen bestehenden historischen Collage, in der Elemente fiktionaler und von Faktenliteratur kombiniert sind, finden sich viele topographische Details[109], Klischees aus dem Leben des imperialen Wiens und zeitgeschichtliche Fakten, wobei hier auch – dem kritischen Tenor des Werkes entsprechend – der Hinweis auf die Diskriminierung der Tsche-

[108] 1977 ließ Kratochvíl als Fortsetzung den im gleichen Stil verfaßten, aber noch weitaus tendenziöseren und politisch didaktischer konzipierten Antikriegsroman Evropa v zákopech (Europa in den Schützengräben) folgen, dessen Handlung im Jahre 1916 spielt. Vgl. dazu den in Mareček, Europa tanzt Walzer (s. Anm. 43), S. 163f., zitierten (und von ihm übersetzten) Ausschnitt aus der kritischen Rezension Blahoslav Dokoupils, Evropa v zákopech, in: Rovnost, Nr. 294 (13. 12. 1977), S. 5: „Als hätte Kratochvíl dem Leser nicht zugemutet, daß dieser selbst zum Verständnis der beschriebenen Zeit gelangt, stellt er ihm unter anderem auch Lenins Charakteristik eines imperialistischen Krieges vor die Augen […]. Und es ist letztendlich eher das Interessante am historischen Stoff und eine unbestreitbare Dosis handwerklicher Fertigkeit des Autors, die das Buch attraktiv machen, als eine echte künstlerische Meisterschaft, die dem Formexperiment einen tieferen Sinn gegeben hätte."

[109] Eines der ausführlichsten ist das Kapitel über den Prater mit der Fokussierung auf die Klassenunterschiede zwischen den Besuchern der Hauptallee und jenen des Wurstelpraters und mit einer Beschreibung des Wachsfigurenkabinetts, die der Autor zu einer kritischen Reflexion über die dort zur Schau gestellten europäischen Politiker, Heerführer und Monarchen, v. a. Wilhelm II. und Franz Joseph I., nützt. Vgl. Miloš V. Kratochvíl, Evropa tančila valčík, S. 184–188.

chen nicht fehlt[110]. Besonderen Raum nimmt allerdings die Beschreibung Kaiser Franz Josephs I. ein.[111]

Als wirklichkeitsgetreu gezeichneter moderner Großstadt der jüngeren Vergangenheit begegnet man Wien wiederum in einem in zwei Varianten erschienenen Buch des durch seine Science-fiction-Prosa bekannten Josef Nesvadba (geb. 1926), der im bürgerlichen Leben Psychiater war. Er hatte 1969 einen in das Milieu von Emigranten in Österreich und in den USA führenden Roman fertiggestellt, den er bereits während der durch die Österreichische Gesellschaft für Literatur, u. a. bei dem Aggressionsforscher Friedrich Hacker (1914–1989), vermittelten Stipendienaufenthalte in Wien (1964–1967) zu schreiben begonnen hatte. Dieses Werk wurde, nachdem es schon in Druck gegangen war, verboten, weil die politischen Turbulenzen des Prager Frühlings und die kritische Intellektuellenszene offenherzig dargestellt waren. Erst nachdem Nesvadba die Doppelgängergeschichte von einem Psychiater und einem Autor zu einer linientreueren, den kapitalistischen Westen und die Emigranten fragwürdig zeichnenden Kriminalstory umgearbeitet hatte, gelangte sie 1978 mit dem Titel „Tajná zpráva z Prahy“ (Geheimbericht aus Prag) in die Buchhandlungen. Die ursprüngliche, Wolfgang Kraus und Friedrich Hacker gewidmete, Fassung wurde als „První zpráva z Prahy“ (Erster Bericht aus Prag) 1991 in Prag und 1994 in deutscher Übersetzung in Wien als „Geheimbericht aus Prag“ veröffentlicht. Die Wiener Ausgabe endet mit einem „Epilog nach fünfundzwanzig Jahren“, in welchem der Autor die abenteuerliche und durch Geheimdienstkalamitäten fast dubios anmutende Entstehungsgeschichte des Werkes aufrollt.[112]

---

[110] Vgl. ebenda, S. 32: „[…] in Wien haben sie halt keine Neger [sic!], sie haben – Tschechen.“

[111] Mareček hebt in „Europa tanzt Walzer“ (s. Anm. 43), S. 163, dieses Buch als das Werk mit den „am konsequentesten eingesetzten Franz-Joseph-Klischees“ hervor.

[112] Vgl. J. Nesvadba, Geheimbericht aus Prag, übersetzt von Franziskus Huber [Pseudonym], Wien 1994, S. 328–334. Nesvadba geht dort (S. 328) auch kurz auf den österreichisch-tschechischen Literaturaustausch ein und erklärt: „[…] ich war auch im Westen bekannt geworden, und es gab eine Einladung der Gesellschaft für Literatur in Wien. Mit meinem Freund Jan Grossman und Frau Bělohradská las ich also in Wien meine Geschichten vor. Die Literaturgesellschaft war ja in der Ägide der ersten Ostkontakte eine wichtige Anlaufstelle für Literaten aus den sozialistischen Ländern.“ – Zur tschechischen Sicht von Wien in der damaligen Zeit und als Ergän-

Fast wie ein tröstliches Memento an die tschechischen Leser, daß alles Irdische nur ein Provisorium sei, liest sich auf dem Hintergrund des damaligen gesellschaftlichen Klimas in der ČSSR der in den Kreisen des Hochadels 1897/98 spielende und von der Ahnung des bevorstehenden Endes der österreichisch-ungarischen Monarchie leitmotivisch durchzogene Roman „Vévodkyně a kuchařka“ (Die Herzogin und die Köchin, 1983) von Ladislav Fuks, einem der renommiertesten tschechischen Prosaiker der sechziger Jahre. Er beginnt mit der Erinnerung an den Freitod von Kronprinz Rudolf und von König Ludwig II. von Bayern und endet mit der Nachricht von Kaiserin Elisabeths Ermordung in Genf. Das opulente, über siebenhundert Seiten umfassende Werk mit manieristischen Zügen und einer eher schlichten Fabel handelt von der Errichtung eines exklusiven Hotels durch die Herzogin Sophia La Tâllière d'Hayguères-Kevelsberg, die dieses später, als Zeugnis einer untergehenden Epoche und als Symbol der Vergänglichkeit, zu einem Museum des Todes erweitern möchte. Was dem realienreichen, von Ortskundigkeit und Vertrautheit mit Viennensia zeugenden Roman einen besonderen Stellenwert in der tschechischen Wien-Literatur sichert, ist das Bemühen, die seinerzeitigen sozialen und nationalen Spannungen im historischen Zusammenhang aus der Sicht der zwar saturierten, aber nicht unmenschlich dargestell-

---

zung zu dem im Textteil der Anthologie (S. 539f.) abgedruckten Auszug aus dem Buch vgl. eine Stelle, die auf die tschechische Wien-Literatur des 19. Jh.s zurückverweist, in der deutschen Ausgabe aber fehlt: „Wir dachten damals, daß Wien einfach die erste und für uns nächstliegende kapitalistische Stadt des Westens sei, wir vergaßen, daß es eine spezifische Metropole war, wo die Leute einen Tschechen am Akzent (am sogenannten ‚Böhmakeln‘) erkennen und viele Tschechisch beherrschen, weil es ihnen von ihren Großmüttern beigebracht wurde; einige mögen die Tschechen deswegen nicht, weil es die Sprache der Armen war, und sie ihre Herkunft nicht eingestehen wollen. (‚Diese Stadt hat Generationen hindurch die Creme der Gesellschaft aus Böhmen und Mähren verschlungen‘, erklärte mir später einmal mein englischer Freund. ‚Von der Zeit an, da die Monarchie zerfallen ist, lebt sie nur mehr vom einstigen Ruhm. Heute schicken die Ungarn, Polen, Tschechen, Kroaten und Juden nicht mehr ihre gescheitesten Männer und schönsten Frauen hierher, heute gibt es da nur zugewanderte Sudetendeutsche, aus der Stadt ist eine Art größeres Reichenberg geworden.‘) Für uns war damals Havanna näher als Wien […].“ J. Nesvadba, Tajná zpráva z Prahy, Prag 1978, S. 81, bzw. Ders., První zpráva z Prahy, Prag 1991, S. 292.

ten herrschenden Schicht zu analysieren[113] und die Antagonismen des Fin de siècle, die sich in den Neigungen und im Charakter der Hauptheldin widerspiegeln, zu vergegenwärtigen. In der Gestalt der im Gegensatz zu der durch den Titel ausgelösten Erwartung erst gegen Ende des Romans auftretenden böhmischen Köchin, die durch ihre Kochkünste einen würdigen Gegenpart zu der Herzogin, einer Meisterin der Lebenskunst, bildet, setzte Fuks einer Sparte des böhmischen Dienstbotenwesens ein Denkmal, die trotz ihres bis heute in Wien bestehenden legendären Rufes in der tschechischen Wien-Literatur bis zu diesem Zeitpunkt noch keine Erwähnung gefunden hatte. – Erst nach dem Ende des kommunistischen Systems erschien im Jahre 1992 Vladimír Macuras (1945–1999) Novelle „Informátor“ (Der Informator) über einen in Wien aus unglücklichen Umständen zum Polizeispitzel gewordenen tschechischen Patrioten in den vierziger und fünfziger Jahren des 19. Jahrhunderts – ein Werk, das gleichfalls von der vor 1918 in der tschechischen Wien-Literatur dominierenden Selbststilisierung der Tschechen als Opfer abrückt. Die Novelle ist Teil der Tetralogie „Ten, který bude“ (Derjenige, der sein wird, 1999), in welcher der Autor, zugleich auch ein führender Literaturwissenschaftler, parallel zu seinen literarhistorischen Studien über die Nationale Erneuerung in entmystifizierender Weise die Geschichte der patriotischen tschechischen Gesellschaft Mitte des 19. Jahrhunderts aufarbeitet.

In Ota Filips der Exilliteratur zugerechnetem Roman „Nanebevstoupení Lojzka Lapáčka ze Slezské Ostravy“ (Die Himmelfahrt des Lojzek Lapáček aus Schlesisch Ostrau), der 1973 (in Übersetzung von Josefine Spitzer) auf deutsch und ein Jahr später in Köln auf tschechisch herauskam, fand hingegen Wien – wenn auch ironisch – noch einmal als ein Symbol nationaler Unterdrückung Erwähnung. Gleichzeitig rief der 1974 aus der ČSSR ausgewiesene Filip damit seinen Landsmann Petr Bezruč und dessen sozialkritische „Slezské písně“ (Schlesische Lieder) ins Gedächtnis[114]. Das zeitge-

---

[113] Dieser Aspekt war für die Auswahl der in die Anthologie aufgenommenen Textstelle maßgeblich, weil auch der umständliche, ausufernde Erzählstil des Autors eine Montage verschiedener Passagen mit dominanten Wien-Motiven nicht zuließ.

[114] Vgl. z. B. das von Rudolf Fuchs übersetzte Gedicht Ostrava (Mährisch Ostrau), 3. Strophe: „Kohlenstaub eß ich mit meinem Brot, | und andere feiern Feste; | aus meinem Blut, aus meiner Not | baut man in Wien Paläste.“

nössische Wien figuriert in Werken Josef Škvoreckýs (geb. 1924) und Jaroslav Vejvodas. Škvorecký, der seit 1969 als Emigrant in Kanada lebte und im Jahre 1971 mit seiner Frau, der Schriftstellerin Zdena Salivarová (geb. 1933), in Toronto den Exilverlag Sixty-Eight-Publishers begründete, hatte sich von der Teilnahme an einer von der Österreichischen Gesellschaft für Literatur veranstalteten Konferenz in den sechziger Jahren zu einigen Passagen des zweiteiligen Romans „Mirákl“ (1972) inspirieren lassen.[115] Er setzt sich in dem durch den Untertitel als „Ein politischer Krimi“ ausgewiesenen und aus assoziativ gereihten Kapiteln bestehenden Buch mit der politischen Geschichte seines Landes im Zeitraum von 1949 bis 1970 auseinander. Der 1968 über Wien in die Schweiz emigrierte Jaroslav Vejvoda wiederum erinnerte in der Erzählung „Expres do Vídně“ (Expreßzug nach Wien, 1981) an die Menschenströme, die nach der sowjetischen Okkupation der ČSSR die Stadt unterwegs in andere Länder passierten, und an den Stellenwert, den sie nach dem Ende des Prager Frühlings für seine von den Einschränkungen der Reisefreiheit betroffenen Landsleute in der damaligen Zeit besaß. Wien ist hier – wie es sich schon in den sechziger Jahren abgezeichnet hatte – längst nicht mehr die Metropole des „Völkerkerkers“, sondern ein Konsumparadies und als für Tschechen nur schwer zugängliches Tor zum Westen und zur Freiheit ein Hoffnungsort.

Eine gesonderte Gruppe der Exilautoren stellen die in Wien ansässig gewordenen dar, von denen Pavel Kohout und Ivan Binar

---

Zit. nach Květoslav Chvatík, Die Prager Moderne. Erzählungen, Gedichte, Manifeste, Frankfurt am Main 1991, S. 61. (Statt „in Wien“ heißt es im tschech. Original: „an der Donau“.) Zu Bezruč s. o., S. 47, u. Anm. 86.

115 Vgl. Škvorecký, Mirákl, Teil I, S. 233–247, 260–279 und 294f. Während im Roman (S. 233) von einer Konferenz über den Nouveau roman im „Sommer“ – und zwar offensichtlich des Jahres 1968 – die Rede ist, war Škvorecký laut den Aufzeichnungen der Österreichischen Gesellschaft für Literatur (siehe Erl. zu S. 500 der Anthologie) Gast der vom 25.–27. 10. und am 5. 11. 1965 abgehaltenen Veranstaltungen „Unser Jahrhundert und sein Roman“ beziehungsweise „Neue Prosa aus der ČSSR“. Die fälschliche Angabe „Sachers Konditorei am Kohlmarkt“ (ebenda, S. 294), auf welche auch Strelka in „Böses tschechisches Blut“ (s. Anm. 98), S. 185, verwies, wurde in der deutschen Übersetzung von Johanna Posset und Hanna Vintr (Das Mirakel, Wien und Frankfurt am Main 2001, S. 336) durch „Konditorei Demel“ ersetzt.

zwei dort handelnde[116] und die existentielle Situation der exilierten Tschechen durchleuchtende Romane schufen. Am ausladendsten und mit genauer Sach- und Ortskenntnis wurde die Thematik der Emigration von Pavel Kohout in dem 1984 begonnenen Roman „Ende der Großen Ferien", der in Übersetzung von Georg Birno 1990 vor der tschechischen Version „Konec velkých prázdnin" erschien, belletristisch behandelt. Dem international bekannten Dramatiker und Romancier, der zu den führenden Protagonisten des Prager Frühlings und zu den Verfassern der Charta 77 zählte, war nach einem Arbeitsaufenthalt am Burgtheater im Jahre 1979 von den tschechischen Behörden die Heimkehr verweigert worden.[117] In „Ende der Großen Ferien", einem spannend erzählten „Flüchtlings-Tableau" von (in der deutschen Version) 809 Seiten, welches die zahlreichen historisch-politischen Exkurse auch zu einem aussagekräftigen zeitgeschichtlichen Dokument machen, verflicht Pavel Kohout die Schicksale mehrerer im Jahr 1983 auf verschiedenen Wegen aus der ČSSR geflüchteter Personen aus unterschiedlichen Gesellschaftsschichten und versteht es, die zermürbende Ungewissheit während des Asylverfahrens beziehungsweise des Wartens auf ein Visum für die Weiterreise in andere Länder nahezubringen. Gleichzeitig integriert er Motive, Wertungen, gesellschaftliche Beobachtungen und topographische Details, die man in der tschechischen Wien-Literatur seit dem 19. Jahrhundert

---

[116] Weitere Handlungsorte in P. Kohout, „Ende der Großen Ferien" (München 1990) sind das Flüchtlingslager Traiskirchen, eine Flüchtlingspension in Niederösterreich und die Stadt Graz. Als Aufführungsort seiner Theaterstücke und als künftiger Wohnort im Exil wird Wien bereits des öfteren erwähnt in Kohouts Roman: Kde je zakopán pes, Köln 1987 (deutsche, bearb., Version, übersetzt von Joachim Bruss, München und Hamburg 1987), der in Prag während der siebziger Jahre spielt und die politische Verfolgung Kohouts und seiner Familie zum Inhalt hat. Vgl. v. a. S. 58, 169, 246, 278 (Benachrichtigung von der Verleihung des Großen Österr. Staatspreises für europäische Literatur), S. 309, 447f., 496, 498, 524 (Grenzübertritt).

[117] Vgl. dazu Eva Kantůrková, Památník (Gedenkbuch), Prag 1994, S. 250f., sowie Pavel Kosatíks Biographie Fenomén Kohout (Das Phänomen Kohout), Praha-Litomyšl 2001, S. 339–341 und v. a. 348–379. Zu Kohouts „Ende der Großen Ferien" (als zusammen mit seiner Frau Jelena geschriebener, sechsteiliger Fernsehroman „Das Flüchtlingshotel" 1996 vom Tschechischen Fernsehen verfilmt) vgl. ebenda, S. 376–378.

antrifft,[118] in die Erzählung, wobei auch hier der gleichsam das „Herz" der Stadt repräsentierende Stephansdom im Buch leitmotivisch wiederkehrt[119]. Obwohl es dem Autor sichtlich vorrangig darum ging, die Problematik der Emigration in ihrer existentiellen Dimension aus verschiedenen Perspektiven zu vermitteln und dabei den eigenen Landsleuten einen kritischen Spiegel vorzuhalten[120], sind vereinzelt auch explizite Wertungen der Österreicher und Österreichs eingestreut, wobei vor allem in der folgenden Passage wieder das Stereotyp der „Phäaken"[121] auftaucht:

> Österreich [...] ist ein Land, dessen Gesetze, noch aus der Zeit der Monarchie, jede Vibration der menschlichen Existenz dadurch auffangen, daß sie sie erlauben oder vielmehr verbieten. Theoretisch ist hier jede Lebensäußerung unmöglich. Praktisch ist das eine Heimat von dicken und frohen Menschen, eine der letzten in der Welt, in der es fast eine Freude ist zu leben. Das verdankt sie der Gnade, mit der ebenfalls die Monarchie sie beschenkt hatte: daß sich jeder Befehl und jedes Verbot vernünftig umgehen läßt, sei es durch Beziehung oder Bestechung. Dank der geselligen Natur der Bewohner überwiegt zum Glück die erstere Methode.[122]

Bewußt autobiographisch ist Ivan Binars 1988 in München erschienener Roman „Kytovna umění" (Die Kunstkitterei, deutsch 1997), in dem er in Form eines Vergangenheit und Gegenwart kontrastierenden Puzzles die Geschichte seiner Ausbürgerung aufrollt und Einblicke in die Existenzbedingungen im Wiener Exil gewährt – gleichzeitig den Willen demonstrierend, aus den Trümmern seines von der kommunistischen Staatsmacht zerstörten Lebens eine neue Identität aufzubauen. Durch die Einbeziehung von Fakten aus seiner von den politischen Umbrüchen seiner Heimat gezeichneten Biographie gelang dem im Mai 1977 nach der Unterzeichnung der Charta 77 aus der ČSSR ausgewiesenen Autor, der wegen des Protestes gegen die sowjetische Okkupation 1971/72

---

[118] Siehe u. a. Wien als „Metropole der Sünde" (S. 130), Prostitution (S. 389f., 426f., 430–435, 549), Ausländer- und Flüchtlingsproblematik (S. 286f., 545f., 574, 595f., 657f., 708f., 744), Prater (S. 138f., 290), Heuriger (u. a. S. 308 u. 309f.), Graben (S. 334), tschechisches Wien (S. 288, 337f., 346).

[119] Vgl. S. 130, 134, 332, 390, 427, 585, 658, 752. Zu dieser Thematik im 19. Jh. s. Anthologie, S. 34 mit Anm. 62.

[120] Vgl. u. a. S. 294f., 624ff., 643, 649, 774ff.

[121] Vgl. auch S. 702, 730; zu „Phäaken" s. Anthologie, S. 33, Anm. 57.

[122] Kohout, Ende der Großen Ferien (s. Anm. 116), S. 273.

zwölf Monate in Haft verbracht hatte, darüber hinaus die exemplarische Beschreibung eines mitteleuropäischen Schicksals jenseits des Eisernen Vorhangs nach dem Zweiten Weltkrieg.

In Wien bildete sich, nachdem wie Ivan Binar weitere, seit Beginn der siebziger Jahre als Regimegegner verfolgte Charta-Signatare auf Einladung der österreichischen Regierung hier Asyl genommen hatten, erstmals in der Geschichte des tschechischen Wien eine größere Gruppe von Künstlern und Autoren[123] heraus, die sich zum Teil aus dem in der ČSSR heftig verfolgten „Underground", also Kreisen der musikalisch-literarischen Subkultur um Rockgruppen wie The Plastic People of the Universe und DG 307[124],

---

[123] Vgl. dazu Dagmar Vaněček, Nicht nur Bier und Gesang. Die tschechische Kultur in Österreich, in: Lesezirkel VI/48 (1990), S. 21f.; Rothmeier, Die entzauberte Idylle (s. Anm. 2), S. 278–282, und Brikcius, Vyložení umělci aneb Kunsthistorické pohádky (Auswaggonierte Künstler oder Kunsthistorische Märchen), Prag 1991, in dem außer dem 1981 bis 1985 für den Wiener Klub Rapid spielenden Fußballer Antonín Panenka (geb. 1948) und dem auch als Maler tätigen Benýšek folgende Emigranten porträtiert sind: der Maler und Schriftsteller Petr Kouba (geb. 1947 in Prag, seit 1980 in Wien), die Malerin und Illustratorin Irena Ráčková (geb. 1948 in der Slowakei, seit 1968 in Österreich), der bildende Künstler Zbyněk Sekal (geb. 1923 in Prag, seit 1970 in Wien) und der seit 1980 in Wien lebende Maler Ota Slavík (geb. 1931). Zu zahlreichen Bildern und Zeichnungen inspirierte Wien Jan Šafránek (geb. 1948), der 1979 hierher emigriert war und sich nach längeren Aufenthalten in Sydney (1981–1985, 1986–1990) hier niederließ. – Der vorerst letzte Essay über Wien, in dem über tschechische Lokale und über die Emigranten der achtziger Jahre berichtet wird, stammt von Jasna Hloušková, Vídeň, Nachtasyl a další (Wien, Nachtasyl und Weiteres), in: Hospody a pivo v české společnosti (Die Gasthäuser und das Bier in der tschechischen Gesellschaft), hrsg. von Vladimír Novotný, Ústav pro českou literaturu AV ČR (Institut für tschechische Literatur der Tschechischen Akademie der Wissenschaften), Prag 1997, S. 199–205.

[124] Neben Ivan Martin Jirous zählten zu diesem Kreis u. a. Liedermacher und Lyriker wie Svatopluk Karásek (geb. 1942), Vratislav Brabenec (geb. 1943), Miroslav Skalický (geb. 1952), Daša Vokatá (geb. 1954), Egon Bondy (geb. 1930), Zbyněk Benýšek, Fanda Pánek (geb. 1949) und Vlastimil Třešňák (geb. 1950). Der erste Prozeß gegen Mitglieder von The Plastic People of the Universe und DG 307 fand 1976 statt. Vgl. dazu: ČSSR 1976: Junge Kultur unter Anklage, Amnesty International Publications, August 1976 (Sektion der Bundesrepublik Deutschland, Hamburg), u. a. mit von C. Hansen-Löve (= Rothmeier) übersetzten Texten dieser Gruppen aus den Jahren 1974/75, und Pop im Prager Untergrund (ohne Nennung des Autors), in: Ota Filip und Pavel Tigrid (Hrsgg.), KONTINENT. Sonderband

rekrutierte und die mit der von Zbyněk Benýšek herausgegebenen Zeitschrift „Paternoster“ (1983–1992)[125] sogar ein überregional bedeutsames Publikationsorgan besaß. Die Beiträge stammten von Repräsentanten des „Undergrounds“, des Exils und von ausländischen Intellektuellen und Philosophen. Wien gibt in den in diesem Periodikum abgedruckten Texten von Brikcius und Benýšek, wie „Gott Mittwoch aneb Střelná modlitba za žertovné předměty“ (Gott Mittwoch oder Stoßgebet für Scherzartikel, 1983)[126], beziehungsweise „Valentýnka“ (Valentinka, 1987)[127] die verfremdete Kulisse für

---

Prag, Berlin 1976, S. 93–107. Ein Teil der am Beginn der achtziger Jahre aus der ČSSR ausgewiesenen Musiker und Literaten blieb damals in Wien. Vgl. dazu die Erl. zu S. 557ff. u. 571 der Anthologie.

[125] Paternoster. Malá revue pro umění a kritiku (Kleine Revue für Kunst und Kritik), Redaktionsrat der 1. Nr.: Marie Benetková, Z. Benýšek, Vratislav Brabenec, E. Brikcius, Martin Hybler, Vlasta Třešňák, Paul Wilson; Redaktionsadresse: Zinnergasse 27/1/31, 1110 Wien (ab Nr. 27 [1990] in Prag hrsg.).

[126] E. Brikcius, Gott Mittwoch …, in: Paternoster 1 (1983), S. 4–12, nachgedruckt in: Paternoster 30 (1992), S. 7–15, sowie in: Ders., Sebraný spis (Sammelwerk), Prag 1992, S. 61–69, und Ders., Spanilá jízda a jiné krásné prózy (Brautfahrt und andere schöne Prosa), Prag 2003, S. 91–105. Weitere Texte mit Wien-Bezug von Brikcius sind die 1990 bis 1992 entstandenen Rakouské procházky (Österreichische Spaziergänge), in: Ders., Sebraný spis, S. 93–111 (vgl. Anthologie, S. 633–646), die Erzählung Cesta do Tullnu aneb Siamo soli (Fahrt nach Tulln oder Siamo soli) aus dem Jahr 1990, in: ebenda, S. 70–76 (nachgedruckt in: Ders., Spanilá jízda, S. 117–129). – Zu Brikcius' Werken ab 2000 vgl. Anthologie, S. 561. – Das Gegenstück zu Brikcius' Cesta do Tullnu … bildet Petr Koubas Erzählung Cesta z Tullnu (Fahrt aus Tulln) in seinem Erzählband Dryjáky (Wunderelixiere, Prag 1999), S. 8–17. Von seiner Tätigkeit als Hilfsrestaurator am St. Marxer Friedhof berichtet Kouba in der Erzählung Záznam o pracovním procesu (Aufzeichnung über den Arbeitsprozeß), ebenda, S. 18–31, in der die unreflektierte Xenophobie der Wiener angesprochen ist.

[127] Z. Benýšek, Valentýnka, in: Paternoster 17 (1987), S. 8–17 (und in: Ders., My nejsme vrazi [Wir sind keine Mörder], Prag 2002, S. 85–98). In Wien (1984–1985) spielt auch eine weitere autobiographische Erzählung Benýšeks, Výzkumný ústav Vídeň (Forschungsinstitut Wien) über die Arbeit für ein politisches Meinungsforschungsinstitut, abgedruckt in: Paternoster 30 (1992), S. 53–70 (hier nur das 2. Kap., komplett in: Ders., My nejsme vrazi, S. 99–228). Wien-Bezug haben die Gedichte Sonet z Humy (Huma-Sonett) und Pohlednice z Vídně (Ansichtskarte aus Wien), in: Paternoster 20 (1987), S. 5f. (nachgedruckt in: Ders., Diagnóza a jiné básně [Die Diagnose und andere Gedichte], Prag 1999, S. 73 u. 60).

ihre teils absurd anmutenden Selbstbetrachtungen ab, deren zentrales Thema die Unbehaustheit ist. Das schwerwiegende Problem der sprachlichen Entfremdung thematisierte übrigens Sylvie Richterová in dem als Tagebucheintragung stilisierten Text „Děti a zvířátka“ (Kinder und Tiere) aus dem Jahre 1985, der Teil des 1991 in der Endfassung edierten „Slabikář otcovského jazyka“ (Abc-Buch der Vatersprache) ist. Die für den Beruf des Schriftstellers oder Schauspielers natürlich besonders gravierende Sprachbarriere wird nicht nur in Ivan Binars „Kytovna umění“, sondern auch von dem 1978 unter polizeilichem Druck nach Österreich emigrierten Schauspieler, Dramatiker und Bürgerrechtskämpfer Pavel Landovský (geb. 1936), der in Wien am Burgtheater arbeitete, angesprochen, und zwar in dem Interviewband „Soukromá vzpoura. Rozhovor s Karlem Hvížďalou“ (Privatrebellion. Gespräch mit Karel Hvížďala), Bonn 1988[128].

In Werken des Samisdat tauchte Wien sporadisch als Aufenthaltsort einstiger Freunde und Weggefährten auf, so zum Beispiel 1980 in Ludvík Vaculíks Tagebuchroman „Český snář“ (Tschechisches Traumbuch, deutsch 1981 als Tagträume – Alle Tage eines Jahres)[129] oder in den in der ersten Hälfte der achtziger Jahre in der Haft entstandenen Gedichten „Magorovy labutí písně“ (Magors Schwanengesang) von Ivan Martin Jirous, der aus der Gefängniszelle heraus seinen in der Welt verstreuten Freunden nachtrauerte.[130]

Die Exilanten aus dem Kreis der Charta, die ihr Land nicht freiwillig verlassen hatten, waren offenbar unbelastet vom Klischee des „bösen Wien“ und auch, wie es Ivan Binar 1995 in dem Essay „Oh, du mein Österreich“ in „Literatur und Kritik“ behauptete,

---

[128] Vgl. P. Landovský, Soukromá vzpoura, Prag 1990, S. 17, 36–38.

[129] Der in der Anthologie, S. 548f., abgedruckte Textauszug verweist auf die Schwierigkeiten, im Ausland Samisdat-Literatur zu vermitteln, und auf innerhalb der tschechischen Minderheit in Wien herrschende Animositäten, wie sie M. Glettler (s. Anthologie, S. 106) anspricht. Vgl. dazu auch Kosatík, Fenomén Kohout (s. Anm. 117), S. 357–359 u. 378f.

[130] Weitere Erwähnungen Wiens in der Lyrik, u. a. bei: Egon Bondy, 23. 8. 1988, in: Ders., Básně 1988 aneb čas spíše chmurný (Gedichte 1988 oder eine eher düstere Zeit), Prag 1990, S. 25f.; Slávek Janoušek, Stejně žadná Vídeň není (Es gibt ja gar kein Wien), in: Paternoster 18 (1987), S. 9, und auch in Ivan Matoušeks (geb. 1948) am Beginn der achtziger Jahre begonnenem und in dieser Zeit spielendem Roman „Ego“, Prag 1997, S. 131.

ohne besondere Kenntnisse von Österreich überhaupt, in der Stadt eingetroffen, deren Bürger sie werden sollten. Sie wurde – lassen die Texte vermuten – nicht jedem wirklich zur Heimat, sie lebten sich nicht ein, akzeptierten aber frei von Selbstmitleid die Umstände. Daß sie ihre Existenz als ein Provisorium empfanden, geht aus ihrer Literatur hervor, auch wenn sie diese Gefühle nicht offen in Worte kleideten. Allerdings wurden sie nicht erst durch Wien ihrer Illusionen beraubt, sie waren von der politischen Realität ihrer Heimat entzaubert worden.[131] Vielleicht entwickelten sie aus diesem Grund, trotz mancher bitterer Erfahrungen als „Fremde" unter Einheimischen, keine den im 19. Jahrhundert existierenden vergleichbaren Ressentiments gegen Wien und die Wiener. Diejenigen, die nach dem Ende des Kommunismus hier geblieben sind, pendeln heute zwischen Wien und Prag, sind in zwei Lebenswelten daheim. Es scheint fast, als hätte die von Wien genährte Dynamik von Traum und Wirklichkeit am Ende des 20. Jahrhunderts in der tschechischen Literatur ihre Wirksamkeit verloren.

1989–2003

Beispiele für die Literarisierung von Wien mehren sich inzwischen auch in der Literatur der postkommunistischen Ära. Obwohl man Ivan Binars im Textteil der Anthologie[132] gekürzt abgedruckten Rückblick „Oh, du mein Österreich" als Ausklang der tschechischen Wiener Exilliteratur der siebziger und achtziger Jahre werten kann, kehrte er in „Sedm kapitol ze života Václava Netušila" (Sieben Kapitel aus dem Leben Václav Netušils, 2000) noch einmal zum Thema Wien zurück. Real Erlebtes in einer Ebene des Phantastischen widerspiegelnd, reflektiert er im Rahmen allgemeinerer Lebensbetrachtungen in diesem Roman sein von politischer Verfolgung geprägtes Leben nach 1968 in Form eines Labyrinths und läßt im Zusammenhang mit dem Wiener Exil fast alle seine Schicksals-

---

[131] Vgl. die Bezeichnung der ČSSR als „stiefmütterliche Heimat" in Kohout, Ende der Großen Ferien (s. Anm. 116), S. 116, und Ders., Mohn (s. Anm. 100): „Wenn man eines Nachts die Absurdität erlebt, auf den Schultern von Grenzsoldaten aus dem eigenen ins Nachbarland gebracht […] zu werden, […] und wenn einer so sehr nach Prag gehört wie ich, […] muß er dem Himmel danken, daß es noch Wien gibt, mit einer ähnlichen Haut, die eine Transplantation ermöglicht […].

[132] S. S. 647–652.

genossen aus dem künstlerischen Bereich und auch österreichische Freunde Revue passieren[133]. Es handelt sich bei diesem Buch jedoch um eine literarisch weit komplexere und subtilere Neubewertung von aus „Kytovna umění“ und „Oh, du mein Österreich“ teilweise bereits bekannten Inhalten.[134] Während Zbyněk Benýšeks „My nejsme vrazi“ (Wir sind keine Mörder, 2002) nur eine Sammlung bereits früher publizierter Texte darstellt, setzte Eugen Brikcius in den zwischen 2000 und 2003 in Prag verlegten Werken mit anderen literarischen Mitteln die Tradition seiner in „Rakouské procházky“ begonnenen Wien-Beschreibungen fort, wobei besonders auf die Feuilletons „Sen o Vídeňském Prátru“ (Traum vom Wiener Prater), „Sen o Českém Pratru“ (Traum vom Böhmischen Prater) und „Sen o kavárně Diglas“ (Traum vom Café Diglas) in der Sammlung „Sny Eugena Brikciuse“ (Eugen Brikcius' Träume, 2002)[135] verwiesen sei, wiewohl darin nicht wirklich neue Akzente im tschechischen Wien-Bild gesetzt werden.

Der die dortigen Verhältnisse drastisch schildernde Roman „Kulatý svět“ (Die kugelrunde Welt, 1993) von der 1985 über Wien in die USA emigrierten Iva Pekárková (geb. 1963) vermittelt hauptsächlich den Lageralltag in Traiskirchen, führt mit einigen Episoden aber auch nach Wien und aktualisiert das Problem der Prostitution und Verelendung der auf den Asylentscheid wartenden weiblichen Flüchtlinge. Wien figuriert in diesem autobiographisch inspirierten Werk dokumentarischen Charakters natürlich als ein ökonomisch attraktiver Ort, wo man – etwa durch Bekanntschaft mit einem Österreicher – gerne Fuß fassen würde.[136]

---

[133] Vgl. I. Binar, Sedm kapitol ze života Václava Netušila, Prag 2000, S. 278–301 (v. a. S. 289).

[134] Als neues Moment kommen die Bespitzelung und die versuchte Einflußnahme der tschechischen Geheimpolizei hinzu, die offenbar Teil der existentiellen Umstände des Exils waren, wie es auch in Kosatíks Kohout-Biographie (s. Anm. 117), S. 349 u. 368, zum Ausdruck kommt.

[135] Sny Eugena Brikciuse, wurden – vom Autor dramatisiert – in Form von zehnminutigen Sendungen auch im Tschechischen Fernsehen ausgestrahlt.

[136] Vgl. I. Pekárková, Kulatý svět, Prag 1993, S. 65, 87f., 102, 111–113, 116–119, 189f., 202–206. – Werke über das Flüchtlingslager Traiskirchen, in denen Wien nur flüchtig erwähnt wird, stellen einen eigenen Komplex dar, vgl. I. Binar, Was der Hampelmann tut (übersetzt von Elisabeth Frank

Von den während des Kommunismus mit Publikationsverbot belegten Schriftstellern widmete einer der prominentesten Gegenwartsautoren, der Brünner Jiří Kratochvil" (geb. 1940), Wien sieben Kapitel des postmodernen Romans „Nesmrtelný příběh aneb Život Soni Trocké-Sammlerové čili Román karneval" (Unsterbliche Geschichte oder Das Leben der Sonja Trotzkij-Sammler oder Karneval, 1997)[137]. Er entwirft darin in Zusammenhang mit einer imaginären Reise der Titelheldin nach Wien ein ironisches Zerrbild der Stadt im Jahre 1914 mit allen möglichen topographischen Klischees. Neu in der tschechischen Wien-Literatur ist die Einbeziehung Katharina Schratts, der Freundin Kaiser Franz Josephs, und des Spions Oberst Redl in die phantastisch-burleske Handlung. Den durch die Niederschlagung des Prager Frühlings abgebrochenen Kulturaustausch in den sechziger Jahren ins Gedächtnis ruft die dokumentarische Prosa „Odchod ze Zámku. Deníkové záznamy z let 1968–1989" (Auszug aus dem Schloß. Tagebucheintragungen aus den Jahren 1968–1989, 1998) des namhaften Prosaisten Jaroslav Putík (geb. 1923). Die vom 12. bis zum 15. März 1969 reichenden knappen Notizen betreffen professionelle Kontakte (mit dem Paul Zsolnay Verlag und der Österreichischen Gesellschaft für Literatur) und das Besichtigungsprogramm (Heurigenbesuch in Grinzing sowie Besuch von Museen und des Burgtheaters).[138] Mit Erinnerungen an einen Aufenthalt in Wien anfangs der achtziger Jahre[139] läßt der 1975 aus politischen Gründen von der Karlsuniversität entlas-

---

[= C. Rothmeier], in: Ota Filip und Egon Larsen (Hrsgg.), Die zerbrochene Feder. Schriftsteller im Exil, Stuttgart 1984, S. 43–54), eine Erzählung über seine Tätigkeit als Lagerdolmetscher, und Jan Pelc' (geb. 1957) Roman … a bude hůř (… und es kommt noch schlimmer), Köln 1985. Vgl. ebenda (in der Prager Ausgabe des Buches, 1996, S. 324) einen Stimmungsbericht des 1981 über Österreich nach Frankreich emigrierten Autors: „Ich spaziere durch Wien und versuche vergeblich, den Geschmack dieser Stadt einzufangen. Irgendetwas stört mich an ihr, ich laufe von einer Gasse zur anderen, ich suche es, aber dieses Etwas biegt immer um eine Ecke, bevor ich es erblicken kann. Ich hocke in billigen Kneipen herum, schlürfe ein Bierchen … Und langsam finde ich es."

137 In der deutschen Übersetzung von Kathrin Liedtke und Milka Vagadayová, Zürich 2000, S. 50–68.

138 Vgl. J. Putík, Odchod ze zámku, Prag 1998, S. 62ff.

139 Mit Erwähnung von Schönbrunn und dem Prater und dem Hinweis auf die literarische Zusammenarbeit mit seiner einstigen Studentin Christa Hansen-Löve, vgl. S. 11–18 u. 112.

sene Bohemist, Schriftsteller und Samisdat-Verleger Vladimír Binar (geb. 1941), zu dessen überragendsten Leistungen die Herausgabe des Gesamtwerks Jakub Demls zählt[140], seinen autobiographisch fundierten Briefroman „Emigrantský snář“ (Traumbuch Emigration, [Samisdat 1985] 2003) beginnen[141], der ansonsten hauptsächlich in Tahiti, der Heimat seiner Frau, spielt. Impressionen aus dem Wien der neunziger Jahre verewigte der Schriftsteller, bildende Künstler und österreichische Staatspreisträger für literarische Übersetzung Ludvík Kundera (geb. 1920) in einer „Vídeň“ (Wien) betitelten Kurzprosa.[142] Einen Niederschlag des österreichisch-tschechischen Literaturaustausches seit Mitte der neunziger Jahre schließlich findet man bei Petr Borkovec (geb. 1970) und Kateřina Rudčenkova (geb. 1976).[143]

Der vorläufige „Schlußstrich“ im Sinne einer Rekapitulation des tschechisch-österreichischen Verhältnisses – „Österreich, du edles Haus …“[144] – stammt allerdings aus der Feder des derzeitigen Präsidenten des Internationalen P. E.N.-Klubs, Jiří Grušas (geb. 1938), der seine Ankunft als Botschafter der Tschechischen Republik in Wien im Jahre 1998 in dem Buch „Gebrauchsanweisung für Tschechien“ (1999)[145] so beschrieb:

> Der Tag ist sonnig, ich fahre nach Wien ... mit einer tschechischen Botschaft. Es ist mir irgendwie passsiert, sie überbringen zu dürfen. Tschechien hat ein Palais in der Nähe von Schönbrunn. Mich hatte die Tschechoslowakei vor zwanzig Jahren ausgebürgert. Ich war kurz bei Pavel Kohout (ausgebürgert nach Wien zwei Jahre vor mir)... er wollte mir [damals] die Stadt zeigen, auch das Schloß mit der Gloriette und den Park hier; als wir zurückkehrten, sagte Pavels Frau zu mir: „Schau, da links hinter den Bäumen, da arbeiten die Sičáci (die Zischer – was im Tschechischen ‚Schufte‘ bedeutet), die uns expatriieren“. Ich warf einen flüchtigen Blick in den Garten, konnte nichts entziffern.

---

[140] Zusammen mit Bedřich Fučík (1900–1984), vgl. Erl. zu S. 332 der Anthologie.

[141] Vgl. Binar, Emigrantský snář, Prag 2003, S. 11–18.

[142] In: L. Kundera, Města (Städte). 1992–1999, in: Ders., Napospas. Různá próza 1941–1999 (Preisgegeben. Verschiedene Prosatexte 1941–1999), Brünn 1999, S. 266f.

[143] P. Borkovec, Hotel Fürstenhof (unveröff. Gedicht vom 19. 1. 2000); K. Rudčenková, André [Erzählung], in: Dies., Noci noci (Nächte Nächte), Prag 2004, S. 15–22.

[144] In: J. Gruša, Glücklich heimatlos. Einblicke und Rückblicke eines tschechischen Nachbarn, Stuttgart und Leipzig 2002, S. 192–199.

[145] J. Gruša, Wahrheit singt, in: Ders., Gebrauchsanweisung für Tschechien, München 1999, S. 200f.

> Jetzt öffnete sich die Tür des Palais ohne Zischen. „Herr Botschafter", sagte jemand zu mir, „Ihre Post ist schon da". Ein Haufen Briefe, Postkarten und ein Kinderschreiben: Komme dich besuchen... mein Enkelsohn meldete sich an. Er heißt Adam, wie der Anfang aller Dinge. [...]

Vielleicht wurde – signalisiert von diesem Text – mit dem Wirken dieser bedeutenden literarischen Persönlichkeit in Wien eine Perspektive für eine Zukunft aufgetan, in der unter veränderten politischen und geopolitischen Voraussetzungen möglicherweise auch in der tschechischen Wien-Literatur ein neues Kapitel aufgeschlagen werden wird.

Monika Glettler

DAS TSCHECHISCHE WIEN HISTORISCH

Ist Wien eine deutsche Provinz oder mitteleuropäisches Zentrum? Dieses Dilemma besteht möglicherweise auch heute noch. Auch als staatsrechtlich souveräne Hauptstadt könnte es kulturell deutsche Provinz sein.

György Konrád*)

Die Metapher Kakaniens machte Wien in der Retrospektive, im elegischen Rückblick zur Weltstadt. Diese Menschen wurden toleriert. Sie waren möglich, noch hatte man sie nicht umgebracht, noch hatte man sie nicht an die Front, in die Emigration, in die Vernichtungslager getrieben.

György Konrád**)

Das Wien-Bild in der tschechischen Literatur ist schon seit Beginn des 19. Jahrhunderts von der Präsenz der Tschechen in Wien geprägt. Reiseberichte als beliebte literarische Gattung gibt es in der alttschechischen Literatur seit Mitte des 14. Jahrhunderts. Zur vollen Blüte gelangte die Reisebeschreibung zur Zeit der Rudolfinischen Renaissance in den letzten beiden Jahrzehnten des 16. und Anfang des 17. Jahrhunderts. Das – vermutlich – erste ausführliche tschechischsprachige Zeugnis über eine Wienreise stammt von Bedřich z Donína, einem schlesischen Grafengeschlecht auf der Burg Dohna (Donín).[1] Bedřich gehörte dem böhmischen Zweig auf dem Gut Bílý Újezdec (bei Smečno) an, sein Geburtsjahr wird um das Jahr 1574 angesetzt. 1587 wird er in den Matrikeln der Prager Jesuitenuniversität genannt, dann sandte ihn sein Vater nach Wien an den Hof von Erzherzog Ernst, wo er sich etwa drei Jahre aufhielt (1588–1591) und dann eine Reise nach Ungarn un-

*) György Konrád, Die Herausforderung der Großstadt, in: Wien um 1900. Aufbruch in die Moderne, hrsg. von Peter Berner, Emil Brix und Wolfgang Mantl, Wien 1986, S. 274, Nr. 25.

**) Ebenda, S. 273, Nr. 23.

[1] Cestopis Bedřicha z Donína (Reisebeschreibung des Friedrich von Dohna), hrsg. von Antonín Grund, Prag 1940.

ternahm.[2] Sein für die Renaissancezeit typischer Bericht gliedert sich in vier Teile; der erste Teil enthält seine Erlebnisse auf der Reise nach Österreich und Ungarn bis zur türkischen Grenze, die damals bis Raab (Györ) reichte, und enthält eine höchst lesenswerte Schilderung des damaligen Wien und seiner Bewohner:[3]

> „Das LAND ÖSTERREICH, Austria und auf deutsch Österreich, ist ein östliches, von den fränkischen Königen ernanntes Königreich, gegen Osten zu hat es das Land Ungarn, gegen Süden die Steirischen Berge, dem Westen zu Bayern, im Norden den Fluß Thaya und das Land Mähren; es ist eine Gegend mit gesunder Witterung, fruchtbar an Getreide, Obst, vor allem aber an Wein, sehr gut gedeiht dort der Safran, so daß es keinen besseren als ihn gibt, ebenso der Ingwer bei Hainburg. Die vornehmeren Städte in Niederösterreich sind folgende: Wien, die Hauptstadt, Neustadt, Stein, Krems, Bruck, St. Pölten und andere. Durch das ganze Land fließt die Donau. […] Wien, die Hauptstadt des Landes Österreich und Sitz der österreichischen Erzherzöge, wurde ehedem Juliobona oder Flaviana genannt, den Namen hat es nach einem kleineren Fluß oder Bach, der unweit der Stadt fließt und in die Donau mündet. Die Stadt ist befestigt und groß, mit Mauern, Gräben und Basteien, mit Schanzen und einem Wall und mit den verschiedensten Vorkehrungen versehen, und wird daher die für die Erzfeinde des Christenvolkes, die Türken, unüberwindliche Festung genannt. Soliman, der türkische Kaiser, belagerte nach der Eroberung Budas im Jahr des Herrn 1529 mit einem großen und schrecklichen und fast mehrere hunderttausend Mann starken Heer am 26. Tag des Monats September Wien und unternahm mehrere Sturmangriffe gegen die Stadt. Und obwohl sich die Türken an einigen Stellen für die Stadt bedrohlich durchgruben, wehrten sich die Wiener, die an die zwanzigtausend kampferfahrene Männer, unter Führung des höchsten Hauptmanns Philipp, Pfalzgraf vom Rhein, in der Stadt hatten, tapfer und empfingen sie so, daß an die achtzigtausend Türken an derselben Stelle umkamen, und Soliman mit großer Schmach und Schande mit nur hunderttausend Mann heimkehren mußte. Die Stadt ist sauber und schön gebaut, hat hohe Häuser aus Stein, Ziegeldächer, sehr tiefe Keller, und größtenteils befindet sich unter einem tiefen Keller ein noch tieferer, so daß die Stadt unter der Erde so tief, wie sie über der Erde hoch gebaut ist. Wie die Keller sind auch die Brunnen tief, und das Wasser in ihnen ist gut. Es gibt etliche Marktplätze in der Stadt, den größten neben dem Jesuitenkollegium, dort verkauft man Brot, auf dem zweiten Obst und allerlei Speisen, auf dem dritten Fische, auf dem vierten Getreide, diesen heißt man den neuen Ring. Kirchen gibt es viele

---

[2] 1592/93 studierte Bedřich z Donína an der Jesuitenuniversität in Ingolstadt. Er starb 1634 in völliger Armut. Ebenda, S. 9, 13.

[3] Die Handschrift befindet sich im Památník národního písemnictví (Museum des nationalen Schrifttums) am Strahov in Prag. Ebenda, S. 7, 14f. Beschreibung Wiens ebenda, S. 33–40.

in Wien, lauter katholische, die Haupt- und Bischofskirche zu Sankt Stephan ist groß, aus behauenem Stein, mit weißem und rotem Marmor gepflastert, der steinerne Turm daneben ist überaus hoch und sehr prächtig, eine Zierde der ganzen Stadt. Von diesem Turm aus kann man die von Wien acht Meilen entfernte Stadt Hainburg sehen. […] In dieser Kirche liegt Kaiser Friedrich, seines Namens der Dritte. Elisabeth, fränkische Königin guten Angedenkens, die Schwester Rudolfs, des derzeitigen Kaisers, ließ in Wien eine schöne Kirche unter einem roten Blechdach errichten, in der man ein sehr schönes Tabernakel erblickt.[4] Ihr Haus und das Kloster, das sie ebenfalls erbauen ließ, befinden sich neben der Kirche, und von ihrem Haus hatte sie einen Pawlatschengang bis in die Kirche und ins Kloster, und dort betete sie Tag und Nacht zu Gott dem Herrn, und gab reichlich Almosen, und als der Herrgott sie am 23. Tag des Monats November im Jahr des Herrn 1592 aus dieser Welt zu sich zu berufen geruhte, haben die Armen sie wie eine Mutter beweint. Spitäler sind zwei in der Stadt, ein schön gebautes kaiserliches, das zweite ein städtisches. Unweit vom Haus der fränkischen Königin steht ein nach allen Richtungen groß wie ein Schloß gebautes Haus, das man den kaiserlichen Marstall nennt, in diesem Haus werden Komödien und Theaterstücke gegeben. Neben dem Neutor ist ein Haus, dort bewahrt man Galeeren und andere große Schiffe auf, die auf der Donau benötigt werden.[5] […] Die berühmte Akademie in Wien, deren Kanzler der Bischof von Neustadt ist, wurde von Kaiser Friedrich im Jahre 1237 begründet. Gegenüber dem Schloß ist ein großer Platz, auf dem Turniere stattfinden, und auf dem Platz ein neu gebautes großes Haus, das man das Haus von Ernst nennt.

Das viereckige Wiener Schloß bei einem Stadttor hat in der Mitte einen Platz, an jeder Ecke dieses Schlosses steht ein dicker, mit Ziegeln gedeckter Turm, neben dem Schloß ist ein Graben, und über dem Graben eine Zugbrücke; in diesem Schloß wohnte zu meiner Zeit Seiner Gnaden guten Angedenkens, Erzherzog Ernst. Es gibt viele Kaufleute in Wien, besonders in der Straße, durch die man zum Schloß geht, haben sie an einer Seite überall Läden, diese Gasse heißt Kohlmarkt. Die Fronleichnamsprozessionen sind immer schön; jedes Handwerk hat seine Fahnen, in den Straßen stehen die Bürger in Rüstung, und zu der Zeit werden alle Tore geschlossen. In dieser Stadt gibt es alle Dinge im Überfluß, Wein in Hülle und Fülle und für wohlfeiles Geld, Fleisch, Fische, Getreide, allerlei Obst, das aus Ungarn hergeführt wird, besonders aber die guten ungarischen Melonen. Stadttore sind folgende: das Ungartor, als zweites das Kärntnertor, als drittes das Schloßtor, als viertes das Schottentor, als fünftes das Neutor, das

[4] Erzherzogin Elisabeth (1554–1592), eine Tochter Maximilians II., heiratete 1570 Karl IX., König von Frankreich. Ihre Brüder waren Kaiser Rudolf II. (1552–1612) und Erzherzog Ernst (1553–1595). Elisabeth stiftete 1581 das Nonnenkloster „Maria, Königin der Engel", „Königinkloster" genannt. Das Kloster und der Turm der Kirche waren mit Kupfer gedeckt.

[5] Das sog. Wiener Fluß-Streitschiff-Arsenal.

sechste ist das Rote Tor oder Donautor[6], weil die Donau unmittelbar neben der Stadt fließt und etliche Holzbrücken hat, weil sie sich in verschiedene Richtungen teilt. Die erste Brücke ist gleich bei der Stadt und trennt die Vorstadt von der Stadt, die zweite, wo Maut entrichtet wird, die größte ist die dritte, die fast jedes Jahr, wenn das Eis schmilzt, entzweibricht, und auf der Herr Joachim von Grätz, Kanzler des Königreiches Böhmen, durchgebrochen und ertrunken ist. Die vierte Brücke, auch aus Holz, befindet sich hinter dieser großen. […] Große Vorstädte aus Holz, in denen man sehr fröhliche und schöne Gärten wahrnimmt, sind besonders bei jedem Tor. Zwei Meilen von Wien liegt der kaiserliche Garten, abgegrenzt mit einem schönen Gewölb' und mit Pawlatschen, und mit schmucken Türmen ausgeschmückt. […] Dieser Garten ist auf französische Art mit mannigfaltigen Blumen in Form von Adlern, Sternen, Tieren bepflanzt und mit schönen Fontänen […] verziert. Nicht weit davon steht das neu erbaute kaiserliche Schloß, in dem es viele Zimmer gibt. Dieses Schloß heißt Ebersdorf, es werden dort allerlei Tiere gehalten.[7] […]
Im Jahre 1590, am Samstag nach dem Fest der Erhöhung des Heiligen Kreuzes, also am 15. Tag des Monats September, gab es ein großes, schreckliches und furchtbares Erdbeben, so daß die Häuser und die ganze Stadt wie eine Wiege schaukelten, die Erde grollte, daß es gar schauerlich anzuhören war, Kamine und Ziegel von den Dächern auf die Gassen fielen, die Wände Risse bekamen, die Häuser einstürzten, der Turm von Sankt Michael halb zusammenbrach, der Turm von Sankt Stephan sich neigte […]. An diesem Tag entstand dieser Stadt unersetzlicher Schaden […]. Erzherzog Ernst war damals in Wien und fuhr in dieser Nacht aus der Stadt hinaus, denn in der Stadt zu sein, war nicht sicher, die anderen Menschen, die nicht aus der Stadt konnten, flohen aus den Häusern auf Plätze und Märkte und blieben dort, bis es Tag wurde. […] Am Donnerstag danach wurde aus diesem Anlaß eine Prozession in die Kirche der Jesuitenpater verfügt, mit großer Frömmigkeit sowohl des Erzherzogs Ernst und seiner Schwester Elisabeth, der fränkischen Königin, als auch des ganzen Volkes. […] Zwei Meilen von Wien liegt die Stadt Klosterneuburg, in der wir oftmals waren. Die Stadt neben der Donau ist nicht groß, gegenüber auf der anderen Seite der Donau liegt die Stadt Korneuburg. Das Kloster in Klosterneuburg, das der heilige Leopold, Markgraf von Österreich erbauen ließ, ist reich. […] Am 14. November [sic!, richtig: 15. 11.], am Tag des heiligen Leopold, ist dort immer ein berühmtes Kirchweihfest. […]

Daß es bereits im 16. Jahrhundert, kurz nach der Ersten Türkenbelagerung, tschechische Spezialisten im Festungsbauwesen gab,

---

[6] Ungartor (Stubentor), Schloßtor (Widmertor), Rotes Tor (Rotenturmtor).

[7] Maximilian II. brachte in dem von Maximilian I. an ihn übergegangenen Jagdschloß Kaiserebersdorf eine Menagerie unter, die 1607 ins Neugebäude verlegt wurde.

die „behaimisch“ sprachen, ist mehrfach belegt.[8] Das Jahr 1612 als das Todesjahr Rudolfs II. kann hinsichtlich der Zuwanderung aus böhmischen Gebieten als Wendepunkt angesehen werden, weil im folgenden Jahr Archive und Ämter nach Wien übersiedelten, und Prag an Bedeutung zu verlieren begann, bis Wien im Jahre 1620 die Vorherrschaft übernahm. Zu diesem Zeitpunkt scheint auch tatsächlich eine ständige Einwanderung von Tschechen nach Wien begonnen zu haben, als nämlich Adel und höhere Beamte in die Reichshauptstadt zogen und ihr Dienstpersonal mitbrachten. Dieses Zuwandern war jedoch nicht primär durch wirtschaftliche Motive bedingt, es stand im Zusammenhang mit den feudalen Verhältnissen. Erst in der weiteren Folge wirkte sich die wirtschaftliche Vorrangstellung Wiens aus, die auf die mittleren und unteren Schichten der tschechischen Bewohner eine immer größere Anziehungskraft auszuüben begann: Vom 18. Jahrhundert an erfaßte die Einwanderung besonders Handwerker, Kleingewerbetreibende, Kaufleute, Dienstboten und Lehrlinge in steigendem Maße.

In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts ist eine relativ starke tschechische Zuwanderung, besonders im heutigen III. und IV. Gemeindebezirk (Landstraße und Wieden) feststellbar. Es gab damals Gaststätten, in denen tschechisch gesprochen wurde. Laut einer Anweisung „von höherer Stelle“ (1778) waren in diesen Vororten amtliche Verlautbarungen auch in tschechischer Sprache zu verkünden. An der Wiener Universität wurde 1775 eine Lehrkanzel für Tschechisch geschaffen.[9]

Bald nach der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert – Wien war in den napoleonischen Kriegen zweimal vom Feind besetzt, dann Schauplatz des Wiener Kongresses – schilderten Reisende, Diplomaten und Soldaten ihre Eindrücke von der Kaiserstadt und ihren Bewohnern. Man erwähnt die Pracht der Bauwerke, die Ausdehnung der Vorstädte, das gemütliche Beisammensein im Prater; in

---

[8] Wolfgang Schmeltzl, Ein Lobspruch der hochlöblichen, weit berühmten, khüniglichen Stadt Wienn in Österreich etc., Wien 1548. Neuausgabe durch Heinrich Diezel, Wien 1913, S. 85ff., 194ff., 325ff., 345ff., 520ff. – Weitere Quellen zum 17. Jh.: Monika Glettler, Böhmisches Wien, Wien und München 1985, S. 12.

[9] Ebenda, S. 14.

den Alleen treffe man Griechen, Tschechen, Türken, Ungarn, Juden, Adelige, Bürger, Mönche, Soldaten und Dirnen.[10]

In den kommenden Friedensjahren des „Vormärz" (1815–1848) fehlten aber auch die kritischen Stimmen nicht: So hatte z. B. das Werk des in Poppitz bei Znaim geborenen Südmährers Karl Postl „Austria as it is" (1828) eine erhebliche Breitenwirkung. Postl war als Angehöriger des Ordens der Kreuzherren mit dem Roten Stern zum Priester geweiht worden, floh 1823 in die Schweiz, 1826 in die Vereinigten Staaten, wo er den Namen Charles Sealsfield annahm. Der politische Publizist und Reiseschriftsteller übte in Form eines fingierten Reiseberichts heftige Kritik am offiziellen Österreich Metternichs und des Kaisers Franz. Sein Werk hatte damals negative Auswirkungen auf das englische und amerikanische Österreichbild.[11]

Im Revolutionsjahr 1848 wurde in Wien eine Fülle von Flugschriften gedruckt, mit Aufrufen an den Bürgerausschuß, die Nationalgarde und an die Studenten: „Tschechische Studenten in Wien verletzen das Nationalgefühl der Wiener durch Beschimpfungen und sollen raschest ausgewiesen werden."[12]

Die nächste Zuwanderungswelle der Tschechen nach Wien setzte etwa um die Mitte des 19. Jahrhunderts ein und kam erst mit dem Ausbruch des 1. Weltkrieges zum Stillstand. Im Jahre 1851 zählte man in Wien 247.875 Einheimische und 165.267 Fremde. Nach Schätzungen des Wiener Statistikers Karl Freiherr Czoernig von Czernhausen (1804–1889) und des Prager Gelehrten Alois Šembera (1807–1882) hielten sich i. J. 1851 etwa 83.000 Tschechen in Wien auf.[13]

---

[10] Rotraut Hofmeister, Das Österreichbild der napoleonischen Soldaten. Phil. Diss., Wien 1973, S. 171.

[11] Charles Sealsfield (1793–1864), Austria as it is or Sketches of Continental Courts by an Eye-Witness. London 1828. Deutsche Ausgabe: Österreich, wie es ist, oder Skizzen von Fürstenhöfen des Kontinents. Übers. und hrsg. von Victor Klarwill, Wien 1913. Neuausgabe 1919. Wurde 1994 im Böhlau Verlag, Wien, Köln, Graz in überarbeiteter Form von Primus-Heinz Kucher neu ediert.

[12] Glettler, Böhmisches Wien (s. Anm. 8), S. 14.

[13] Schmelztiegel Wien – einst und jetzt. Zur Geschichte und Gegenwart von Zuwanderung und Minderheiten. Aufsätze, Quellen, Kommentare von Michael John und Albert Lichtblau. Mit einer Einleitung von Erich Zöllner, Wien und Köln 1990, S. 18.

Der ungewöhnlichen Zunahme der Einwohner Wiens – von 1860 bis 1880 wuchs Wien um 35,5 Prozent, zwischen 1880 und 1900 um 130,8 Prozent – entsprach die rasche Abnahme der dort Heimatberechtigten, die auf 35,2 Prozent der Gesamtbevölkerung im Jahre 1880 gesunken war. Der wachsende wirtschaftliche Aufschwung führte zu einem Einströmen von Arbeitskräften aus dem böhmisch-mährischen Raum und erreichte seinen Gipfelpunkt um die Jahrhundertwende. Mit rund 103.000 amtlich registrierten Einwohnern „böhmisch-mährisch-slowakischer" Umgangssprache – bei einer Gesamteinwohnerzahl von 1,675.000 – galt Wien zu dieser Zeit als die größte tschechische Stadt.[14]

Die genaue Zahl der tschechischen Bevölkerung in Wien ließ sich allerdings nicht feststellen, und das nicht nur, weil bei der Umgangssprachenzählung gleichzeitig die Slowaken erfaßt wurden oder weil man mitunter die Eintragungen willkürlich verändert oder agitatorisch beeinflußt hat.[15] Sie konnte auch bei einer Befragung nach Herkunftsgemeinde, Geburtsort, Heimatzuständigkeit und dem Prozentsatz der dort ansässigen tschechischen Bevölkerung nicht exakt errechnet werden: Das hätte vorausgesetzt, daß aus den Landgebieten mit tschechischer Mehrheit tatsächlich mehr Tschechen als Deutsche nach Wien gekommen waren. Das Grundproblem lautete anders: *Assimilation und Fluktuation.* Das waren die beiden Unbekannten und beide waren in nationaler Hinsicht von den lokalen Wiener Zählungsmethoden völlig unabhängige Faktoren. Sie trugen jedoch entscheidend zur Spannung zwischen Regierung, deutscher Bevölkerung, Wiener Tschechen und Tschechen in den Kronländern bei, und das wohl nicht zuletzt deshalb, weil sie sich jeder exakten Beurteilung entzogen. Ein gutes Beispiel jedenfalls, um darzulegen, wie stark mitunter das Bewußtsein auf das Sein einzuwirken vermag.

Eng verquickt mit der Zuwanderungsfrage ist der heutige juristische Begriff der „Volksgruppe", in der damaligen Terminologie „Volksstamm" genannt. Laut Reichsgerichts-Erkenntnis vom 19. Oktober 1904 (Hye Nr. 437) bezog sich dies auf „eine Bevölke-

---

[14] Tschechischerseits ging man von einer Zahl von 400.000–600.000 Tschechen in Wien aus. Vgl. M. Glettler, Die Wiener Tschechen um 1900. Strukturanalyse einer nationalen Minderheit in der Großstadt, München und Wien 1971, S. 29 (siehe auch S. 26–29, 40f.).

[15] Ebenda, S. 30f.

rungsgruppe, welche infolge der Gemeinsamkeit der äußeren Lebensbedingungen ihr eigenartiges, auf gemeinsamer Kultur und gemeinsamen geschichtlichen Schicksalen beruhendes Wesen besitzt". Insofern sich die tschechischen Zuwanderer in ihrer „neuen Heimat" Wien als Gemeinschaft der in dieser Stadt Lebenden und Arbeitenden *tatsächlich solidarisch empfanden*, drückt es am klarsten die Problematik aus. Die Kluft zwischen den vielfach verschlungenen Wegen der Wirklichkeit – die hier als Willensentscheidung für ein gemeinsames historisches Schicksal zu verstehen ist – und den formalen Gesetzestatsachen machte die Verordnungen erst gefährlich. Die Nahtstellen, an denen gesellschaftliche Veränderungen mit wirtschaftlichen Zusammenhängen verquickt waren und in nationalpolitische Argumentationen ausmündeten, werden in vielen der vorliegenden literarischen Zeugnisse deutlich.

Betrachtet man die Sozialstruktur der Wiener Tschechen genauer, so waren die Tschechen nicht nur unter den Fabrikarbeitern stark vertreten (Ziegeleien!), sie arbeiteten zu einem hohen Prozentsatz auch im Gewerbe. Als Charakteristikum für die gesamte tschechische Bevölkerung Wiens galt ihre hohe Beteiligung am Wirtschaftsleben, wobei die in Industrie, Handwerk und Gewerbe Beschäftigten mit 85 Prozent die stärkste Gruppe bildeten. Selbständige, Angestellte und Beamte waren demgegenüber schwach repräsentiert. Bevorzugt wurde das Bekleidungsgewerbe: Um 1900 arbeiteten 27,6 Prozent als Schneider oder Schuhmacher. Nach Geburtsjahrgängen eingeteilt, erkennt man, daß die Hälfte der in Wien lebenden Tschechen zwischen zehn und dreißig Jahren alt war. Das Bild, das auf den verstärkten Zuzug der Jugend hinweist, wird bei Betrachtung der Geschlechtergliederung bestätigt: Die 30–40jährigen Tschechinnen stehen den 10–20jährigen in einem Verhältnis von 7.414 : 8.872 gegenüber, bei den Männern dagegen lautet die Entsprechung sogar 8.199 : 12.673. Die relative Ausgewogenheit der Geschlechterverteilung, wie sie die ein- bis zehnjährigen Kinder zeigen, findet sich erst wieder bei der Generation der 40–50jährigen Tschechen. Hieraus darf man schließen, daß diese Altersstufen die eigentlich „seßhaften" in der Donaumetropole bildeten.[16]

Die böhmischen Stubenmädchen, Köchinnen, Wäscherinnen und Ammen waren bereits seit dem 18. Jahrhundert in der Kaiser-

[16] Ebenda, S. 45f.

stadt ein Begriff und gaben der Viennensien-Literatur häufig Anlaß zu Glossen oder gelegentlichen Witzeleien. Es gab fast keinen Wiener Ärzte- oder Kaufmannshaushalt ohne sie, auch wenn diese Haushaltsgehilfinnen oft kein Wort „böhmisch" sprechen durften. Der auffallendste Unterschied in der nationalen Statistik über die damals in deutschen und tschechischen Haushalten Wiens lebenden Personen besteht in dem großen Prozentsatz der sog. „Bettgeher" seitens der Tschechen (1910: 11,8 Prozent, Deutsche 3,2 Prozent). Meist waren es kinderreiche Familien von Arbeitern und Stückmeistern, die ihren Kollegen zum Preis von 2 Kronen wöchentlich nichts als ein Bett für die Nacht zur Verfügung stellten. Dieser Betrag entsprach dem halben Monatsgehalt eines Kindermädchens. Für jeden zwanzigsten Bewohner – und für jeden neunten Wiener Tschechen – bildete eine derartige Schlafstelle, die oft sogar noch zu zweit besetzt wurde, die einzige Unterkunftsmöglichkeit in der Hauptstadt.[17]

Die Wohnungsnot und die katastrophalen hygienischen Verhältnisse waren freilich nur ein Teil der Belastungen, denen die tschechischen Zuwanderer ausgesetzt waren, die im Zentrum der Monarchie einer Beschäftigung nachgingen. Rechnet man zu den überfüllten Wohnungen alle, in denen vier und mehr Personen auf 16 Quadratmetern Wohnraum zusammenlebten, so wohnten in den inneren Stadtbezirken 5 Prozent der Bevölkerung, in den von den Tschechen stark besiedelten Vierteln Favoriten (X. Bez. – Ziegeleien) und Simmering (XI. Bez. – Eisenbahn) 15 Prozent der Bevölkerung in überfüllten, häufig küchenlosen Wohnungen. Mehr als 60 Prozent der Favoritener (X. Bez.) und Ottakringer (XVI. Bez.) Arbeiterscharen waren in Behausungen mit nur einem oder zwei Räumen untergebracht. Dementsprechend lag auch die Kindersterblichkeit in den proletarischen Bezirken drei- bis viermal höher als in den „besseren" Vierteln. Unter 10.000 Personen starben i. J. 1899 in Favoriten (mit 20 Prozent Tschechen) 16,4 Prozent, im bürgerlichen Bezirk Wieden (mit 3 Prozent Tschechen) 4,1 Prozent.

Eine deutsche Schilderung der Schattenseiten der Unterkunftsmöglichkeiten gibt der Redakteur der „Reichspost" und Parlamentsberichtserstatter Friedrich Funder (1872–1959) in seinen Memoiren. Als junger Journalist lebte er längere Zeit bei einem

[17] Ebenda, S. 227f.

tschechischen Schuster im VII. Bezirk in Untermiete. Auf seinen „Studienwanderungen durch das Wiener Wohnungselend" berichtet er von seinen Besuchen bei einem tschechischen Schuster in einer verwahrlosten Mietskaserne des III. Bezirks, die im Volksmund „Das Bienenhaus" genannt wurde: „Wenn ich zu meinem Schuster aufwärts stieg, empfing mich schon im 1. Stock der Geruch einer unmöglichen Abortanlage; im 2. Stock mußte ich das Taschentuch vornehmen, im 3. Stock trachten, eilends an mein Ziel zu kommen. Denn hier war die Pestilenz. Mein Schuster hatte ein Weib, zwei Kinder und zwei Untermieter; diese sechs Personen verteilten sich auf das einfenstrige, kleine Zimmer, das 18 Quadratmeter hatte und in die von Luft und Licht abgeschlossene Küche. Es roch nach Sauerkraut, Schuhleder und Windeln, der Familienvater hüstelte ständig, seine Kinder sahen bleich und schattenkeimig aus ..."[18] Während sich die Lage der Arbeiterschaft durch Gründung von Selbsthilfeinstitutionen und Streiks seit 1890 langsam verbesserte, änderte sich in der Wohnungsfrage gar nichts, obwohl die Wiener Bevölkerung zwischen 1890 und 1900 um mehr als 600.000 Personen anwuchs. Die Bauordnungsentwürfe versanken in den Gemeindearchiven.[19]

Das Anwachsen der Großstadt, die Industrie vor ihren Toren, hatte überdies eine üppige Häuser- und Bodenspekulation begünstigt. Während die Häuser an der Ringstraße (I. Bez.) das Bankkapital mit durchschnittlich 2,5 Prozent verzinsten, wies das Statistische Amt in den Arbeitervierteln Favoriten (X. Bez.) und Ottakring (XVI. Bez.) 10prozentige Hypotheken aus. In diesen beiden Bezirken gab es sogar mehrere Fälle von dritten Hypothekarsätzen zu 10 Prozent.[20] Mit anderen Worten: Die wohlhabende Bevölkerung, die in den vornehmen Straßen angesiedelt war, wohnte billig, die Arbeiterbevölkerung wohnte teuer. Die Kosten des Wohnens, die nach volkswirtschaftlichem Grundsatz nicht mehr als ein Siebentel des Einkommens betragen sollten, stiegen für den kleinen Mann

---

[18] Friedrich Funder, Vom Gestern ins Heute. Aus dem Kaiserreich in die Republik, Wien 1952, Band 1, S. 259. Vgl. auch: Max Winter, Das schwarze Wienerherz. Sozialreportagen aus dem frühen 20. Jh, hrsg. von Helmut Strutzmann, Wien 1982. (V. a. Kapitel: Erdberg, S. 75–84.)

[19] Funder, Vom Gestern ins Heute (s. Anm. 18), S. 260ff. „Aber hier hörte selbst die Macht eines Lueger auf."

[20] Ebenda, S. 126.

in der Regel auf ein Fünftel und höher. Dies alles sind Faktoren einer Basis, auf der sich radikalistische Tendenzen entwickeln und bis zu dem Zeitpunkt Bestand haben konnten, solange die unmittelbaren materiellen Interessen für die politische Einstellung der Zuwanderer im Vordergrund standen. Das unterschiedliche Tempo in den politischen und sozialen Veränderungen wirkte sich hinsichtlich der Arbeitsbedingungen nicht weniger beunruhigend aus. Die einschlägigen Quellen[21] beweisen, daß die Dienstboten, die circa 10 Prozent von der Gesamtzahl der tschechischen Zuwanderer bildeten, als ärmste und hilfloseste Arbeiterklasse am meisten zu leiden hatten. Ihre Dienstzeit war unbemessen, da sie außerhalb der Gewerbeordnung standen und kein Arbeitsbuch besaßen. Schon 1880 befanden sich unter den weiblichen Dienstboten der Residenzstadt nur 7,3 Prozent Wienerinnen.[22] Wie die Gewerbeinspektoren mitteilen, wurden die meisten Mädchen aus den böhmischen Provinzen zunächst einmal zu Wiener Verwandten geschickt, damit sie sich soviel deutsche Sprachkenntnisse aneignen, wie sie für eine spätere Anstellung in Wien unbedingt benötigten. Für die Vermittlung der weiblichen Dienstboten gab es etwa 400 Stellen, bei denen eine Einschreibegebühr zu zahlen und meist auch ein bestimmter Prozentsatz vom Lohn abzuliefern war, damit die Vermittler nichts Nachteiliges an den neuen Dienstgeber schrieben. 1892 gab es angeblich 30.000 stellenlose Dienstboten in Wien, die vorherrschend jünger als 30 Jahre waren. Besonders mit Arbeit überlastet waren die Kinder- und Stubenmädchen, denen obendrein völlig willkürlich gekündigt werden konnte. Dies geschah z. B., wenn die „Herrschaft" in die Sommerfrische reiste.

In diesem Zusammenhang ist ein Vergleich zwischen den deutschen und tschechischen Haushalten mit Dienstboten in Wien und

---

[21] Im wesentlichen: Berichte der k. k. Gewerbe-Inspektoren über ihre Amtstätigkeit von 1889–1906. – Berichte der k. k. Gewerbeinspektoren über die Heimarbeit. Wien 1901. – Bericht des Wiener Stadtphysikates 1889–1906. – Stenograph. Protokoll der gewerbl. Enquete 1892–1893. – Mitteilungen des k. k. arbeitsstatistischen Amtes im Handelsministerium. – Österr. Arbeiterkalender 1889–1906. – Weitere Quellen in der Dissertation Johann Hagenhofer, Die soziale Lage der Wiener Arbeiter um die Jahrhundertwende (1889–1907), Wien 1966.

[22] Vgl. Gustav Otruba und L. S. Rutschka, Die Herkunft der Wiener Bevölkerung in den letzten 150 Jahren. Jahrbuch des Vereins für Geschichte der Stadt Wien 13 (1957), S. 245.

Prag nicht ohne Bedeutung, vor allem angesichts der Tatsache, daß der ethnische Anteil der Deutschen in Prag dem der Wiener Tschechen fast gleichkam (Prager Deutsche: 7,5 Prozent, Wiener Tschechen 7,2 Prozent[23] der Gesamtbevölkerung). Umso größer war jedoch der Unterschied im sozialen Status der beiden Minoritäten. Beachtenswert ist vor allem der große Prozentsatz der Prager deutschen Haushalte mit zwei, drei oder gar vier Dienern, der den der Wiener Deutschen in der gleichen Kategorie um das Vierfache übertraf. Von hundert Prager Haushalten der deutschen Minderheit standen 36 ganz ohne Dienerschaft da, während bei den Wiener Tschechen schon 91 von 100 Haushalten völlig dienstbotenlos blieben. 17 von 100 Haushalten der Prager Deutschen verfügten über zwei, drei oder vier Diener, dem entsprach seitens der Wiener tschechischen Minorität die Zahl 0,46. Das beste Bild vom Lebensstandard der „gutsituierten" Bürger beider Hauptstädte ergibt sich, wenn man den Vergleich für die Haushaltungen mit einem einzigen Dienstboten durchführt: Hier stimmte der Prozentsatz der Prager Tschechen fast ganz mit dem der Wiener deutschen Haushalte überein, während sich jedoch mehr als doppelt so viel Prager Tschechen einen Dienstboten halten konnten wie Wiener Tschechen.

Über die Arbeitsverhältnisse in der Reichshauptstadt kann man insgesamt sagen, daß die Anlernkräfte und Arbeiter in den Fabriken besser gestellt waren als ihre Kollegen im Gewerbe. In der Lohnhöhe bestand zwar zwischen Fabrikarbeitern und den Gewerbetreibenden kaum ein Unterschied. Der Zustand der Arbeitsplätze, die geregelte Lohnauszahlung und die festgesetzte Arbeitszeit sprachen jedoch für die Vorzüge einer Beschäftigung in den Großbetrieben. Am meisten benachteiligt waren nur die Ziegeleiarbeiter – also vor allem die Favoritener Tschechen. Innerhalb des Gewerbewesens hatten die Schuster, Baumeister, Kutscher und Perlmutterdrechsler das schlechteste Los gezogen – mit Ausnahme

---

[23] Jan Havránek, Social Classes, Nationality Ratios and Demographic Trends in Prague 1880–1900. (Historica XIII, Separatum Academia), Prag 1966, S. 196ff. und 192. – František A. Soukup, Česká menšina v Rakousku. Přehled vývoje české menšiny na území dnešní republiky rakouské, zvláště ve Vídni (Die tschechische Minderheit in Österreich. Übersicht über die Entwicklung der tschechischen Minderheit auf dem Gebiet der heutigen Österr. Republik, besonders in Wien), Prag 1928, S. 131.

der Kutscher ebenfalls gerade jene Berufe und Erwerbszweige, die von den tschechischen Zuwanderern bevorzugt wurden. Ein wesentlicher Punkt, der zur Beruhigung weiter Kreise beigetragen hat, war das starke Überangebot an Arbeitskräften vor allem im Baugewerbe, in der Bekleidungsindustrie, im Handelsgewerbe und bei den Lehrlingen ganz allgemein. Trotz schlechter Lehrlingsausbildung blieb der Handwerksberuf dennoch erstrebenswert, weil das Ziel, Meister zu werden, viele Tschechen mehr lockte als der Status des damals als deklassiert geltenden Fabrikarbeiters. Eine für die folgenden Ausführungen wichtige Feststellung ist, daß die Schreiber und Staatsdiener nur geringen Lohn erhielten, während im Gegensatz zu ihnen die Beschäftigten der Stadtgemeinde in jeder Hinsicht gut dastanden: Hier trug die gezielte Kommunalpolitik des Wiener Bürgermeisters Dr. Karl Lueger ihre Früchte.[24]

Fast gleichzeitig mit dem Bekanntwerden der steigenden Zuwanderungsziffern der Tschechen in der Reichshauptstadt beginnt auch schon ihre soziale Abschnürung und Hintansetzung durch entsprechende Maßregeln des Gemeinde- und Stadtrates, die sich als Beratungsgegenstand in den Sitzungsprotokollen niedergeschlagen haben. Einen geeigneten Ausgangspunkt bildet ein Gemeinderatsantrag vom März 1892, der die Arbeitslosigkeit infolge des wachsenden Zustroms aus den böhmischen Ländern zum Gegenstand hat. Sein Dreipunkteprogramm bezweckt vor allem, die Schar der „Hungernden und Arbeitslosen", unter denen sich „mindestens 70 Prozent aus Böhmen und Mähren" befinden, nicht noch durch neue Massen von Zuzüglern zu vergrößern, und ist noch frei von jeder antitschechischen Polemik. Offen und ausdrücklich gegen die Wiener Tschechen richten sich die Anträge und Interpellationen erst seit der Ära Lueger (1897–1910). Jetzt allerdings forderte man totalen Arbeitsboykott und Dienstentlassung allein aufgrund der tschechischen Sprache.[25]

---

[24] Glettler, Die Wiener Tschechen (s. Anm. 14), S. 232ff.

[25] Deutsches Volksblatt, Nr. 7176 (22. 12. 1908), Artikel: „Der deutsche Charakter Wiens". Bericht über die Bezirksvertretungssitzung in Floridsdorf, Bezirksrat Schöpfleuthner beantragt: „Das Präsidium des Wiener Gemeinderates wird ersucht, das Eindringen des tschechischen Elementes in das Gemeindegebiet mit allen Mitteln zu verhindern und nur solchen Personen die Anstellung bei der Gemeinde und den von der Gemeinde betriebenen Erwerbwirtschaften zu ermöglichen, welche arischer Abstammung und deutscher Nationalität sind. Gleichzeitig richtet die Bezirksvertre-

Seit der Jahrhundertwende, als die Zahl der Wiener Tschechen ihren Höchststand erreichte, wurden die Anträge immer konkreter in ihren Formulierungen und richteten sich nahezu gegen alle sozialen Schichten und Berufszweige, die für die tschechische Minorität in Frage kamen. Im September 1899 forderte z. B. ein deutschnationaler Gemeinderat, es sei in die Pachtverträge für städtische Gasthäuser die Bestimmung aufzunehmen, daß der Pächter nur deutsches Dienstpersonal zu verwenden habe und daß er seine Räumlichkeiten nicht für „undeutsche Feste und Veranstaltungen" vermieten dürfe, andernfalls habe er mit einer Geldstrafe oder der sofortigen Vertragsauflösung zu rechnen.[26] Ein anderes Mitglied des Gemeinderates versuchte im Jahre 1908 wider die gesetzmäßig garantierte Gewerbefreiheit die Ausstellung von Hausier- und Gewerbescheinen an Tschechen zu verhindern, „und zwar einerseits aus Gründen der Selbsterhaltung, andererseits, um unseren schwer bedrohten und geschädigten Volksgenossen in Laibach und Prag unsere Sympathien wie auch unsere Unterstützung und Hilfe zum Ausdruck zu bringen. […] Die Wiener Bevölkerung wünscht entweder die Beseitigung des Hausierhandels überhaupt oder mindestens die Beseitigung dieser slawischen Elemente und deren Ersatz durch Deutsche und heimische Bewerber oder Unternehmer".[27] Anfang d. J. 1911 richtete sich der Angriff der Gemeinderatsmitglieder gegen die tschechischen Beamten, eine Angelegenheit, die z. T. die Kompetenz des Gemeinderates überschritt. Erneut taten sich hier die Christlichsozialen hervor, indem sie vom Bürgermeister der Stadt Wien verlangten, er solle sich mit der Regierung ins Einvernehmen setzen, daß sämtliche Beamtenstellen in Wien und Niederösterreich und ebenso auch bei den Staatsbahnen nur noch von deutschen Bewerbern besetzt würden.[28]

---

tung an die Industriellen des XXI. Bezirkes das Ersuchen, nur deutschen Arbeitern Verdienst und Arbeit zu geben, um auf diese Weise den Zuzug tschechischer Arbeiter nach Möglichkeit zu steuern." Antrag und Resolution fanden einstimmige Annahme.

[26] Gemeinderatssitzung (GRS) vom 15. 9. 1899, Amtsblatt (AB) Nr. 75 (19. 1.1899), S. 2206f.: Antrag Förster.

[27] GRS vom 30. 10. 1908, AB Nr. 88 (3. 11. 1908), S. 2555: Anfrage Gussenbauer.

[28] GRS vom 17. 2. 1911, AB Nr. 15 (21. 2. 1911), S. 452: Interp. Gussenbauer. – Ders., in der Sitzung vom 3. 3. 1911, AB Nr. 19 (7. 3. 1911), S. 606: Interp. betr. die ausschließliche Berücksichtigung deutscher Banken und Sparkassen beim Erlag von Kautionen.

Als nachteilige und schwere Hypothek für die kommenden Jahre mußte es sich auswirken, daß die angekündigten Maßnahmen und Androhungen durchaus nicht im Stadium der Proklamation steckenblieben. Daß man Tschechen, die in der Hauptstadt einen Lebensunterhalt suchten, tatsächlich nur wegen ihres Tschechentums ins Verhör nahm und gar nicht erst anstellte, genügte, um bei vielen den tiefsten Abscheu vor allem entstehen zu lassen, was auch nur irgendwie den Geruch des „furor teutonicus" zu haben schien, und bereitete zudem den idealen Boden für alle möglichen Gerüchte und Unwahrheiten, etwa von mutwilligen Schikanen an den Schulen und einer Selbstmordserie der Wiener tschechischen Lehrlinge.

Die programmatische soziale Wirklichkeit der Tschechen in der Reichshauptstadt hatte freilich ihrerseits ein realistisches Gegenbild, etwa wenn ein städtischer Straßenbahnangestellter, der laut Dienstordnung „ausdrücklich die deutsche Umgangssprache und die Fähigkeit des schriftlichen Ausdrucks in dieser Sprache" zur Erlangung einer Anstellung nachweisen mußte, an der Endhaltestelle in Grinzing für eine tschechische Predigt im XIX. Bezirk zu werben versuchte, oder wenn eine bekannte Großschlächterei bei ihrem Favoritener Verkaufsstand in der Quellenstraße (X. Bezirk) die Preis- und Qualitätsankündigungen in tschechischer Sprache an der Außenseite des Verkaufsstandes anbrachte, obwohl die Gemeinde Wien an dieser Aktiengesellschaft finanziell beteiligt war. Unter der Oberfläche sozialer und wirtschaftlicher Strafmaßnahmen deutscherseits und sozialer und wirtschaftlicher Erfolgsleistungen tschechischerseits schwelten jedoch die Grundprobleme im kleinen wie im großen weiter. Auf diese Art aber liefen soziale und nationale Fragen im Wiener Tschechentum wie Alice und die rote Königin immer schneller, nur um auf der Stelle zu bleiben. Bis 1914 spitzte sich die Lage weiter zu. Einem ehemaligen Bürgerschuldirektor, der nach seiner Pensionierung in der Komenský-Schule Unterricht erteilte, wollte man sogar das Bürgerrecht entziehen mit der Begründung, daß „in der Tätigkeit des Wiener Bürgers Karl Salava als tschechischer Lehrer nicht allein ein schnöder Verrat an seiner Heimatstadt, die ihm Brot, Stellung und Ehren gab, sondern auch eine Verletzung des Bürgereids" zu sehen sei. Wenn also die im Vergleich zu den Staatsangestellten relativ hoch bezahlten städtischen Beamten das Schicksal vermeiden wollten, aufgrund ihrer tschechischen Abstammung für entbehrlich gehalten zu werden,

mußten sie ihr Deutschtum mindestens ebenso unter Beweis stellen wie ihre fachliche Qualifikation.[29]

Das Ausschließen der Tschechen galt jedoch nicht nur für städtische Ämter und Arbeiten, sondern erstreckte sich, soweit dies möglich war, auch auf städtische Einrichtungen, wie z. B. Verkehrsmittel. Seit 1911 vermietete die Stadt dem Komenský-Verein keinen Sonderwagen mehr für seinen bislang alljährlich im Mai veranstalteten Schulausflug in den Prater.

Zu den Lebensbedingungen an und für sich und zu der aus ihnen notwendig sich ergebenden tschechischen Interpretation dieser Verhältnisse gehört auch die Einstellung des Magistrates, die auf einer seiner Sitzungen in folgendem Satz zusammengefaßt wurde: „Der beste Beweis für unsere nationale Gesinnung liegt darin, daß wir mit allen Mitteln gestrebt haben, die Sperrung der Komenský-Schule zu erwirken, und das ist auch bis nun gelungen".[30]

Die Regierung selbst, als oberste Instanz, erkannte früh genug, daß der Arbeiterfrage – hier im weitesten Sinn zu verstehen – weder mit palliativen noch mit rein restriktiven oder polizeilichen Maßnahmen beizukommen war: Der erste Ansatz, das soziale Hauptproblem Wiens in den Griff zu bekommen, stammte schon aus der kurzen und krisenreichen Amtszeit des Kabinetts Pillersdorf.[31] Einen wesentlichen Fortschritt brachte dann die Ära Taaffe in den achtziger Jahren, die mittels einer arbeiterfreundlichen Politik die Vorherrschaft der liberalen Partei zu brechen trachtete. Aber: Die zunehmende Einsicht der Staatsführung in die zentrale Bedeutung der Sozialentwicklung für das weitere Schicksal des Habsburgerreiches und die wachsenden Kampagnen und Verordnungen der Wiener Stadtväter für die Zukunft des seit 1900 zurückgehenden Tschechentums in der Hauptstadt waren zwei verschiedene Ebenen, auf deren einer man die österreichische Nationalitätenfrage um viele Schwingungen heftiger zu spüren bekam als auf der anderen.

---

[29] Glettler, Die Wiener Tschechen (s. Anm. 14), S. 237f.

[30] Ebenda, S. 238.

[31] Friedrich Prinz, Die soziale Frage in Wien und die Anfänge der österreichischen Arbeitergesetzgebung im Jahre 1848, in: Saeculum 20/1 (1969), S. 110–120, bes. S. 117ff.: Baumgartners Zwölfpunkteprogramm vom 12. 6. 1848. Darin heißt es: Schon damals „herrschte in dieser Beziehung zwischen den Maßregeln des Magistrats und der Regierung in keiner Art eine Übereinstimmung" (S. 117f.).

Nimmt man noch den entsprechenden Blickwinkel der tschechischen Politiker in den böhmischen Stammländern hinzu, dann hat man den Eindruck, daß weder Wien noch Prag so recht wußten, was sie mit den Volksmassen in Niederösterreich anfangen sollten, und vielleicht liegt gerade darin eines der zentralen Probleme. Solange die tschechische Minderheit in der Kaiserstadt unbeachtet oder ungeliebt war, mußte es an einer Gesellschaftspolitik fehlen. Tschechischerseits blieb nur das Wunschdenken, daß Gewerbetreibende, Handwerker und Arbeiter, die die einzige substantielle Macht im Wiener Tschechentum darstellten, durch nationale Interessenverbände zu einer eigenen Identität finden würden. Die Weichenstellungen, aus denen sich der Kurs entwickeln sollte, wurden bereits in den Organisationen für die tschechischen *Lehrlinge* vorgenommen. Die Einigungsformel, die zu der Annahme verführte, daß sich aus ihr kräftige Funken für die Zukunft schlagen lassen würden, setzte freilich auch bei den jüngsten Zuwanderern eine ausreichende Willenssubstanz zur Zusammenarbeit voraus. Allerdings wurde jedoch beim Handwerkernachwuchs eher um theoretische Prinzipien als um praktische Möglichkeiten gefochten, wobei die Aufladung des Problems mit nationalpolitischen Glaubensbekenntnissen die deutschen Instanzen nicht verhandlungsbereiter machte, über den Modus vivendi zu sprechen.

Beide Fronten stimmten nur insofern überein, als sie die Lehrlingsfrage zur „Graswurzel" des sprießenden Wachstums der Tschechen in der Reichshauptstadt machten.[32] Den Schilderungen nach bot sich jedes Jahr in den Herbstmonaten dasselbe Bild: Kaum war in den Ländern der Wenzelskrone die Ernte eingebracht, so trafen auch schon die Sammeltransporte mit den nicht mehr schulpflichtigen tschechischen Buben und Mädchen am Kaiser-Franz-Josefs-

[32] „Dem deutschen Charakter Wiens kann nur der dauernde Zuwachs von Lehrbuben und Dienstboten gefährlich werden. Mit der Lösung der Lehrlingsfrage wäre ein großer Teil der Tschechisierung abgewendet". Karl Lustig, Die Tschechisierung Wiens und das deutsche Handwerk. Deutsche Schutzvereinszeitung. Beilage zu: „Deutsches Volksblatt", Nr. 7930, 29. Jan. 1911, S. 17. – „Die Frage der gewerblichen Fortbildungsschule wurde jetzt zur Frage des tschechischen Wien" [= i. J. 1907, Anm. d. Verf.]. Soukup, Česká menšina (s. Anm. 23), S. 497. – August, Ritter v. Wotawa, Der deutsche Schutzvereinstag vom 4.–6. Jan. 1908, in: Deutsche Erde (1908), S. 10–13, hier S. 11: Ziel: Schaffung einer deutschen Stellenvermittlungszentrale.

Bahnhof ein. Bald folgten die Geschwister und oftmals kamen noch die Eltern nach. Zahlenmäßig ließ sich das kaum erfassen. Die meisten Kinder wurden wie ein Stück Ware eingehandelt und weiterverkauft. Ein Werber (fíra = Führer) holte sie aus den Dörfern des böhmischen und mährischen Südens und ließ sich von den Vätern je einen Gulden Vermittlungsgebühr bezahlen. Die Wiener Meister gaben ihm pro Lehrling wiederum zwei Gulden, und wenn der Werber nach einiger Zeit die Eltern in den Heimatgemeinden besuchte, so bedeutete das für ihn abermals ein Geschäft: sei es, daß er den Kindern ein paar Groschen übermitteln sollte, sei es, daß er selbst einen kleinen Betrag für die Zusicherung erhielt, daß es seinen „Schützlingen" am Lehrplatz gefalle und an nichts fehle.[33]

Zu den wesentlichsten integrativen Elementen im Wiener Tschechentum um 1900 zählten die Vereine; ihre Funktion war nach Meinung des Wiener tschechischen Historikers Josef Karásek (1868–1916) „fast das […], was anderen Leuten und Völkern Gemeinde und Staat" bedeuten.[34] Eine kontinuierliche Entwicklung von Hunderten von Vereinen begann schon in den sechziger Jahren. 1865 konstituierte sich die „Slovanská Beseda" (Slawische Beseda) als gesellschaftliches Kulturzentrum „schlechthin". Wegen ihrer prominenten Mitglieder scherzhaft „hofrátska" genannt, zählten zu ihren Gründern die wichtigsten Repräsentanten der österreichischen Aristokratie, des Herrenhauses und Reichsrates, der Böhmischen Akademie der Wissenschaften und des hohen Klerus. Drei Jahre später entstand der „Akademický spolek" (Akademischer Verein) als Zentrum der tschechischen akademischen Jugend in Wien. Mitglieder waren u. a. der Nestor der böhmischen Geschichtsschreibung František Palacký (1798–1876), Graf Jan Harrach (1828–1909), Universitätsprofessor Alois Šembera, Dr. Josef Karásek und der Afrikaforscher Dr. Emil Holub (1847–1902), die Dichter Josef Svatopluk Machar (1864–1942) und Svatopluk Čech (1846–1908); desgleichen der Kustos der Wiener Hofbibliothek

---

[33] Jan Kovář, Několik vzpomínek 28, in: Památník čsl. strany socialistické v republice rakouské k jubileu 25tiletého trvání [Denkschrift der čsl. Sozialistischen Partei in der österr. Republik zum Jubiläum ihres 25jährigen Bestehens], hrsg. von Fr. L. Koudelka und Frant. Pavlíček, Wien o. J. [Wien 1923]. – Soukup, Česká menšina (s. Anm. 23), S. 501.

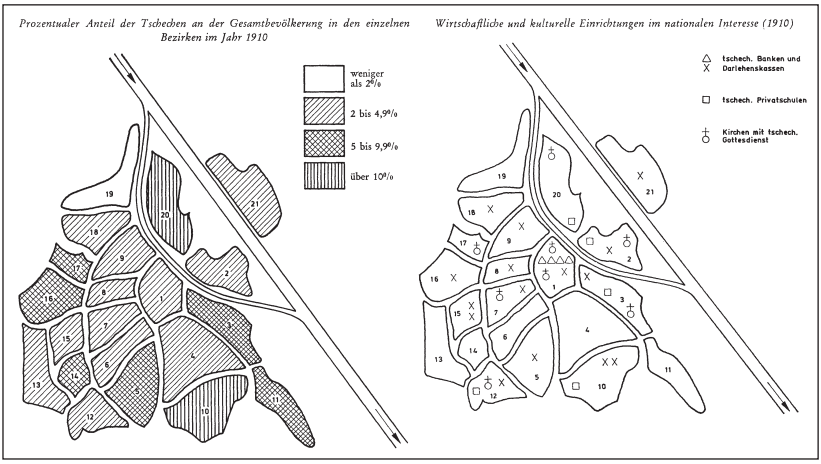
[34] Glettler, Böhmisches Wien (s. Anm. 8), S. 17.

Ferdinand Menčík (1853–1916)[35] und Tomáš Garrigue Masaryk (1850–1937). Ebenfalls im Jahre 1868 konstituierte sich der „Československý dělnický spolek“ (Tschecho-slawischer Arbeiterverein). Von ihm ging der Impuls zur Gründung der maßgeblichsten tschechischen Institution aus: des „Komenský-Vereins zur Errichtung und Erhaltung böhmischer Schulen in Wien“ (1872). Johann Amos Comenius (1592–1670), der letzte Bischof der böhmischen Brüdergemeinde und Begründer des Schulwesens der Neuzeit, wurde hierdurch zur Symbolfigur der Wiener Tschechen erwählt. Im Jahre 1883 wurde die erste tschechische Privatvolksschule mit einem Kindergarten im X. Bezirk eröffnet. Für die Schulgründung waren zwei Motive vorherrschend: Erstens sahen die Tschechen darin eine Möglichkeit, der Assimilierung entgegenzuwirken, und zweitens sollten diese Schulen die Akklimatisierung für die zweisprachig zu erziehenden Kinder erleichtern. Sie sollten in ihrer Muttersprache zu lernen beginnen und sich vom 2. Schuljahr an systematisch die Kenntnis des Deutschen aneignen. Bis zum Ersten Weltkrieg ist die Geschichte der tschechischen Schulen in Wien vom vergeblichen Tauziehen um die Erringung des Öffentlichkeitsrechtes gekennzeichnet. Jahrelange Gerichtsverfahren und Verbarrikadierungen der Schulgebäude durch den Magistrat lösten schwere Zusammenstöße mit dem deutschnationalen Teil der Wiener Bevölkerung aus, und zwar nach Bürgermeister Luegers Motto: „Wien muß deutsch erhalten bleiben, und es darf der deutsche Charakter der Stadt nie angezweifelt werden.“[36]

Die in Adressenverzeichnissen, tschechischen Kalendern und deutschen Schutzvereinsschriften unschwer nachprüfbare zentralisierungsfeindliche Streulage sämtlicher tschechischer Organisationen widerlegt einseitig verzerrende historische Darstellungen, die von einem Zusammenschluß der Tschechen in besonderen Vierteln berichten. Ein dichteres Zusammenwohnen gilt nur für die an der Peripherie gelegenen Arbeiterbezirke (X. und XX.), für die man pro Haus durchschnittlich acht Personen tschechischer Umgangssprache errechnet hat. Gerade eine solche Aufteilung der

[35] Vgl. Anthologie, S. 468f.

[36] Details in: Glettler, Die Wiener Tschechen (s. Anm. 14), S. 293–337. (Kapitel: Die Ära Lueger). Die nachstehend angeführten Diagramme sind ebenda, S. 55 u. 58 entnommen.



Tschechen auf die gesamten Häuser der Reichshauptstadt unterstreicht jedoch die Feststellung, daß in Wien niemals auch nur der geringste Ansatz zur Herausbildung eines eigenen tschechischen Viertels vorhanden war.

Dem Mythos der nationalistisch-agitatorischen tschechischen Selbstverwaltungskörper stand die rauhe Wirklichkeit gegenüber: Zur mangelnden Breitenwirkung der tschechischen Vereine konstatierte im Juni 1913 der Leitartikel des nationalen Parteiblatts „Česká Vídeň“: „Man muß es öffentlich sagen: Wir haben keine Organisation der tschechischen Fluten in Wien. Dieses Ungenügen bewirkte in den letzten 50 Jahren solche Verluste, daß wir hier eigentlich auf einem großen tschechischen Friedhof stehen und einem großen tschechischen Begräbnis.“[37] Den Schwarzen Peter in diesem Spiel mit den Ursachen der Assimilation des tschechischen Mittelstandes schob man kurzerhand der geistigen Oberschicht zu, und zwar in doppelter Hinsicht: Die in Wien anwesenden tschechischen Intellektuellen fügten sich nicht nur zahlenmäßig, sondern auch in ihrer Verhaltensweise nicht in die ihnen zugedachte Rolle als Geburtshelfer eines nationaltschechisch geschlossenen Blockes von hunderttausend amtlich gezählten Böhmen, Mährern und Slowaken. Mit Standesdünkel oder Mißtrauen den eigenen Landsleuten gegenüber hatte dies am wenigsten zu tun, denn in den

[37] Česká Vídeň, Nr. 25 (21. 6. 1913).

meisten Fällen hielt sich die tschechische Intelligenz nur vorübergehend in Wien auf, um später in ihrer Heimat führende Positionen einzunehmen. Wenn sie jedoch in Wien bleiben wollte oder mußte, dann geriet sie als nationalpolitische Exponentin der tschechischen Minderheit beruflich in Mißkredit, zumindest aber in ein Dilemma.

Zu betonen ist hier nochmals, daß der Wiener Aufenthalt eines Lehrlings oder Studenten diesen noch lange nicht zum Wiener Tschechen stempelte, auch wenn er von der Statistik als solcher erfaßt wurde. Das gleiche gilt für den vorübergehenden Aufenthalt von Beamten, Militärpersonen, Künstlern, Saisonarbeitern. Das ständige Nachströmen und die Verquickung dieser Gruppen trug viel zur Komplizierung und Verzeichnung der Lage bei. Sich selbst überlassen, ohne Freund und Sippe, waren jedoch alle zunächst Neulinge, Fremde und Ausgeschlossene. Ein Gefühl des Ohne-Geltung-Lebens mag die erste Zeit in der neuen Umgebung überschattet haben. Der tschechische Neu-Wiener wurde wieder zurückgedrängt in die verblassende Heimatwelt und erzählte oder schrieb Dinge von „zu Hause", die vielfach gefühlvoll entstellt sein mußten. Ergebnis: Die Isolierung wurde umso größer und die Spottlust der Einheimischen legte ohne Erbarmen diesen Sachverhalt bloß. Und darauf antwortete der Zuwanderer mit Ressentiments, aber auch mit dem geheimen Wunsch, dorthin zu kommen, wo jene standen. Je weiter – räumlich oder gedanklich – die alte Heimat entfernt war, desto mehr mußten sich die Wiener Tschechen auf diejenigen Kräfte besinnen, die sie nur in sich selbst trugen. So war für viele der kleine Kreis der Landsleute in den Vereinen und Tischgesellschaften der einzige verläßliche Halt in der neuen Welt. Aber die Gestalt des Konnationalen hatte keinerlei Autorität in sich und hatte im sozialen Gefüge keinen fest vorgeschriebenen Platz. Man kann es daher auch als Zeichen fortschreitender Assimilierung ansehen, daß die Wirksamkeit derjenigen tschechischen Vereine minimal war, deren Funktionen auf andere Weise von der Gesamtheit der Wiener Bevölkerung und in ihr erledigt wurden: Die Interessenvereinigung der rund 54 000 Wiener tschechischen Gewerbetreibenden, die „Živnostenská jednota" (Gewerbevereinigung) hatte nur 50 Mitglieder, während sich die Unterhaltungs-, Theater- und Gesangsvereine weit größerer Beliebtheit erfreuten, da sie das emotionale Verlangen nach tschechischen Darbietungen und Festen als etwas Besonderem im Wiener Alltag wachriefen. Hinzu kam

oft ein Generationengegensatz. Doch die für die zweite Generation typische Krisis setzte schon im Leben der ersten ein. Denn: Waren z. B. die zugewanderten Eltern nicht angepaßt, d. h. geistig nicht in der Lage, das Großstadtgetriebe, in dem sie lebten und arbeiteten, zu durchdringen und sich anzueignen, so konnten sie auch ihre Kinder geistig nicht so weit fördern, daß sie aufgeschlossen, mit innerer Sicherheit, der neuen Welt gegenübertreten und später in ihr einen Platz einnehmen konnten. Umwelt und Innenwelt standen dann in einer zu großen Entfernung voneinander.

Die zweite Generation der Wiener Tschechen verharrte daher noch in einer mehr oder weniger weit gediehenen Teilangepaßtheit: „Nejsem Němec, nechci býti Čechem, jsem Vídeňák a vy jste Češi“[38] (Ich bin kein Deutscher, ich will kein Tscheche sein, ich bin ein Wiener, und ihr seid Tschechen), charakterisierten die Schulkinder die Situation.

Zu fragen bleibt noch, wie der Übergang aus dem alten in den neuen Lebensraum tatsächlich geschah. Bestimmte Erlebnisse – z. B. gelegentliche Ausflüge nach Mähren oder die in den Vereinen aufliegenden tschechischen Zeitschriften machten den Wiener Tschechen klar, daß sie nicht mehr ganz zur alten Heimat gehörten, andere Erlebnisse im Alltagsleben der Donaustadt brachten ihnen die Erkenntnis, daß sie noch nicht in dieser ihrer neuen sozialen Umgebung ganz zu Hause waren. Sie waren Menschen in einem Zwischenzustand und das erschwert eben gerade eine objektive Beurteilung insofern, als es sich hier nicht um eine simple Mechanik von Ursache und Wirkung handelte, sondern um ein verflochtenes Gewebe von Mächten der ländlichen böhmisch-mährischen Traditionen mit den neuen Mächten der fremden Großstadt, abhängig von individuellen psychologischen Momenten. Man führte oft die Tatsache, daß der Wiener Tscheche sein Tschechentum so schnell verlor, auf eine Art Charakterschwäche zurück.[39] Für die Intellektuellen ist dies ebensowenig richtig wie für die tschechi-

---

[38] Josef Sulík, Proč máme vychovávati své děti v českých školách (Warum sollen wir unsere Kinder in tschechischen Schulen erziehen?), in: České epištoly z Vídně, Nr. 1, Wien 1914, S. 13.

[39] Vídeňský deník, Nr. 43 (10. 4. 1907): „Die Deutschen kennen uns nur als die von aller Welt verlassene Kaste von Leuten, die tschechisch reden, die sich außer durch ihre Armut öfters auszeichnen durch – bekennen wir es! – sittliche Laxheit, Rückständigkeit und Unwissenheit in jeder Hinsicht.“

schen Dienstmädchen, Ammen, Arbeiter, Lehrlinge oder Gewerbetreibenden, vielmehr zeigt sich darin das erste und allein mögliche Seßhaftwerden. So vollzog sich – weitab vom Bereich der Ideenträger – eine unterschwellige Umwandlung der Werte, die man nur zu leicht nach fremden Maßstäben, ohne Einrechnung der „Unterschichten" beurteilt. Neben den beiden Extremen – Nationalismus hier, Renegaten dort – muß ein gewiß sehr hoch zu veranschlagender Prozentsatz der Wiener Tschechen der sogenannten „schwebenden Volksgruppe" zugerechnet werden, einem Element, für das es keinen Ort und keine Funktion gab, das aber die Ansprüche beider Völker in sich trug, beiden nahestand und mit beiden in Konflikt geriet.

Sobald in Wien das von den Zuwanderern erstrebte Ziel erreicht war, kehrte ein Großteil wieder in die böhmischen Länder zurück; sei es, daß man durch die Arbeit genügend Geld erspart hatte, um den heimatlichen Hof zu entschulden, sei es, um ein eigenes Gewerbe aufzumachen. Wien hatte für diesen Rückstrom die Funktion eines Filters. Aus der Schar der Zuwanderer trennten sich diejenigen, die einen Platz in der Heimat frei wußten, von jenen, denen dort keine Möglichkeit offen stand. Durch Jahrzehnte spielte sich somit ein Auslesevorgang ab, der für die böhmischen Länder meist unterbewertet wird, da man geneigt ist, den Assimilationsvorgängen das Hauptaugenmerk zuzuwenden. Es läßt sich unschwer nachweisen, daß ein großer Teil der Tüchtigen in die Kronländer zurückkehrte, bestimmt sind aber neben den tüchtigen „Seßhaften" auch die Ärmsten in Wien zurückgeblieben, da sie hier immerhin eine, wenn auch nicht immer befriedigende Beschäftigungsmöglichkeit fanden.

Wien hat den böhmischen Ländern nicht nur viele Menschen entzogen, es entließ auch viele mit den Mitteln für eine wirtschaftliche Weiterentwicklung. Kein Zweifel, daß solche Rückwanderer verändert heimkamen, aufgeschlossener und betriebsamer waren und so unmittelbar, mehr noch mittelbar, das soziale und geistige Klima der böhmischen Länder veränderten. Manche wurden in ihrem Heimatort eine Autorität in arbeits-, sozial- oder bildungspolitischen Fragen.[40] Die Stabilisierung der wirtschaftlichen und sozi-

[40] Z. B. Jakob Husník (Tábor, geb. 1837), Fachmann im Weißdruck, Photographie, Photozinkographie an der Wiener Staatsdruckerei. – Ed. Karel, Nestor der tschechischen Graphik, geb. 1850, lernte in Wien den Erfin-

alen Verhältnisse im eigenen Land aber bewirkte umgekehrt eine Abschwächung bzw. Stagnation der Abwanderungswelle nach Wien, denn „das Gute“ lag auf einmal nahe.

Alles in allem läßt sich eine Fülle von Problemen erkennen, die der Lösung harrten, ohne daß sich abzeichnete, wie sich eine solche ergeben würde. Der Ausbruch des 1. Weltkriegs im Juli 1914 hätte der Ernüchterung dienen können. Aber offenbar erkannten die politisch Verantwortlichen nicht den Ernst der Lage. – Die Vorstellung, mit einer Strafexpedition gegen die Serben das lästige Nationalitätenproblem aus der Welt schaffen zu können, zeugt von – gelinde gesagt – gewaltigem Leichtsinn. Als sich der Untergang der Monarchie deutlicher denn je ankündigte, präsentierte sich das einstmals blühende Wien als sterbende Stadt, die offensichtlich keine Zukunft mehr hatte und deren Bevölkerung von Depressionen befallen war.[41] Die meisten deutsch-gesinnten Dichter und Denker – soweit sie nicht zum Kriegsdienst eingezogen wurden – lieferten hymnische Bekenntnisse und Kriegsgedichte als Beitrag zu ihrem Patriotismus, – die nicht-deutschen – unter ihnen die Tschechen – bewahrten sich zumeist ihren kritischen Blick oder witterten gar eine Chance auf mehr Autonomie oder staatliche Selbständigkeit.

Den katastrophalen Verhältnissen nach Kriegsende entsprechend, verstummten die Musen. Die allgemeinen Lebensumstände setzten andere Prioritäten. Wien war nunmehr zur Hauptstadt des kleinen Staates „Deutsch-Österreich“ geworden, an dessen Lebensfähigkeit kaum jemand glaubte, und den man, wenn der Friedensschluß von Saint Germain dies nicht ausdrücklich untersagt hätte, gerne an Deutschland angeschlossen gesehen hätte. Wien, der „Wasserkopf“ der Republik, umfaßte damals rund ein Drittel der österreichischen Bevölkerung, – eine extreme Situation, an die

---

der der Heliogravur, Karel Klíč, kennen. „Meine Frau aber hatte Angst, daß unsere Kinder hier in Wien entnationalisieren, deshalb suchte ich eine Stelle in Böhmen.“ (Ab 1899 an der Prager Universität). Vgl. Adolf Branald, Hrdinové všedních dnů. Jejich příběhy, vzpomínky a vyprávění (Helden des Alltags. Ihre Erlebnisse, Erinnerungen und Erzählungen), 2 Bde., Prag 1953, Bd. 2, S. 150ff.

[41] Robert Waissenberger, Zwischen Traum und Wirklichkeit, in: Traum und Wirklichkeit. 93. Sonderausstellung des Historischen Museums der Stadt Wien, 28. März bis 6. Oktober 1985, Wien 1985, S. 26–35.

man sich erst gewöhnen mußte. Der Vorstellung, daß das Land für diese Hauptstadt zu klein sei, folgte die Deklaration Wiens als eigenes Bundesland, und damit begann zunächst eine eigenständige, fortschrittliche Politik. Die Behebung der Schäden, die durch den Krieg an der Sozialstruktur entstanden waren, und die Verbesserung der elenden sozialen Verhältnisse der Lohnabhängigen waren das Ziel der neu zur Regierung gekommenen sozialdemokratischen Politiker im „Roten Wien".

Karl Renner (1870–1950), aus Mähren stammend, war jene Persönlichkeit, die bereit war, mit der Bourgeoisie zusammenzuarbeiten und die Stimme der Mäßigung zu vertreten. Victor Adler (1852–1918), der schon 1901 mit Hilfe der Wiener tschechischen Arbeiterstimmen als erster sozialdemokratischer Abgeordneter in den niederösterreichischen Landtag gewählt worden war, kam aus Prag zurück. Das geistige und kulturelle Leben der Stadt war mit dem Ende der Monarchie keineswegs erstickt, auch wenn der allgemeine Notstand die Umsetzung künstlerischer Leistungen in die Realität schwieriger gestaltete.

Für die Wiener Tschechen bedeutete dies alles eine völlig neue Situation. Durch die Gründung der 1. Tschechoslowakischen Republik (28. 10. 1918) wurden die Wiener Tschechen als „verlassener Zweig an der Donau" („opuštěná větev", J. S. Machar[42]) mehr als je zuvor isoliert, denn zwischen Prag und Wien lagen erstmals nach Jahrhunderten Staatsgrenzen, die den weiteren Zustrom unterbanden. Damals verließen etwa 150.000 Tschechen – d. h. mehr als je bei einer Volkszählung eruiert wurden – Wien, um sich in der „alten Heimat" niederzulassen und „Staatsbürger 1. Ranges" zu werden.

Durch diesen Substanzverlust sah die Zukunft der Wiener Tschechen nicht sehr rosig aus. Bei den Wahlen zur konstituierenden Nationalversammlung vom 16. Februar 1919 traten anstelle der Tschechoslawen die „Tschechoslowaken" als eigene Partei auf und errangen 65.132 Stimmen, erhielten allerdings nur ein einziges Mandat. Wahlberechtigt waren nur Tschechen und Slowaken österreichischer Staatsbürgerschaft, und nicht alle wählten die „Tsche-

[42] J. S. Machar, Opuštěná větev (Verlassener Zweig), in: J. Karásek, Sborník Čechů dolnorakouských 1895 (Almanach der niederösterreichischen Tschechen 1895), Wien 1895, S. 3. Weitere Belege: Glettler, Die Wiener Tschechen (s. Anm. 14), S. 424, Anm. 43.

choslowakische Partei“.[43] Durch den „Brünner Vertrag“ zwischen Österreich und der ČSR wurde das tschechische Schulwesen in Wien geregelt (7. 6. 1920), die Stadt stellte den Kindern allerdings nur Volksschulen zur Verfügung, in denen paradoxerweise der Deutschunterricht verboten war. Dies wurde durch die Errichtung mehrerer Komenský-Schulen wettgemacht, die endlich das Öffentlichkeitsrecht erhielten und in denen vom Verein finanzierte Deutschnachhilfestunden gegeben wurden; die Lehrer kamen aber nicht nur wegen der Verluste durch die Abwanderung, sondern auch aus ideologischen Gründen aus der neu gegründeten Tschechoslowakischen Republik.

Etwa Ende der zwanziger Jahre wurde bei den Wiener Tschechen der Generationskonflikt akut. Die akademische Jugend der Komenský-Absolventen wollte für die Einheit der „tschechoslowakischen Minderheit“ eintreten, die in zwei politische Lager, das sozialdemokratische und das nationale, gespalten war. Die Lehrer, die inzwischen aus der ČSR zugezogen waren, sorgten im Rahmen eines volksbildnerischen Auftrags für eine nationalbewußte kulturelle Betreuung. Die Führungsrolle oblag jedoch derjenigen Generation, die in Wien bereits geboren, aufgewachsen und ausgebildet war. Während sich die eine Gruppe nur im Dienst des Auslandstschechentums sah, fühlte sich die zweite Gruppe mit der Wahlheimat Österreich enger verwurzelt. Diese Gegensätze wurden meistens hinter den Kulissen ausgetragen. Dennoch hat dieser Zwiespalt bis 1938 das kulturelle und gesellschaftspolitische Milieu mitbestimmt.

Die Organisationsstruktur der – auch damals noch – über 300 Vereine wurde erstmals durch tschechoslowakische politische Parteien und Interessenverbände vervollständigt. Während sich auf dem politischen Sektor anfangs Erfolge zeigten – zu Beginn der zwanziger Jahre gelang es, acht Vertreter in den Gemeinderat zu entsenden, – scheiterte der Versuch, einen eigenen wirtschaftlichen Kreislauf aufzubauen, erneut: Die Sozialstruktur bestand immer noch zu 80 Prozent aus Arbeitern. Im Jahre 1928 und Anfang der dreißiger Jahre waren in Wien nicht weniger als sieben tschechische Parteien tätig.

---

[43] Karl M. Brousek, Wien und seine Tschechen, Wien 1980, S. 31f.

Die Okkupation Österreichs im März 1938 und das Münchner Abkommen vom 29. September, dem zufolge die deutsch besiedelten Randgebiete Böhmens und Mährens an das Deutsche Reich kamen, trafen die Wiener Tschechen in doppelter Weise: Einerseits verloren sie ihre österreichische Wahlheimat, der sie inzwischen loyal ergeben waren, andererseits mußten sie zusehen, wie ihre alte Heimat, mit der sie sich stets verbunden fühlten, vor der nationalsozialistischen Expansion kapitulierte. Die Errichtung des Protektorates Böhmen und Mähren im März 1939 wurde dann auch als wahres Waterloo empfunden. Durch den wachsenden Defaitismus geriet die tschechische Volksgruppe wiederum in eine Existenzkrise. Zwischen März 1938 und März 1939 verließen Tausende Wiener Tschechen ihren Wohnsitz in Richtung Herkunftsland. Die Wahrung mühsam geschaffener privater Existenzgrundlagen war vielen wichtiger als das klare Bekenntnis zum Wiener Tschechentum, an dessen Erhaltung das Naziregime nicht interessiert war. Die systematisch betriebene Liquidierung der tschechischen Einwohner ließ befürchten, daß es nur noch eine Frage der Zeit sei, bis das tschechische Element Wiens völlig aufgesaugt sein würde. Tatsächlich war im Rahmen der Neuordnung Europas, wie sie Hitler vorschwebte, die Aussiedlung der noch in Wien anwesenden Tschechen zur Behebung der Wohnungsnot vorgesehen. In einem Schreiben Martin Bormanns vom 2. November 1941 an Gauleiter Baldur von Schirach wird diesem ausdrücklich nahegelegt, alle Tschechen aus Wien „abzuschieben". Unter diesen Umständen nimmt es nicht wunder, daß vor allem jene, die die tschechoslowakische Staatsbürgerschaft besaßen, Wien den Rücken kehrten.[44]

Mit der amtlichen Schließung der meisten tschechischen Schulen und der Auflösung vieler Vereine im Jahre 1941/42 waren die Wiener Tschechen auf einem absoluten Tiefpunkt angelangt. Da es ihnen nicht gelungen war, bei der Volksabstimmung vom 10. April 1938 durch ihr klares „Ja" den Nationalsozialisten den Wind aus den Segeln zu nehmen, wurden neben Kollaborateuren nunmehr

[44] Monika Glettler, Tschechen und Slowaken in Wien, in: WIR. Zur Geschichte und Gegenwart der Zuwanderung nach Wien. 217. Sonderausstellung des Historischen Museums der Stadt Wien, 19. September bis 29. Dezember 1996, Wien 1996, S. 102–113, hier S. 107–110 (m. Lit.).

zwei rein tschechische Widerstandsgruppen tätig, die in der gesamtösterreichischen Widerstandsbewegung eine nicht unbeträchtliche Rolle spielten. Die erste Gruppe, die bereits in den frühen vierziger Jahren tätig wurde, war von tschechischen Sozialdemokraten und Kommunisten gegründet worden. Die Mitglieder der zweiten Organisation stammten aus dem bürgerlichen Lager. Sie entwickelten eine findige Widerstandsform, indem sie gegen die Einziehung der Tschechen zum Militärdienst opponierten. Hitler hatte nämlich in einer Rede in Nürnberg erklärt, er werde den Krieg nur mit Soldaten „deutschen Blutes" gewinnen. Da der Großteil der Österreicher durch die Annexion Österreichs zu deutschen Staatsbürgern gemacht wurde, waren sie nach reichsdeutschem Gesetz wehrpflichtig. Tatsächlich machten dann viele Wiener Tschechen von dieser Einspruchsmöglichkeit Gebrauch, wiesen ihre tschechische Abstammung einwandfrei nach und entzogen sich so dem Militärdienst. Mitglieder beider Gruppen wurden von den Nazis entdeckt, verhaftet und zum Großteil in die Konzentrationslager Mauthausen und Ravensbrück überstellt. Insgesamt hatten sich 300 Wiener Tschechen am aktiven Widerstand beteiligt: 69 von ihnen wurden hingerichtet, viele der Verfolgten verbrachten jahrelange Haft in Konzentrationslagern.

Nach Kriegsende wurde Österreich in vier Besatzungszonen aufgeteilt. Dem gegenüber konnte sich die wiedererrichtete Tschechoslowakei schon am 5. April 1945 im Schatten der sowjetischen Macht der vollen staatlichen Souveränität erfreuen. Für die Wiener Tschechen galt es die Frage zu klären, ob sie unter den geänderten Verhältnissen noch eine Überlebenschance hätten oder ob sie in die Heimat ihrer Vorfahren zurückkehren sollten. Die von der tschechoslowakischen Regierung mit allen Mitteln geförderten Rückwanderungsbestrebungen mußten in Anbetracht der Nachkriegsverhältnisse vor allem in Wien auf fruchtbaren Boden fallen. Der „Tschechoslowakische Zentralausschuß" („Československý ústřední výbor"), der sich im April 1945 mit Billigung der Besatzungsmächte in Wien konstituierte, hatte vor allem die Aufgabe, die Remigration in die Wege zu leiten. Er entwickelte sich zur amtlichen Schaltstelle der Abwanderunsgbewegung und zur Dachorganisation der Wiener Tschechen. Abermals wanderten innerhalb von zwei Jahren zwischen 10.000 und 20.000 Personen aus. Viele von ihnen haben nach eigenen Aussagen Wien geistig nie verlassen.

Als die Rückwanderungswelle Ende 1946 ihren Höhepunkt erreichte, versuchten die in Wien verbliebenen tschechischen Funktionäre, durch Zusammenarbeit neue Wege zu gehen. Aber: Während Prag bis zum kommunistischen Februar-Putsch dafür sorgte, Ingenieure, Ärzte und andere Akademiker beim Aufbau des Staates zu Hilfe zu rufen, spaltete sich der in Wien verbliebene Rest. Somit geschah genau das, was verhindert werden sollte: Auf der einen Seite stand die demokratische Mehrheit, auf der anderen der mit Prag sympathisierende Teil. Die im freiheitlich-demokratischen Lager stehenden Organisationen schlossen sich dem im Jahre 1951 wiedererstandenen „Minderheitsrat" („Menšinová rada") an, in dem 16 überwiegend kulturelle, soziale und sportliche Vereinigungen integriert waren. Dieser existierte ja bereits seit den zwanziger Jahren und war 1942 unter Hitler aufgelöst worden. Die pragfreundliche „Vereinigung der Tschechen und Slowaken" („Sdružení Čechů a Slováků") wurde 1949 aus der Taufe gehoben. Das Resultat dieser Entwicklung war, daß die Spaltung der Wiener Tschechen kreuz und quer durch die Vereine ging und auch Gewissenskonflikte mit sich brachte. Andererseits trafen aber bereits Ende 1947 wieder die ersten Rückwanderer aus der ČSR in Wien ein, weil man sie in der alten Heimat als „Eindringlinge" ausgrenzte.

Ein Teil dieser Flüchtlinge, die hauptsächlich zwischen 1948 und 1950 illegal nach Österreich gekommen waren, mußte das Land wieder verlassen, das damals um seinen Staatsvertrag rang und nicht in der Lage war, den Ankömmlingen genug Schutz zu bieten. Unter ihnen befanden sich namhafte Politiker, Journalisten und Künstler, zum Beispiel der Chef der Sozialdemokratischen Partei, Bohumil Laušman (1903–1963), der Historiker und Journalist Karl Fürst Schwarzenberg (1911–1986) und der Violinkünstler Váša Příhoda (1900–1960).

Um so überraschender fiel das Ergebnis der ersten Volkszählung nach dem Zweiten Weltkrieg im Jahre 1951 aus, bei der nur 3.540 Personen in Wien Tschechisch oder Slowakisch als ihre einzige Umgangssprache angaben, das heißt, die Wiener Tschechen waren auf ein Zehntel des Vorkriegsstandes reduziert. Die Frage nach der Umgangssprache bedeutete für die Wiener Tschechen, daß sie sich entweder zu „Tschechisch" oder „Tschechisch-Deutsch" oder „Deutsch-Tschechisch" bekennen konnten. Gerade die letztgenannte Kombination, die den Gegebenheiten am ehesten ent-

sprach und zu der sich der Großteil der Wiener Tschechen entschlossen hatte, wurde in Wien jedoch nicht ausgewertet.

Bemerkenswerterweise wurde im Volkszählungsergebnis von 1961 keine Zahl für Tschechen und Slowaken mehr angegeben, während 1971 bereits wieder 6.525 Personen zu verzeichnen waren: Dieser Anstieg ist wohl einerseits mit der nationalen Selbstbesinnung nach dem Staatsvertrag, andererseits durch die Ereignisse des „Prager Frühlings" zu erklären. Nach dem Einmarsch der sowjetischen Truppen in die ČSSR (21. 8. 1968) hielten sich in Österreich 162.000 tschechische und slowakische Touristen auf, von denen 129.000 bald in die Heimat zurückkehrten. Um Gewährung des Asylrechtes suchten im Jahre 1968 mehr als 7.000 und ein Jahr später fast 10.000 ČSSR-Staatsbürger an. Der überwiegende Teil dieser 17.000 Personen ist in Österreich, vornehmlich in Wien geblieben. Damals entstand eine *dritte* Gruppierung, die weder von den KP-nahen Tschechen noch von deren Gegnern wohlgelitten wurde. Die Verhaltensweise einiger Emigranten, bedingt sowohl durch falsche Vorstellungen vom Leben im Westen als auch das Aufwachsen in einem anderen Gesellschaftssystem, rief das Mißtrauen der bereits bodenständigen Wiener Tschechen hervor. Dies galt auch für die Neuankömmlinge, die aufgrund der Charta 77 nach Wien kamen und sich wiederum von den „Achtundsechzigern" distanzierten. Darüber hinaus war der Großteil nach den politischen Erfahrungen in der Heimat auch gar nicht gewillt, sich in Vereinsstrukturen einzugliedern.

***

Ein Gesamturteil, in welcher Zeit und in welcher Hinsicht dieser historische Leitfaden zu 160 Jahren tschechischer Literatur in oder über Wien vielleicht auch ein „Leidfaden" genannt werden kann, sei den Lesern dieses Bandes anheimgestellt. Jedenfalls entsprechen die politischen Zäsuren (z. B. 1918/, 1938/, 1948/, 1968/) nicht immer den literarischen Sujets. Besaß Wien wirklich die Funktion eines *geistigen* Zentrums für die tschechischen Schriftsteller? Warum kamen trotzdem so viele tschechische Dichter nicht an Wien vorbei? Oder aber: Warum kamen andere überhaupt nicht hierher? – Oder schwiegen? Dem „Glanz der Märchenstadt"[45], dem

[45] Otto Friedländer, Letzter Glanz der Märchenstadt. Das war Wien um 1900, Wien und München 1976.

„Nervous Splendor“[46] gegenüber zeigt sich die Donaumetropole ebenso stark auch als „Durchgangsbahnhof“, als Zwischenstation und gar nicht in erster Linie als geistiger Sammelpunkt oder Traumstadt. Was das Provisorium erträglich machte, waren der Prater, die Heurigen, die schöne Umgebung – wie schon seinerzeit bei Beer, Němcová, Neruda und Machar.

Wer beim Thema „Wien um 2000“ die Diskussionen um Fremdenfeindlichkeit und um die Rolle Österreichs im „neuen Europa“ verfolgt, dem fällt auf, daß von den Befürwortern einer großzügigen Ausländerpolitik häufig auf die Situation im „Wien um 1900“ verwiesen wird. In der Rückschau wird bei den Floskeln von der Multikulturalität, vom „kreativen Milieu“ für Politik und Wissenschaft zwischen Absicht und realem Gelingen kaum differenziert, vor allem angesichts der langfristigen Wirkungen der damaligen intellektuellen Leistungen. Das Jahr 1900 liegt ja einerseits weit genug von der Gegenwart weg, um den psychologischen Faktor der Bedrohung „des deutschen Charakters der Stadt Wien“ in die nunmehr österreichische Identität nicht miteinbeziehen zu müssen; es liegt aber andererseits auch nahe genug, um den faszinierenden Aspekt der Idylle, des Traums (oder Traumas?) vom „Aufbruch in die Moderne“ vor dem Horizont der Gegenwart wiederaufleben zu lassen, – selbst dann, wenn die vereinnahmten Wiener Geistesgrößen nicht unmittelbar durch Wien, sondern durch andere europäische Metropolen inspiriert und geprägt wurden.[47]

Wenn jedoch in unserem Jahrhundert der unfreiwilligen politischen Zwangs- und der freiwilligen unpolitischen Freizeitmigrationen alles Bemühen um Literatur, Kunst und Wissenschaft von damals als eine Erweiterung des Weltbildes nostalgisch bejubelt wird, sei nicht übersehen, daß dies vor einem gesellschaftlichen Hintergrund geschah, der überwiegend konservativ, vielfach reaktionär und schließlich totalitär war und nur zu oft die finstersten Seiten

---

[46] Frederic Morton, A nervous splendor. Vienna 1888/1889, London 1980.

[47] Steven Beller, Who made Vienna 1900 a Capital of Modern Culture?, in: Kreatives Milieu Wien um 1900. Ergebnisse der Arbeitsgemeinschaft Wien um 1900, hrsg. von Emil Brix und Allan Janik, Wien 1993, S. 175–180, hier S. 75 (an den Beispielen Freud, Herzl, Mahler, Schönberg, Wittgenstein).

des Lebens hervorkehrte. Die heute so hochgepriesenen geistigen und kulturellen Leistungen wurden von den damaligen Zeitgenossen vielfach vollkommen ignoriert!

Im Blick zurück nach vorn ist diese Edition ein Versuch, ein breiteres Publikum mit der Wien-Thematik in der neueren tschechischen Literatur vertraut zu machen.

EDITORISCHE NOTIZ

Die in der Anthologie enthaltenen Texte sind chronologisch nach dem Jahr ihres Erstdrucks gereiht. Nur in den Fällen, wo der Erstdruck den entstehungsgeschichtlichen Kontext erheblich verläßt, wird der Reihung die Entstehungszeit zugrunde gelegt.

Von dieser chronologischen Anordnung wurde in Ausnahmsfällen abgewichen, wenn dadurch ein besseres Verständnis des Entwicklungszusammenhanges der Thematik gewährleistet schien. Das betrifft die nach 1918 verfaßten und veröffentlichten Erinnerungen Josef Svatopluk Machars und Viktor Dyks, den Auszug aus Jaroslav Hašeks „Die Abenteuer des braven Soldaten Schwejk" sowie die Memoiren von Václav Černý und von Bohumila Grögerová und Josef Hiršal. Diese Texte wurden entsprechend der Zeit der darin geschilderten Geschehnisse vorgereiht.

Bei jedem der 42 Autoren wird eine Kurzbiographie mit Werkcharakteristik angeboten, die der betreffenden Textauswahl jeweils voransteht. Darüber hinaus erklärungsbedürftige Einzeltextstellen werden in dem angefügten Kommentarteil im Sinne einer begleitenden Kommentierung erläutert.

Deutsche Wörter und Passagen in den tschechischen Originalen sind in den Übersetzungen kursiv gekennzeichnet.

Von der Herausgeberin stammende Einfügungen im Text stehen in eckigen Klammern. Auslassungen werden durch drei Punkte in eckiger Klammer angezeigt.

Die Ortsnamen werden in ihrer deutschen Lautung gemäß dem „Ortslexikon der böhmischen Länder 1910–1965", hrsg. im Auftrag des Collegium Carolinum von Heribert Sturm, 2., durchgesehene Auflage, München 1995, angeführt. Die tschechischen Entsprechungen finden sich in einem Verzeichnis geographischer Namen im Anhang. Die Schreibung weiblicher Familiennamen erfolgte nach dem tschechischen Usus. Tschechische Vornamen und deren Diminutiva blieben aus stilistischen Gründen unübersetzt und sind in deutscher Übersetzung im Anhang aufgelistet.

Bei der Übersetzung wurde angestrebt, stilistische Eigenheiten der Originale wie alltagssprachliche Redeweise im Deutschen nach-

zuvollziehen. Auf eine in allen Einzelheiten perfekte Übertragung von Metren und Reimen in den Gedichten wurde zugunsten einer sinngetreuen Wiedergabe der Texte verzichtet.

Bei bereits in Übersetzung publizierten Werken wurden die Titel der deutschen Ausgabe beibehalten und keine Texteingriffe vorgenommen.

Die Übersetzer werden im Impressum und – bei jedem einzelnen Text – im Quellenverzeichnis genannt.

Die Herausgeberin hat sich bemüht, sämtliche Rechteinhaber ausfindig zu machen. Sollten dennoch weitere berechtigte Ansprüche bestehen, werden diese selbstverständlich im branchenüblichen Umfang abgegolten.

KAREL HYNEK MÁCHA

Tagebuch auf der Reise nach Italien

Entst. 1834 · Erstdr. 1910
(Auszug)



Karel Hynek (eigtl. Ignaz) Mácha
Geb. 1810 auf der Kleinseite in Prag, gest. 1836 in Leitmeritz

Der Sohn eines Greißlers wuchs in Prag in bescheidenen Verhältnissen auf und besuchte von 1824 bis 1830 das Neustädter Gymnasium. Dort verfaßte er die ersten Gedichte in deutscher Sprache (1829). Von 1830 bis 1836 studierte er zuerst Philosophie und dann Rechtswissenschaften. Mácha nahm regen Anteil am politischen Geschehen und am kulturellen Leben seiner Zeit und war ein leidenschaftlicher Leser. Im Oktober 1836 trat er eine Stelle in einer Advokatenkanzlei in Leitmeritz an, um seine Geliebte und den eben geborenen gemeinsamen Sohn erhalten zu können, erlag jedoch keine zwei Monate später einer Cholerineinfektion. Im April war sein wichtigstes Werk, die lyrisch-epische Dichtung „Máj“ (Der Mai, deutsch 1844), eine romantische Reflexion über Leben und Tod, erschienen. Der Großteil seines Œuvres – Lyrik, Prosa und Dramenfragmente – wurde erst nach seinem Tod veröffentlicht. Zahlreiche Wanderungen durch Mittel- und Nordböhmen inspirierten Mácha, der zum bedeutendsten Vertreter der tschechischen Romantik werden sollte, zu philosophischen Erzählungen wie „Pouť krkonošská“ (Die Pilgerfahrt ins Riesengebirge, 1833–1834) oder „Večer na Bezdězu“ (Ein Abend auf Bösig, 1834). Die Aufzeichnungen seines „Deník na cestě do Itálie“ (Tagebuch auf der Reise nach Italien), in dem er eine zu Fuß unternommene Reise von Prag nach Venedig und Triest dokumentierte, enden in Wien, von wo er vermutlich am 12. September über Südböhmen nach Prag heimkehrte.

8er [September]. Brachen am Morgen auf. Mühseliger Fußmarsch. Nach Baden gefahren. *Spinnerin am Kreuz.* Aussicht auf Wien. Standbild von Joseph. Burg. Burgtor. K*** gefunden. Erkannte mich nicht. Mußten bleiben. Gingen nach Wien hinein. *Glacis. Volksgarten.* Lanner (*Abenteurer*). Strauß. (*Iriswalzer.*) Morelly. Nemetz. Řezníček. *Panorama aller Lieblingswalzer und Elektrisier-Galoppe. Volksgarten.* Der Theseus von Canova. Sankt Stephan. *Stock-im-Eisen-Platz,* wo Schmiede usw. Nägel eingeschlagen haben. *Prater.* Schaukeln, Pferdchen. *Wurstl. Phantasmagorie.* Musik. *Just angefangen. Zwei Kabinette um 3 kr. Schein. Neunzehn Gegenstände um 12 kr. W. W.* – De Bach. Palast des Erzbischofs. *Hohe Brücke. Stoß im Himmel.* Liguorianer. Benediktiner. *Böhmische Staatskanzlei.* Kamen heim. Atteste. Strauß (*Goldene Birne*). Lanner (*im Guten Hirten*). Lanner *im Volksgarten.* Sein Orchester. Morelly (*Lustwandler*).

9ter [September]. Grabmal von Canova. Kapuzinergruft, Kupfersärge. In St. Stephan. *Belvedere.* Garten. Gemäldegalerie. (Hl. Justina) von Licinio. Tizian. Raffael da Urbino. – Raphael Mengs (hl. Josef; Madonna). Correggio *(Amor; Io und Jupiter; Christus treibt die Käufer etc.*) Michelagniolo Buonarroti (Fastnacht). – Van Dyck. – Rubens. – Rembrandt (*Mutter*). Paul Pierre Rubens. (*Flucht nach Ägypten, venetianisch von Feti.*) (Salvator Rosa.) – Teniers. – Kadlíks (hl. Lukas). Lens (*Andromache und Hektor). Schäfer. Eine Heilige* [kleine Skizze einer liegenden Gestalt in einer Lünette]. Wuttky. (*Landschaften*). *Ambrasische Sammlung.* Der Schädel von Sokolovič. Harnisch von Kaiser Maximilan I. Auf der Stirn hat das Pferd ein Wappen und auf der Brust einen Engel, der das österreichische Wappen hält. Harnisch eines großen Bauern aus Trient. Porträt Kaiser Sigmunds (1430). Langes hageres Gesicht, hohe, schmale zerfurchte Stirn, graue Augen, nach unten gekrümmte lange Nase, langer grauer Bart und Doppelkinn, die Haare grau und zerzaust. – Bild eines böhmischen Herzogs. – Maria Stuart. – Bilder aus dem Faust von Schnorr. – Prag. – Die Ankunft der Apostel im Boot von Kadlík. – Nacktes Weib – liegt und schläft. – *Augarten. Kettenbrücke. Saal.* Es spielte und dirigierte Strauß. *Iriswalzer.* Am Ende *Quodlibet.* – *„Seht, seht, auf wil-*

den“ etc. – „Mir ist alles untertan“ – „Leben ein Tanz“ – etc. Zuletzt Schlacht – Ratschenwalzer – Schlittenfahrtswalzer. – Knallen – Kanonenschüsse – Läuten – „Gott erhalte“. Bengal-Feuer. Finale. Gingen heim. Wuschen uns die Füße in der Donau. Beleuchtung des Glacis. – Genachtmahlt. – Kleine Zehe verbunden. Gingen zu Bett. Plauderten u. s. w. – Letzte Neuheit ist der *Elisabethenwalzer,* von Strauß herausgegeben. – Morelly und Řezníček spielten *Schlacht bei Vittoria.* – In den Theatern gab man: *Hofburgtheater: Portrait der Mutter. Rekau Herr* Korn. Madame Anschütz. Herzfeld. Costenoble. La Roche. – *Kärntnertor: Stumme von Portici. Binder Masaniello. – Josefstadt: Zauberbuch, Ballett, und Der schelmische Freier. – Adelaide oder Zehn Jahre aus dem Leben einer Sängerin. Ritter Stiefeldon zum Vorteile des Kapellmeisters Müller.*

10ter [September]. Bin den ganzen Morgen gelegen. Kerber verband mir die kleine Zehe. Dann gingen wir essen. Spielten Guitarre. Herr Tomek. Gingen ins Theater. Spazierten durch die Stadt. Hofburgtheater. *Marianna,* ein Schauspiel. *Das Stück wimmelt von Fehlern und Effekten. Anschütz spielte lau, Marianna konnte besser sein, der Löwe war herrlich. Schade, daß dieses Stück solche Spieler beschäftigte. Costenoble spielte vortrefflich.*

Außerdem wurde *Der Schwur oder Die Falschmünzer* aufgeführt. *„Adelheid von Frankreich“ und „Fest der Handwerker“. Quodlibet.*

Hofburgtheater
Zum dritten Male
MARIANNA
Schauspiel in fünf Aufzügen
Nach einer Volkssage und dem Englischen des Sheridan Knowles frei bearbeitet von F. Treitschke

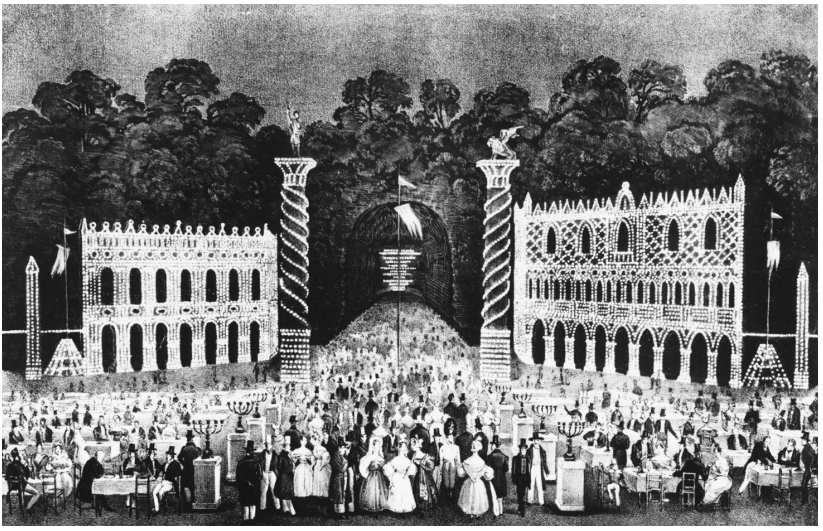
Personen

Leonardo Gonzaga, Herzog von Mantua ..... Anschütz
Ferrardo, sein Vetter ..... Carl La Roche
Graf Florio ..... Weber
Don Antonio ..... Heurteur
Doktor Lorenzo, Advokat von Siena ..... Lucas
Pierre ..... Löwe
Hugo, Bürger in Mantua ..... Mayerhofer
Marianna, seine Mündel ..... Dlle Fournier
Floribella, Kammerzofe ..... Reichel
Bartolo, Bernardo, Carlo } Bürger in Mantua ..... Costenoble / Schmidt / Moreau



Bernardo Bellotto, Wien,
vom Belvedere aus gesehen (1758/61)

„Eine Nacht in Venedig". „Großes Assemblée
in dem k. k. Augarten in Wien,
veranstaltet von J. Strauß den 31ten July 1834"
(kolorierte Lithographie von Franz Wolf)



Cosmo, Hofherr ..... Julius La Roche
Ein Advokat in Manta ..... Pistor
Ein Ritter } ..... Eduard Anschütz
Pietro, Kammerdiener } don Antonios ..... vollkommen
Stephano, Bedienter } ..... mittelmäßig
Hofherren. Ritter. Wachen. Volk von Mantua.
Vornehme Frauen. Edelknaben. Diener.

Ort der Handlung Mantua und das Lager des Herzogs. Die neuen Dekorationen sind vom Herrn de Pian, k. k. Hoftheatermaler. Das Kostüm ist neu nach der Angabe des Herrn von Stubenrauch, k. k. Hoftheater Kostüm- und Dekorationsdirektor.

Lanner (Kometenwalzer)

11ter [September]. Sind im kaiserlichen Zeughaus gewesen. Libussa. Wlasta. König Ludwig, der aus Mohács nicht mehr zurückkam; sehr klein, war zwei Monate zu früh auf die Welt gekommen; heiratete im Alter von zwölf Jahren, hatte mit acht einen Bart, ergraute mit sechzehn, mit zwanzig starb er. – Eine lange Kette. Französische und polnische Banner. – Sobieskis Rüstung. – Bürgerliches Zeughaus; ein römischer und ein deutscher Harnisch. – Aus dem 8., 9. und 10. usw. Jahrhundert. In Harnische gekleidete böhmische Herren aus dem 11. Jahrhundert. Einer hat ein Stahldiadem; – einer mit Hammer und Hut (*Sturmhut*), lauter Spitzen rund um den Hut und auf dem Harnisch. Ein Kroate, ein Deutscher, ein Welscher, ein Ungar. Im heiligen Zweikampf auf Leben und Tod kämpfende Ritter waren mit schwarzen Harnischen bekleidet, hatten geschlossene Helme und über dem Harnisch gelbe Lederröcke, lange, in der Mitte der Länge nach gebauchte Schilde. – Kämpfende Knechte. – Ein Bürgerharnisch. (Kara Mustaphas Schädel.) *Blutfahnen.* Usw. – Herr Dundr, Herausgeber des Kroaten Kačić. – Essen. Am Nachmittag in der – *Naturaliensammlung.* – Giraffe. – Vögel. – *Bunter Parkit – etc.* – Amphibien, Fische, Insekten. Käfer – Schmetterlinge – Muscheln. Das Theater *am Kärntnertor. Norma. – Lyrische Tragödie in zwei Akten, gedichtet von F. Romani, übersetzt von J. R. von Seyfried. Musik vom Kapellmeister Bellini.*

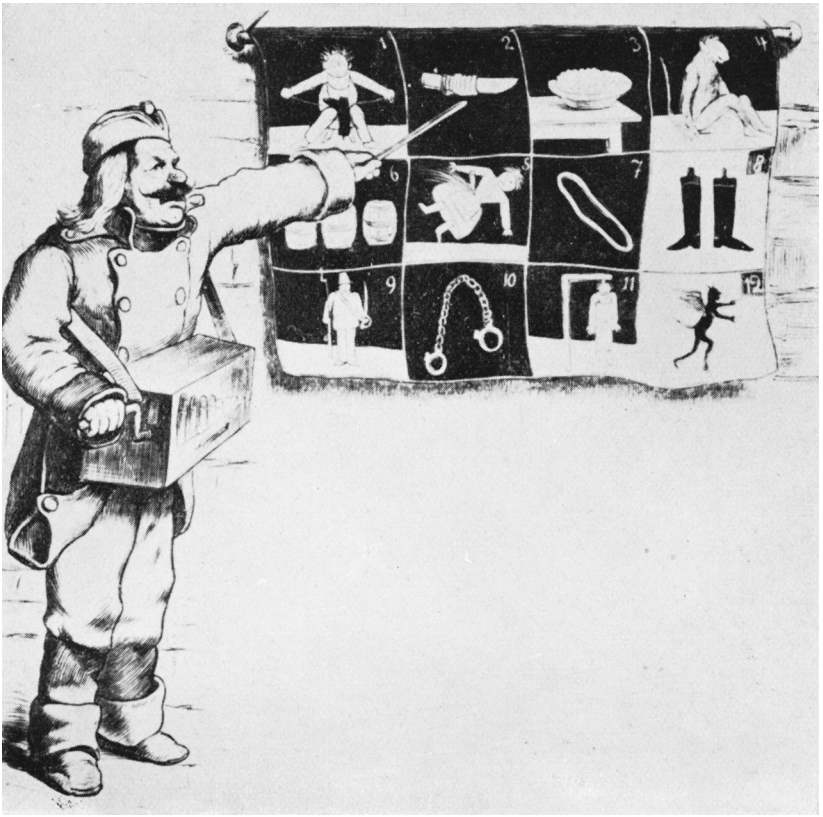
Personen

Sever, römischer Prokonsul in Gallien ..... Schäffer
Orovist, Haupt der Druiden ..... Staudigel
Norma, dessen Tochter, eine Seherin ..... Mad. Ernst
Adalgisa, Dienende im Tempel Irmensuls ..... Dlle Löwe

Clotilde, Normas Freundin ..... Dlle Bondra
Flavius, Severs Begleiter ..... Hölzel

Druiden, Barden, Tempelwächter, Priesterinnen.
Gallisches Kriegsvolk.
Szene: Gallien, der heilige Hain und der Tempel Irmensuls.

Die Frauenzimmer werden immer wieder vor den Vorhang gerufen. Applaus. Lachen in der Nacht. – Hof. Gänge. Museum. Bibliothek. Spiegel. Tauben. *Im Hoftheater: Bekenntnisse und Gelegenheit macht Diebe. – Stiefeldon. – Zum Vorteil der abgebrannten Neustadt: Das Zauberbuch.*



Karikatur eines Bänkelsängers, gezeichnet von Karel Klíč (1866)

ANONYMUS

Bänkellied von einem schaurigen Mord, den ein gottloser Herr in der Hauptstadt Wien im Jahre 1843 verübt hat

Ohne Jahr · Erstdr. 1983

1.
Getreue Christen, hört Euch an,
was sich Staunenswertes hat getan,
was sich in Wien, der großen Stadt,
was sich in Österreich ereignet hat,
ach, o Gott, so lauschet mir doch.

2.
Es stehen Häuser dort
in dieser Stadt, so groß,
daß ein Mensch vom andern keine Kenntnis hat,
weil gleich viertausend Leute wohnen
in einem einzigen fünf Stockwerk hohen.

3.
Im Jahre eintausend achthundert
und zweiundvierzig da hat man,
in einzelne Stücke zerhackt,
eine Jungfer entdeckt,
überall waren Teile versteckt.

4.
Herz, Leber, Kopf und Lungen
wurden in einer Truhe gefunden,
und wenn einer diese Körperteile erblickte,
erschauderte er, erzitterte,
hörte nicht auf sich zu wundern.

5.
Hunderte Passanten rannten herbei
und sahen sich alles an,
den Körper den nahm die Polizei
und gab ihn im Rathaus ab,
o Jesus Christus, unser Herr!

6.
Hände und Beine nebst Rippen
die waren erst später zu finden
bei Toren und in Gassen,
das war eine furchtbare Neuigkeit,
ach, Herrgott, stehe uns bei.

7.
Als schon der ganze Körper
in die Kanzlei ward befördert,
bis auf einen Fuß,
den man immer noch suchen muß,
erkannte man, es war eine Jungfer gewesen.

8.
Vernehmet, gläubige Christen, wie es weiter ging,
denn keinen verfehlt die Strafe für immer,
die ganz besonders schrecklich ist
für einen Mörder voller Hinterlist,
Gott im Himmel droben.

9.
Selbst unser Kaiser, der gnädige Herr,
hatte noch nie eine so böse Tat gesehen,
und samt allen Herren der ganze Hof
mit ihm zusammen bittere Tränen vergoß,
und alle ließ sie der Abscheu erbeben.

10.
Dann tat der Kaiser den Spruch,
wenn einer was wisse, er gäbe es zu,
beweisen würde er jenem große Gnade,
der die ganze Sache wolle verraten,
und er schenke ihm zweihundert Dukaten.

11.
Ach, wie sind Gottes Ratschlüsse doch,
von denen die meisten Menschen nichts wissen
ein hoher Herr war es gewesen,
der beging diesen schaurigen Mord,
glaubt es mir, Leute, es war so dort.

12.
Ein Schusterbub trug
gedoppelte Schuhe aus
für einen vornehmen Herrn,
der in einem so hohen Haus
wahrhaftig im dritten Stock oben wohnte.

13.
Und als er schon an der Adresse war,
die Schuhe abzuliefern,
traf er dort niemanden an;
so betrat er denn ein drittes Zimmer,
der tapfere Knabe sei gelobt,

14.
der tragisch erschrak, als er sah,
wie der hohe Herr g'rad dabei war,
sich mächtig zu tummeln
und eine Jungfer zu morden,
die Hände ganz rot vor Blut.

15.
Sie war vor ihm auf die Knie gesunken
und flehte ihn an bei Gott, unserm Herrn,
und bei Jesus am Kreuz
und seinen schmerzhaften Wunden,
er sah es, der Schusterbub, er hat es bezeugt.

16.
Doch der Herr erhörte nicht ihre Bitten,
hat alle Adern ihr durchgeschnitten,
durchs ganze Zimmer spritzte das Blut,
weil er ohne Unterlaß hinstach in rasender Wut,
beim Herrgott im Himmel.

17.
Sie hat ein geweihtes Gebetbuch besessen,
um damit ihre Gebete zu sprechen,
ein Bild von Christus war darauf,
von dem sie stets hatte geglaubt,
er wird sie beschützen, Zeit ihres Lebens.

18.
Mit diesen gottgeweihten Gebeten
erhält ein Christ, wenn er gottesfürchtig ist,
beim Herrn Jesus und der Jungfrau Maria
einen heiligen Ablaß für alle Sünden,
wenn das Beten recht inbrünstig ist.

19.
Als sie sich traurigen Mutes ans Sterben begab,
rief sie noch einmal:
Herr Jesus Christus, Maria!
Ich stelle Euch meine Seele anheim,
wo find' ich Euch im Himmelreich.

20.
Vor Angst suchte der Bub das Weite
und erzählte alles gleich seinem Meister,
was in dem Haus dort der hohe Herr hat verbrochen,
daß eine wunderschöne Maid er hat erstochen,
und wie er das Ganze mitansah im Geheimen.

21.
Der Meister eilte davon
lief schnurstracks zur Polizeidirektion,
und tat dort alles kund,
was sein Lehrbub sah, den entsetzlichen Fund,
die Untat an der Frauensperson.

22.
Polizei und Soldaten machten sich auf den Weg,
eine Menge Volk hatte sich ihnen beigesellt,
flugs war das ganze Haus umstellt, rührig
hat man den Mörder gefangen,
gefesselt und abgeführt.

23.
Er wurde ins Gefängnis gesteckt
und in schreckliche Ketten gelegt,
denn schon die dritte Maid war es gewesen,
die er gebracht hat um ihr Leben,
Jesus, Maria.

24.
Aus der Nähe von Grätz kam die erste her,
geboren in Rukow, einem winzigen Nest,
die zweite kam gar bis aus Prag,
die dritte dann stammte aus Mähren,
aus der Kwassitzer Herrschaft.

25.
Der Bub wurde reich belohnt,
am Kaiserhof, heißt es,
daß er jetzt wohnt,
er wird es gut haben bis an den Tod,
es wurde ihm Glück geschenkt von Gott.

26.
Der Mörder indessen
muß jetzt, geschmiedet an Ketten,
im finsteren Kerker elend schmachten,
hat jeden Moment den Tod zu erwarten,
wenn man das Urteil fällt.

27.
Möge Gott uns bewahren
vor so einem riesigen Pech,
das die drei schönen Jungfern traf,
denen ein verwerflicher Mann
in Wien einen Mord hat angetan.

28.
Laß uns teilwerden, Gott, deiner Gnaden,
auf daß wir uns einmal
an deiner Tafel laben,
verzeihe uns unsere Schuld, gnädiger Herr,
erlöse uns von dem Bösen.

Amen.

ANONYMUS

Lied von der letzten schrecklichen Revolution in Wien, ausgebrochen am 6. Oktober 1848

Entst. 1848 · Erstdr. 1937

1.
Wien! Wien! So lange wie du
für Freiheit standest,
war fest dein Ruhm,
gleich einem Fels am Berg:
Jetzt hast du dich verkauft
an die Magyaren, die Verräter,
jetzt ist's für dich zu spät,
jetzt hilft dir keiner mehr.

2.
Schwarz wird der Welt
der sechste Oktober in Erinnerung bleiben,
solange das Herz der Menschen
treu ist der Gerechtigkeit;
der sechste Tag im Monat des Oktober,
als du so ruchlos,
grausam mordend vergaßt
auf Zucht und Moral.

3.
Der wilde Ungar, der nicht zögerte,
auch die Höllenmächte anzurufen,
ihm bei der Slawen Untergang
beizustehen,
der Ungar, grausam und ergrimmt,
kein Recht mehr kennend,
er hat dich, als er anrief das Höllentor,
zu sich gelockt.

4.
Der Slawe war immer ein Sklave
in diesem Lande Ungarn,
denn dort herrschte der grausame Magyar
über die Völker alle,

die Kroaten, die Slowaken,
ja, er hat in seinem Stolz
selbst das ganze Land entzweit
vom österreichischen Reich.

5.
Gegen die Ungarn, die Landesmörder,
zieht der Ban der Kroaten,
die ungarischen Städte zittern,
wohin nur der Kroate greift;
Jellačić ist ihr Führer,
aus slawischem Geschlecht,
gleiches Recht für alle,
heißt ihre Losung.

6.
Selbst der gerechte Kaiser
hat ihre Rechte anerkannt
und dem kroatischen Ban
ein Heer aus Wien gesandt;
als jedoch dieses Heer
aus Wien ausrücken sollt',
vor Schauder wird jedes Herz erstarren,
was da alles geschah.

7.
Zum Abmarsch aufgestellt
waren die Grenadiere,
wurden jedoch von den Wienern
dazu angeleitet,
dem Befehl nicht zu folgen,
nicht gegen die Ungarn zu zieh'n,
es werde sie die Garde schützen,
sie sollten zu ihr überlaufen.

8.
Und wie es abgesprochen war,
so wurde es auch getan,
selbst durch Schießen
ließ das Heer sich nicht zwingen,
ein anderes wurde herbeordert,

auch Kanonen herbeigeschafft,
Soldat schoß auf Soldat,
schauerlich tönte das Feuer der Gewehre.

9.
Aber selbst dieses neue Heer,
hatte keinen Erfolg,
denn es zogen sofort das arbeitende Volk
und die Studenten hin,
töteten stracks den General,
jagten das Heer zurück,
ergriffen zahllose Waffen
und vier Kanonen mit Munition.

10.
Indes die Garden aus zwei Vorstädten
sich aufstell'n in Reih und Glied,
bezichtigt sie eine andere Garde:
Schwarzgelbe!;
die flüchten sich flink
in den Stephansdom,
und dort gehen die anderen Garden
schlimm mit ihnen um.

11.
Fünf Personen haben sie dort erschossen,
genau vor dem Altar,
zum Himmel um Rache rufen
ihre blutigen Gesichter,
der fürchterliche Blutdurst
hat damit jedoch nicht genug,
denn eilig wird schon
nach dem Kriegsminister gesucht.

12.
Alle Säle hat man durchstöbert,
aber Latour war nicht da,
erst am Boden hinter Mauern versteckt
hat man ihn entdeckt,
mehrfach durchbohrt,
fließt das Blut in Strömen an ihm herab,



Der vom Volk ermordete Kriegsminister Theodor Graf Latour (6. 10. 1848)

trotzdem schleppt ihn der wütende Mob
noch auf den Hof.

13.
Sie hängen ihn an einer Laterne auf,
oh, welches Grauen,
wie ihm der entfesselte Pöbel
die Kleider vom Leib reißt;
Barrikaden werden gebaut,
noch immer tönen die Trommeln,
ringsum Angst und Entsetzen,
das Dröhnen der schrecklichen Kanonen.

14.
Jetzt rüstet sich wieder der zornige Mob
zum Kampf bei der Waffenkammer,
dort stehen zur Verteidigung

nur die Garden, ein bißchen Militär,
dem es schon heiß wird,
weil der Mob auf sie feuert,
das Heer und die Garde haben dem König
ja doch nun die Treue gehalten.

15.
Trotzdem steht der Weg ins Zeughaus
dem Pöbel jetzt offen,
weil das umzingelte Heer
die Stadt mußte verlassen.
Jetzt setzte erst recht
eine schreckliche Plünderung ein,
hunderttausend Waffen und mehr
wurden aus dem Zeughaus entnommen.

16.
In einem Lager rund um die Stadt
liegt jetzt das Militär,
und wer sich seines Lebens sicher sein will,
flieht rasch aus der Stadt,
in den Staub wird nun gezwungen
die schreckliche Revolution,
wehe, sie hätte gerührt
an die heilige Konstitution.

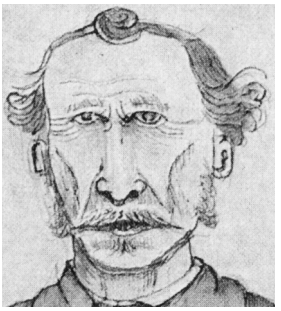
17.
Wir Böhmen, Mährer
und alle Slawen
werden die uns gegebene Freiheit
mit Leib und Seele verteidigen.
Wir sind und werden so lange
dem Kaiserhaus treu sein,
als wie König und Kaiser
treu zu ihrem Wort steh'n.

Chrudim 1848

ALOIS BEER

Ich bedauere, kein Dichter zu sein ...

Entst. 1849 bis 1852 · Erstdr. 1970
(Auszug)



Alois Beer
Geb. 1833 in Dobruška, gest. 1897 ebd.

Nachdem der vielseitig begabte Sohn eines Fuhrmanns und Bürgers von Dobruška in seinem Heimatort das Drechslerhandwerk erlernt hatte, ging er 1849 auf Walz nach Wien. Kurz nach der Rückkehr i. J. 1852 wanderte er über Bayern und die Steiermark nach Laibach, arbeitete dort längere Zeit und besuchte auch Venedig, Verona und Mailand. 1858 machte er sich in Dobruška selbständig und begründete eine Familie. Nach Wien kehrte er ein zweites Mal anläßlich der Weltausstellung i. J. 1873 zurück. Alles, was Beer sah, hörte und erlebte, hielt er seit seiner Jugend schriftlich fest und schmückte diese Aufzeichnungen und Reiseberichte, die sich durch einen kuriosen Stil auszeichnen und durch die Fülle heute in Vergessenheit geratener Realien von historischer Bedeutung sind, mit Zeichnungen. Im letzten Jahrzehnt seines Lebens widmete sich der künstlerische Autodidakt ausschließlich der Malerei und wurde, als er seine Werke bei einer 1892 in Dobruška veranstalteten Wirtschafts- und Industrieausstellung präsentierte, durch den renommierten Prager Photographen Jindřich Eckert entdeckt. Als i. J. 1936 ein Teil seiner Memoiren veröffentlicht wurde, feierten ihn bedeutende tschechische Autoren und Künstler als einen tschechischen Henri Rousseau. Seither gilt Beer als Nestor der naiven Kunst bei den Tschechen. Insgesamt wurden vier Auswahlausgaben aus seinem umfangreichen Nachlaß ediert. Die hier abgedruckten Beschreibungen seiner Gesellenzeit in Wien sind dem 1970 in Prag erschienenen Band „Lituji, že nejsem básník ...“ (Ich bedauere kein Dichter zu sein ...) entnommen. Sie waren von Beer zwischen 1849 und 1852 zu Papier gebracht, vor seinem Tod (v. a. 1892) aber wie alle seine Texte überarbeitet und ergänzt worden.

Während der Lehrzeit

Im Jahre 1845 kam mein Bruder innerhalb von fünf Jahren zum zweiten Mal aus Wien und entschied über meinen Wunsch, Maler zu werden usw.; er redete es den Eltern aus, weil Maler und in ähnlichen Professionen Ausgelernte nichts als Lumpen, liederliche Kerle, sind, daher soll der Alois lieber in Wien Schneider lernen, wenn er mit der Schule fertig ist. Von der Schule ging man mit zwölf ab, weil ich jedoch im zwölften Lebensjahr der Beste beim Lernen und von der Auffassungsgabe her war, wollte ich die Schule nicht verlassen, sondern besuchte bis zum 15. April fleißig die dritte Klasse, nachdem ich die halbjährige Prüfung des Jahres 1846 bestanden hatte.

Die dritte Klasse war außerordentlich und deutsch, so daß viele Schüler, vor allem Schülerinnen, schon mit elf Jahren Abschied von der Schule nahmen. Ungefähr 1828 trat der Lehrer František Novák (ein Sohn des Lehrers in Bohuslawitz) den Dienst an, er unterrichtete die dritte Klasse (*die dritte deutsche Privatklasse*) und führte Rechnungen mit Brüchen ein (*die Brüche sind Teile eines Ganzen*) und er hatte zwei Präzeptoren = Lehrergehilfen. Novák war ein mustergültiger Lehrer. [...] Er war ein Kalligraph, legte Wert auf eine *rechte Aussprache*, spielte alle Musikinstrumente, brillierte auf einigen besonders und leitete noch 1876 die Kirchenmusik, wobei er als Sänger auch Begräbnisse begleitete; er starb am 27. August des Jahres 1888 im Alter von 86 Jahren. Dieser vorbildliche Lehrer legte sein Augenmerk auf mich, so daß ich nach seiner Anleitung auffällige Fortschritte in Geographie (*die Erdbeschreibung*) und auch in anderen Gegenständen machte. Die Prüfungen waren öffentlich (noch im Jahre 1874), und ich zeichnete mich vor einer Menge Zuschauer aus, in Erdkunde, dem schwersten Gegenstand, auf deutsch zu antworten und die Landkarte anschaulich zu machen, so daß mich der Herr Lehrer Novák im April nicht aus der Schule entlassen wollte und sagte: „Kaum bist du zum besten Schüler geworden, und da willst du austreten und Handwerker werden? Es ist

schade um dich, du mußt studieren, – und wenn dich die werten Eltern in einem Handwerk unterbringen, so mußt du dennoch das laufende Schuljahr beendigen.“ Ich kam freilich unverrichteter Dinge zurück, weil durch die Hysterie meines Bruders der Plan der Eltern feststand: entweder Damenschneider oder Drechsler bei František Adámek, *Galanteriedrechslermeister,* der in Litera *a* (No 43a) bei meiner, mit Josef Dintera verheirateten, Schwester wohnte. Ich fürwahr hatte Lust zu studieren; zur Schneiderei wollte ich nicht, „weil ich nicht erlernen würde, Maß zu nehmen und solche Kleider anzufertigen, wie sie František in Wien näht“. [...]

Freudige Zeiten brachen 1847 an, als mein Bruder vor der Ernte aus Wien kam und verkündete, daß er sich in ein paar Monaten in Dobruška niederlassen werde, weil er sich in Wien lange um die Selbständigkeit beworben hatte, obwohl er dort schon längere Zeit für sich arbeitete in der Singerstraße im dritten Stock, in dem Haus befand sich die bekannte Weinschenke des Achatius von Lenkay. Der Bruder hatte die Gunst höherer Kreise gewonnen, und es ging ihm gut im schönen Wien. Wer in Wien Bürger werden wollte, mußte vorher zehn Jahre in Wien gewohnt haben und dann für ein gutes Zeugnis den Taufschein und noch eine gewisse Summe Geldes hinterlegen. Mein Bruder war ungefähr sechs Jahre in Wien gewesen und hatte außerdem vornehmen Umgang; er arbeitete für Aristokratinnen, war sprachgewandt, höflich und besaß Geschmack und Geschicklichkeit, hatte ferner ein heiteres Gemüt und spielte Fortepiano, Harmonika, Geige und blies auf der Flöte und erlernte auch, die Gitarre zu spielen, wodurch er sich nicht nur beim Adel, sondern weit mehr noch bei den einfacheren Leuten Wohlwollen verschaffte. Mit Geld scharwenzeln wollte er nicht, denn es kostete allein schon viel Geld, sich um die Meisterschaft zu bewerben, besonders in einer Residenzstadt und in Wien, und man mußte überdies warten und bitten. Er überzeugte sich, daß in Dobruška sowohl bei den jungen Frauen, als auch den Nachbarn überhaupt nach ihm Nachfrage bestand, und ihn außerdem die Eltern mit inniger Liebe in die Arme schlossen und ihm das Häuschen Nr. 59a schenkten. Auf die Nachricht des Bruders, er werde sich in Dobruška ansiedeln, begannen die Eltern, nachdem er wieder nach Wien abgereist war, um Marie Meinertová zu heiraten und dann mit ihr zu kommen, gleich nach der Ernte das ganze Haus zu reparieren und zu schmücken ...

Die Beersche Gasse war in Aufregung durch die unablässigen Ereignisse und alles erwartete die „Wiener“. Nach der Trauung in St. Stephan in der letzten Woche vor Advent, nach der Hochzeit packten sie ihre Sachen und kamen mit der Eisenbahn bis Chotzen, von wo sie am Morgen abfuhren und am Abend schon mit einem Extrawagen bei ihrem Haus = unserer Nr. 59a eintrafen. Es war ungefähr acht Uhr, als sie an die blechbeschlagene Tür klopften. Wir waren schon zum Schlafen gerüstet (denn ich kam immer nach sieben Uhr heim, nahm mein Abendessen ein und legte mich nach einer Weile nieder, um morgens wieder pünktlich bei meinem Meister zu sein). Wir gerieten im Nu in fröhliche Stimmung. Mutter ging ihnen mit dem Licht entgegen, Vater öffnete, und wir herzten einander vor Freude; nach einem guten Nachtmahl packten sie aus, und wir guckten und hörten uns die interessanten Dinge aus ihrem Leben an, als sie Wien und die Übersiedelung nach Dobruška nach der Vermählung schilderten.

Ich war so verrückt vor Freude, daß ich ins Vorhaus hinauslief und dort herumhüpfte, an die Tür trommelte und auch ans Fenster in die Küche, bis der Vater kam und mich ermahnte, weil ich mit meinem Spektakel ihre Unterhaltung und draußen die Nachtruhe störte. Mitternacht wurde geblasen, und wir hatten noch das Licht brennen beim wonnigen Raunen des Gesprächs. Und wir konnten kaum schlafen. Ich phantasierte von den Erzählungen über Wien, über den Kaiser und seine Burg usw., über das Militär und die Eisenbahn; für mich war das ein Märchen, ein Rätsel!

Am nächsten Tag kam ich später zur Arbeit und teilte mit, daß „sie aus Wien schon angekommen sind“. Der Meister zuckte zusammen, und ich durfte daheim bleiben, um zu helfen, kaum daß ich beim Meister das Wichtigste erledigt hatte. Meine Schwester sollte der Überraschung wegen nichts von mir erfahren, aber sie sah mir alles an, worauf sie voller Freude war, daß sie eine (in Prag geborene und auch erzogene) Wienerin als ihre Schwägerin schon hier hatte, Dintera erging es ebenso. Vor freudiger Erregung schmeckte uns das Essen nicht.

Am ersten Tag begleiteten wir sie zur Schwester; überall schauten die Leute aus ihren Häusern oder liefen heraus, um „die Eheleute aus Wien“ zu bewundern. Viele Nachbarn kamen zu uns, um sie willkommen zu heißen, ihnen wurden dann die mitgebrachten Dinge gezeigt, und zwar ein großer Wandspiegel und ein Kippspiegel, zwei Messingleuchter, eine Pumplampe aus Messing und eine

Lampe mit einem Schirm, Tassen und Becher aus Porzellan, eine Messingkanne als Maschine zum Kaffeekochen, eine Zuckerdose, eine Pfefferbüchse, ein paar Gläser, ein Plätteisen und Schneiderwerkzeug, zwei Bilder, einige deutsche Bücher und für uns „Geschenke aus Wien", desgleichen für die Familie Dintera und die Adámeks. Kleidung, Schuhwerk, Hüte (einer zum Zusammenklappen, ein „*chapeau bas*", der nicht glänzte und knallte, wenn man ihn ausspannte, worüber sich die Leute nicht wenig begeisterten). Alles war schön und die neueste Mode und – aus Wien! In Dobruška und in den umliegenden Städten hatte noch nie jemand dergleichen gesehen, ja nicht einmal davon gehört; beide hatten auch andere Manieren, und sie sprachen deutsch, „auf wienerisch". Kaum war er ein paar Tage daheim, brachten sie nur feine Stoffe zum Nähen von Kleidern und Mänteln, und das von den besten Orten, und baten den Bruder schüchtern, „ob er ihnen den Dienst erweisen möchte, daß sie sich erkühnten". Als er bis Weihnachten einige angefertigt hatte, wurden alle Frauenzimmer ganz närrisch; es entstand ein allgemeines Verlangen nach wienerischem „Beerschen Gewand".

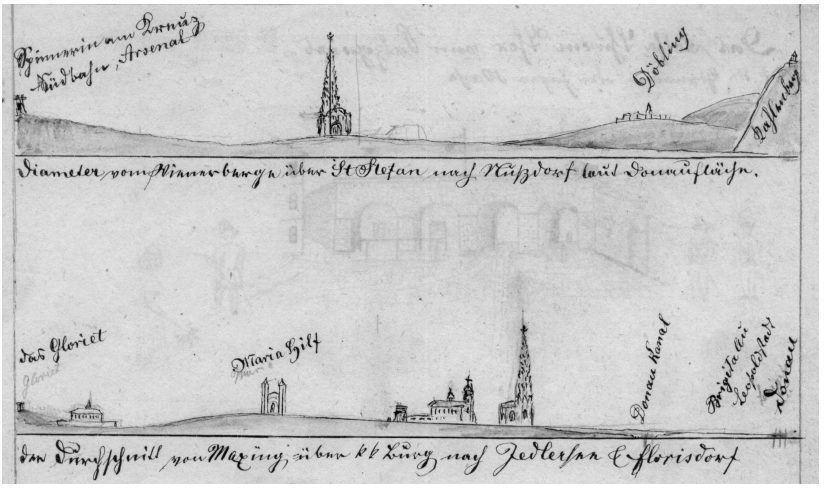
[...] Als das Ende meiner Lehrzeit herannahte, sagte mein Bruder: „Herr Vater" (so nannten wir den Vater), „Alois muß nach Wien, dort lernt er Manieren und schöne Arbeiten, verdient Geld, bekommt was zu sehen und zu hören, was er sein Leben lang nicht gehört und gesehen hat; hier ist das so ein Stubenhocken, und wenn der Meister betrunken ist, mehr ein Maulaffenfeilhalten, und wenn er daheim hilft und mit dem Schubkarren etwas aufs Feld führt oder von dort was holen fährt, von irgendwo was herbringen soll, das ist nichts für ihn." Ein guter Ruf verbreitete sich über mich und gelangte bis nach Wien. Der seit etwa zwanzig Jahren in Wien etablierte Josef Honěk schrieb seinen Eltern und dem verheirateten Bruder, Holzdrechsler wie der Vater, sie mögen mich von den Eltern freibekommen, denn ich war gleichzeitig als Nesthäkchen meiner Eltern, als „Muttersöhnchen" bekannt. Am 18. März, an einem Sonntag Nachmittag fand sich „jede Art Zunft" ein bei Josef Barvíř, Kammacher, *Nro* 36a, der Zunftmeister war, und Jan Honěk senior, aus *Nro* 112d (der heute noch dort lebt, während sein Vater, der Zunftälteste, der nur mehr ein bißchen arbeitete, aber vortrefflich Baßgeige spielte, in *Nro* 120 wohnte, heute Nummer 201, wo er 1857 gestorben ist). Ich wurde als Geselle aufgenommen: Der



A. Beer, Mädchen aus Dobruška

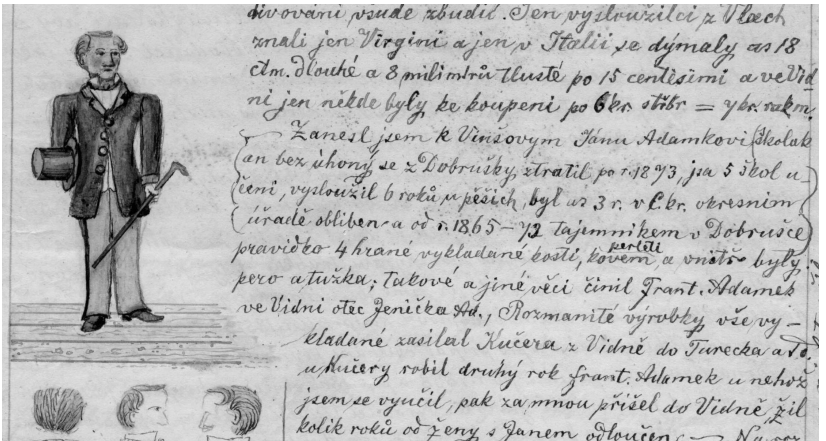
A. Beer, Dobruška





A. Beer, Wien

A. Beer, „Wiener Frisur“



Stadtschreiber Doležal las mir die Gesellenrechte vor, und damit war ich registriert; man trank mir mit Bier zu, ich bekam eine Kolatsche, wobei sie mich lobten und mir wünschten, daß ich so bleiben und weitermachen sollte. Der alte Honěk sprach mich an: Wenn ich auf Wanderschaft ginge, dann könne ich zu seinem Sohn nach Wien, der schöne Ware herstelle, auch aus *Bernstein* (der damals, genauso wie *Meerschaum* sehr wertvoll war). Daß mir dieser Greis Arbeit anbot, war allein schon eine Beleidigung für Adámek, und er empfand es auch als einen großen Verlust, denn ich war seine rechte Hand. Für meine Aufnahme zahlte mein Vater ungefähr vier Gulden. Von da an begannen wir daheim vom Reisen zu reden, von Arbeiten, vom Verdienst, von der Schönheit der Welt, vom Wein, von den Braten und von dem Gewand, das ich mir werde leisten können und an dem es mir mangelte. Obwohl wir uns lebhaft unterhielten, kam es nicht ganz von Herzen. Vater war trotzdem immer schwermütig, und Mutter, Frau Mutter genannt, sagte oft: „Was werd' ich ohne dich tun, Lojzík; so vieles hast du mir gebracht, erzählt; mit dem Herrn Vater ist es keine Freude, der Arme trauert um unsere Pepička, der unglückliche František bekümmert ihn, auf den wir so gesetzt haben." Aber auch ich verspürte diese Gefühle, die ich durch den Gedanken verscheuchte, daß „ich in Wien sein werde".

Da ich schon vom 18. April ☿ an beschäftigt war, an welchem Tag ich mich das erste Mal im Rathaus zur Einschreibung und zur Ausfolgung des Wanderbuches eingestellt hatte, für das ich 30 Kreuzer CM. = 52 Kreuzer zahlte, suchte ich Reisegefährten = *Mitreisende,* aber als sie wirklich die Heimat verlassen sollten, blieben sie zu Hause, und ich ging allein. Ich kaufte mir einen Reisesack (*der Pinkel, das Felleisen*) von Ant. Jirásek, der gerade seßhaft geworden war und der bei den Barmherzigen Brüdern in Wien einen Bruder hatte, den Alois, einen Schneider, der auch Spenden einsammeln ging und 1890 in Dobruška starb. Ant. Jirásek ließ den Stephansturm grüßen und gab mir ein Brieflein für seinen Bruder Alois mit. Ich verabschiedete mich von Herrn Honěk, dessen kränkliche Frau das Scherzen noch nicht vergessen hatte und die ihrem Sohn Josef in Wien überbringen ließ, er solle am St. Wenzelstag nach Dobruška kommen; auch ihr Geldbeutel war schmäler geworden, aber trotzdem war sie von vorbildlicher Gesinnung und schenkte mir fröhlich „vom Wenigen" ein Fünferl (Silbergeld = 13½ kr.) „für ein Seidel Bier". [...]

Als Abmarschtag wurde Montag, der 23. April ℭ festgesetzt, für den sie mir Wäsche, Kleidung und Topfenbuchteln herrichteten. Der Bruder gab mir Gardistenhosen und eine Kappe, eine Geldbörse, in die mir der Vater mit Hilfe der Mutter drei Papiergulden und ein paar Silbermünzen (Gröscheln, Fünf-, Zehn- und Zwanzigkreuzerstücke) hineintat, nach Vorschlag und Berechnung des Bruders, mit denen ich in vierzehn Tagen leicht nach Wien gelangen würde. Am Sonntag hörte ich mir die Predigt und ein Hochamt am. Am Nachmittag packte mir der Bruder in den Ranzen: einen Rock, eine Hose, eine Weste, zwei Hemden und Unterhosen, zwei Schnupftücher, ein Halstuch, zwei *Fußsöckel*, ein deutsches Gebetbuch, das meine Mutter von ihrer Hochzeit im Jahre 1817 hatte und mir schenkte, zwei Stiefel, die obenauf unter der Wandung des Deckels festgemacht, und drei Bürsten (zum Schmieren, Polieren und ein Stiefelwichser), die in die Seitenfächer des Ranzens gesteckt und mit einer Lasche festgezurrt wurden; drei Topfenbuchteln, jede lang und dick wie ein Ziegel, aber nicht so breit, und mit einer dicken, fetten Rinde, damit ich mit Genuß daran knuspern würde, sie hatten kaum Platz und wurden erst am Morgen bei der Abreise hineingelegt, weil mein Mütterlein sie spät am Sonntag fertiggebacken hatte, damit sie mir besser schmecken würden und über Nacht auskühlten. Der Ranzen war gepropft voll. Es war ein großer Rucksack, größere wurden selten verwendet, eher kleinere, und als ich ihn an mir ausprobierte, war er natürlich zu groß und zu schwer, um den ganzen Tag getragen zu werden, denn ich war ein schwacher und kleiner, sechzehn Jahre alter Knabe. Man sagte dazu „der Binkel ist größer als der Wandersbursch“ oder „vor lauter Felleis ist der arme Kerl nicht zu sehen“.

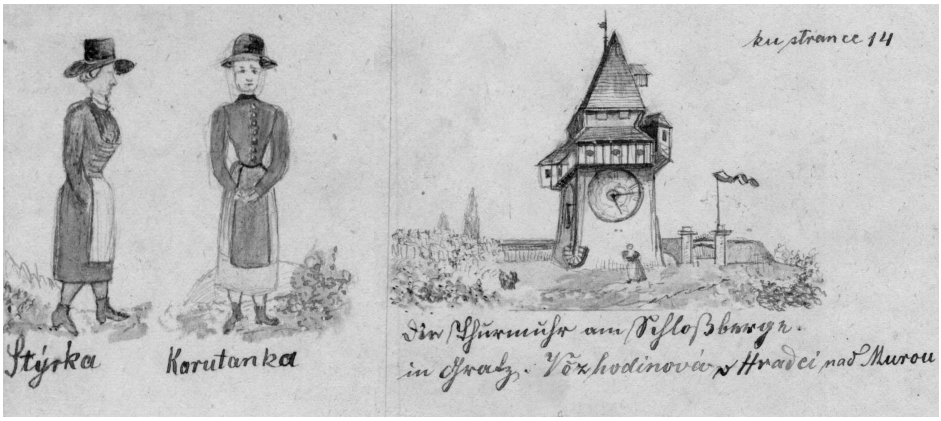
Die Eltern *warnten* mich, nicht zu ermüden, schon vor dem Abend im Gasthaus genachtmahlt zu haben und mir jedesmal die Waden mit Seife abzureiben und mit Branntwein zu benetzen; ich sollte bösen Menschen, arglistigen Weibern und Weibern überhaupt aus dem Weg gehen, Kartenspiel und Trinken meiden. Adámek brachte mir aus Liebe den Handwerkergruß bei, das Benehmen, wie man einem Meister oder Gesellen gegenübertritt, um entweder Unterstützung oder Arbeit zu bekommen, und zwar so: „Lojzík, wenn du in eine Wohnung trittst (*in die Drechslerwohnung*), mußt du vor der Tür im Vorhaus das Felleisen herunternehmen, den Rock zuknöpfen, anklopfen, dann eintreten, dich neben die Tür hinstellen, in der linken Hand die Kappe und in der rechten



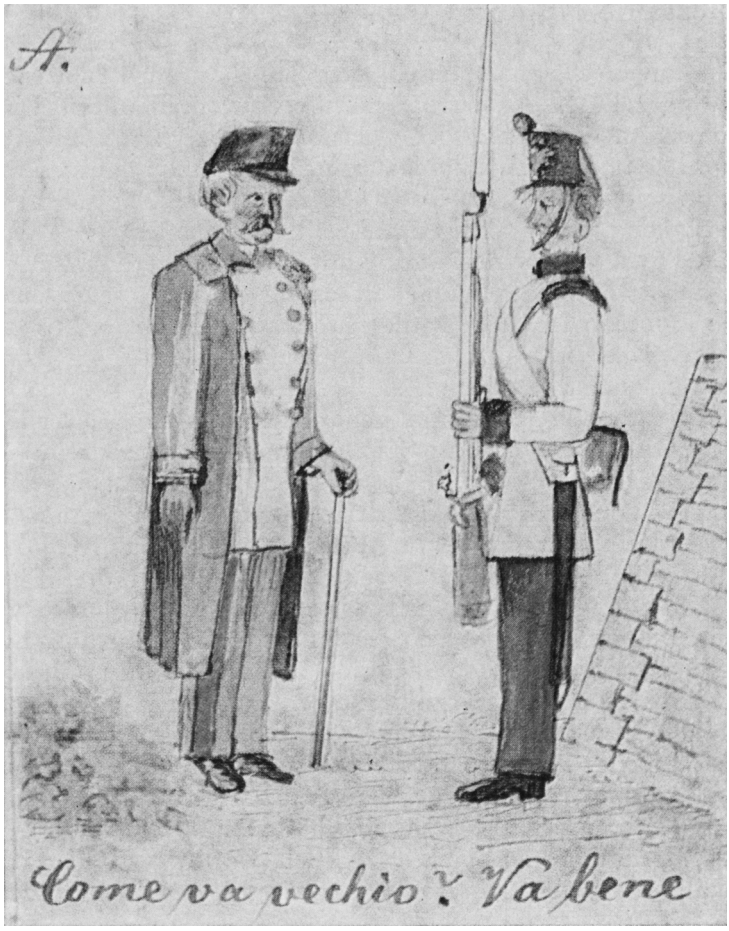
A. Beer, Beschreibung der Reise von Dobruška nach Wien: „Mutter, Bruder und ich neben den Stadeln …“



A. Beer, Selbstporträt



A. Beer, „Steirerin, Kärntnerin“ und Ansicht von Graz



A. Beer, In Venedig

den Stock, und auf folgende Weise grüßen: *Glück zum Meister und Gesellen, wegen des Handwerks!* Der Meister dankt und verlangt das Wanderbuch, welches er sich ansieht und mit einem *Geschenk* zurückgibt; wenn er einen Arbeiter braucht, behält er das Büchel und schenkt nichts, außer der Wandersbursch wäre für ihn nicht geeignet oder müßte weiterziehen. Wenn ein Geselle dort ist, dann haut er mit der Faust auf seine Drechselbank oder auf die *Schnitzbank* (neben der der *Schraubstock* steht und auch ein Tischchen zum Aufschlichten, Zerschneiden und Beschneiden von Hornstücken, *die Preßbank*), wenn es klopft, sagt der Geselle: *Hui, Drechsler!* und läßt seine Faust dort liegen, und du mußt dich zu dieser Stelle hinbegeben, worauf ihr euch die Hände reicht, und der Geselle noch einmal grüßt: *Grüße dich Gott!* und fragt: *Was bist für ein' Landsmann? Woher kommst? Wo gehst hin?*, und wenn du die Fragen beantwortet hast, gibt er dir ein Geschenk, ihr schüttelt euch beim Fortgehen die Hand, du bedankst dich bei ihnen mit ‚*ich danke*' und sagst Lebewohl = *Adio!*, darauf sagen sie: *Glückliche Reise!* Auf diese Weise kommst du überall durch." (Ich wunderte mich nicht wenig, wenn ich auf diese Art und Weise Böhmen grüßte, von denen die meisten nicht deutsch konnten, aber der *„Gruß"* mußte dennoch auf deutsch sein!)

Daß ich meine Wanderschaft am Montag antreten würde, wurde an die große Glocke gehängt, worauf viele nach altem Brauch Briefchen oder mündliche „Grüße" brachten, und ein Schreiben kostete ein Zwanzgerl = 35 Kreuzer, in den Jahren 1848–1857 war aber ein Silberzwanziger 40–45 Kreuzer wert. Es kamen die Janská, ehemals Frau Müllerin, die in Wien drei Söhne und zwei Töchter hatte, die Krečlová, der Hušek, die Honěks, insgesamt waren das also vier Briefe und viele Grüße zum Ausrichten.

Meine Altersgefährten, egal ob Lehrlinge oder Gesellen, spotteten über mein Reisen, und noch am Montag, als ich aus der Kirche kam, um Abschied zu nehmen, lief einer heraus und bemerkte höhnisch: „Bis zu den Bergeln wirst du es schaffen – dort ißt du die Buchteln auf und kommst von der Wanderschaft heim." In den Tagen der Vorbereitung (vom 18.–23. April) ließen sie mich so ihre Geringschätzung spüren, wobei sie auch sagten: „Du, du kommst bis Chabor, – bis in den Wald. – Du, und wohin gehen, dich würde ja jedes Lüftchen umblasen. – Ein Nesthäkchen, wie könnte das von seiner Mama fort –." Wenn ich auch ein Muttersöhnchen war, war ich doch rechtschaffen erzogen und unternahm kühne Reisen, bei

denen ich an Orte gelangte, die den Dobruškanern unbekannt und in den Schulen bis 1860 überhaupt noch ein Geheimnis waren. Aus Dobruška und Umgebung war in diesem Jahrhundert bis 1870 außer dem Militär niemand in Europa so kundig wie ich, der ich meistens allein herumreiste, Schönheiten, die Kunst und Naturwunder erforschend, aber leider sind mir daraus keine anderen Früchte als Leiden erwachsen!

Alle, die mich auslachten, sind, obwohl von kräftigerer Statur und ungeschlachter erzogen, kaum irgendwohin gekommen oder sie reisten nur ein paar Wochen lang herum, dann fingen sie als Selbständige an und heirateten, und im Jahre 1880 sind alle diese Spötter unter der Erde gelegen und viele haben nicht einmal einen Besitz hinterlassen.

Auf der Wanderschaft nach Wien

[...] Um mich in der Kälte aufzuwärmen, trabte ich aus der Stadt hinaus, leicht bergauf zwischen Bäumen hindurch, wo mich zwei Frauenzimmer einholten, die aus Prag nach Wien wanderten und rechts auf einem Fußweg gingen, der oberhalb der Straße führte. Sie waren gesprächig zu mir, älter, und eine war grindig. Jede trug ein Bündel auf dem Rücken. Ich wich ihnen aber aus, weil ich mich vor Weibern genierte, und schritt daher, meinem Schicksal ergeben, lieber allein beherzt meinem Ziel entgegen.

Ich geriet in dichte Wälder aus Schlehdorn, Hainbuchen, Espen, Weißdorn, Ahorn; am häufigsten ist kleinblättriges Gehölz, eine Art von Hartholz nennen sie hier *Törndel = Dörnder*, „Schlehdorn“, es wächst in Buschform, und wir fertigten daraus in Wien die Schrauben für den Bernstein an. Durch diesen Wald gelangte ich links nach Gaunersdorf, und dort wohnte auf der linken Seite ein Drechsler, er besaß ein Verkaufslokal, Weingärten und wollte mich nicht fortlassen, weil ich bei ihm arbeiten sollte. Er war schön eingerichtet, weil aber vor allem große Ware oder grobe Detailware und aus Holz hergestellt wurde, wozu ich zu schwach war, und ich es nicht mehr weit bis nach Wien hatte und dort viele Briefe verteilen mußte – und schon ein Posten für mich bestimmt war, gebrauchte ich allerlei Ausreden, um den Österreicher nicht zu beleidigen, und dann bewirtete er mich auf Drechslerart. Gleichwohl schenkte er mir drei Kreuzer CM. = Silber = 7½ kr. Scheingeld,

heute 5 kr. Ö.W., und sobald ich könne, solle ich kommen. Es wurde bei ihm nach Bedarf für alle Handwerker gearbeitet und außerdem auf Vorrat, damit im Laden einem jeden oder jedem Frauenzimmer nach Belieben entsprochen werden konnte, das heißt: Teller, Salz- und Gewürzlöffel, *Gewürzbüchseln, Pfefferbüchseln, Salzfässer*, Stühle, *Kleiderstöcke, Pfeifen- und Flinten- oder Stutzenschränke*, am meisten Absatz fanden die *Wagenschmiertiegel*, Feldflaschen = *die Weinflaschen*; die Flaschen wurden ausgepicht und mit Fell benäht, ihre Oberfläche eignete sich gut, um an einer Schnur am Körper getragen zu werden; sie waren leicht und fest. (Von den im Jahre 1866 durch Dobruška in den Kampf ziehenden Truppen hatten viele Feldflaschen umgehängt, und zwar nur die Ungarn.) Diese Art von Wagenschmiertiegel war überhaupt in allgemeiner Verwendung, und überdies wohnte jener Drechsler an der Hauptstraße, und damals fuhren noch viele Kutscher, die einen ständigen und vorteilhaften Wagenschmiertiegel haben mußten, desgleichen Weinflaschen. Auch Stöcke wurden erzeugt und viele, viele andere Dinge. Er wollte mich nicht gehen lassen, weil ich mich in seiner Branche einigermaßen auskannte. Ich wäre geachtet und gut bezahlt und nicht bestohlen worden, auch Anstand hätte ich nicht entbehrt, wie es mir später in Wien zustoßen sollte. Schon das Wort Wien blendete einen jeden, also war es kein Wunder, [daß ich weiterwanderte,] zumal ich nach Wien zu kommen, ermuntert worden war und vielerlei Schreiben und mündliche Nachrichten zu überbringen hatte und in eine Werkstatt eintreten sollte, wo der prächtige Bernstein bearbeitet wurde, was ein Geheimnis war. Der *Bernstein (elektron)* war ein edler Schmuck. Die Werkstatt bestand zum Großteil aus Dobruškanern, auch das gefiel mir damals daran, weil ich wie zu Hause sein würde. Hätte ich gewußt, was später sein würde, wäre ich bestimmt in Gaunersdorf in den Weinbergen und Wäldern geblieben. Wie es heißt: *Es ist nicht alles Gold, was glänzt. (Non è tutto oro, cio che se splende.)* Ich bekam diesen Satz am eigenen Leib zu spüren, und so ausgiebig und zu meinem Schaden, daß ich im Alter Undank und Not davon habe!

Von Wilfersdorf nach Gaunersdorf sind es ungefähr drei Stunden und unterwegs gibt es nirgendwo eine Gemeinde; ich gelangte ungefähr nach zwei Stunden mitten am Tag nach Wolkersdorf und suchte vergeblich einen Drechsler. Wenn ich mich in den Krämerläden, damals *Greißler* = Grieshändler genannt, einfand, die ähnlich eingerichtet sind wie Kaufleute und viel Drechslerware und außer-

dem Mehl wie auch Gebäck, Branntwein, Butter, Käse usw. führen, bekam ich eine Semmel = die *G'schrade* oder *Glotte*. Eine kleine Madame, die vor ihrem Geschäftslokal stand, gab mir zwei Silberkreuzer. Als ich auf diese Weise eine Runde um den Marktplatz machte, kam ich in ein Gasthaus, vor dem Wagen standen und Pferde aus einem Trog fraßen. Es waren Lastenfuhrwerke mit einer Plache oder Wagen zum Transportieren von Erde usw. = *kareta (der Schotterwagen*), außerdem Pritschwagen. In der Stube zechten sie, die Speisen wurden auf schmalen Tischchen an der Wand aufgetragen; die Schank war voller Gäste, darunter Weibspersonen; zwischen zwei Tischen stand immer eine breite Bank, auf der in der Mitte der Länge nach eine Lehne war. Meine Bitte lautete, ob ich ein warmes Essen bekommen könne. Das war allerdings unmöglich, weil ich kein Geld besaß, und es keine Suppe mehr gab, also sah ich traurig ein paar Leuten zu, die sich mit einem Braten oder *Knödel mit G'selchtem* verspätet hatten. Ich fragte auch, ob ich mich nicht in einen Wagen nach Wien dazusetzen könne, worauf die verneinende Antwort lautete: *„Ist kein Platz"* oder *„Die Pferde san noch ned g'fütt'rt"*. So schlug meine Hoffnung fehl, – es kam aber dennoch Mitleid mit mir auf, und manche gaben mir Bier, andere wieder Wein zu trinken, wobei sie mich fragten, wo meine Heimat war und was ich sei, worauf ich sagte: *„Ich wurde bestohlen in Brünn und reise nach Wien in bestimmte Arbeit als Galanteriedrechsler."* Ich dankte diesen Menschen mit einem Vergelt's Gott! für ihr Mitgefühl, und nachdem ich meinen Magen statt mit Suppe mit österreichischem Bier und Wein schadlos gehalten hatte, ging ich fort.

Kaum hatte ich das Ende von Wolkersdorf erreicht, rasselten Fuhrwerke vorüber, leere Schotterwagen *(kareta* ist *der Karren, das Wagerl, la carretta*; *der Wagen, la carrozza*), und man bot mir einen Sitzplatz an: *„Komm setz' dich!"* Ich kletterte flink hinauf, und wir fuhren mit einem Paar Pferde als Gespann rasch dahin. Ein schöner Tag, ich aber unausgeschlafen, müde, und weil ich, ohne Fleischspeisen zu mir genommen zu haben, Bier und Wein getrunken hatte, schlief ich trotz des Rumpelns ein und wurde durch häufiges Hopsen fast umgeworfen, wovon ich erwachte und im Nu wieder eingeschlafen war. Der Kutscher trieb die wilden Rösser von Zeit zu Zeit zu schnellerer Fahrt an, wodurch es mir umso schlechter ging. Ich konnte mich nicht wehren, ich war machtlos. Nur mit einem unsäglichen Gefühl sah und spürte ich, wie ich herumgeschubst und herumgeschleudert wurde, und noch schlimmer er-

ging es meinem Reisesack, der über den ganzen Wagenverschlag schlitterte, weil ich ihn, da ich ebenfalls durchgeschüttelt wurde, nicht festhalten konnte; deshalb fielen mir die Semmeln aus den Taschen und hüpften kunterbunt auf dem Wagen herum wie tanzende Marionetten in einem Theater. Es war eine lächerliche Szene. Dieses Theater reizte auch mich zum Lachen, das immer nur vom Schlaf gezähmt wurde, und so entstand durch das Einschlafen jeweils für etwa einen Moment lang eine Unterbrechung meines Gelächters über diese herumhopsenden Semmeln: *Glotte* und *G'schrade*.

Als der Kutscher an der Wegkreuzung nach Korneuburg anhielt und schrie, ich solle hinunterklettern: „*Steig' obe, hier geh' nach Wien!*", konnte ich mich nur mühsam aufraffen, steckte alles an seinen Platz, kletterte wie lahm herunter, aber für meine Dankesworte hatte der Fuhrmann keine Zeit mehr, er versetzte den Pferden einen Hieb, und diese bogen nach rechts in eine mit Bäumen eingesäumte Landstraße ein, von der aus sich das nahe Korneuburg schön ausnahm. Ich taumelte, weil ich verschlafen war und abgestorbene Beine hatte, da ich nach dem langen Gehen plötzlich gesessen und ungefähr eine Stunde gefahren war.

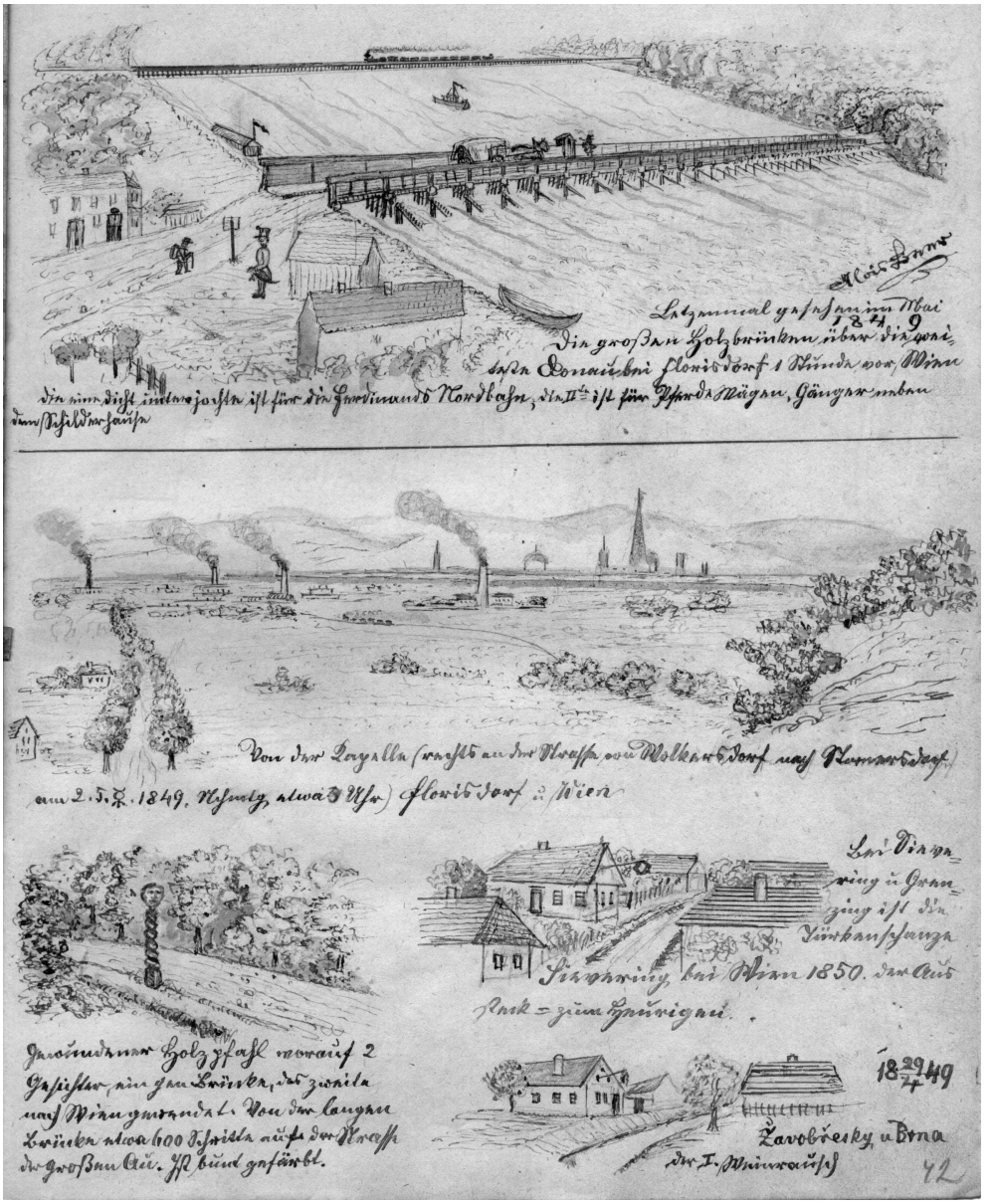
Ein paar Schritte von der Straße entfernt kletterte ich zu einer kleinen Kapelle hinauf, dort betete ich und seufzte – dann drehte ich mich um und schaute frei nach Floridsdorf hinüber, von wo ich rechts durch die Wälder ungefähr nach einer Stunde zum Tor nach Wien gelangen sollte, Wien war jedoch von hier aus nicht zu sehen, nur der Stephansturm. Als ich mich ausgeruht hatte, ging ich auf die Straße hinunter, in der Erwartung, etwa in einer Stunde in Wien zu sein, worauf ich mehr als eine Stunde ins scheinbare Wien, nämlich Floridsdorf rannte, das sich durch ein Gebäude und reichlich rauchende Fabriken auszeichnete.

Sobald ich in die Ebene gelangt war, bemerkte ich einen Mann, der mir langsam entgegenkam, er trug einen grauen Anzug = schwarzgrau und grün eingefaßt; unter der eng anliegenden Joppe lugte ein Messer aus der Hose hervor; auf dem Kopf trug er einen runden Hut mit einer Feder. Ich erschrak vor dieser Gestalt, weil er wie ein Mörder und Räuber aussah. Solche Visagen waren auf den Abbildungen von Morden usw. gemalt, auf denen dann diese Unmenschen von Henkern geköpft, gehängt, mit dem Rad gebrochen, mit Riemen geschunden werden und ähnliches mehr. Mit

solchen Bildern gingen sie durch die Welt auf den Märkten herum, hängten sie bei Kirtagen aus und zeigten, dazu singend, mit einem Stab auf diese Lotterbuben. Ich ging beängstigt an dieser Imitation eines Mörders vorbei, und da kam schon ein anderer in gleicher Tracht, und in der Nähe spazierte wieder so einer herum, nur daß er einen Säbel hatte. Da dachte ich wirklich, ich wäre in eine Räuberhöhle mitten unter Mörder geraten, erkannte jedoch bald, daß es freiwillige Kämpfer für die Alpen waren, die hier in Stammersdorf, wo sich ihrer im Gasthaus mehr befanden, konzentriert waren. Ich erinnerte mich, daß in diesem Gasthaus vor Jahren manchmal Räuber verkehrt hatten, denen ein entlaufener Kürassier = Deserteur (*il disertore*) ein Ende bereitete. Als er in das Gasthaus geschlendert kam, wohin sich jene versprengten Mörder zum Nachtmahl eingefunden hatten, meinten sie, als sie bemerkten, daß es ein geflohener Kürassier war, sie wären vor ihm sicher. Der Soldat rekognoszierte die wichtige Gesellschaft, und als diese schon angeheitert war, löschte er die Öllampe und begann, mit dem Pallasch nach allen Seiten zu hauen, und zerhackte die meisten, und die restlichen waren verwundet. Auf das Getöse, Geklirr und Geschrei hin ergriffen ihre draußen wachenden Späher die Flucht. Die übrigen Personen sagten für den Deserteur aus, der angezeigt und für seine mutige Tat ausgezeichnet wurde ...

Als ich mich beruhigt hatte, schritt ich fröhlicher in Richtung Wien aus, wobei mir von Wien Zurückwandernde begegneten, von denen jeder mir ausreden wollte, nach Wien zu wandern, besonders wenn ich nicht drei Gulden = Florin besäße. Alle waren älter, aus verschiedenen Nationalitäten und Sprachen. Ich beachtete ihre Warnungen nicht und trabte entschlossener dahin, und als ich mich den Häusern Wiens näherte, zog ich meine Schuhe an und brachte mich in Ordnung, um dem „Vaterland keine Schande“ zu machen.

Ich trat in eine Gasse und schritt an ihrer rechten Seite wacker aus, zwischen hohen Häusern mit roten Dächern, auf denen es eine Menge Schornsteine gab, auch an Fabriken kam ich vorüber. Die Leute eilten auf der Gasse hin und her = zwischen der Fahrspur und der linken Seite der Häuser, Zimmermänner plagten sich, Kesselschmiede nagelten Pfannen zusammen, Wirtshäuser, Geschäfte, Bäcker waren in gehöriger Zahl vertreten. Erleichtert, schon in Wien herumzustiefeln, gelangte ich zu einer sehr mächti-



A. Beer, Beschreibung der Reise von Dobruška nach Wien: Blick auf Floridsdorf



A. Beer, Beschreibung der Reise von Dobruška nach Wien: Überquerung der Donau

gen Holzbrücke, die ich zu bewundern anfing, da ruft mich auf einmal die Wache aus einem Häuschen zur rechten Seite. Es waren drei von der Finanzwache, ein Polizist, und in der Nähe standen Soldaten. Als ich bei der Wachstube angelangt war, redete mich einer von ihnen barsch an: „*Wanderbuch her! und das Reis'geld!*" Auf diese Frage gab ich ganz erschrocken zur Antwort: „*Ich bitte, ich wurde bestohlen beim Schwarzen Bären neben der Jakobi-Kirche am Sonntag.*" Darauf antwortete er, daß ich nicht nach Wien dürfe, sondern zurück müsse: „*Darfst nicht reingehen, sondern zurück!*" Darauf sagte ich: „*Ich habe bestimmte Arbeit in Neubau beim Honěk*", wobei mir vor lauter Angst, ich dürfe nicht nach Wien hinein, ganz heiß wurde, und als Beweis für meine Aussage zog ich die paar Briefe, unversiegelt oder geheftet, hervor, die er nahm, durchsah und mich anherrschte: „*Du wirst noch bestraft! – keine Briefe darf man tragen, das gehört der Post.*" Von dieser Anwort wurde mir kalt, und ich weinte ängstlich, um Durchlaß flehend. Währenddessen sagten sie etwas zueinander, was ich nicht verstand, und anschließend gaben sie mir das Büchl und die Briefe zurück, und einer bedeutete mir: „*No, so gehe weiter!*"

Nachdem ich dankend die Schreibstube verlassen hatte, verging mir der kalte Schweiß, und ich betrat wie ein Rasender mit stierem Blick die Brücke, atmete tief durch und fühlte mich leicht, ich war selig vor Glück und schaute über die unendliche Donau, auf der Schiffe schwammen oder vor Anker lagen. Das sah ich zum ersten Mal. Dann eine ungeheuer lange und dicht mit Bohlen unterstützte Eisenbahnbrücke, auf der immer langsam ein Zug dahinfuhr. Während ich alles bestaunte, erblickte ich einen Soldaten, der auf halbem Weg auf der linken Brückenseite, auf der mit Pfählen ein Gehsteig abgesteckt war, Wache stand, worüber ich abermals erschrak, weil ich vielleicht eine ähnliche Behandlung ausstehen müßte wie vor der Brücke; ich wich daher auf die Wagenspur aus, auf der ein Frachtwagen rollte, hinter dem ich mich vor dem Soldaten zu verstecken trachtete und deswegen neben dem Gefährt, das mich von dem Soldaten trennen sollte, gemächlich ausschritt. Es gefiel mir, daß ich auf diese Weise der Wache entschlüpfen würde, doch in diesem Augenblick fing der Wagen „hott, rechts" auszuweichen an, was mir, der ich zwischen der Bordwand und dem Hinterrad ging, gefährlich zu werden begann, weil die aufgepackten Kisten weit und tief unten vom Fuhrwerk abstanden, und als sie den rechten Rand der Brückenverschalung berührten, vernahm

ich, wie ich so des Rades, eigentlich der Achse wegen auch nicht umkehren konnte, plötzlich die Stimme des fluchenden Kutschers: „*Herrgott! Verfluchter Kerl!*“, und er schlug mich, wie ich so eingezwickt war, von hinten mit der Peitsche, worauf ich, obwohl es gefährlich war, rasch unter der Achse durchkroch, – und nun mußte ich auf den Gehsteig, wo der Soldat mich anstarrte, weil er sah, was vorgefallen war. Voll Verlegenheit, Angst und Scham mußte ich an dem Soldaten in seiner Bude, die vom Gehsteig ein wenig über das Wasser hinausragte, vorbei. Dieser stellte mir keine Frage, so daß ich sowohl die Wache als auch den Kutscher passierte, der Angst gehabt hatte, mich mit dem Wagen zu zerquetschen, wofür er bestraft worden wäre, oder aber er hatte vielleicht geglaubt, daß ich in seinen Wagen gelangen wollte. Als er sich überzeugt hatte, daß ich gleichwohl unschuldig war, mußte er bedauert haben, mich angeflucht und auf mich eingeschlagen zu haben. Aber, Gott sei Dank, hatte ich diesen Vorfall vom Hals, und trottete wieder fröhlicher noch ungefähr zweihundert Schritte über die Brücke, aber nicht, um zu meiner Freude Wien zu betreten, sondern auf der Straße in einen dichten Wald zu geraten und ohne die geringste Spur, die auf die kaiserliche Residenzstadt von Österreich hingedeutet hätte. Nur eine Säule ragte neben einem schmalen Pfad an der Landstraße auf, es war eine altertümliche Holzsäule, *der Wegweiser*, ohne Aufschrift, denn es war eine zum Ruhme Wiens kunstvoll bearbeitete Säule, angeblich schon aus der Zeit des Franzosenkrieges; sie ähnelte einer locker gewundenen Schleife, an deren Ende ein fröhlich aussehender, großer Kopf herausgeschnitzt war, der ein Gesicht zur Brücke gewendet und das andere dem noch in der Ferne liegenden Wien zugekehrt hatte. Mit Ausnahme des Gesichtes war sie gelb, blau, grün bemalt und um den Hals hatte sie einen breiten roten Kragen.

Ich bemerkte, daß der Wald lang war und bis über die Hälfte des Stephansturms reichte, der am Ende des Forstes emporzuragen schien. Auf der Straße begegnete ich kaum jemandem, weil in ihrer Nähe ein breiter Steig durch den Wald führte, nur ich, als ein hier Unkundiger, trottete auf dem Fußweg der Straße dahin, bis ich, aus dem Wald herauskommend, nach einer halben Stunde abermals eine Brücke erblickte, die aus Holz, unbewacht und ungefähr hundert Fuß lang war. Mir verging wieder die gute Laune, weil ich mich an die vorige Brücke erinnerte und ich außerdem weder den Stephansturm noch Häuser, sondern wieder nur Wald erblickte. Ich

überquerte die Brücke, und bald zeigten sich mir vom Wald aus Häuschen und Gärten, dann Häuser und Fabriken, so daß ich mich freute, daß ich ja doch in Wien angelangt war, wozu sich das Verlangen, etwas zu essen und zu trinken, einstellte. Es war ein fröhlicher Ort. Bei den Häuschen handelte es sich um kleine Wirtshäuser oder Lebensmittelverkäufer, also trat ich in ein kleines Haus in einem Garten, wo man Wein ausschenkte. Der Wirt, ein großer Mann mit einem Vollbart, freundlich wie auch seine kleine Frau, eine gesprächige Wienerin, redete mich an: *„Was wünschen Sie?“*, und ich sagte*: „Um an Groschen Wein“*. Unterdessen hatte ich mich an den nächsten Tisch gesetzt, und er stellte ein halbes Glas Wein vor mich hin, ich trank mit Genuß und tunkte das harte Gebäck ein. Das Gebäck war vom heutigen Tag, aus Wolkersdorf, aber weil die Semmeln, von der Sonne erwärmt, ungefähr eine halbe Stunde auf dem Schotterwagen herumgehüpft und dann in die Taschen gesteckt worden waren, waren sie ausgetrocknet und hart geworden. Und da ich schon in Wien war, ließ ich mir noch einmal *(repete*) für einen Groschen Wein bringen, der mich belebte, denn ich hatte an diesem Tag ungefähr acht Meilen zurückgelegt und war davon ziemlich müde. Ich bestellte für mein übliches Geld, einen Groschen, ein Stück Geselchtes *(der Schinken*), und das schlugen sie mir ab. *„Um an Groschen kann’ wir kann’s geben!“*, daher fragte ich zum Schein nach einer geräucherten Leberwurst: *„Was kost’ das?“* Es gab eine um ein Sechserl, die waren aber erst ein Jahr in Umlauf und wenig zu sehen, weil sie aus Silber waren, und die Leute sie in dem Zustand der Aufregung, in dem sich Österreich befand, aufbewahrten, oder weil ausländische Ware damit bezahlt wurde, sie hatten einen Wert von ungefähr sechzehn Kreuzern in Scheinen oder nunmehrigen zehn Kreuzern Ö. W. Es gab für sie Zehnerln und auch Zwanzgerln aus Papier, und um dem Handel zu entsprechen, durften die Papiergulden in vier Viertel geschnitten werden (auch zerrissen wurden sie). Die kleineren Roßwürste, die „Safaladi“, kosteten drei Silberkreuzer oder fünf Kreuzer Ö. W., aber sie konnten nur gebraten gegessen werden, ich mußte mir also den Appetit vergehen lassen, weil mir nur mehr vier Kreuzer Scheingeld blieben. Ich brach daraufhin auf, und sie sagten zu mir: *„B’hüt’ Ihne Gott, kommen’s wieder!“*

Ich schritt glückselig durch eine Gegend, in der mir Fabriken und Häuser deutlicher machten, daß ich mich in einer Vorstadt von Wien befand, aber die Straße bog nach rechts ab, und schon sah



A. Beer, Beschreibung der Reise von Dobruška nach Wien: Wien, Rotenturmbastei

ich links nur mehr Bäume, dann verloren sich auf ähnliche Weise rechts die Gärten oder Häuser, bis wieder Häuser auftauchten, als die Straße abermals nach links bog, und ich wieder auf eine Brükke, aber eine kurze, schwarzgelb gestreifte, geriet, und genauso sah das Tor hinter der Brücke aus. Da erschrak ich nicht wenig! – weil ich den schlimmsten Auftritt ahnte. Aber was tun? Der schöne Tag neigte sich seinem Ende zu, ich im Besitz von nur vier Kreuzern und müde gelaufen. Einen anderen Weg gab es nicht. Schanzen und Tore, von denen rechts und links eine Mauer wegführte, zu der über einen breiten und tiefen Graben (*die Mauerschanzen = der Wallgraben*) kein Zutritt war! Ich gelangte zum Tor, der sogenannten *Linie*, dessen beide Hälften für die Fahrt offenstanden, und an den Seiten befand sich ein kleines Tor für die Fußgänger, ich wählte das zu meiner Rechten, weil ich auf der linken Seite eine Wachstube vermutete, was sich in einigen Augenblicken bestätigte, als ich das Tor passiert hatte; ich hatte Angst, nach links zu blicken, um nicht erwischt zu werden, und plötzlich rasselte ein Fuhrwerk daher, das mich hoffen ließ, die Gunst des Zufalls würde mich beschatten, – doch es nützte nichts, die vorsichtigen Wächter übersahen mich trotzdem nicht, und dabei hatte ich meine Schritte beschleunigt, um einem Ungemach zu entgehen. Der Finanzwachmann schrie mich an, daß er fast von seinem Platz gewichen wäre und mich vielleicht auch verfolgt hätte, wenn ich mich nicht umgesehen hätte, und er winkte mit der Hand, daß ich zu ihm kommen sollte, worauf ich ungefähr hundert Schritte zurücktat. Als ich bei dem gelben Wachlokal angelangt war, führte er mich in die Amtsstube (*die Linienfinanzkanzlei*), dort fragten sie mich nach Geld wie bei jener Brücke, und ich beteuerte wieder, daß ich am Sonntag in Brünn seiner entledigt worden war, und zeigte ihnen die Briefe für den Dienstherrn, wohin ich bestimmt war, um mir dadurch Durchgang zu verschaffen, sie jedoch drohten mir mit einer Strafe und zeterten, wie es immer noch das Benehmen gegen ihre Untertanen war. Ich mußte zu weinen beginnen, weil ich derlei Verfolgungen heute schon zu viel erlitten hatte. Ich war völlig unschuldig und spielte dabei nicht irgendeine bösartige Rolle, um irgend jemandem oder einer Sache einen Schaden zuzufügen. Daraufhin behielten sie mein *Wanderbuch* und gaben mir einen bedruckten Zettel: *Soll der Eigentümer des Wanderbuches oder Begleitungsscheines an der k. k. Polizeidirektion in der Spenglergasse in der Stadt binnen 8 Tagen abholen.*

Ich konnte mich nicht gleich fassen, um zu fragen, was der Zettel eigentlich bedeute, aber sie verstanden von selbst und sagten, ich könne gehen, und händigten mir auch die Briefe aus. Freudig ahnte ich, daß das die letzte Verhaftung gewesen war, und so ging mit einer Verbeugung ein verweintes Knäblein fort, weil es klein, schwach und sechzehn Jahre alt und dazu von den Heimsuchungen unterwegs und von der Wanderung selbst zu Tode gepeinigt war.

Als ich das Gewölbe eines Kaufmanns betrat, aber es war nur, wie hier üblich, ein *Greißler*, fragte ich: „*Bitte, wo wohnt Herr Honěk?*“, und da hielt sich dort gerade sein Bub auf, der Eduard, den ich noch nicht kannte, und er fragte mich: „*Wos wollen's? Dos ist man Votr.*“ Die anderen pflichteten bei. Ich sagte: „*Bin aus Dobruška*“, und zeigte den Brief vom Vater und Bruder des Herrn Honěk her. Also sagte er: „*Kommen's mit!*“, und wir gingen im gleichen Haus, in dem dieser Krämer sein Geschäft hatte, in den Hof, von dort dann in einen zweiten Hof, beide waren länglich, und von beiden Seiten bekam der Hof aus Wohnungen mit Fenstern Licht. Dann kam noch ein Haus mit zwei Höfen und hinten noch eine einstöckige Querwand, auf die wir auf einer schiefen Stiege hinaufstiegen, und da öffnete der Bub eine Tür und sagte: „*Votr, bring' Ihne Landsmann aus Dobruška.*“ Nachdem ich Herrn Jos. Honěk gegrüßt hatte, übergab ich ihm die Briefe; wir sprachen böhmisch, als ich ihm kurz von Brünn und der Brücke über die große Donau und von Dobruška erzählte. Daraufhin führte er mich durch eine Glastür in die Werkstatt mit den Worten: „*Hier führ' ich den Landsmann aus Dobruška*“, die bereits von dem Jungen gesagt worden waren.

In der Werkstatt arbeiteten sie schon über die Zeit *(die Feierabendarbeit oder Nachtarbeit)*, und es waren zwei aus Dobruška und einer aus Korytna in Mähren; Jan Černý und Jan Krečl, beide Bekannte aus Dobruška, denen ich ihre Briefe aushändigte. Für die von jenem Wein in Zwischenbrücken übrigen vier Kreuzer ließ ich mir ein Abendessen bringen (= für 1 kr. Silbergeld = 2½ Kr. Ö. W.) und ein Stück Schmalz. Nachdem ich es verzehrt hatte, zeigten sie mir ein Bett, neben dem eine Bank stand, und ich kniete nieder, um zu beten, sie aber lachten mich aus, worauf mein Dienstherr, der gerade eintrat, ein solches Benehmen lobte, und wenn ich morgen aufstünde, könne ich meine Sachen aus dem Felleisen in den nebenan befindlichen Wäschekasten einräumen. Ich entklei-

dete mich und deckte mich im Bett zu und schlummerte süß ein am 2. Mai (Dienstag) des Jahres 1849.

Der liebliche Duft des Bernsteins und auch seine Verarbeitung gefielen mir, ich hatte jedoch Bedenken, wie ich bestehen würde, wenn ich diesen „Stein" zu bearbeiten begänne. Ich freute mich, daß ich den Eltern schreiben würde, wenn ich durchhielte, und daß ich alles schildern würde, was ich gesehen und erlitten hatte und ähnliches mehr.

Am 3. Mai ☿ des Jahres 1849 erwachte ich nach dreijähriger Gewohnheit, und auch, weil die anderen aufstanden, schon vor der fünften Morgenstunde. Ich fühlte mich wohl nach dem guten Schlaf, und die Erinnerung, daß ich nach den Heimsuchungen in Wien war, weckte in mir die Freude, daß sie daheim in Dobruška vielleicht zufrieden waren, weil sie meine Leiden infolge des Geldverlustes nicht ahnen konnten. Ich konnte über meinen Kummer nicht nachdenken, weil meine Augen und Ohren von allem gefesselt waren. Schon das schnelle Aufstehen, ein schnelles und kurzes Waschen (jeder nahm zweimal einen Schluck Wasser, mit dem er sich den Mund ausspülte und Gesicht und Hände wusch), daraufhin rasch an die Arbeit, die wir fleißig und eilig verrichteten. Bald spürte ich den Wohlgeruch des Bernsteins, und dieser edle Duft, den ich eigentlich noch nie gerochen hatte, machte mich glücklich. Nach längerem Warten brachte der Herr mir Knochen, aus denen ich Spitzen schneiden und herausspalten sollte, und so begann ich in Gottes Namen aus Beinernem, dann aus Horn und auch aus Perlmutter allerlei Gegenstände zu drechseln. Alles, was fürs Rauchen bestimmt war, verzierte ich mit Bernstein, weil der Bernstein beliebt, von hohem Wert und als Neuheit im Aufschwung war.

Ich arbeitete etliche Wochen für einen Gulden wöchentlich, bevor ich allein den Bernstein zu bearbeiten verstand. Dazu hatte ich das Essen und das Bett. Nach der ersten Woche mußte ich abends außer der üblichen Arbeitszeit ungefähr zwei Stunden arbeiten und wurde dafür pro Dutzend entlohnt. Als ich mich schon eingewöhnt hatte, arbeitete ich drei bis sechs Stunden in der Nacht und blieb schließlich die ganze Nacht von Samstag auf Sonntag wach. Damals verdiente ich für die Nachtarbeit bis zu fünf Gulden die Woche. Der Wochenlohn betrug nur drei Gulden, wobei ich schon ein Jahr auf diesem Posten war. An Feiertagen, zu Pfingsten, Weihnachten und Ostern, erhielt ich jeweils einen Gulden für die

Mahlzeiten und einen Gulden *„Lichtbratl" auf Michaeli-Sonntag*, nach dem man bei Licht gegen wöchentliche Entlohnung zu arbeiten begann, und zwar von sechs Uhr früh bis acht Uhr abends bis zu hl. Josef, dann begann wieder das Arbeiten von fünf Uhr bis sieben Uhr abends. Fürs Frühstück hatte man eine halbe Stunde, für das Mittagessen eine Stunde und für die Jause eine halbe Stunde von 3½ bis 4 Uhr. Außer dem Mittagessen gab es zum Frühstück und zur Jause ein kaltes Essen und nur manchmal ein warmes Nachtmahl, weil wir uns nämlich Gulasch, Beuschel oder „saures Fleisch" (*das Sauere*) und auch warme Würste bringen ließen. Manchmal ging ich selbst ins Wirtshaus auf eine Leber, auf Nierndln, „Safaladi", wenn man sie bekam, ansonsten auf den üblichen *Rostbraten mit Zwiefel* und dazu *Wecken* und das spülte ich hinunter mit einer oder zwei Halben Bier (*ein Maß*), manchmal mit einem Schoppen Wein und hie und da trank ich noch einen *„Pfiff"* – ⅓ von einem Glas – dazu. In der Werkstatt brieten Černý und ich uns am Abend als Nachtmahl Speck im Papier, und wenn die ganze Nacht durchgearbeitet wurde, suchte ich nach der zweiten Morgenstunde die Bäckerei des ersten Hofes auf, und trug mir, wenn sie das erste Gebäck: Kipfel, *Glotte*, herauszogen, eine gehörige Menge noch heiß hinauf.

Am Morgen standen die Bäcken *in der Haustüre (nelle portale)*, ohne Hemden, nur *in Unterhosen (gatya, le mutande)* und mit einer Mütze auf dem Kopf, mit nackter Brust oder mit einer Brust, behaart wie ein zotteliges Vorhemd. So entblößt kneteten die Bäcken in den Bäckereien den Teig, walkten, schnitten und wogen ihn und formten dann diese Teile, rollten und flochten sie, stellten sie hernach mit dem Brett zum Aufgehen ins Freie, wo sich so manches Teilchen über Nacht in den Rattenlöchern verlor, und nach dem Aufgehen wurden die Bretter vor den Backofen gestellt, wo sie ein geschickter *Oberbäck'* eilig auf eine Schaufel legte und im Handumdrehen in den Ofen schob, und wenn er den Backofen gefüllt hatte, begann er bereits die Semmeln und Kipfeln, die erste Ladung, herauszuziehen, ein wohlriechendes Gebäck, wie gemalt. Wie oft habe ich hier auf das erste Herausziehen nach ein Uhr nachts gewartet, weil wir, da wir „per Stück" bezahlt wurden, alle Überstunden machten, und, mit Ausnahme der Lehrlinge, oft bis nach Mitternacht arbeiteten, und an vielen Samstagen blieb ich auf und ging erst spät in der Nacht am Sonntag schlafen; noch am



A. Beer, Beschreibung der Reise von Dobruška nach Wien: Ferdinandsbrücke, Karlskirche und Schloß Schönbrunn



A. Beer, Beschreibung der Reise von Dobruška nach Wien: Äußeres Burgtor, Freyung und Hofburg

Sonntag arbeiteten wir alle bis zwei Uhr, worauf Auszahlung war, dann Waschen und Anziehen, und daraufhin ging man *„aus“* (an die Luft).

Die Landpartie in die Berge bei Wien, die sich am Ostersonntag des Jahres 1850 zutrug, war etwas Ersehntes, damit ich auch den Verlust des Geldes verschmerzen könnte, das mir der Lehrbub Martin Dočkal aus Korytna in Mähren, irgendwo bei Ungarisch Hradisch, entwendet hatte. Dieser lernte „Jahr für Jahr“, und als die fünf Jahre sich ihrem Ende näherten, wurde er unzufrieden, weil er schon sechzehn Jahre alt war und sich treu und fleißig verhalten hatte, deutsch (auf wienerisch) sprach, während ich im gleichen Alter als Geselle in Wien angekommen und dabei körperlich schwächer und auch kleiner war. Aus Trauer über sein Schicksal floh er in sein Vaterland, wozu er einen Passierschein brauchte, weil sich Wien im *Belagerungszustand* befand und am Land in den Bezirken entlang den ungarischen Grenzen noch Unruhe wegen des beendeten Krieges zwischen den Ungarn und den Kaiserlichen herrschte, teils aber auch weil wegen der durch das Jahr 1848 verursachten Freiheit und mancherorts Rebellion damals viele Orte vom Militär bewacht waren.

Damit Martin sein Ziel erreichen konnte, nahm er mein *Wanderbuch* und fünf Silbergulden oder 5 Gulden 25 kr. Ö. W. Das Wanderbuch hatte sich erst kurz wieder in meinem Besitz befunden, nachdem es mir der nach dem Kirtag fortgelaufene Jan Černý entwendet hatte, um zu Kossuth zu gelangen, wozu er auch mein erspartes Geld aus dem Schrank genommen hatte (einer Wäschekommode ohne Schloß, die vier Schubladen, je eine für jeden Arbeiter = *Gesellen,* besaß). Das Wanderbuch erhielt ich samt einem Dankschreiben nach einiger Zeit mit der Post zurück, aber das Geld – das würde er mir irgendwann zurückgeben, über sechzehn Gulden, eine Halsbinde und einen Pfeifenkopf aus Bernstein und Meerschaum, der mich roh zwei Gulden gekostet und den ich geschmackvoll bearbeitet hatte, ungefähr zwei Gulden wert. Das war damals natürlich neuerlich ein schwerer Schlag für mich gewesen, so daß ich trachtete, die Osterfeiertage zur Erholung zu nützen.

Ich verließ mein Nest und die Werkstatt im ersten Stock, an der Rückseite des zweiten Hofes Nummer 247 „Zu den Krokussen“ in Neubau (*Neubau-Hauptstraße, vis à vis der Schwabengasse*), einer Vorstadt mittlerer Ausdehnung, und genau in der Mitte der langen

und geraden Hauptstraße stand dieses schicksalhafte Haus. Vom gleichen Haus verläuft eine Straße in Richtung Osten in die Vorstadt Alt-Lerchenfeld, die ich auf tschechisch „Skřívanice“ nannte. Es war eine alte, leicht abschüssige Gasse, so daß ihr Ende und das *Stöhrergassel* um ungefähr zwei Meter tiefer lagen, wo ich nun nach Art der Wiener rasch ausschritt, den Blick auf die Bergkette gerichtet, deren Höhen sich in der Ferne im morgendlichen Sonnenschein schön abhoben. Dieser Ausblick war immer reizvoll, weil der höchste Kamm dieser Berge, der Ausläufer der Alpen an der Donau, hinter Nußdorf endete. Dieser Gipfel wird von einer berühmten Ruine beschlossen, neben der eine Kapelle und ein Gasthaus aufragen, wohin oft viele Menschen kommen, um die Bergluft einzuatmen und dazu von drei Seiten die mannigfaltige Aussicht in die unendliche Ferne zu genießen.

Ich hatte das *Stöhrergassel* durchquert, jenes bekannte Gäßchen, dessen linke Seite ein langes niedriges Haus bildete, unter dessen Dachvorsprung sich Läden befanden, ein Greißler, ein Spielwarenhändler und eine große Bäckerei, wo man immer Mohn-, Powidl- und Topfenstrudel, Aufläufe, Butterteig, Kletzenbrot (eine Art Früchtebrot, wie sie in Oberösterreich üblich ist) und manchmal „Pofesen“ bekam.

Ich erreichte Lerchenfeld, eine der ältesten Vorstädte, die ein uraltes und so zugebautes Kirchlein besaß, daß es kaum zu sehen war, und das sich gleichzeitig durch sein Äußeres nicht abhob; es war im oberen Teil mit der Pfarre verbunden, im Erdgeschoß hingegen führte ein freier, ungefähr 1¼ Meter breiter Durchgang auf die Straße; in diesem gedeckten Gäßchen gab es einen Seiteneingang in das alte Kirchlein, in dem ich haltmachte, und dann kam ich zur Verzehrungssteuerlinie = eine Einzäunung um alle Vorstädte, das heißt um Wien herum. Wo immer man hinausging, war ein Durchlaß = ein ungemauertes Tor, nur aus starken Latten und Balken zusammengezimmert und schwarzgelb gestrichen, auf jeder Seite ein ähnliches Türchen für die Fußgänger, von Finanzern und Polizisten, der *Sicherheitswache* bewacht, die sich in der Uniform, in ihrer Tätigkeit und durch die Bezeichnung *„die k. k. Polizei“* zu ändern begann. Nachdem ich diese „Linie“ passiert hatte, bewegte ich mich in einem Menschenstrom mit teilweise immer anderen Gesichtern durch die lange Gartengasse, an deren linker Seite Gastgärten lagen, die bei der *Schmelz* (einer riesigen unverbauten Wiesenfläche für große Militärübungen usw.) endeten, und



A. Beer, „Wien und Umgebung, typischer Blick vom Gallitzinberg, 1850“

wo rechter Hand wiederum die Gasthäuser einer großen Gemeinde, der Pfarre *Neu-Lerchenfeld*, standen, einer Gemeinde, die sich aus ungefähr sechs Gassen mit vorwiegend Wirtshäusern zusammensetzte; dann geriet ich nach ungefähr vierhundert Schritten über das Brachfeld in die Gemeinde *Ottakring* mit einer riesigen Brauerei und einem Tanzsaal, wo jeden Sonntag außer an hohen Feiertagen getanzt wurde, und mit der in Wien und Umgebung bekannten *Bierquelle*. Diese Gemeinde mit größtenteils ebenerdigen Häusern bestand aus einer Gasse, die am Fuß des berühmten Polenbergs (*der Galizienberg*) endete, über den die Polen vorgerückt waren, um im Jahre 1684 [richtig: 1683] Wien von den Türken zu befreien. Im selbigen Ottakring waren manchmal Strohbuschen ausgesteckt, die anzeigten, daß der Heurige verkauft wurde. Man war am Land. […]

Kaum hatte ich mit vielen anderen das letzte Häuschen von Ottakring hinter mir gelassen, begannen schon die Weinberge, und in Grüppchen versprengt wanderten die Wiener in die Hügel, um



die wunderschöne Natur zu genießen, auf die sie sich den ganzen Winter gefreut hatten. Es waren Greise und Jünglinge, Mütter mit ihren Töchtern und Verliebte. Einige unterhielten sich entweder mit Bekannten oder mit Zufallsbekanntschaften, andere sangen oder scherzten. Manche hatten eine Laute oder Harmonika mit, und dazwischen wanderten andere allein dahin, ständig bergauf gehend und mit häufigen Verschnaufpausen, wobei keiner vergaß, sich nach Wien umzudrehen und den schwarzen in eine Wolke aufragenden Turm von St. Stephan zu grüßen, dessen Dom gleichfalls aus dem ursprünglichen Wien emporragt, das bis 1870 Innere Stadt hieß, jetzt ist es der 1. Bezirk. Am Gipfel angelangt rasteten sich viele aus, aber jeder ließ seinen Blick auf Wien ruhen: *„Es ist nur a Kaiserstodt, 's ist nur Wien"* usw.

Ich jedoch, allein dahinschlendernd, wußte nicht, wohin ich genau wollte. Die Leute strebten in mehrere Richtungen in den Wald auseinander. Da mein Magen danach verlangte, gefüllt zu werden, trat ich in eine Gaststätte, neben der kunterbunt ein paar

Dorfhäuschen standen. In der Schank hielten sich fast keine Wiener auf, weil diese noch zu anderen mir unbekannten Plätzen weitergegangen waren. Hier vergnügten sich auch die Bergbauern, und ich bestellte mir Wein, dann *„Knödel mit G'selcht's"*, meine Lieblingsspeise. Aus den Fenstern konnte man von zwei Seiten über Wien blicken. Auf den Südbahnhof, den ersten, ungefähr 1838 errichteten Bahnhof bei Wien, neben dem das Arsenal fertiggebaut wird. Nach dem Essen bewunderte ich die Gegend und wandelte, kaum mit Menschen in Berührung kommend, in Richtung Dornbach, kam nach Sievering, ein Dorf entlang einer bergauf führenden Straße, und als ich einen ausgesteckten Buschen erblickte = einen auf einer Stange auf die Straße hinausgesteckten Strohkranz, das Zeichen, daß einer das Recht hat, seinen Wein zu verkaufen, betrat ich denn das gemauerte Häuschen. […]

Die Stube, d. h. das Wohnzimmer, pflegt die Schank zu sein, und so verhielt es sich auch hier in Sievering. Ich setzte mich an die Stirnseite des Tisches zu einem Fremden, und einen anderen Gast gab es hier nicht, ließ mir Wein einschenken und aß dazu das Weizenbrot, das auf einem Teller zum „Heurigen" gestellt wurde, auch eine Schachtel Zünder, das heißt Streifen gefalteten Papiers, sogenannte Fidibusse, und die Salz- und Pfefferbüchse fehlten nicht. Die Weine, die bei den Hauern = Bauern und Häuslern verkauft werden, sind nicht nur *Heurige*, sondern auch ältere unansehnliche Weine, wie Käsewasser, aber von echtem, urigem, köstlichem Geschmack, wogegen die Weine in den Gasthäusern schöner wirken, gelb, durchsichtig und geschmackig sind, aber eines angenehmen Aromas und Duftes entbehren, und man kann auch mehr von ihnen trinken. Das Brot, das zum Wein gereicht wird und allgemein genossen wird, ist ein Weizenbrot, weil dort, wo der Wein üppig wächst, das Korn nicht gedeiht, und Weizenbrot schmeckt auch besser zum Wein, außer wenn Fleisch aufgetragen wird. Korn wird dort gesät, wo kein Wein wächst, und das Roggenbrot ist am Land bei den Wienern sehr gefragt, sie lassen es sich schmecken und nehmen das Roggenbrot oft auch mit heim.

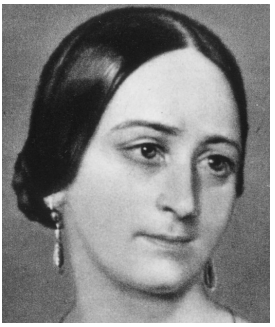
Ich ruhte mich aus, und vom Saft einer sehr schmackhaften Rebe erfrischt, ging ich mit einem *Adieu!* fort, welches sie mir mit *„Behüte = B'hüt' Ihne Gott! Komm'ns bald wieder!"* beantworteten. Wo auch immer ich einkehrte, fand ich es schön, aber ich hatte keine Lust zu verweilen, weil ich der Sprache = des deutschen Dialekts wenig kundig war, dazu mein unglückliches Schicksal im Kopf trug,

und weil ich auch nicht sehr redselig, das heißt mehr in Gedanken versunken war. So wie man in Wien schnell geht, so flink arbeitet man, so rasch ißt und trinkt man auch. Ich hatte mich darin schon gedrillt in dem einem Jahr. Es schien mir an der Zeit, heimzukehren = nach Wien zurückzukehren, sonst hätte ich gerne die Umgebung des einstigen Hauptlagers der Türken, schon im Jahre 1558 [richtig: 1529] und in den Jahren 1682–84 [richtig: 1683], von wo sie sich unterirdisch bis nach Wien durchgegraben hatten, erforscht.

BOŽENA NĚMCOVÁ

Ein guter Mensch

Erstdr. 1858
(Auszug)



Božena Němcová (geb. Barbara Pankl)
Geb. 4. 2. 1820 in Wien, gest. 1862 in Prag

Die vorehelich geborene Tochter der tschechischen Dienstmagd Terezie Novotná und des österreichischen Herrschaftskutschers Johann Pankl verbrachte die Kindheit unter der Obhut ihrer Großmutter in dem kleinen ostböhmischen Ort Ratibořitz, wo ihre Eltern im Dienst der Herzogin von Sagan standen. Von 1830 bis 1833 besuchte sie dort die Elementarschule. 1837 heiratete sie den um fünfzehn Jahre älteren Beamten der Finanzwache Josef Němec, dem sie zwischen 1838 und 1842 vier Kinder gebar. Durch den Beruf ihres Mannes bedingte Aufenthalte in verschiedenen Gegenden Böhmens nützte sie zu volkskundlichen Studien, aus denen ihre ersten Werke, frei nacherzählte Volksmärchen und -sagen, hervorgingen. Als sich die Familie 1842 bis 1845 in Prag aufhielt, fand Němcová Eingang in Kreise führender patriotischer Literaten und Intellektueller. Seit dem Revolutionsjahr 1848 stand das Ehepaar wegen Verdachts auf regierungsfeindliche Tätigkeit unter ständiger Polizeiaufsicht. 1850 ließ sich Němcová, die sich von nun an Božena nannte, in Prag nieder und versuchte, sich und die Kinder vom Schreiben zu erhalten. Die Jahre bis zu ihrem Tod waren geprägt von Auseinandersetzungen mit ihrem Mann, einer fortschreitenden schweren Krankheit und bitterer Armut. In ihrem Prosawerk, das am Übergang von der Romantik zum Realismus steht, verbreitete die bedeutendste tschechische Schriftstellerin des 19. Jahrhunderts Ideen der Aufklärung und eines utopischen Sozialismus. Nach dem Tod ihres ältesten Sohnes (1853) verfaßte sie als Projektion einer heilen Welt den Roman „Babička. Obrazy venkovského života“ (Die Großmutter. Bilder des Landlebens, 1855, deutsch 1885), der sie weltberühmt machen sollte. Die Erzählung „Dobrý člověk“ (Ein guter Mensch), eine sozialkritische Milieuschilderung aus dem Leben böhmischer Zuwanderer im Biedermeier, ist das erste Werk der sog. neueren tschechischen Literatur über die Tschechen in Wien.

Vor zwanzig Jahren, als es in Böhmen noch keine Eisenbahnen gab, konnte man auf der Straße nach Wien noch mehr schwere Lastenfuhrwerke sehen, die Produkte vom Land in die kaiserliche Residenz transportierten und von dort andere Gebrauchsartikel zurückbrachten. – Damals fuhr Gevatter Hájek, der auf dieser ganzen Straßenlinie bekannt und, weil er an sich viel verdienen ließ, in den Gasthäusern lieber gesehen war als ein Herr in einer Kutsche, regelmäßig jeden Monat von Nachod nach Wien und wieder zurück. Sein Fuhrwerk bestand aus einem schweren Güterwagen, an dem er immer sechs starke Hengste angespannt hatte, und aus zwei kleineren, einem mit zwei und einem mit einem Paar Pferden. – Neben den letzten beiden Wagen gingen stets zwei seiner Knechte, er selbst lenkte das erste Gefährt. Das wilde Pferdegespann war sein ganzer Stolz! Er konnte es auch als einziger bändigen. – In Wien nannten ihn die Leute, mit denen er in Verbindung stand, „den großen böhmischen Fuhrmann", was sowohl dem Fuhrwerk als auch seiner Person galt. Denn Hájek war ein stattlicher Mann mit mächtigen Gliedmaßen, wie es auch gut zu seinem Beruf paßte. Seine hohe Stirn und das breite Kinn mit einem tiefen Grübchen wiesen auf einen prägnanten Charakter hin, in seinen klaren, blauen Augen bemerkte man aber auch eine große Herzensgüte. Wenn er lachte, kamen, gleich einer Mauer, zwei Reihen starker weißer Zähne, zum Vorschein. [...]

Hájek hatte gewöhnlich hin und zurück die verschiedenste Fracht, Ware für Kaufleute und Kurzwarengeschäfte, Wein, Farben, wie es sich traf. Er besorgte auch allerlei Tand für die Damen und erledigte solche Bestellungen bereitwillig und korrekt. – Reisende, die sich keine Kutsche leisten konnten, fuhren gerne mit ihm, weil er sich gut um sie kümmerte. – Die Fracht, die Hájek bei fast keiner Fahrt fehlte, waren arme kleine Buben und Mädchen, die von ihren Eltern nach Wien geschickt wurden, damit sie sich dort eine Lehrstelle oder einen Dienst suchten. Es waren Kinder der ärmsten Bevölkerung aus der Umgebung von Nachod, Neustadt, Dobruška, Opotschno, auch aus den höher gelegenen Dörfern des

Glatzer Gebirges. Meistens waren es Buben von zehn bis dreizehn und Mädchen von fünfzehn bis zwanzig Jahren; kaum einer von ihnen war je im Leben weiter als zwei Stunden hinter den Kirchturm seines Dorfes hinausgekommen, kaum einer konnte lesen, geschweige denn schreiben. Und diese jungen, unerfahrenen Knaben wurden von ihren Eltern nach Wien geschickt, wobei ihnen diese einen Segen, einen kleinen Laib Brot, ein paar Kreuzer Geld und die Belehrung mit auf die Reise gaben, sich auf den Herrgott und auf gute Menschen zu verlassen; sie selbst trösteten sich dann: „Wenn andere dort hingelangt sind, werden sie auch hinkommen, und wenn andere nicht verlorengegangen sind, werden auch sie nicht verloren gehen!“ – Welche Eltern hatten schon mehr Gefühl für ihre Kinder, scheuten nicht ein paar Groschen, warteten, bis irgendein bekannter Kutscher nach Wien fuhr, und vertrauten diesem dann ihr Kind an und baten ihn, ihm in Wien zu zeigen, wo es sich einen Meister oder einen Dienst suchen sollte. Aber es gibt selten so barmherzige und selbstlose Menschen, wie es Gevatter Hájek war, der, sobald er so armselige Wandersburschen auf der Landstraße gehen sah, sie auf den Wagen nahm, unterwegs verpflegte und in Wien noch zu einem Arbeitsplatz brachte, wie er es schon bei seinem Vater öfter gesehen hatte, wenn er als junger Mann manchmal mit ihm nach Wien gefahren war, wohin der Alte gewöhnlich Leinen geführt hatte. – Sein Vater hatte nur einen Wagen mit zwei Paar Pferden besessen; aber wenn es sich fügte, daß sie unterwegs arme Reisende oder gar Kinder einholten, die nach Wien in die Lehre oder in den Dienst gingen, da pflegte er zu seinem Sohn zu sagen: „Jiřík, geh’ und mach Platz auf dem Wagen, wir nehmen sie mit, sie werden sich dort noch genug müde laufen müssen!“, und meistens nahmen sie sie bis nach Wien mit.“ [...]

[Auch die siebzehnjährige Madla, die sich, um der Armut zu entkommen und sich einer ihr vom Stiefvater aufgezwungenen Heirat mit einem ungeliebten Mann zu entziehen, in der Großstadt Arbeit suchen will, gelangt mit Hájek nach Wien. Obwohl dieser sie der Obhut tschechischer Bekannter anvertraut, bleiben auch ihr später nicht die typischen negativen Erfahrungen der tschechischen Dienstboten erspart. Als sie – am Schluß der Erzählung – schließlich von dem ihr zugedachten Bräutigam in Wien aufgespürt und bedroht wird, schreitet der für seine gute Gesinnung bekannte Hájek als Retter ein, heiratet das Mädchen und kehrt mit ihr in die Heimat zurück.]

Im Wohnzimmer des Hausmeisters in einem Handelshaus in der Leopoldstadt saß auf einem gepolsterten, lederbezogenen Lehnstuhl eine große, dicke Frau mit einem sauberen Hauskleid, auf dem Kopf trug sie ein unter dem Kinn festgebundendes, weißes Häubchen. Es war Frau Kathi, wie alle ihre Wiener Bekannten sie nannten, oder, wie die alte Anča oder ihre tschechischen Bekannten sie hießen – Frau Kateřina, die Frau des Hausmeisters. Obwohl auf ihrer Stirn und an ihren Wangen schon die Zeichen des Alters zu sehen waren, hatte sie kohlschwarzes Haar. Wenn sie schwieg, wirkte ihr Gesicht finster, aber wenn sie zu reden begann, heiterten sich ihre grauen Augen auf, und ihr ganzes Antlitz wurde so freundlich, wie das vorher niemand bei ihr vermutet hätte. Ihre schwarze Jacke hatte sie über einen Stuhl geworfen, und ihre Arme, rund wie eine Walze, waren auf die Lehnen gestützt. An ihren Händen konnte man jedoch erkennen, daß sie schwer arbeiteten. Durch die offene Tür fiel der Schein des auf einem Herd in der Küche lodernden Feuers auf sie und tauchte die im Zimmer stehenden altmodischen Eichenmöbel in ein rotes Licht. – Neben dem Herd, im vollen Feuerschein, stand die alte Magd Anča, die sich am Feuer zu schaffen machte und die Töpfe rund herum aufstellte. An der Wand hinter ihr glänzte Küchengerät aus Kupfer und Zinn. Anča spitzte bei jedem Geräusch die Ohren und schaute zur Tür. „Daß das Kind noch nicht kommt“, sagte sie ungeduldig, „ist ihm vielleicht etwas zugestoßen?“

„Aber geh’, du hast ständig Angst um den Buben. Kannst du dir nicht endlich abgewöhnen, ihn für ein Kind zu halten; denk daran, daß er schon mit dem Hammer auf den Amboß haut“, antwortete Frau Kateřina. [...]

Da waren plötzlich aus dem Vorhaus Schritte zu vernehmen.

„Das ist mein Janoušek“, sagte sich Anča, und ihr Gesicht heiterte sich auf vor Freude. Frau Kateřina erhob sich und zündete ein auf dem Tisch vorbereitetes Licht an. In diesem Moment ging die Seitentür auf, und ein halbwüchsiger Bursche lief in die Stube, der Sohn von Frau Kateřina und der Zögling der alten Anča, voller Leben, braun, schwarzhaarig, mit einer Lederschürze und ganz schwarz vor Ruß.

„Grüß Gott, Mütterchen, ich bring’ Euch jemanden!“ rief er fröhlich aus.

„Wen denn?“ wollte Frau Kateřina fragen, doch da trat bereits Madla in die Tür, und ihr auf den Fersen folgte Hájek.

„Wenn man von der Sonne spricht, schickt sie ihre Strahlen!“ lachte Frau Kateřina und streckte Hájek die Hand hin. „Willkommen in Wien! Gerade haben wir von Euch gesprochen. Janoš, bring’ einen Sessel!“

„Lassen Sie, Janoušek, gehen Sie sich waschen, Sie sind schwarz, als hätte man Sie durch den Rauchfang gezogen.“

Janouš sprang in die Küche, Anča bot einen Stuhl an.

„Und wie geht es Ihnen die ganze Zeit, Anča?“ fragte Hájek, als er sich setzte.

„So recht und schlecht, wie’s der Herrgott will; aber, lieber Gevatter, ich bin nur mehr ein Hauch.“

„O, so schlimm ist es noch nicht“, meinte Hájek, aber Anča, die Achseln zuckend, blinzelte zu Madla hinüber und ging in die Küche.

„Und wen haben Sie uns da mitgebracht?“ fragte Frau Kateřina, als sie Platz nahm, und heftete ihren Blick auf Madla, die von allem, was sie sah und hörte, wie erschlagen war.

„Sie wissen schon, wen ich Ihnen bringe, Frau Gevatterin.“

„Auch in den Dienst? Vielleicht eine Verwandte von Ihnen?“

„Von Adam her sind wir Bruder und Schwester, sonst nur Landsleute“, bemerkte Hájek scherzhaft; „weil aber niemand zu unseren Landsleuten hat wohltätiger sein können als Sie, Frau Kateřina, wende ich mich mit den Mädchen von uns immer nur an Sie, auf daß Sie ihnen eine Mutter wären.“

„An mir soll’s nicht liegen, wenn sie nur meine Töchter sein mögen“, lachte Frau Kateřina.

„Dann hört sich freilich alles auf! Wenn Sie nicht wären, ich könnte diese Sorge nicht auf mich nehmen. Die Ware ist zu wertvoll, als daß ich sie, hier angekommen, auf die Gasse leeren und es dem Zufall überlassen würde, wer sie aufliest; das Gewissen würde mich drücken.“

„Ich will Euch nicht loben, Hájek, aber ich sage, gäbe es doch mehr so gewissenhafte und ihren Nächsten liebende Leute wie Sie!“ äußerte sich Frau Kateřina und legte dabei ihre rundliche Hand auf Hájeks Arm.

„Daß es sie gibt, dafür sind Sie selbst der Beweis, Gevatterin“, gab Hájek zurück.

„Ach, das ist wie Honig auf den Lippen, aber ich will nicht weiter reden, ich weiß, Sie hören es nicht gerne, wenn Sie jemand lobt. Na ja, ein anderer mag es wieder, wenn man alles über ihn an die

große Glocke hängt. Aber legen Sie ab, Jungfer, oder wollen Sie noch irgendwohin, haben Sie hier vielleicht jemanden Bekannten?“

„Niemanden, Frau Gevatterin“, antwortete Madlenka.

„Nun, dann bleiben Sie ohnehin bei uns, wie jede andere, das ist zwischen Hájek und uns schon ein für allemal abgemacht, und wir haben noch ein Zimmer. Aber gestattet, Leutchen, ich geh’ auf ein Wörtchen weg“, entschuldigte sich Frau Kateřina, stand auf und verließ den Raum. Beim Gehen schaukelte ihr Körper so, als ginge sie auf Wasser.

Sobald sie Hájek den Rücken zugekehrt hatte, hingen dessen Augen an Madlena, und seine Hand griff nach ihren beiden im Schoß gefalteten Händchen. – „Madlenka“, sagte er mit leiser, bewegter Stimme zu ihr, „lassen Sie den Mut nicht sinken, Sie sehen, Frau Kateřina ist eine freundliche Frau, Sie wird ihnen wie eine Schwester sein, Sie werden sich ihr mit allem anvertrauen können. Glauben Sie mir, ich hätte Sie nicht hierher gebracht, wenn ich nicht wüßte, daß das hier gute Menschen sind.“

„Ach, Hájek, mir scheint, als wäre die ganze Welt auf mich herabgestürzt, daß es mich fast erstickt“, seufzte Madla und preßte ihre Hand an ihre beklommene Brust. – Wie gerne hätte er sie an sein Herz gedrückt und sie weit fortgetragen hinter die Tore Wiens, wo er sie so ungern zurückließ, aber er schwieg; um nicht das Gefühl zu verraten, das seine ganze Seele gefangengenommen hatte. – „Hájek“, fragte das Mädchen schüchtern, „gelt, Sie kommen morgen wieder?“ und sie richtete ihre mit Tränen benetzten Augen bittend auf ihn.

„Ich komme, Madlenka, und wenn ich sterben sollte“, flüsterte Hájek, und in diesem Moment öffnete sich die Tür, und Herr Michael stürzte ins Zimmer, wobei er die ganze Tür mit seiner Gestalt ausfüllte, er war ein breitschultriger Mann, mit kräftigem Körper und einem vollen, fröhlichen Gesicht.

„*Grüß’ di Gott, Bruder!*“ grüßte er Hájek und schüttelte ihm innig die Hand. Da fiel sein Blick jedoch auf Madlena; mit den Fingern schnalzend, rief er: „*Herrgott, Schwernot, ist dös a sakrisch Madl!*“

„Lieber Deutscher, das ist eine Böhmin, mit der mußt du böhmisch reden“, sagte Hájek, als er sah, daß diese Begrüßung Madla in Verlegenheit brachte.

„Jo auf böhmisch, *i konn jo nix*“, zuckte Michael mit den Achseln.

„Schäm' dich, Frau Kateřina bringt dir schon fünfzehn Jahre böhmisch bei, und du kannst immer noch nichts", hänselte ihn Hájek.

„*Jo* können, *Eure Sproch is n' sakrisch Sproch, do müsst ich mir n' extra Zunge verschoffen, um dös zu lernen!*"

„Wir sehen es", ließ sich Frau Kateřina vernehmen, die ins Zimmer getreten war, und die letzten Worte ihres Mannes gehört hatte. „Du würdest dir mit Böhmisch die Zunge brechen, und ich soll sie mir bei deiner Sprache nicht brechen? Schämt Ihr Euch nicht, zu verlangen, daß wir Frauenzimmer Euch zulieb deutsch lernen sollen, wenn Ihr unsretwillen nicht böhmisch lernen wollt? Wir sollten nicht so gute Närrinnen sein, dann würdet Ihr es schon erlernen." [...]

Schließlich fing Hájek von den Buben an, die er nach Wien mitgenommen und unter Jakubs Aufsicht in einem Wirtshaus gelassen hatte, und fragte Michael, ob er keinen Meister kenne, der sie nehmen würde. „Und es darf auch ein anderer Handwerker sein, nicht justament ein Schuster", fügte er hinzu, „wenn er nur ein ordentlicher und barmherziger Mensch ist."

„Mein lieber Kamerad", sagte Michael, „wenn die Burschen zahlen könnten, wüßte ich eine Menge Meister für sie, zehn für einen, aber einen Burschen, Jahr für Jahr, nimmt keiner gern, der nicht aus ihm einen Haussklaven machen will; und wenn sich so ein Meister findet, bei dem es die Lehrbuben gut haben, wird das gleich in ganz Wien ruchbar, und alle Dienstboten drängen sich nur zu ihm."

„Gevatter", meldete sich Janouš zu Wort, „in der Jägerzeile ist ein Tischler. Krček heißt er, der braucht einen Lehrbuben, er hat es heute in der Schmiede unserem Meister gesagt."

„Ach, Keršek", sagte Michael, der diesen Namen nicht einmal aussprechen konnte; „na, das stimmt, das ist ein braver Mann und streng. Wenn der sie nimmt, können sie dir danken."

„Sein Aushängeschild ist mir schon öfter aufgefallen, und ich hab' mir gedacht, das muß ein guter Mensch sein, weil er seinen Namen redlich auf böhmisch geschrieben hat, nicht wie viele, die ihn auf deutsch schreiben, daß nicht einmal der Herrgott es lesen kann", sagte Hájek.

„Ihr habt aber auch Namen, Kamerad, daß man sich die Zunge damit brechen könnte."

„Nur eine so steife, wie du sie hast", lachte Hájek. Solche Foppe-

reien kamen oft zwischen ihnen vor, dennoch waren sie deswegen nie böse aufeinander.

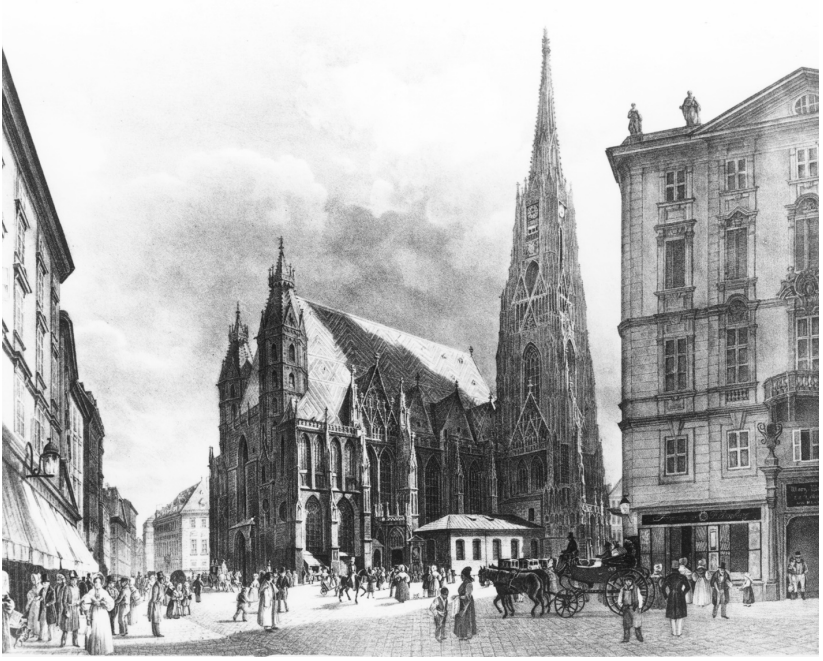
„Es haben heute auch schon zwei Schusterbuben nach Euch gefragt“, sagte Frau Kateřina; „ich glaube, sie sind aus der Inneren Stadt, vom Graben.“

„Ich weiß, ich weiß, ich hab’ ihnen was versprochen. Arme Teufel, sie kommen fast nackt daher. Zwei gesunde Burschen waren das, als ich sie im vorigen Jahr hergebracht habe, und jetzt sind sie so verkümmert und armselig, daß es ein Jammer ist, sie anzusehen“, sagte Hájek.

„Wenn die Eltern sehen könnten, was die Kinder hier durchmachen, würden sie sie nicht so auf gut Glück herschicken. Es bricht einem das Herz, wenn man zusieht, welche Lasten sie durch die Stadt schleppen, wie sie sich im Haus abrackern, welche Kälte, welchen Hunger sie leiden und welche Tyrannei und Prügel sie erdulden müssen. Wenn der Meister barmherzig ist, ist die Meisterin böse, oder ihre Kinder, oder die Gesellen. Auf die Lehrlinge wird alles abgewälzt, alles wird ihnen aufgehalst, jedem müssen sie zu Willen sein. – Ihnen das Handwerk beizubringen, ist Nebensache. Wenn einer krank wird, schicken sie ihn ins Spital und keiner schaut nach ihm; wird er gesund, gut, stirbt er, ist es, als ob man einen Stein ins Wasser geworfen hätte. Es stimmt, ein paar von diesen Buben sind ruchlos, aber kein Wunder, wenn sie in einer solchen Schule sind.“

„Das schlimmste ist, daß sie wie wilde Tiere aufwachsen, daß sie keine Erziehung erhalten, daß niemand ihnen was beibringt, weder über Gott noch die Welt, daß jeder sich selbst überlassen ist. Was liegt denn schon irgendwem an so einem Kind, ob etwas aus ihm wird oder nicht. Wird es ein Dieb, bestraft man es; wird es ein braver Mensch, gut für ihn. Wie oft denke ich darüber nach, aber was nützt es, ich kann es nicht ändern. Ich kann nichts anderes tun, als einigen mit Kleinigkeiten zu helfen, aber das ist gegenüber der Masse wie ein Tautropfen.“

„Wenn jeder so dächte, würde es helfen, lieber Hájek, aber wir werden die Welt nicht ändern“, sagte Frau Kateřina. „Mit den Mädchen ist es genauso; wie viele werden hier innerhalb eines Jahres verdorben, die gut, unschuldig angekommen sind! Wie blind kommen sie her, fallen in die Hände von Kupplern, die sie egal wohin verkaufen. Keiner nimmt sich ihrer ehrlich an, keiner weist sie auf den Abgrund hin, in den sie so leicht stürzen können. Die Brot-



Wien, Stephansplatz. Gesamtansicht des Domes von Jakob Alt

Wien, Jägerzeile (Praterstraße)





Wien, Graben

Franz Wolf, Der Tanzsaal „Elysium“ in Wien (1833)



geber haben kein Herz fürs Gesinde, sie betrachten einen Dienstboten nicht als einen ihnen Ebenbürtigen, sondern als einen von Gott zur Dienstbarkeit bestimmten Sklaven. Wer nicht im Dienst war, kennt die Not nicht, sagt man, und das stimmt. Solange ein Dienstbote sich zu Tode arbeitet, sieht man ihn gern, wie ihn aber die Kräfte verlassen, stört er schon im Haus, selbst wenn er sein Leben dort verbracht hätte. Sie schelten das Gesinde, daß es schlecht ist; nun ja, das stimmt zum Teil, aber wessen Schuld ist es denn? Wie die Alten sungen, zwitschern auch die Jungen. Aber fürchtet Euch nicht, Madlenka", sagte Frau Kateřina, als sie in Madlenas Augen Tränen erblickte; „es gibt keine Regel ohne Ausnahme, man findet auch gute Dienstherren hier, so wie brave Dienstboten. Auch ich habe bei bösen und guten Lohnherren gedient und mir einiges anschauen müssen, aber, Gott sei Dank, ich habe trotzdem alles mit redlichem Gewissen überstanden. Als ich ein paar Gulden erspart hatte, dachte ich mir, ein Stückchen Brot in Freiheit ist besser als ein Braten im Dienst; ich habe mich bei guten Menschen eingemietet und für die Leute die Wäsche gewaschen. Bald war ich bekannt, und man ließ gerne bei Frau Kathi waschen. Vielleicht wäre ich später nach Hause zurückgekehrt, aber ich lernte diesen Deutschen da kennen, und der hat meine Pläne umgestoßen.

Einmal sagte er: ‚Schau, Kathi, du bist ein anständiges, braves Frauenzimmer, wie ich es mir gewünscht habe. Jung bist du nicht mehr, ich auch nicht, aber ich mag dich und ich bin ein guter Kerl, wir passen also zusammen. Viel hab' ich nicht, aber ich kann dich erhalten.' So haben wir geheiratet, und weder der eine noch der andere hat es bereut, gelt, Michael?"

Michael reichte seiner Frau mit einem Lächeln auf dem Gesicht die schwielige Hand, hob sein Glas und sagte mit bewegter Stimme: „Auf deine Gesundheit, Frau!"

Auch Hájek hob sein Glas und trank schweigend, aber nicht auf die Gesundheit von Frau Kateřina, obwohl er sie sehr gern hatte.

Es schlug elf auf dem Stephansturm, als sich Madlenka in dem kleinen, sauber aufgeräumten Kämmerchen, wohin Frau Kateřina sie geführt hatte, zum Schlafengehen anschickte. Nachdem sie sich halb ausgezogen hatte, trat sie ans Fenster, um, wie sie es daheim oft getan hatte, davor zu beten. Sie schob den Vorhang beiseite – doch da lag kein blühender Garten vor dem Fenster, da schien kein Mond durch die Scheiben, nicht einmal ein Stückchen Sternenhimmel war hier zu sehen. Eine schwarze hohe Mauer ragte vor

dem Fenster auf, daher ließ sie rasch den Vorhang los und kniete vor dem kleinen Bild der Jungfrau Maria nieder, das an der Wand hing. [...]

Beim Brunnen auf dem Stephansplatz versammelten sich immer am Morgen und in der Abenddämmerung die Dienstmägde, die Wasser holen kamen. Dort wurde Gericht gehalten. So mancher Haushalt, so manche Dienstherrin wurden dort zerredet, Familiengeheimnisse an den Pranger gestellt, und dazwischen unterhielt man sich über Liebhaber, neue Kleider, Militärparaden, über das „Elysium" und über Ausflüge in den Prater.

Einmal gegen Abend stand wie gewöhnlich ein Häufchen Mädchen dort. Die einen hatten ihr volles Schaff am Brunnenrand abgestellt, das von anderen war noch leer, oder sie füllten es gerade. Währenddessen plauderten sie miteinander.

Eine Große führte das Wort. – „Ich sag' dir immer, du sollst dich rühren; ich war auch einmal bei so einer Dame, die sich für einen Groschen ein Loch ins Knie hätte bohren lassen und die Dienstmädchen am liebsten mit Luft ernährt hätte, aber ich hab's ihr gezeigt; ich hab' ihr direkt ins Gesicht gesagt, wenn sie mir kein Essen gibt, werde ich sie bestehlen oder verschwinden."

„Na, und hat sie dir mehr zu essen gegeben", fragte jene, die auch so eine Dienstherrin hatte.

„Aber wo, meine Liebe, bei einem Geizkragen wirst du mit Drohen und mit Bitten nichts erreichen. Gekündigt hab' ich."

„Unsere Alte", meldete sich eine aus der Mädchenschar, „ist nicht geizig, aber sie gibt ständig Visiten und hat nicht genug Geld dafür, und wir müssen dann dafür ein paar Tage lang fasten." Allgemeines Gelächter.

„Die Unsrige ist auch die reinste Visite, den ganzen lieben Nachmittag, jeden Tag, kaum hat sie den Löffel aus der Hand gelegt, rennt sie los, als hätte man ihr untergezündet, damit sie nichts versäumt, und wenn daheim das Haus einstürzen sollte."

„Und Ihr macht Euch nicht viel daraus", lachte die andere.

„Na klar, wenn die Katz' aus dem Haus ist, haben die Mäuse Kirtag. Gestern hat es ohnehin eine Schreierei bei uns gegeben, der Alte kann das nicht leiden, er hat gesagt, sie wird ihn an den Bettelstab bringen, die spielen bei diesen Visiten diesen Mist, und die Unsrige hat fünf Gulden verspielt."

„Das geschieht ihr recht; wenn sie sie einem Bettler geben müßt', tät' sie sich aufhängen."

„Und wenn sie nicht spielen, dann richten sie die Leute aus“, warf eine ein.

„Und tunken statt Kipferln die Mädchen in den Kaffee“, meinte eine andere darauf.

„Ins Gesicht hinein sind sie wie die besten Freunde zueinander, so zuckersüß, daß sie sich bis zum Boden verneigen, und kaum haben sie einander den Rücken zugekehrt, können sie sich nicht mehr an den Namen erinnern“, berichtete die braunhaarige Žofka und ahmte dabei die Damen mit Grimassen nach.

„Réza, gestern hat die Unsrige über deine Gnädige verlauten lassen, daß sie eine leichte Person ist“, berichtete wieder eine andere.

„Hat deine Gnädige meine Gnädige vielleicht abgewogen?“ gab ihr Réza barsch zur Antwort. „Sie soll lieber den Mund halten, deine Heilige, die Spatzen pfeifen es von den Dächern, daß sie eine Butte voller Sünden ist.“

„Auf mich brauchst du nicht böse sein, ich verkauf’ nur, wie ich eingekauft hab’“, entschuldigte sich die andere.

„Aber kauf’ keine Ware aus einem schlechten Laden, hast du verstanden? – Was aus dem Mund deiner Gnädigen herauskommt, stinkt nach Teufel, selbst wenn sie sich von Kopf bis Fuß mit Weihrauch eingeräuchert hätte, wird sie nicht nach Kirche riechen. Wenn du willst, kannst du ihr das ausrichten. Meine Dienstfrau soll sein, wie sie will, zu mir ist sie anständig, und ich lasse nicht zu, daß man sie in den Schmutz zieht!“

„Ach, Réza, dir geht’s ja gut, ich möchte an deiner Stelle sein“, verlautete eine andere; „du bekommst immer wieder was, bei uns fällt selten was ab, und mit diesen Kindern plagt man sich ab wie ein Maulesel.“

„Warum bist du bei Kindern?“ warf ein sehr gemeines Geschöpf ein. „Es gibt keinen schlechteren Dienst. Ich war auch bei Kindern, aber Tag und Nacht ist keine Ruh’, geht man irgendwohin, rennt der ganze Schwanz hinter einem her, unterhält man sich mit jemandem, schon erzählen es die Fratzen daheim. Aber ich hab’ es ihnen öfter tüchtig heimgezahlt und kein Brimborium gemacht mit ihnen. Einmal hat uns mein Liebhaber begleitet; die Gnädige hat es erfahren, und – ich verderb’ ihr die Kinder; na, hab’ ich gesagt, wenn ich sie verderbe, geh’ selber mit ihnen spazieren, und weg war ich.“

„Also, ich kann ihnen nichts antun, und wenn ich Kinder nicht



Aus den Kronländern

gern hätt', dann wär' ich wohl nicht bei ihnen!" sagte die erste. „Am Sonntag sollt' ich mit dem Toni zum ‚Sperl' gehen, und ausgerechnet da ist uns das Kind krank geworden, ich konnte nicht weg, was mich genug verdrossen hat, doch als das Kind am nächsten Tag gestorben ist, hat es mir nicht mehr leid getan, daß ich daheim geblieben bin. So hübsch ist es gewesen, das arme Hascherl! Meine Herrin gab mir Geld für Kleider und versprach mir, daß ich mit dem Toni am Sonntag ausgehen kann. – Jetzt muß ich aber heim, lebt wohl, Dirnd'ln!"

„Das ist ein gutes Närrchen!" meinten die Mädchen zueinander.

„Und was für Glück sie hat! Dieser Toni hat einen guten Verdienst in der Woche, kleidet sich schön und ist ein sauberer Mensch."

„Ein unerhörtes Glück, – ein Schuster!" spöttelte eine.

„Immerhin besser als ein Soldat oder so ein Student, wie du ihn hast, der vor Geld stinkt und sich trotzdem für dich schämt", warf Réza ein; „der sollte mir kommen, nicht einmal als Schuhabstreifer möcht' ich so einen Liebhaber haben, dem ich nur am Abend gut bin, und wenn er mir am Tag begegnet, wenn ich das Wasserschaff auf dem Kopf trage, macht er einen Bogen um mich, als hätt' er den Teufel g'seh'n."

Allgemeines Gelächter.

„Was soll's, du machst jeden schlecht. Aber red', was du willst, mir ist ein Student lieber als irgendein kleiner Geselle oder ein blöder Schmied", antwortete die Freundin des Studenten und stellte sich rasch ihr Schaff auf den Kopf.

„Und ich geb' keinen Heller für den Verstand deines Freundes. Du wirst noch einmal froh sein, wenn ein Taglöhner, von einem Handwerker red' ich gar nicht, dich heiraten wird, du stolze Gans", zürnte Réza, weil sie den Schmied, ihren Freund, blöd genannt hatte.

Zwei neue kamen dazu: eine Junge mit frischem Gesicht, mit einem Krug, die andere, eine Ältere, mit einem Schaff.

„Zum wievielten Mal holst du heute schon Wasser, Dorotka?" fragte Réza die Ältere.

„Das weiß der Herrgott, schaut Euch nur meine Hände an, ganz rissig, ich kann gar nicht ohne weiteres unter die Leute gehen. Ich halte es nicht mehr aus, ich soll wohl lahm werden und dann auch noch im Winter auf dem Erdboden schlafen."

„Das ist fast überall so", ertönte es.

„Wenn man gesund ist, geht es, aber wenn man das Zipperlein in den Gliedern hat, dann macht man was mit. Das ist schon eine verflixte Reinlichkeit! Ich weiß, wenn das Haus uns gehörte, würde es die Gnädige jeden Tag vom Wetterhahn bis in den Keller ausreiben. Ein Wunder, daß wir den Rauchfang noch nicht gescheuert haben. Den ganzen Tag mit dem Kehrwisch, und ich hinter ihr her mit Fetzen und Wasser, und wär's nur mit Wasser, aber es wird ja alles mit Lauge und Kalk gerieben. Sonst aber gibt's keine bessere Herrin als sie."

„Da müßt' man ja Hände aus Eisen haben, um das auszuhalten."

„Nun ja, überall gibt's was. Neben uns die Frau hat heuer schon das zwölfte Mädchen; weiß der Teufel, was die für Phantasien im Kopf hat, daß jede bei ihr stiehlt; und nach einem Monat verjagt sie eine jede und zahlt ihr den Lohn nicht aus." [...]

In der Jägerzeile nicht weit von dem Haus, wo Lenka bei einem reichen Geschäftsmann in Dienst war, diente Madla bei einer reichen Beamtenfamilie. Frau Kateřina hatte sie dorthin empfohlen und mit der Gewißheit, daß sie es gut haben würde, hinbegleitet. Die Hausfrau war ihr dem Benehmen und der Sprache nach als eine sehr gefällige Erscheinung bekannt, und sie hatte daher geglaubt, daß das Mädchen in keine besseren Hände kommen könnte, und daß die Frau sicher freundlich mit ihr umgehen würde; sie sah sie auch täglich in der Kirche, und deshalb hatte die rechtschaffene Kateřina gedacht, ein frommer Mensch müßte auch ein guter Mensch sein. Obwohl sie genug Erfahrung besaß, hatte sie sich damals trotzdem getäuscht. Frau Kateřina brachte Madla persönlich zu ihrer Stelle und bat die Dienstfrau, sie möge am Anfang ein bißchen Geduld haben, später würde sie in jeder Hinsicht für Madla garantieren. – „Na mein Kind, ich hoffe, daß sie mit mir zufrieden sein wird und ich mit ihr", sagte die Dame sehr entgegenkommend. Kateřina wußte, daß Madla sich bemühen würde, es ihrer Dienstgeberin recht zu machen und sie nicht zu verlieren, und ließ sie deswegen zufrieden an ihrem Arbeitsplatz zurück. Doch Madla mußte rasch erkennen, daß nicht alles Gold ist, was glänzt, und auch nicht heilig, was man sieht. Hinter äußerlicher Eleganz, Anmut und Empfindsamkeit verbergen sich oft die größte Gemeinheit, Rohheit und Herzlosigkeit. So verhielt es sich auch bei der Dame, bei der Madla in Dienst stand. – In Gesellschaft, vor Fremden gab es keine gefühlvollere, liebenswürdigere Frau als sie; daheim war es anders.

Madla fühlte sich bald unzufrieden. Eine Dienstmagd der gewöhnlichen Sorte wäre befriedigt gewesen, denn sie hatte genug zu essen, auch allzuviel Arbeit gab es nicht, der Lohn war anständig; allein die zartfühlige Madla hätte lieber mehr gearbeitet und weniger gegessen, das aber bei einer freundlichen, guten Herrin. Diese Frau jedoch war nicht gutherzig. Gleich am ersten Tag bekam Madla so viele Schimpfnamen und Fluchworte zu hören, daß ihr die Haare

zu Berge standen. Ihr Leben lang hatte sie sowas daheim im Dorf nicht gehört; so wie die gnädige Frau schimpfte nicht einmal ein gewöhnlicher Knecht mit seiner Herde, wenn sie störrisch war. Die zweite Magd lachte allerdings die Gnädige hinter ihrem Rücken aus, daß es Madla dabei angst und bang wurde, aber sie schwieg. Von daheim daran gewöhnt, bei der Arbeit zu singen, hatte sie anfangs einige Male ihr Lieblingslied: „Ach, není tu, není ...“, – „Ach, nichts gibt es hier, nichts gibt es ...“, angestimmt, teils, weil sie ihr Herz erleichtern wollte, teils, damit ihr die Arbeit schneller von der Hand ginge. Einmal hörte ihr der Hausherr zu und sagte zu seiner Frau: „Ein so fröhliches, so hübsches und ordentliches Dienstmädchen haben wir noch nie gehabt, du solltest sie dir hochhalten!“ Aber da hatte er sich was eingebrockt, der arme Gnädige, die nahm ihn ins Gebet! Von nun an erging es Madla noch schlechter. Als sie wieder einmal unwillkürlich zu singen begann, kam das Töchterchen angerannt, um ihr auszurichten, sie solle nicht quieken, ihre Mama möge das nicht. Madlenka errötete, die Tränen traten ihr in die Augen, und sie verstummte wie eine Lerche, die vom Frost getroffen wird. Und dabei konnte sie so schöne Lieder singen und hatte eine Stimme wie ein Glöckchen – ach, Hájek hätte ihr den ganzen Tag lang zugehört!

Die Hausherrin hielt alles unter Verschluß und gab auch das Brot nach Bedarf aus, was Madlena am meisten befremdete. Wenn sie irgendwo hinging, sperrte sie überall ab, wo auch nur ein Schrank stand, und die Zimmerschlüssel nahm sie mit. Madla mußte dabei immer daran denken, wie daheim alle aus dem Dorf aufs Feld gegangen waren und die Häuser mit dem ganzen Mobiliar nur mit einem Riegel verschlossen zurückgelassen hatten. Und kein einziges Mal war etwas abhanden gekommen! Dieses Mißtrauen kränkte sie sehr und zusätzlich noch die zweideutigen Anspielungen, daß von dem einen oder anderen wenig da wäre, oder daß Geld fehlte. Natürlich verteidigte sich Madla immer, weil ihr das ans Herz rührte, aber ihre Dienstgeberin blieb unnachgiebig. Einmal, als sie Madla wieder schikanierte, und diese sich wehrte, sagte sie höhnisch: „Hab’ keine Angst, du bist eine Böhmin, vor einem Böhmen ist sowieso kein Nagel sicher.“ – „Aber ein anderer zieht ihn heraus“, antwortete ihr barsch die zweite Magd, auch eine Tschechin, die das, obwohl sie grob und gewöhnlich war, verletzt hatte. Die Hausfrau zuckte wie von einer Hornisse gestochen zusammen, drehte sich nach der Magd um und gab ihr eine Ohrfeige.

„Du, und mich schlagen, – warte, ich zeig' dir die Böhmin!" rief das Dienstmädchen, eine große stämmige Person, und wollte, indem sie die Frau packte, es ihr mit gleicher Münze heimzahlen, aber Madla warf sich dazwischen und ließ die Magd nicht gewähren. – Die Hausherrin schnaubte vor Wut und konnte dabei kein Wort hervorbringen. „Dein Glück, du Drachen, daß Madla dich beschützt hat, ich hätte dir den Dieb schon gezeigt, damit du das nächste Mal Ruhe gegeben hättest und froh gewesen wärst, daß eine rechtschaffene Böhmin bei dir dient." Ohne daß sie noch eine Arbeit angerührt hätte, nahm sie ihre Kleider, zeigte der Dienstfrau, daß sie nichts aus ihrem Besitz mitnahm, schnürte alles zusammen, warf sich das Bündel über die Schulter und sagte: „Es steht mir noch ein Monatslohn zu, aber ich will nichts von dir, nimm es und gib' es für ein Gebet für dich aus, damit dir der Herrgott deine Sünden verzeiht, du hast eine Menge auf dem Gewissen!" Die Frau schrie, sie würde sie verklagen, keinen Schritt dürfe sie tun, aber die Magd schob sie beiseite, sagte Madla Lebewohl und schritt mit der Mahnung, sie solle lieber Ziegel schupfen gehen, als so einem Lindwurm zu dienen, aus der Tür.

Die Hausherrin wurde von dem Vorfall krank, erzählte dem Herrn aber nicht warum, weil er gerecht war und ihr bestimmt so einen Rüffel vergönnt hätte. Eigentlich hätte sie Madlena dankbar sein müssen, daß diese sie vor einer Tracht Prügel bewahrt hatte und sie während ihrer Erkrankung auch noch pflegte, aber einer Dienstmagd für etwas dankbar zu sein oder ihr rücksichtsvoll zu begegnen, hielt sie nicht für nötig; sich herabzulassen, nannte sie das. – Nicht einmal die Kinder durften sich mit Madla auf ein Gespräch einlassen, außer, was unbedingt sein mußte; dauernd sagte sie ihnen, es gehöre sich nicht, sich mit einer Magd zu unterhalten, sie würden nur vulgäre Reden bei ihr lernen. – Im Haus war alles deutsch, nur die zweite Magd war eine Böhmin, und die Hausherrin sprach ein bißchen tschechisch; Frau Kateřina hatte gemeint, Madla würde auf diese Weise bald Deutsch lernen, und sie hatte sich auch darauf verlassen, daß die Frau manchmal etwas zu dem Mädchen auf tschechisch sagen würde, doch diese redete nur am Anfang, solange sie Madla deutlich wissen lassen mußte, was sie wollte, tschechisch; sobald Madla ein bißchen mehr verstand, sprach sie nicht mehr mit ihr Tschechisch, und wenn sie manchmal im Zweifel war, sofort die Frau des Hauses: „No, hättest du dir das nicht schon merken können, du blöder böhmischer Schädel!"

In so einer Schule war Madla. – Manchmal dachte sie, sie sollte es wie die Magd machen, alles zusammenpacken und fortgehen. Die ganze Geduld verging ihr; ihre persönliche Ehre und auch das Gefühl des beleidigten Nationalstolzes, das sie daheim nicht gekannt hatte, reizten sie dazu. Immer, wenn sie sich abends in Bett legte, begann sie nachzudenken. „Gott!“ klagte sie, „warum beschimpft diese Frau die Tschechinnen, als wären sie nicht von einer Mutter geboren worden, als würde die Sonne nicht auf sie scheinen und als wäre Gott nicht ihr Vater? Warum geben sie uns Schimpfnamen, als wären wir das schlimmste Pack?“ So klagte sie, aber ihr einfaches, zu jedem aufrichtiges Herz hatte keinen Begriff von dem Haß, der die Völker verdirbt. [...]

Während der ersten Zeit hatte sich Madla nicht von ihrer Tracht trennen wollen, schon deshalb nicht, weil Hájek sie darum gebeten hatte; aber wenn sie auf die Straße ging, schauten sich die Leute nach ihr um, sodaß sie fast immer errötete. Die Arme bildete sich stets ein, sie hätte sich im Gesicht schwarz gemacht, oder etwas an ihr wäre in Unordnung, bis die alte Anča ihr erklärte: „Die schauen Ihnen so nach, weil Sie hübsche rote Wangen haben und fesch sind, hier sind die Mädchen wie aus Topfen, und außerdem steht Ihnen auch Ihre Tracht.“ Als sie das Frau Kateřina erzählte, riet ihr diese, sie sollte langsam die Tracht ändern und sich ein bißchen auf städtische Art kleiden, um nicht so aufzufallen. Madla gehorchte ihr aber nur so weit, als daß sie sich eine Jacke nähen ließ, wie ihre Freundin Aninka sie trug, und sich den Rock länger machen ließ; die aufgesteckten Haare behielt sie aber. Obwohl ihr das gut paßte, wäre sie dennoch lieber in ihrer bäuerlichen Tracht geblieben. Trotzdem drehten sich die Leute nach ihr um, wenn sie durch die Straßen ging. – Wenn sie zum Markt mußte, kehrte sie gewöhnlich auf ein Vaterunser in der Kirche ein, und immer dünkte es ihr überaus seltsam, daß Leute mit Körben und manch anderem durch das Gotteshaus wie durch ein Durchhaus eilten.

Die für sie nächstgelegene Kirche war die Johann-Nepomuk-Kirche, und in diese ging sie immer zu dem Patron der Böhmen. Das erste Mal hatte sie sie gerade am Tag des hl. Johannes besucht; sie erinnerte sich, wie sie zu Hause schon am frühen Abend bei seiner Statue unter den Linden gesungen, und wie die Mädchen die Statue mit Blüten geschmückt hatten; in Wien keine Spur von einem Feiertag, alles war wie an einem Wochentag; das kam ihr merkwürdig vor. Sie ging mit Frau Kateřina und mit Anča in die Kirche. Die

Im Praterwirtshaus



„Erst als sie im Prater ankamen, als sie, wohin sie auch blickte, Menschenmassen sah, verschiedene Komödien, Kunststücke und Spiele, als ihr allerlei Musik in die Ohren tönte, erst da hörte sie auf, an ihren Bruder zu denken, und wandte ihren Sinn diesen neuen Bildern zu. Als sie Madla so herumführten, hielt Frau Kateřina Ausschau nach einem Platz zum Hinsetzen und Ausrasten, denn sie war keine Liebhaberin langer Spaziergänge, und Herr Michael kümmerte sich um etwas zu essen, weil ihn sonst die schönste Unterhaltung nicht gefreut hätte. Sie fanden ein gemütliches Plätzchen unter einem Baum etwas abseits von den Leuten. ‚Und die Musik ist in unserer Nähe, wie eigens für uns bestellt', sagte Frau Kateřina, die sich auf ein Stühlchen niederließ und mit einer Kopfbewegung zu einem Tisch zeigte, um den einige Musiker saßen. ‚Wenn sie nur was Hübsches spielen', sagte Lenka und sah sich nach ihnen um. ‚Wer könnte denn etwas Hübsches spielen, wenn nicht sie, es sind ja schließlich Böhmen', meinte Janouš. ‚Wirklich? Böhmen sind das?' fragte Madla. ‚Es kann gut sein, daß der Bub recht hat; ich hab' nicht nur einmal gehört, daß die Musikanten in Wien allesamt Böhmen sind', verkündete Frau Kateřina. ‚Ich weiß es sicher, Mutter, daß das hier Böhmen sind, ich kenne sie gut, sie spielen nicht weit von uns neben der Schmiede, und ich hab' sie mehrmals tschechisch reden g'hört', behauptete Janoušek. ‚Aus welcher Gegend die wohl stammen?' sagte Madlena. ‚Aus den verschiedensten Ecken und Enden zusammengeweht werden sein', antwortete Frau Kateřina."

B. Němcová, „Ein guter Mensch" (1858)

Kirche war voller Menschen, vorwiegend aus der Arbeiterklasse, wie man sehen konnte; alle waren in Sonntagskleidung. Um das Bild des hl. Johannes an einem Seitenaltar hing ein frischer Kranz, das Geschenk einiger böhmischer Damen. Es wurde eine stille Messe gefeiert; nach der Messe opferte der Pfarrer noch ein paar Vaterunser für die Verstorbenen. Er fing auf deutsch zu beten an, aber das Volk beendete das Gebet auf tschechisch. Als der Pfarrer vom Altar wegtrat, setzte sich einer der Männer, die auf dem Chor standen, ein alter, weißhaariger Herr, an die Orgel und begann die Melodie des bekannten Sankt-Johannes-Liedes zu spielen, und durch die ganze Kirche ertönte es freudig: „Heiliger Johannes, Patron des Böhmerlandes!" – Als sie das Gotteshaus verließen, sahen sie den alten Herrn, umringt von einigen Männern, die ihm dankten, vor der Kirche stehen. „Das ist ein Lehrer, ein Musikant, ein Böhme, er kommt jedes Jahr her, um zu Ehren unseres böhmischen Patrons das Lied zu spielen", erzählte Frau Kateřina Madla.

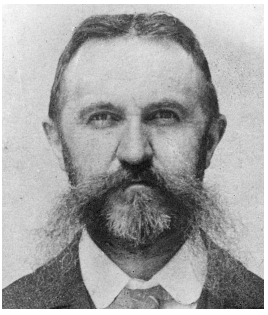
Sonst aber hörte Madla in keinem der umliegenden Gotteshäuser ein tschechisches Lied, auch kein Gebet und keine Predigt. Das erschien ihr so seltsam, daß sie, wenn sie aus der Kirche kam, dachte, sie wäre nicht dort gewesen. Wenn sie eine deutsche Predigt hörte, hatte sie den Eindruck, als vernähme sie nicht das Wort Gottes; und am meisten bedauerte sie, daß sie in der Kirche nicht einmal singen konnte. Das sagte sie auch Frau Kateřina, und diese versprach ihr, sie einmal zu einer tschechischen Predigt in Maria Stiegen mitzunehmen. Aber es dauerte lange, bis es dazu kam, weil Madla sich nicht gerade um sechs Uhr früh, wenn die Predigt gehalten wurde, freimachen konnte; außerdem war es ein schönes Stück Weges in die böhmische Kirche. Aninka, die auch in Wien diente, beklagte sich ebenfalls bei Frau Kateřina, daß sie kaum einmal im Jahr in einen böhmischen Gottesdienst käme.

„Mein liebes Mädchen", sagte Frau Kateřina, „viele, viele Böhmen beklagen sich, daß sie das Wort Gottes nicht ein einziges Mal im Jahr zu hören bekommen. Es sollte hier drei tschechische Kirchen geben." [...]

JOSEF KARÁSEK (Hrsg.)

Aus Wien über Wien

Erstdr. 1894
(Auszug)



Josef Karásek
Geb. 1868 in Miletin bei Hořitz, gest. 1916 in Wien

Nach dem Besuch des Gymnasiums in Jitschin studierte Karásek an der Wiener Universität Slawistik und engagierte sich im Vereinsleben der Wiener Tschechen. 1889 schrieb er sich als Mitglied des „Akademický spolek" ein, 1891 war er Vorsitzender des Vereins. Seinen Lebensunterhalt verdiente er als Hauslehrer in verschiedenen Adelsfamilien, u. a. bei Harrach, Windischgrätz, Thun-Hohenstein. Im Jahre 1894 arbeitete er als Journalist bei der „Wiener Zeitung", 1895 in der Bibliothek des Innenministeriums. 1896 trat er in Prag eine Stelle als Feuilletonredakteur der „Pražské noviny" (Prager Zeitung) an. Nachdem er 1897 an Tuberkulose erkrankt war, übersiedelte er zwei Jahre später endgültig nach Wien, wo seine Frau Lehrerin war. Er veröffentlichte in wissenschaftlichen Periodika slawistische Studien, verfaßte wertvolle Artikel über die Wiener Tschechen und hatte auch die Herausgabe des „Sborník Čechů dolnorakouských" (Almanach der niederösterreichischen Tschechen), Wien 1895, initiiert. Allgemeiner Wertschätzung erfreute sich die in Hinblick auf den seinerzeitigen Wissensstand wertvolle „Slavische Literaturgeschichte 1, 2" (Leipzig 1906), in welcher er einen vergleichenden Überblick über die slawischen Literaturen mit Ausnahme der russischen darbot. Die Edition des schmalen Sammelbandes „Z Vídně o Vídni" (Aus Wien über Wien) mit schon früher abgedruckten Zeitungsartikeln geht auf ein Vorhaben des „Akademický spolek" zurück, die Anfänge des Gesellschaftslebens der Tschechoslawen in Wien zu dokumentieren.

Die Slawen in Wien

Präsentiert von Fr. Slanovodský
Opavský besedník, Nr. 20, 12. Juli 1861

Wer diese Slawen sind? Na, ihr seid das, und ich bin einer, und überhaupt alle Leute, die so eine Sprache haben, daß wir sie ganz oder wenigstens teilweise verstehen; und das sind: Böhmen, Mährer, Schlesier, Slowaken, Polen, Russen, Bulgaren, Serben, Kroaten und Slowenen. Und von allen davon gibt es etliche in Wien, aber am meisten sind Tschechoslawen da, das heißt solche Slawen, die aus Böhmen, Mähren, Schlesien und aus der Slowakei stammen, weshalb ich von ihnen am meisten berichten werde, um so mehr, weil ich selbst nichts anderes bin als ein Tschechoslawe.

Meine Mutter war einst als kleines Mädchen auch in Wien gewesen, um deutsch zu lernen; sie erzählte mir, daß hier damals niemand mährisch gesprochen habe außer den Mägden, die noch nicht Deutsch konnten, weil sie gerade aus Böhmen oder Mähren eingetroffen waren. Mir wiederum war, als ich mich nach Wien begab, das Deutsche viel geläufiger als Mährisch, und jetzt – da vergesse ich es langsam wieder, weil es mir selten passiert, daß ich deutsch reden müßte; in jedem Wirtshaus, in jedem Kaffeehaus, ja, in jedem letzten Winkel in Wien werden Sie hören, wie mährisch gesprochen wird. Und es hätten sich in Wien vor dreißig oder vierzig Jahren keine anderen Tschechoslawen außer Dienstmägde aufgehalten? O, es waren schon damals mehr als vierzigtausend hier, aber keiner traute sich mährisch zu reden, weil das für ordinär gehalten wurde. Heutzutage hört man jedoch sogar Grafen und Barone mährisch parlieren, ja selbst in der Familie des Kaisers wird böhmisch oder mährisch gesprochen. Ich habe es mit eigenen Ohren gehört, und werde Euch erzählen, wie sich das abgespielt hat: An der Donau gleich bei Wien liegt ein großer Wald, der aber eher einem Obstgarten ähnelt, weil es in ihm kein Strauchwerk gibt, sondern nur Bäume und Gras; dieser Wald heißt Prater, und die Wiener besuchen ihn immer am späten Nachmittag zu einem

Spaziergang. Manchmal fährt auch der Kaiser hin, und die Kinder des Kaisers sind fast jeden Tag dort. Neulich führte das kaiserliche Kindermädchen die Prinzessin Gisela und den Prinzen Rudolf an der Hand, und ich ging gerade hinter ihnen. Da schwatzt der kleine Rudolf: „Ale je to bláto, pravda, Giselo?“, also: „Hier ist es aber kotig, gelt Gisela?“ Und sie gab zur Antwort: „At' si je, však zítra zas nebude.“ – „Macht nichts, morgen wird der Morast wieder weg sein.“ Ob sie sich dann weiter unterhielten, weiß ich nicht, weil mir ein Bekannter in den Weg trat, aber ich dachte mir: „Wenn sich nicht einmal die kaiserliche Familie schämt, öffentlich böhmisch zu reden, dann weiß ich wahrlich nicht, wer sich sonst noch dafür schämen dürfte!”

Keiner soll sich einbilden, daß er in Wien ohne Deutsch nicht durchkommt; in jedem Stand, vom höchsten bis zum niedersten, findet hier ein Mährer Landsleute in Hülle und Fülle. Sogar unter den Ministern finden sich Tschechen, und bei der übrigen höheren und niedrigeren Beamtenschaft gibt es mehr als genug von ihnen. Beim Militär dient eine große Zahl Tschechoslawen, und besonders bei der Militärmusik sind lauter Böhmen.

So verhält es sich auch in den großen kaiserlichen und in den Vorstadttheatern; einmal verschlug es mich zufällig ins kaiserliche Theater, als gerade nicht gespielt wurde, und ich ging zu der Stelle, wo die Musiker zu sitzen pflegen. Jeder hat einen Ständer, auf den er seine Noten legt, und auf jedem Ständer steht der Name des Musikers; da sah ich: Mikulka, Střeček, Kořínek, Nejezchleba usw., fast nur tschechoslawische Namen. Die besten und berühmtesten Theaterschauspieler und vor allem Sänger sind Slawen, z. B. Ander, Walter, Olšbauer, Levinský, Svoboda, Röhring und andere. Kaufleute, Handwerker, Wirte, Studenten und überhaupt Menschen aller Art bekennen sich zum tschechischen Volk; damit sie nicht kunterbunt in alle Richtungen verstreut wären, ohne etwas voneinander zu wissen, haben sie sich bestimmte Lokalitäten geschaffen und bestimmte Gelegenheiten organisiert, wo sie einander treffen und sich gemeinschaftlich bei patriotischen Gesprächen, mit Gesang oder mit der Lektüre tschechoslawischer Zeitungen unterhalten und ergötzen. Von diesen Dingen werde ich in der Folge in einigen Artikeln berichten.

I. Die Kaffeehäuser
Opavský besedník, Nr. 23, vom 2. August 1861

Daß es irgendwelche Lokale gibt, wo ein gebildeter Mensch verschiedene Zeitungen lesen kann, ist in Städten eine Notwendigkeit; ein oder zwei Zeitungen hat meistens jeder daheim, aber das sind gewöhnlich solche, die ihm gefallen, und das reicht nicht – er möchte auch wissen, was in denen steht, die ihm nicht gefallen; und das gilt nur von den sogenannten politischen Zeitungen, solchen nämlich, in denen steht, was sich in der Welt tut, wo irgendein Krieg geführt wird und was die Monarchen untereinander aushandeln und beschließen.

Wir haben aber auch lehrreiche Zeitungen und Zeitungen zur Zerstreuung des Gemüts und zur Bildung und Veredelung des Geistes, und zwar nicht zwei oder drei, sondern zwanzigerlei, dreißigerlei, die alle in tschechoslawischer Sprache abgefaßt sind; stimmt's, Sie sind froh, wenn Sie die 63 Kreuzer im Vierteljahr für den „Opavský besedník" zusammenbekommen, und was wäre erst, wenn Sie noch zehn oder mehr Zeitschriften beziehen sollten, da würden Sie sich bedanken; Sie würden sagen: Um Christi Willen!, mein ganzer Hof wirft nicht soviel ab!, und was sollte ich mit ihnen tun, wenn ich alles gelesen habe?, soll meine Frau vielleicht die Quargel damit einwickeln? – meiner Treu, das wäre eine teure Verpackung!

Na, sehen Sie, das sagen sich die Herren in der Stadt auch, und die hätten vielleicht genug Geld dafür, trotzdem sind andere Dinge noch nützlicher, denen sie sich zuwenden können. Damit also nicht jeder alle Zeitungen, die er gerne lesen würde, selber kaufen muß, ist irgend jemand auf die Idee gekommen, ein Kaffeehaus zu gründen, nämlich ein solches Lokal, wo man alle Zeitungen lesen kann, – aber nicht umsonst, versteht sich; wenn Sie lesen möchten, müssen Sie sich einen Kaffee eingießen lassen, den dieser Herr allerdings dreimal so teuer verkauft, als er ihn selbst kostet, damit er darum diese Zeitungen kaufen kann. Sie würden manchmal lieber keinen Kaffee trinken, aber was nützt es, – Sie müssen, auch vom Herrgott können Sie da keine Hilfe erwarten, wenn Sie die Zeitungen lesen wollen. Solche Kaffeehäuser sind auch dazu gut, daß sich dort regelmäßig Bekannte und Freunde treffen können, die sonst kaum zusammenkommen würden, daß sie dort einander erzählen können, was wer von den gegenwärtigen Ereignissen in der Welt

hält, ob in Ungarn schon endlich einmal Ruhe sein wird, und wieviel eine Butte Kartoffeln oder, wie man auch sagt, Erdäpfel kostet, daß man sich beieinander beschweren oder was Neues explizieren, sich gemeinsam zu ersprießlichen patriotischen Aktionen verabreden usw., kurz, daß man ein bißchen miteinander tratschen kann; denn auch die Herren haben ihren Klatsch, nur daß sie ihn nicht bei weißem Kaffee, sondern bei schwarzem zelebrieren, und deshalb ist ihr Klatsch auch ein bißchen schwärzer als jener der Frauen.

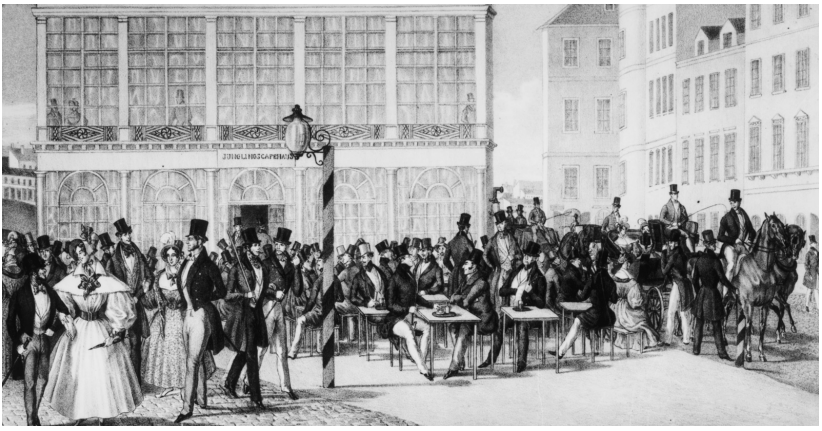
Besonders notwendig ist so ein Kaffeehaus in Wien, damit die Slawen nicht so verstreut blieben; zu diesem Zweck haben wir das Café Bauer in der Inneren Stadt, in der sogenannten Singerstraße (Ecke Churhausgasse, wo sich heute Mayers katholische Buchhandlung befindet). Über der Tür finden Sie neben dem Namen „Café" auch „Kavárna" geschrieben; Sie treten also ein und rufen in Ihrer slawischen Einfalt dem Bediener mährisch zu, er möge Ihnen einen schwarzen Kaffee servieren; da haben Sie sich was Schönes eingebrockt! Er reißt das Maul auf wie ein zweijähriger Karpfen, starrt Sie an und sagt nach einer Weile: „*frště nicht bémiš*", und erst jetzt haben Sie das Vergnügen, Ihre Bestellung in melodiösem Deutsch aufzugeben.

Wenn Sie sich ein bißchen nach Zeitungen umsehen, dann werden Sie hier, und das ist die Wahrheit, dafür, was Sie ihrer Zunge durch Verwendung des Deutschen angetan haben, durch die Zeitschriften wieder entschädigt; außer 36 oder 38 böhmischen, mährischen und slowakischen Journalen, darunter auch unseren lieben „Besedník", finden Sie hier auch noch den polnischen „Czas", das rusinische „Slovo", den kroatischen „Pozor", die slowenischen „Novice", ja sogar zwei sorbische aus Bautzen in Sachsen. Wenn Sie alle lesen wollten, würden Sie sich die Augen aus dem Kopf schauen, und Sie dürften den ganzen Tag nicht hinausgehen; aber was würde Ihnen das bringen?, kommen Sie lieber mit mir, ich zeige Ihnen noch ein slawisches Kaffeehaus, und das befindet sich in einem anderen Stadtteil (in der Tuchlauben, neben Molls Apotheke) und heißt „Beim Brandstetter". Dort versammeln sich eher die älteren Herren, die schon einige Jahre in Wien wohnen; unsere böhmischen und mährischen Abgeordneten gehen aber trotzdem lieber in das vorher beschriebene mitten unter die jungen, lustigen, ausgelassenen Studenten, von denen dieses Kaffeehaus fast ausschließlich besucht wird. Außer diesen beiden gibt es noch ein polnisches



„Die Zeitungsliebhaberei“, Stich von Andreas Geiger nach einer Zeichnung von Johann Christian Schöller (1837)

Jünglings Kaffeehaus in der Leopoldstadt



und ein serbisches Café, und in jedem größeren Kaffeehaus liegen die „Národní listy“ und der „Čas“, und den tschechischen „Lumír“ werden Sie auch im allerkleinsten Café finden; beim nächsten Mal werde ich Ihnen eines dieser kleinen Kaffeehäuser, in denen die meisten Tschechoslawen verkehren, eingehend beschreiben.

Opavský besedník, Nr. 24, vom 9. August 1861

Heute führe ich Sie in ein kleines Kaffeehaus, das sich nahe den Wiener Hochschulen befindet (das Café Schmaus-Waberl in der Bäckerstraße I. neben der alten Universität). Die grünen Fensterläden lächeln uns schon von weitem entgegen, und beim Nähertreten erblicken wir das in Messinglettern gesetzte Wort „káva“ – also „Kaffee“ – an den Fenstern. Die Tür steht im Sommer den ganzen Tag offen, daher können Sie leicht einen Blick ins Innere tun; es ist ein großes Zimmer, voller Tische und Sessel, und jeder Sessel hat sechs Beine, nämlich vier eigene, und zwei gehören dem, der auf ihm sitzt. Das habe ich deswegen erwähnt, damit keiner denkt, daß irgendein Stuhl leer wäre – keine Spur! Sie können von mir aus den ganzen Tag dort stehen und werden bemerken, daß, sobald sich jemand erhebt, sofort wieder ein anderer an seinem Platz sitzt; statt menschlicher Köpfe werden Sie dort aber lauter bedruckter Papierseiten ansichtig, die hochgehoben und losgelassen, auf den Tisch gelegt werden, sich über den Köpfen bewegen und überhaupt auf verschiedene Art von Platz zu Platz wechseln, wobei sie die ganze Brust (den vom Kopf bis über den Bauch reichenden Teil des menschlichen Körpers) jener Herren und Damen verhüllen, die ihre Nasen in sie stecken. – Sie werden sofort erraten, daß es Zeitungsleser sind. Sie wundern sich vielleicht, wie Menschen, wenn sie nicht zufällig Katzenaugen haben, bei so dunklem Licht lesen können? Ja, ich glaube, daß Sie dieses dunkle Licht genau so gut als helle Dunkelheit bezeichnen könnten, ohne ihm damit Unrecht zu tun; es ist hier fast so hell wie in einer Kirche bei der Rorate. Aber keine Angst vor dieser Dunkelheit! Ich garantiere Ihnen, daß es dort nicht spukt; schon sind wir drinnen, und weil wir nicht gleich einen Platz bekommen, sehen wir uns ein bißchen in dieser Stube um. Dort im finstersten Winkel sitzen ein paar Studenten um einen länglichen Tisch herum; einer liest die „Národní listy“, ein anderer den „Lumír“, der dritte die Olmützer „Hvězda“;

zwei lesen irgendwelche deutsche Zeitungen und einer streitet eben mit der Serviererin, warum sie ihm nicht die „Humoristické listy“ bringt, weil er gerne ein wenig lachen würde. Da haut einer von denen, die eine deutsche Zeitschrift lesen, mit der Faust auf den Tisch, daß alle Gläser zu klirren anfangen; er hat nämlich in einer deutschen Zeitung, welche die „Presse“ heißt, einen beleidigenden Schmähbrief gegen die Böhmen gelesen, und wenn er auch selbst vielleicht ein Mährer ist, hat ihn das trotzdem unendlich erbittert, weil er weiß, daß Böhme und Mährer ein und dasselbe sind.

Die anderen fragen ihn, worum es geht, und daraus entspinnt sich ein sehr lebhaftes Gespräch, in dem den Deutschen nicht allzu hübsche Namen zuteil werden, ja wir hören dort sogar etwas von Lotterbuben, Halunken, Bestien murmeln und andere respektable Bezeichnungen dieser Sorte. Ein Glück, daß jener Maler mit den langen Haaren, dem dicht bewachsenen Kinn und den klaren schwarzen Augen, der ein Stückchen weiter an einem anderen Tisch sitzt und eben seinen tagtäglichen Kaffee zu sich nimmt, nichts davon versteht. Sie werden ihn dort jeden Tag mindestens vier Stunden am gleichen Tisch sitzen sehen; viele wundern sich über ihn, wo er noch die Zeit zum Malen findet, um davon leben zu können. Er scheint kein Freund von weltlicher Eitelkeit zu sein; wenigstens geht er Sommer wie Winter in einem abgetragenen braunen Rock und mit einem schmutzigen Hut, dem jemand, der ein scharfes Auge hat, noch anmerken könnte, daß er einst von weißer Farbe war. Es ist ein Deutscher, und wenn er seinen Kaffee getrunken hat, nimmt er eine deutsche Zeitung in die Hand, in der er nur die wichtigen Dinge liest und den Rest flüchtig überfliegt. Danach läßt er sich gewöhnlich in ein Gespräch mit seinen Nachbarn ein, egal, wer immer das sein mag, und widerspricht einem jeden, weil er immer die Oberhand haben will; wenn jemand für den katholischen Glauben eintritt, beginnt er diesem alle möglichen Fehler vorzuwerfen, und wenn Sie ihm sagen, daß Sie ein Atheist sind, wird er Ihnen ganz klar und deutlich beweisen, daß Sie sich irren, und daß nur der katholische Glaube alleinseligmachend ist.

Sein Nachbar zur rechten Seite, dick, als wäre er von einer Türkin gemästet, erzählt gerade, daß er, wäre er der Kaiser, hurtig in die Ungarn dreinhauen und einige Hundert von ihnen köpfen lassen würde; „… na, da würden Sie einen klugen Streich tun“, sagt

der Maler, „damit würden Sie alles verderben!“ Kurz darauf bemerkt dort einer: „Diese Ungarn sind aber schon ein edles Volk; wie tapfer sie die von ihren Vätern ererbten Rechte zu verteidigen wissen.“ Dem Herrn Maler läßt es keine Ruhe, er muß sich dagegen zu Wort melden: „Geh’n Sie mir doch mit diesem Edelmut“, sagt er, „die führen uns noch alle ins Verderben; wenn ich der Kaiser wäre, würde ich mich ihnen nicht gar so anbiedern, sondern sie lieber verprügeln lassen wie Hunde.“

Ein anderer täglich wiederkehrender Gast sitzt gleich in der Nähe der Tür unter einem Spiegel; es ist ein Mann, der zweifellos schon den Sechziger auf dem Buckel hat, von seinem Handwerk her ein Schreiner oder Tischler, aber nicht, daß Sie meinen, ein Meister, keineswegs – er ist immer noch Geselle. Ich denke, er hatte kein Geld, um sich seine eigene Werkstatt einzurichten, und eine reiche Braut wollte ihm auch nicht an den Fingern kleben bleiben, obwohl das ziemlich leicht gegangen wäre, weil er die Finger immer voller Leim hat. Ich würde nicht meine Seele darauf schwören, daß er einmal ein hübscher junger Bursche war, weil ich ihn damals noch nicht gekannt habe, und das aus dem höchst billigen Grund, daß meine Mutter zu jener Zeit gerade in ihrer ersten Fibel *a e i o u y* zu lernen begonnen hatte; heute werden Sie an ihm nur zwei Besonderheiten entdecken: die mageren eingefallenen Wangen und eine schmutzige Mütze, die mindestens die Großmutter dieses Hutes sein könnte, mit dem der oben erwähnte Maler schon seit undenklichen Jahren seinen Verstand bedeckt. Wenn Sie wollen, hören Sie ein wenig zu, was der Herr Tischler jener alten Frau erzählt, die neben ihm sitzt und sehr aufmerksam ihren Kaffee trinkt, von seiner Rede aber absolut nichts wahrnimmt, weil sie taub ist; ich möchte darauf wetten, daß Sie kein Wort davon verstehen würden, selbst wenn Sie deutsch reden könnten wie ein Buch; er schwatzt nämlich in einem so klaren, reinen wienerischen Kauderwelsch, daß selbst ich seinen Ausführungen mit knapper Not entnehmen kann, daß er irgendwo irgendeinen stattlich bekleideten Kavalier heruntergemacht und beschimpft hat, was, nebenbei gesagt, seine Lieblingsunterhaltung ist. Ich muß Ihnen noch berichten, daß man ihn hier dreimal pro Tag sehen kann: morgens trinkt er einen Kaffee, mittags trinkt er zwei Gläschen Kaffee und abends wiederum ein Gläschen; angeblich geht er nirgendwohin anders zum Mittagessen hin, ja, es scheint, als hätte er eine Art jüdischen Magen, so wie die Juden nämlich vierzig Jahre nur von Manna

lebten, tut er es auch schon fast ebenso lange nur von Kaffee. – Gerade brechen zwei Herren auf, beeilen wir uns denn, uns auf ihre Plätze zu setzen. Sofort kommt das Mädchen zu uns und fragt, was wir möchten; wir lassen uns einen schlesischen Dalken bringen. Sie haben dort jede Art Backwerk in großer Menge, Powidel-, Topfen-, Mohn- und Kirschdalken, aber die größte Nachfrage besteht nach den schlesischen, die mit Zucker und Rosinen zubereitet sind. Auch verschiedene Torten und andere leichte Zuckerwaren kann man hier bekommen, und als Getränke erhält man weißen und schwarzen Kaffee, Schokolade, Tee, süße Milch, Sauermilch, Punsch und sehr gutes Wasser, von dem Sie meinetwegen fünf Maß trinken können. Die gesamte Bedienung ist hier weiblich; vier Mädchen, die aus besseren Häusern stammen, tragen Speisen und Getränke aus, zwei Mädchen verkürzen sich damit die Zeit, daß sie ununterbrochen Gläser mit frischem Wasser auf die Tische stellen und die leeren einsammeln, und drei arbeiten hinter einer speziellen Abschirmung, wobei die eine das Geschirr wäscht, die zweite den Kaffee und andere Getränke eingießt und die dritte den Kuchen schneidet und Butter aufs Brot streicht.

Alle sind Böhminnen oder Mährerinnen oder können, wenn sie Deutsche sind, wenigstens Tschechisch; und daher strömt hier alles her, was tschechoslawisch ist und im Kaffeehaus den Kaffee nicht doppelt so teuer zahlen kann oder will.

Es gibt hier allerdings nicht so eine große Zahl tschechischer Journale wie im slawischen Café, aber es sind wenigstens die drei wichtigsten da, und das ist zum größeren Teil für denjenigen, der keine Zeit hat, alle zu lesen, ausreichend. – Ich denke, Sie haben schon genug von diesem Herumlaufen in den Kaffeehäusern, weswegen ich Sie nun in ein tschechisches Wirtshaus führen werde.

***

Wie sich die Zeiten ändern! Heute haben wir in Wien über vierzig tschechische Vereine – *„des Guten zuviel“* – ja, wir können schon rein tschechische Gasthäuser und Cafés besuchen! Erinnern wir uns an die zwei „Protiwiner“, an Frau Richter und an das unterhalb der „Slovanská Beseda“ in der Wallnerstraße, an den Panc-Wirt in Währing, den Drchovský in Hernals, Chmelařs Pilsener und Klímas Wittingauer Wirtshaus im X. Bezirk, an die Weinstube Jáchymov in Ottakring, den „Oberkogler“ Am Hof, ans Kaffeehaus des Herrn Müllner, des Herrn Brož etc. Ich werde nicht alle diese Lokale,

besonders die im X. Bezirk, nennen, weil ich dann Gefahr laufen würde, daß ich selbst nirgends mehr hingehen dürfte, um nicht vielleicht etwas über den Herrn Besitzer oder die P. T. Gäste auszuposaunen. Wundern Sie sich nur nicht, jeder von uns ist sich selbst der nächste; auch ich trinke am liebsten in aller Stille vor mich hin; Zeitungen kann ich schon einige Zeit nicht mehr lesen, weil sie mir als frischgebackenem Journalisten beim Hals heraushängen. Daher werde ich Sie weder in den Prater führen, wo die tschechische Gesellschaft im Sommer bei Herrn Myslivec eine angenehme Zufluchtsstätte hatte, noch in das prachtvolle „Central", wo sich die tschechische Intelligenz trifft, sondern ich werde in der Nähe jener Gegend blieben, die unser wohlgemuter, volkstümlicher Referent erwähnte, als er von „einem kleinen Café neben den Wiener Hochschulen" schrieb.

In der Inneren Stadt, in der Bäckerstraße, wohin sich viele von Euch nur selten verirren, gibt es zwei kleine Kaffeehäuser, deren Besucher sich größtenteils aus Böhmen rekrutieren. Das eine (Nr. 26), von Herrn Klimesch (einem Böhmen), befindet sich neben der „Wiener Zeitung" gegenüber der herrlichen Jesuitenkirche, das andere, ein wenig weiter, Nr. 22, ist dasselbe, über das unser Slanovodský geschrieben hat. Über das erste möchte ich mich schon deswegen nicht äußern, weil ich dort fast täglich Gast bin und deswegen nicht indiskret sein mag; ich werde Euch, liebe Leser, ins zweite, besonders älteren Herren bekannte kleine Café mit dem Namen „Café Schmaus-Waberl" führen. So verkündet es ganz deutlich eine Aufschrift auf einer Tafel, und so ist das Kaffeehaus auch allgemein bekannt. Kommen Sie mit mir, und fürchten Sie sich nicht, daß Sie für mich bezahlen müssen. „Schale 6 kr., Glas 8 kr." steht da. Wenn Sie möchten, können Sie auch etwas anderes bekommen, etwa Limonade oder Sodawasser, Gefrorenes und auch *„Himbeer"*. Auf der anderen Seite werden Sie informiert, daß das Kaffeehaus sich eines ehrwürdigen Alters erfreut. Sie lesen: *„Caffeehaus Schmaus-Waberl, gegründet 1747"*.

Ich will zwar nicht sagen, daß Sie sich vielleicht den Kaffee gut schmecken lassen könnten, aber wenn Sie ein Leser tschechischer Journale sind, dann treiben Sie hier bestimmt welche auf. Im Zeitungsverzeichnis an der Tür finden Sie auch *„böhmische Blätter"*, freilich in einer solchen Orthographie geschrieben, daß der Herr Schreiber sämtliche Längenzeichen und Háčeks für gänzlich überflüssig hielt. Es gibt hier: „Národní listy", „Hlas Národa", „Li-

dové noviny“, „Paleček“, „Humoristické listy“, „Šípy“, „Moravská Orlice“, obwohl nicht alle im Verzeichnis vermerkt sind. Ins Lokal führt eine hohe Tür, und an der Seite sind zwei Fenster, die genausohoch wie die Tür und von außen mit starken Fensterläden ausgestattet sind. Die ehemalige Aufschrift „káva“ findet man heute nicht mehr. Also treten wir ein; der Raum ist ziemlich groß, viereckig, einst ausgeweißt, oder vielleicht -gemalt, heute ganz rußig. Im ersten Moment wird einem fast schwarz vor den Augen, was angeblich der Lichtmangel bewirkt und einem auch der Ausspruch irgendeines Landsmannes bestätigt, der sich ohne die geringste Rücksicht auf tschechisch Luft macht: „Sakra, když sem někdo přijde, je dočista slepej“ – „Sakra!, wer da hereinkommt, ist ja wie ein Blinder“ – genauso wie in unserer Beschreibung aus dem Jahre 1861. Aber die verflixte Finsternis dauert nicht lange, und bald kann man sich umsehen.

Als Folge einer kastenartigen Lichteinteilung zieht jener Teil der Republik, der Zeitung liest, nach vorne zu den Fenstern, die Liebhaber des Kartenspiels drängen sich nach hinten an die runden, zahlreich besetzten Tischchen; auch hier sind es die aus der Heimat bekannten internationalen Vögel, die sogenannten „Kiebitze“, die den fröhlichen Kartenbrüdern ins Spiel schauen. Neben ihnen sitzen schweigsam die Verehrer des Schachs.

Sehen wir uns im Raum um! Das Lokal ist gewölbt, hat drei Bögen und mächtige, riesige, festungsartig gebaute Mauern. In der Mitte stehen runde Tischchen mit einst vielleicht weißen, nun gelb gewordenen Marmorplatten; aber kein Wunder! Rund um den ganzen Raum führt eine durchgehende Holzbank, vor der schmale, längliche Tischchen mit einem Bein aufgestellt sind, immer für zwei Personen; vielleicht auch für vier Leute, die müßten dann aber „guten Willens“ sein, um sich an einem Tischchen zusammenzupressen. Hinten links befindet sich eine Kredenz und hinter ihr die Küche, wo Kaffee und Tee fabriziert und die Leckerbissen für die Gäste aufbewahrt werden. In der Mitte der Hinterwand ist eine Tür durchgebrochen, durch die man in einen weiteren Raum geht, der speziell für die Spieler bestimmt ist. In der rechten Ecke, in geheimnisvoller Dämmerung, steht eine Büste des menschenfreundlichen Kaisers Joseph II., der jenes Lokal auch am „16. November d. J. 1759“ besucht hatte und hier Gast gewesen war. Die Besitzer des Kaffeehauses sind auf diesen hohen Besuch immer zu Recht stolz gewesen; außerdem hatte dieses Café früher das Privileg, daß dort

die Reste von der kaiserlichen Tafel verkauft wurden, eine wahre Delikatesse für den Besucher. Solange die Universität in der Nähe war, war das kleine Kaffeehaus zahlreich besucht; an erster Stelle von der Studentenschaft, und das vor allem der böhmischen. Heute hat die Zahl der Gäste zwar abgenommen, aber ihre Nationalität ist zum Großteil die gleiche geblieben. Dort aus der Ecke hört man gerade: „Zab to, jak se to patří!“ – „Stich, wie es sich gehört!“, was die übrige Gesellschaft lautstark auf tschechisch begleitet. An einem anderen Tisch sitzt eine interessante Runde: Tschechen und Deutsche; sie sprechen halb tschechisch, halb deutsch. Ein Deutscher findet besonderen Gefallen an dem typisch tschechischen „Satraceny pan X.“ – „Verdammter Herr Urian.“ Worauf der angegriffene Böhme antwortet: „Ich bin am Geben; schreib’ dort einen Einser auf, schreib’ und zank’ nicht mit mir herum!“ Die Besucher zählen zum einfachen Volk; auf dem Gesicht von so manchem siehst du die Zeichen der Arbeit und vielleicht des Leidens; jener junge Mann, der ins Leere schaut, über etwas brütet – sein Augenausdruck zeugt davon. Gerade ist ein armer Teufel mit einem Bein hereingehumpelt; so mancher bringt hier zu Mittag rasch sein Essen hinter sich. Früh am Nachmittag wird hier Licht gemacht; warum, ist begreiflich.

Fast haben wir vor lauter Umhergucken auf den Kaffee vergessen; also trinken wir, denn wir wissen nicht, wovon wir dick werden könnten. Wir lesen auch noch irgendein tschechisches Blatt, das wir uns selbst holen.

Wir zahlen bei einer Kellnerin, von der wir auch etwas über ihre Magenkrankheit erfahren, und machen uns nun weiter auf den Weg durch die tschechischen Wirtshäuser, durch die uns wieder Herr Slanovodský führen wird.

*

Der vorangegangene kleine Artikel war Ende Oktober geschrieben worden; ungefähr am 7. November fanden wir das Schmaus geschlossen vor, weil seine bisherige Besitzerin übersiedelt war. Viele hiesige Blätter brachten schon einen Nekrolog auf das Schmaus; der bekannte Schriftsteller Herr J. Löwy gedachte am 15. November der schmucken Poldi aus dem Schmaus und ihrer unglücklichen Liebe, und unlängst hat sich ein Herr Kuffner in den „Národní listy“ über dieses kleine Café verbreitet. Aber das Schmaus hat ein zähes Leben; alles repariert, ausgemalt, runde Tische herbeige-

schafft, und in die Mitte einen neuen, mit schönem grünen Tuch bespannten Billardtisch gestellt – so was hat das Schmaus noch nicht erlebt! So gehört also meine Beschreibung dieses Kaffeehauses schon zu den „historischen Versuchen". Herr Jul. Löwy erwähnt das „Schmaus-Waberl" in seinen historischen Wiener Romanen sehr oft.

II. Ein böhmisches Gasthaus
Opavský besedník, Nr. 25, vom 16. August 1861

In der Vorstadt Mariahilf befindet sich in einer Seitengasse (in der Windmühlgasse) das Gasthaus „Zum goldenen Kränzchen", das nur von tschechischen Gästen besucht zu werden pflegt. An Wochentagen kommen dort gesetztere Herren, Geschäftsleute und Meister, hin, am Sonntag halten sich hingegen fast nur jüngere Handwerker dort auf, und die wollen wir uns ein bißchen ansehen. Wenn wir durch die Tür treten, werden wir hinter dem Schanktisch eine überaus dicke Frau sitzen sehen, die uns auf unser „Guten Abend" mit einem freundlichen „Willkommen, meine Herren!" antwortet. Menschen gibt es hier wie Ameisen, und wenn wir uns in den beiden geräumigen Stuben umschauen, sehen wir nicht einmal so viel freien Platz, daß unser Schatten sich irgendwo niederlassen könnte, davon, daß unsere nicht allzu zierlichen Gestalten einen Sitzplatz fänden, ganz zu schweigen. Die Frau Wirtin, die uns die Unschlüssigkeit, ob wir bleiben oder gehen sollen, ansieht, hebt besorgt ihr drei Zentner schweres Körperchen hoch und ersucht uns, nur noch ein Momentchen zu warten, weil sie gleich ein Plätzchen für uns gefunden haben wird. So wie Hochzeiter, die, was weiß ich, wie angestopft sind, trotzdem noch einen kleinen Platz in ihrem Magen finden, wenn die letzte Torte auf den Tisch kommt, findet uns die fürsorgliche Frau Gevatterin, so überfüllt das Zimmer hier auch sein mag, doch noch irgendeine kleine Ecke, obwohl wir nicht im geringsten Hochzeitstorten ähneln.

Wir bestellen uns einen Krug Bier, natürlich jeder einen; im Nu stehen die Krügel vor uns; aber ein Krügel ist nicht wie das andere, in den Wiener Gasthäusern wird nämlich gewöhnlich ein Glas so bezeichnet, welches ein bißchen größer als ein Seidel und ein bißchen kleiner als eine Halbe ist; aber hier sind die Krüge wirklich aus Steingut, mit einem Zinndeckel, in denen das Bier lange frisch

bleibt, nur daß man nicht sehen kann, welche Farbe es hat. Ein guter Bierkenner erkennt die Farbe auch mit der Zunge, und wir lassen es uns, obwohl wir nicht solche Experten sind, trotzdem schmecken, wie es sich ziemt und gehört, weil es in der Tat gut ist. Wir sitzen noch keine Viertelstunde, da steigt ein junger Mann mit slawischer Tschamara und blauer Slawenweste auf den Tisch, damit ihn alle sehen können, und beginnt mit schallender Stimme vorzutragen:

Laßt die fremden Sprachen, sprecht die eig'ne Sprache,
hoch die Tschechen, lobenswerte Slawen;
pflegt sie eifrig, nehmt Euch ihrer an;
laßt die fremden Sprachen, sprecht die eig'ne Sprache,
die an Wohlklang viele übertrifft,
die der Väter Seelen in sich birgt! usw.

Wenn er geendet hat, folgt lautes Klatschen, und gleich darauf stimmt einer an: „Auf, auf, ihr Slawen!", und die ganze Gesellschaft singt wie aus einem Mund. Daraufhin trägt wieder ein anderer irgendein Gedicht vor, dann wird wieder gesungen, und so geht es fast bis Mitternacht, bis diese wackeren Patrioten sich verabschieden. Während des Singens und Vortragens hat sich die Frau Gevatterin öfter unter die Gäste gemischt, um nachzusehen, ob es niemandem an etwas mangelt, und hat uns dabei immer schnupfen lassen, wie es in Wien der Brauch ist; sie selbst schnupft nicht. Beim Fortgehen wünscht sie uns eine gute Nacht und lächelt so süß, daß wir, als wir draußen sind, nicht wissen, wer schöner lächelt, der Vollmond am Himmel oder sie.

Es gibt noch mehr Gasthäuser in Wien, wo unsere Landsleute zusammenkommen, aber keines hat einen so rein slawischen Charakter wie dieses, weswegen wir sie mit Schweigen übergehen können.

III. Die „Besedy"

Opavský besedník, Nr. 27, vom 30. August 1861

Wie wir schon früher anführten, war „Beseda" die Bezeichnung für jede, zum Beispiel „ad hoc" improvisierte Unterhaltung. Damals gab es in Wien noch keine tschechischen Vereine. Für uns Männer ist es leicht, uns von allem etwas abzuschneiden! Wenn wir einander

etwas erzählen wollen, gehen wir ins Kaffeehaus, in eine Gastwirtschaft und in neuester Zeit auch ins Abgeordnetenhaus; aber die armen Frauen! Die Ehegesponsinnen liegen ihren Männern ohnehin genug in den Ohren, daß sie die Hälfte ihres Lebens in Wirtshäusern und Cafés versitzen, und dann sollten sie selbst hingehen? So manches Mannsbild würde sich denken: Bleibt bei Eurem Kochlöffel; und der eine oder andere würde sich vielleicht nicht genieren, diesen unhöflichen Gedanken laut zu äußern. Ein Fräulein kann diese Orte zu häufigeren Begegnungen mit ihresgleichen schon gar nicht in Anspruch nehmen. Sind die armen Wiener Slawinnen folglich zu völliger Einsamkeit verurteilt? O, durchaus nicht, der Herrgott hat sich ihrer erbarmt, und siehe, sie treffen sich bei Jausen zu ein bißchen slawischem Tratsch; und Herr Rosa hat sich ihrer erbarmt, und siehe, er begann „Besedy“ und Abendunterhaltungen zu veranstalten, damit sich nicht nur drei, vier, sondern alle Wiener Slawinnen zusammenfinden könnten, ihre Meinung sowohl über neu erschienene Bücher und Büchlein, als auch über neue Moden auszutauschen, und auch, um mit diesem sündigen männlichen Geschlecht ein bißchen zu plaudern.

„Besedy“ werden entweder von einem Unternehmer ausgerichtet oder von mehren Herren und Jünglingen, die zu einem „Unterhaltungskomitee“ zusammentreten. Am meisten „Besedy“ und Lustbarkeiten hat, soviel ich weiß, Herr Rosa veranstaltet (der noch – in Neudorf? – lebt, es wäre angebracht, wenn er ein paar seiner Erinnerungen für uns aufzeichnete); und es ist auch für niemanden leichter als für ihn, so eine Sache in die Hand zu nehmen. Er kennt alle berühmten Musiker, und auch die nicht berühmten, gute und schlechte Sänger, lustige und ungeschickte Deklamatoren, und ist selbst ein guter Sänger und er wäre auch ein guter Vortragskünstler, wenn es bei uns nicht die verfluchte Regel gäbe, daß man auswendig vortragen muß; wenn er daheim, ich weiß nicht, wie gut lernt, beim Auftritt vor dem Publikum entfleucht ihm immer irgendein Verschen, was ihn beim Rezitieren aber keineswegs beirrt: Entweder er lächelt pfiffig, als wisse er, was er verschwiegen hat, wolle es aber nicht sagen, oder er schaut finster drein und verzieht sein Gesicht in einer Weise, daß der Zuhörer sich diesen verlorenen Vers hinzudenken kann, oder er entschädigt uns mit einer kunstvollen Handbewegung doppelt für die paar Wörter, die er auf den Boden fallen lassen hat.

Schon zwei Wochen vor der „Beseda“ beginnt für Herrn Rosa ein wahrlich höllisches Fegefeuer; da muß er noch zu Herrn Bláha gehen, damit er bei der „Beseda“ auf dem Waldhorn bläst, hier zu Herrn Král, einem begnadeten Geigenspieler, dort muß er wieder die Sänger für den Chor auftreiben und selbst mit ihnen üben; er eilt zu Herrn Burgerstein, damit dieser bei der „Beseda“ ein paar seiner Deklamationsstücke vortrage, und einer der besten Wiener Sänger ist noch für einen Soloauftritt zu gewinnen. Für sich selbst braucht er auch ein paar Deklamationsstücke, und bei der ganzen übrigen Arbeit muß er sie noch dazu auswendig lernen. Am vorletzten Tag vor der „Beseda“ läßt ihm der Geigenspieler ausrichten, daß ihm der Finger weh tut, der Sänger schreibt ihm, daß er heiser geworden ist, und unser Märtyrer muß abermals andere Künstler gewinnen, was gewiß nichts Leichtes ist, wenn wir bedenken, daß es erstens Künstler sein müssen, zweitens Tschechoslawen und drittens solche Leute, die sich nicht beleidigt fühlen, daß Herr Rosa sie nicht schon früher aufgefordert hat, an der „Beseda“ mitzuwirken.

Sie werden doch nicht meinen, daß Herrn Rosa bereits nichts mehr zu tun bleibt? Er muß noch die Einladungen und Eintrittskarten drucken lassen und sie in vornehmere Häuser selbst hintragen, dann mit dem Besitzer eines Gasthauses die Lokalität vereinbaren und schließlich bei der hohen k. k. Polizeidirektion um die Genehmigung der Unterhaltung ansuchen und ihr die Abschriften der Texte vorlegen, die gesungen oder vorgetragen werden sollen. Sie sehen, ein gewöhnlicher Mensch wäre nicht imstande, das alles zu erledigen, Herr Rosa jedoch schafft alles, und wenn wir den „Beseda“-Saal betreten, heißt er nicht nur uns, sondern überhaupt jeden Gast mit einem fröhlichen und charmanten Lächeln willkommen. Der Beginn ist für sieben Uhr abends festgesetzt, aber die Gäste treffen so langsam ein, daß man nicht vor acht beginnen kann. Der Männerchor, der als erster auftritt, könnte ein bißchen lauter und stärker sein, aber der Mangel an diesen Eigenschaften darf nicht Herrn Rosa als Fehler angerechnet werden, denn die Hälfte der Sänger, die ihm gestern zuverlässig zugesagt hatten, ist daheim geblieben, und wenn Herr Rosa daran nicht verzweifelt, haben auch wir kein Recht zu verzweifeln. Dann folgen abwechselnd Gesang und Deklamation, Klavier- und Geigenspiel, Waldhornblasen; die Gäste sitzen um die Tische herum und lassen sich diese künstlerischen Gustostückerln gottesfürchtig schmecken,

wobei es allerdings manchmal auch vorkommt, daß beim herrlichsten Flüstern der Geigensaiten auf einmal ein Messer erklirrt, das vom störrischen Knochen eines unschuldigen verblichenen Kalbes abgerutscht ist, – und sofort ist von allen Seiten, wo die andächtigen Verehrer des Violinspiels sitzen, die sich gerade nicht mit Kalbfleisch oder ähnlichen sündhaften Dingen befassen, ein tadelndes Zischen zu hören. – Nach Beendigung des Konzerts geht erst das wahre Vergnügen los; wackere Jünglinge drehen sich um noch jüngere Fräuleins, prosten einander zu, schließen neue Bekanntschaften, trinken Bruderschaft, und wenn schließlich das schöne Geschlecht zum Großteil schon aufgebrochen ist, werden im Chor „Auf, auf, Ihr Slawen!“, „Ich bin Slawe mit Leib und Seele“ und andere patriotische und Liebeslieder angestimmt.

Voller Freude, daß die „Beseda“ gelungen ist, geht Herr Rosa hin und her, drückt Bekannten die Hand und verspricht, bald wieder eine „Beseda“ zu veranstalten, die noch schöner sein wird, und von der er die Hälfte des Reinertrags irgendeinem wohltätigen Zweck zuführen wird.

JAN NERUDA

Im Jahre 1873 im Wurstelprater

Erstdr. 1873



Jan Neruda
Geb. 1834 in Prag, gest. 1891 ebd.

Der Sohn eines Kriegsveteranen verlebte eine von Armut geprägte Kindheit auf der Prager Kleinseite und mußte auch das Studium der Rechtswissenschaft aus finanziellen Gründen abbrechen. Im Jahre 1856 schlug er die Laufbahn eines Journalisten ein und war seit 1860 für fortschrittlich eingestellte tschechische Zeitungen tätig. Von 1865 bis zu seinem Tod gehörte Neruda, ein erklärter Demokrat und Kosmopolit, der Redaktion der „Národní listy" (Nationalblätter) an. Im Jahre 1858 erschien als sein erstes literarisches Werk der gesellschaftskritische Gedichtband „Hřbitovní kvítí" (Friedhofsblumen). Obwohl Neruda ein umfangreiches lyrisches Werk hinterließ, begründete sich sein seinerzeitiger Erfolg auf der Prosa. Mit den „Povídky malostranské" (Kleinseitner Geschichten, 1878, deutsch 1885) wurde er zum Vorbild von Generationen tschechischer Erzähler. Als Autor von etwa zweitausend Feuilletons gilt Neruda als Begründer der tschechischen Feuilletonistik. Er unternahm mehrere Reisen in europäische Länder und in den Nahen Osten und verfaßte darüber zahlreiche Skizzen, Reportagen und Feuilletons. Wien besuchte er mehrmals in den sechziger und siebziger Jahren und informierte seine Leser jedesmal über seine Eindrücke von der Stadt. In der von ihm selbst zusammengestellten Auswahl seiner wichtigsten Reisefeuilletons, den i. J. 1877 edierten „Menší cesty" (Kleinere Reisen), findet man als einzigen Text über Wien allerdings nur eine erstmals am 25. Mai 1873 in den „Národní listy" abgedruckte Beschreibung des Wiener Volkspraters als der offenbar bemerkenswertesten Attraktion der Residenzstadt.

Wie stolz die Wiener stets auf ihren Prater waren! Napoleon I. soll einmal gesagt haben: „Könnte ich meinen Parisern diesen Wald herholen, ich würde die Tuilerien dafür geben“ – und wenn der Wiener sonst keinen blassen Dunst von der Geschichte haben sollte, diesen Ausspruch Napoleons kennt er. Aber mit der Herrlichkeit es jetzt vorbei. Wo früher jahrhundertealte Eichen rauschten, knirschen Kiesstraßen, wo Hirsch und Reh durchs Dickicht witterten, ragen angekohlte Piloten auf, wo weite Wiesen wallten, erstrecken sich ganze Wüsten aus Stein – und eine gepflasterte Wiese ist sogar für den Geschmack des Wieners zuviel! Der „Welt“ wegen ist das Volk um seine Gaudi gekommen.

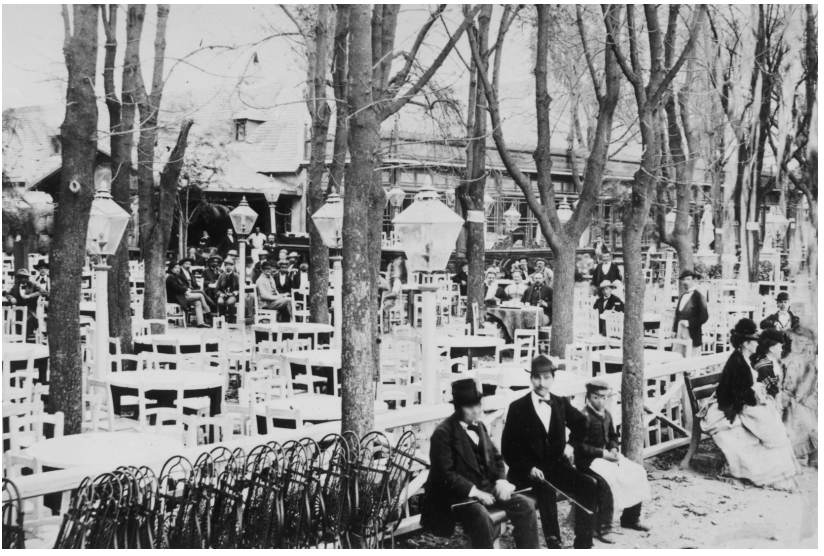
Doch gibt es immerhin noch den „Wurstelprater“ – einen kleinen Teil des großen Praters – zahlreich besucht an Feiertagen. Noch den ganzen Montag stinkt dieses von Buden bedeckte Stück Erde wie ein nicht ausgemisteter Pferdestall. Aber die Besucher nehmen von Tag zu Tag rasant ab, der Wiener fühlt sich hier nicht mehr wohl. Er setzt sich zwar allein vor ein Bier und rührt sich nicht, aber seiner Frau behagt es wirklich nicht neben dieser herrschaftlich befahrenen Straße, es gibt keinen Platz, wo das Fräulein Tochter mit ihrem Schatz promenieren könnte, und für das Söhnchen ist hier kein einziges Bäumchen zugänglich, von dem aus es sich den Hals brechen könnte. Ja, selbst der alte Pyrotechniker Stuwer darf hier nicht mehr seine infernalische Kunst ausüben. Es ist nun genau hundert Jahre her, daß Urvater Stuwer im Prater sein erstes großes Feuerwerk abbrannte, und schon jetzt mußte Urenkel Stuwer seine Raketen endgültig einpacken und den Platz der Weltausstellung überlassen. Er tat es mit Anstand. Auch sein historisch gewordenes Malheur, daß es jedesmal regnete, wenn er gerade ein bißchen Geld hätte einnehmen können, hat er der Ausstellung überlassen. „Bravo Stuwer!“

Für uns Fremde besitzt der „Wurstelprater“ dennoch genug Attraktionen. Er ist ein in ein System gebrachter Jahrmarkt. Und was eine hölzerne Jahrmarktsbude an Unterhaltung und „seelischer“ Ergötzung bieten kann, wird hier erschöpfend angeboten.



Die Weltausstellung – Haupteingang mit Blick auf die Rotunde (1873)

Hirschbergers Café im Wiener Prater (1874)



Fünfzig Wirtshäuser, neu erbaut, brüsten sich mit alten Namen, „Zum stillen Zecher“, „Zum Jäger“, „Zur Goldenen Kugel“, nur daß statt angenehm schmutziger Tische das widerliche Weiß von Tischtüchern und die Buntheit von Teppichen, auf die man sich nicht einmal die Pfeife auszuklopfen getraut, eingezogen sind. – Der zarten Jugend, sofern es sie z. B. nach „Pferdchen“ oder nach einer Schaukel gelüstet, stehen gleich dreißig „Ringelspiele“ zur Auswahl. In dem einen kreisen lauter Schimmelchen, im zweiten kleine Omnibusse, Kutschen und Kaleschen, im dritten Giraffen, Elefanten, Löwen und Tiger, im vierten nur Lokomotivchen, im fünften sich wie in einem Turnier wider einander aufbäumende Rößlein usw. Die Schaukeln haben die Form venezianischer Gondeln, von in ein Riemenzeug eingespannten Pegasussen, von Engelchen mit Tragkörben am Rücken, von Wiegen, Ballons und noch anderen Kreaturen. Die mannbare Jugend amüsiert sich ferner in Schießbuden. In mancher Schießbude gibt es über hundert Zielscheiben, der mannigfaltigsten Art, wie sich versteht. Gibt man dem Buben, der „hinter der Bühne“ amtiert, drei Sechserl, hat man bei zwanzig Schüssen zwanzig Treffer und vergnügt sich unschuldig wie ein Kind. Man zielt auf einen Hasen, und der Hase macht einen Purzelbaum und liegt da, auf einen Trommler, und die Trommel wirbelt los, auf eine Scheibe mit einem Vorhang – der Vorhang fliegt hoch, und unter den Flötentönen einer Drehorgel tanzen sechs mechanische Automatenpärchen, auf einen Barbier, und sein Kopf springt ab, auf einen Drahtbinder und – dem daneben stehenden Jesuiten stiebt ein ganzer Schwarm von Teufeln aus dem Hut – der Herr Lausbub im Hintergrund hat sich geirrt! Tölpel – man macht sich lustig über uns, gehen wir weiter!

Jetzt wäre gerade die rechte Zeit für uns für einen Besuch beim böhmischen Eskamoteur Kratky-Baschik, denn „die Geister sind heute um fünf“, wie auf einem Zettel steht. Aber bilden wir uns lieber! Wollen Sie ins „Museum der Mißgeburten“ oder ins „zoologische Institut Karwowski & Ceranke“? Sie würden dieses sechsköpfige Kind in dem Museum ohnehin nicht für echt halten, ja vielleicht nicht einmal dieses Mädchen „mit Engelsflügeln“, gehen wir also lieber in das Institut, wo wir wenigstens unter freiem Himmel herumspazieren.

Ein schönes, ein reiches Institut, ich lüge wahrlich nicht, wenn ich behaupte, daß sie vielleicht mehr als fünfzig Hühner und bestimmt an die dreißig Kaninchen heimischer Sorte hier haben,

aber! Sie haben auch zwei Wölfe da – am liebsten würde man jedem von ihnen einen Kreuzer schenken – und drei Füchse, klein, kahl, schäbig – in Gedanken mustern wir gerührt unsere Garderobe, ob wir nicht etwas Altes daheim haben.

Weiter! – „*Das leben und treiben der lapplaenderpolarmenschen im k. k. prater*“. Laßt uns das Blutgeld zahlen und eintreten. Ein paar Buben bekommen eine Ohrfeige, müssen aufstehen, und wir dürfen uns setzen.

Ein senkrechtes Auditorium gegenüber einer kleinen Bühne; im ganzen Raum der köstliche Gestank ungegerbter Pelze. Auf der Bühne toben gerade zwei in Fell eingenähte Rangen herum; sie haben lange schmale Kufen an den Füßen und trommeln mit ihnen auf den Brettern herum, daß einem die Ohren wehtun. Auf diese Art und Weise kurven sie angeblich daheim durch den Schnee. Angeblich sind es auch keine Lausbuben, sondern Herr Klemme und Herr Dowet, beide „in ihrer Heimat bekannte Rentierjäger“. Damit wir uns davon überzeugen können, nimmt der Conférencier, ein eleganter Herr in schwarzem Frack, ein Rentiergeweih in die Hand, geht bis in den Hintergrund des Auditoriums, Herr Dowet wirft einen Strick nach ihm aus, den der Conférencier auffängt – Herr Dowet zieht an, und der Conférencier läuft mit dem Geweih an der Stirn bis auf die Bühne und röhrt dabei – aber genau wie ein Rentier. Es folgt Frau Karim mit fertigen Fäden aus Rentiersehnen in der Hand, die sie „gerade jetzt vor uns spinnt“, und der Conférencier nimmt einen bunten Gürtel von der Wand, den Frau Karim „eben jetzt vor uns angefertigt hat“. Anschließend kommen Kaisa und Stinna – möglicherweise weiblichen Geschlechts, wer weiß das schon, – und „führen“ Volkslieder und -tänze „vor“. „Wenn jemand von den werten Herrschaften“, beginnt wieder der Conférencier, „lappländisch kann, habe er die Gnade, sie anzureden, sie werden ganz außer sich vor Freude Purzelbäume schlagen.“ Wir haben gerade begonnen, vor Scham über unsere Unwissenheit zu erröten, als da jemand hinten „njau-njau-rau-lau“ anfängt, was angeblich Lappländisch war, und die in freudige Stimmung versetzten Polarpatrioten purzeln tatsächlich auf schon vorbereiteten Teppichen herum. Und weil die schöne, „in ihrer Heimat ‚unsere Venus‘ genannte“ Johna schon hervorgetreten war, hob sie ihre Hände über den Kopf und begann ein an den Lappländerherrgott gerichtetes lappländisches Gebet herunterzuleiern, daß dieser „so gut war und sie alle nach Wien kommen ließ, wo es so viele brave Menschen gibt“.

Weil jedoch der Conférencier gerade einen diskretionären Teller in die Hand nimmt, nützen wir den frommen Moment und gehen.

„Hereinspaziert, herein, meine Herren! Seit die Welt besteht, hat es unter der Sonne nichts Dergleichen gegeben – unter der Sonne, sage ich! Jesus mit den Aposteln, Kaiser Maximilian, Königin Isabella beim Papst – das hat die Welt noch nicht geseh'n! Napoleon I., Garibaldi, zur Zeit in ärztlicher Behandlung – und das Merkwürdigste daran, die Federn, die Rädchen, jeder staunt und kommt aus dem Staunen nicht heraus! Und dann – Sedan, diese Stätte des Unglücks, diese Stätte des Ruhms! Napoleon der Dritte, Kaiser Wilhelm, Fürst Bismarck, das Schlachtfeld bedeckt mit Verwundeten, Toten, ich weine immer, wenn ich es ansehe! Werte Herrschaften, zwei Sechserl für den ersten Platz, wer nicht so viel hat, gibt nur eins für den zweiten Platz – ich werde – ich werde auch mit ihm weinen!" – Ein edelmütiger Mensch – und nachher – drei Haare von Bismarck auf Rädchen zu sehen! – Verlogener Kerl! In der ganzen Bude kein einziges Rädchen oder Federchen, lauter tote Wachsfiguren! –

„Seit die Welt besteht, sein Lebtag lang hat niemand so eine Schönheit gesehen!" ertönt es auf einmal von vier Seiten. Wir haben die Auswahl: vier Buden, und in jeder von ihnen „das schönste Frauenzimmer dieser Welt" – wir gehen zu allen, nicht wahr? Zu Emilie, *„der schönen Saechsin"*, zu Kathinka, *„der schoenen Polin"*, zu *„la belle Lyonnaise"* und auch zum dreizentnerschweren Gretchen, einer Berlinerin, die hier „eine schöne Tscherkessin *vom Kaukausus bei Russland*" ist. Sämtliche Damen sind schrecklich dick. Wir nennen Damen zwar „das „schwächere Geschlecht" –

(doch) ist der Ausdruck allemal
wohl doch nicht ganz so recht –

singt die schöne Emilie und fügt hinzu:

dass gott in seiner allmacht kraft
zuweilen starke damen schafft –

und sie muß es wissen, denn Gottes Allmacht hat sie viereinhalb Zentner schwer erschaffen. – Emilie, la belle, und Gretchen können sich, allerdings mühsam, vom Sessel erheben und eine Wade zeigen, Kathinka hingegen läßt auf ihrem Busen auch einen halben Zentner aus Eisen tanzen. Aber nur kurz – „abends bin ich schon müde, beim Frühstück bin ich besser". –

Jetzt gehen wir auf alle Fälle ins Fürst-Theater, denn wir sind in Wien, wir wollen Beschimpfungen der Böhmen hören und da müssen wir vor allem die „Schule des Volkes“, irgendein Theater, besuchen. Unterwegs jedoch bleiben wir bei den Velozipeden – oder Velitschopeden, wie man hier sagt, stehen.

Eine stattliche Bude in Kreisform. Eben ist die fröhliche Musik verklungen, es ist Pause. Die unterschiedlichsten Personen steigen von den Velozipeden ab und wieder auf. Die Fahrräder sind so fixiert, daß ihr Rad in einer Vertiefung auf einem Geleise läuft. Wer auf ihnen sitzt, dem werden von den Kurbeln unwillkürlich Hände und Füße hinauf und hinunter bewegt, und es hat den Anschein, als würde die Maschine selber lenken.

Jetzt sind die Velozipede besetzt. Auf vielen von ihnen sitzen durchwegs vor Hitze gerötete Damen, manche in eleganter Toilette, manche in weißen Kleidern und auch mit weißen Uniformkappen. Bei letzteren handelt es sich um angeworbene Velozipedistinnen, und sie sind durch die Bank wohlbeleibt. Bei sämtlichen Damen jedoch kann man, wie sie so auf Männerart im Sattel sitzen, den schneeweißen Strumpf bis unter das wie eine Damaszenerrose rote Strumpfband sehen.

Die Musik ertönt, der Kreis beginnt sich langsam zu drehen. Die Kurbeln heben sich hoch, Arme, Beine mit ihnen. Aber das mag alles noch angehen – eine elegante Bewegung, und die Damenkleider sind gleich wieder in der früheren Ordnung.

Doch jetzt beginnt die Musik schon heftiger zu wirbeln, die Trommeln klingen fröhlicher – der Kreis dreht sich schneller und schneller – Arme, Beine fliegen – immer hurtiger, immer hurtiger –

Wer die Augen schließen will, kann es tun, verboten ist es nicht.



Bürgerliche Praterfahrt

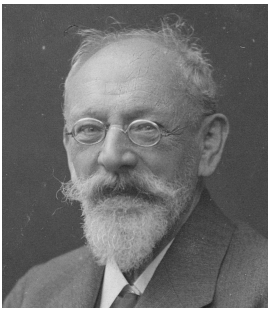
„Der Wiener ist ein kreuzbraver Mensch, aber Schimpfnamen und Ohrfeigen verteilen, gehört zu seinen Freuden. Wer nicht selbst geschlagen wird, schlägt andere, zu Hause die Kinder und Lehrlinge, im Kaffeehaus und im Wirtshaus den kleinsten Kellner. Wer niemanden hat, an dem er sein Mütchen kühlen könnte, prügelt wenigstens einen Hund oder irgendein anderes stummes Geschöpf.“

K. Klostermann, „Dem Glück nach“ (1895)

KAREL KLOSTERMANN

Dem Glück nach

Erstdr. 1895
(Auszug)



Karel Klostermann
Geb. 1848 in Haag (Oberösterreich), gest. 1923 in Štěkeň bei Strakonitz

Der Sohn eines österreichischen Arztes und einer gebürtigen Tschechin wuchs in Westböhmen auf und besuchte das Gymnasium in Pisek und Klattau. Nach einem abgebrochenen Medizinstudium in Wien (1865 bis 1869) arbeitete er als Erzieher in Böhmen und 1872 wieder in Wien als Journalist bei der Zeitschrift „Wanderer". Von 1873 bis 1908 unterrichtete Klostermann an der deutschen Realschule in Pilsen als Französisch- und Deutschprofessor. Seinem literarischen Debüt, den auf deutsch verfaßten „Böhmerwaldskizzen" (1890) folgten zahlreiche tschechisch geschriebene Romane und Erzählungen, wie „V ráji šumavském" (Im Paradies des Böhmerwaldes, 1893) oder „Ze světa lesních samot" (Aus der Welt der Einödbauern, 1894), mit denen Klostermann diese Region und ihre damals unberührte Natur für die tschechische Literatur entdeckte, ohne dabei – so etwa in „Skláři" (Die Glasarbeiter, 1897) – die sozialen Probleme außer acht zu lassen. Sozialkritisch ist auch „Za štěstím" (Dem Glück nach), der einzige maßgebliche Roman der tschechischen Literatur des 19. Jahrhunderts über die Wiener Tschechen. An den Schicksalen von vorwiegend aus dem Böhmerwald stammenden Zuwanderern schilderte Klostermann die Ausbeutung der tschechischen Arbeitskräfte in Wien und die Schattenseiten des sozialen und gesellschaftlichen Aufstiegs – moralische Defizite und nationale Entfremdung. Das Buch, das in den sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts spielt und die verschiedensten Gesellschaftsschichten unter die Lupe nimmt, wurde von den österreichischen Schulbehörden als nationalistische Provokation interpretiert und mit disziplinarischen Maßnahmen gegen den Autor beantwortet.

Ein Novembermorgen dämmerte über Wien herauf. Herauf? Ich weiß nicht, ob er sich nicht über die Stadt hinabwälzte, es ist schon lange her, fast dreißig Jahre: aber ich bin mir sicher, daß jener Herbstmorgen bestimmt nicht prächtig war; in der nordöstlichen Leopoldvorstadt, in jenen Gegenden, wo sich heute der Nordwestbahnhof erstreckt, war es überhaupt nicht schön. Die Donau war noch nicht reguliert, und im Herbst klafften die wasserlosen Arme des berühmten Stroms zu den grauen Himmeln wie die weißlichen Streifen einer Sandwüste, umsäumt von verkümmerten, traurigen, kahlen Bäumen. Ein garstiger Nordwind trieb naßkalte Dunstschwaden vom Fluß her; nicht das leiseste Anzeichen eines azurblauen Himmels, von Sonnenschein, obwohl es acht Uhr vorüber war, überall nur schmutziges Zwielicht, das an den verhältnismäßig niedrigen Häuschen am Ende der Taborstraße zu kleben schien. Man kann nicht sagen, daß Totenstille herrschte, aber lebhaft war es auch nicht. Fuhrwerk um Fuhrwerk rumpelte über die kotige Mitte der breiten Straße; da schritten die Fuhrleute schweigsam neben ihren Karren, dort lümmelten sie auf Kotzen und auf den Wagenkörben des Vorderwagens herum; auf den damals in der Nähe der Peripherie der Stadt ärmlichen und holprigen Gehsteigen eilten alle möglichen Gestalten dahin, sie rieben sich die Hände oder ballten sie in der Tasche zur Faust. Fast jede Bewegung zielte in Richtung der inneren Stadt. Hin und wieder tauchten ganze Scharen von Fußgängern auf, die ein unregelmäßiges Knäuel bildeten. Der Schritt, unsicher aufs Pflaster gesetzt, das halb erstaunte, halb stumpfe Gaffen verrieten, daß es Menschen vom Land waren, auch wenn ihre Tracht das nicht bestätigt hätte. Es waren Männer und Frauen, Kinder unterschiedlichen Alters, größere und kleine, die noch kaum dahintappen konnten.

Traurig war der Anblick dieser Menschen; auf ihren Gesichtern sah man Müdigkeit, Unausgeschlafenheit, Hunger, Nöte jeder Gattung, sie waren schmutzig, durchnäßt, zum Erbarmen. Aber wenn man genau hinblickte, konnte einem der Hoffnungsschimmer nicht entgehen, der aus so manchem Auge hervorschlug. Als ob diese wortkargen Gesichter sagten:

„Gott sei Dank, wir sind da, glücklich angekommen, die Qualen sind vorbei!“

Es gingen mehrere solcher Gruppen vorüber, eine war besonders zahlreich. Wie sie sich so ganz langsam dahinbewegte, überholte sie ein junger Kerl mit einem flachen, schwarzen Hütchen mit weiß gestreiftem Band. Sein Schnurrbart war aufgezwirbelt, die Koteletten an den Schläfen, die in der Mitte des Gesichts in einer scharfen Spitze endeten, verliehen seinem Gesichtsausdruck etwas Herausforderndes, genauso wie das Stück einer Virginia, das er zwischen den Lippen kaute. Er überholte die erwähnte Menschenhorde, musterte einige Gestalten, steckte die Hände in die karierten Hosen und brummte auf deutsch in Vorstadtwienerisch:

„*Schon wieder a so a Herd' Böhm'!*“

Einer der Männer, der offensichtlich genauso wenig verstand wie die übrigen, fragte ihn, als er bemerkte, daß dieses Jüngelchen stehengeblieben war und etwas von sich gab, mit jenem Tschechisch in leicht gesungenem Ton, das unseren Süden kennzeichnet:

„Gevatter, können Sie vielleicht Böhmisch? Seien Sie so freundlich und nennen Sie uns irgendeine Schenke ...“

Es war ein stämmiger, starker Riese, dessen Hände Schaufeln glichen. Der „fesche“ Wiener, der natürlich kein Wort kapierte, glaubte wahrscheinlich, der Sprecher hätte seine spöttische Bemerkung verstanden, und hielt es daher für das beste, zwischen zwei Fuhrwerken, die einander eben an dieser Stelle kreuzten, zu verschwinden, ohne abzuwarten, bis der Fremde zu Ende gesprochen hatte. Dieser zuckte mit den Achseln und ging mit seinen Gefährten stumm weiter.

Plötzlich stürzte ihnen eine andere Person entgegen, zart und kleinwinzig; die verschmitzten Äuglein zwinkerten unablässig unter den dichten Augenbrauen in einem merkwürdig zerfurchten Gesicht. Schlechtigkeit und Gerissenheit blinzelten aus diesem gelben, von einem dunklen, angegrauten Bart umrahmten Antlitz. Die schäbige Kleidung, die ausgefransten Hosen und die zerrissenen Schuhe wirkten nicht gerade vertrauenerweckend; aber wie hätten die Ankömmlinge das bemerken können, da die Erscheinung, kaum bei ihnen angekommen, die Augen aufriß, dem ersten von ihnen – dem uns schon bekannten Riesen – seine schmutzige Rechte hinstreckte und, fast verzückt und erfüllt von bewegter Vertrau-

lichkeit, sagte: „Mein Gott! Josef! Wie kommen Sie denn hierher? Ah, wie ich mich freue!“

Als der Mann vom Land die tschechischen Worte vernahm, fuhr er zusammen; auf seinem Gesicht erschien die ganze Freude, die ein Mensch in der Fremde beim Klang seiner Muttersprache verspürt, eine um so größere Freude, wenn man die fremde Sprache nicht versteht. Er blieb stehen, ergriff die ihm entgegengestreckte Hand; die übrigen hielten auch an. „Nun, wie geht’s, Josef? Was macht denn deine Frau?“ fragte der Mann.

„Bitte, Gevatter, meine Frau ist hier –“, zeigte der Dörfler auf eine stattliche Frau neben sich, die ein leise weinendes Kind am Rücken festgebunden hatte; genug Elend blickte aus den großen, blauen Augen dieser Frau, aber sie war dennoch schön, sogar trotz der unordentlichen Kleidung, die ihren Körper verhüllte. „Aber, bitte, ich heiße nicht Josef, ich heiße Matěj –“

„Gut, gut, Matěj, ich weiß schon, ich habe die Namen verwechselt. Sie sind doch aus Přeborowitz – das – bei Strakonitz, nicht wahr?“

„Bitte, ich bin aus Kumžak, aus Königseck.“

„Richtig, aus Königseck – ich weiß schon. Man bringt alles durcheinander, wenn man soviel in der Welt herumkommt und so viele Leute kennenlernt. Aber das ist egal – Landsmann ist Landsmann! Sie müssen wissen, ich bin ein Patriot – sobald ich einen Böhmen seh’, lacht mir das Herz im Leib.“

Ein anderer mischte sich in das Gespräch: „Gevatter, ich bin aus Strakonitz, wenn Sie sich dort auskennen, aus Mladějowitz.“

„Wie sollte ich es nicht kennen? Das gehört dem Windischgrätz.“

„Stimmt, stimmt – sehen Sie, wir haben uns verständigen können.“

Die anderen traten immer näher. „Seht, seht“, murmelten sie.

„Ich sag’s ja immer“, warf eine schon etwas ältere Frau ein, „die Leute kommen zusammen ...“

„Gevatter“, ließ der erste sich wieder vernehmen, „Sie zürnen mir hoffentlich nicht, wenn ich Sie frage, ob Sie nicht irgendein Wirtshaus kennen. Wir sind heute von Jedlesee herüber marschiert, wir sind ganz durchfroren, am meisten die Kinder. Sie wissen schon, es soll nicht teuer sein – ein bißchen Suppe, das ist alles. Brot haben wir noch aus Böhmen. Wissen Sie, wir suchen Arbeit. Angeblich wird hier viel gebaut, man erzählt, es gibt was zu verdienen. Bei uns



Malerlehrling auf dem Wiener Graben

„… an einem Tisch in einer Ecke saßen ungefähr zehn Jungen im Alter von zwölf bis fünfzehn Jahren; schäbig aussehende, schmutzige Buben, deren Augen stumpf ins Leere starrten. Einige waren sichtlich schläfrig, die anderen konnten sich vor Müdigkeit kaum auf den harten Stühlen halten. Angehende Lehrlinge! Die Eltern schicken sie oft aus fernen Landstrichen her, damit sie ihr Glück in der Residenzstadt suchten. Das Glück! Alle, die aus Böhmen herkommen, kommen auf der Suche nach dem Glück, und wer zählt die traurigen Opfer, die im Wirbel des Lebens, im erbarmungslosen Kampf um die Existenz untergingen? Ein dorniger Weg, auf den das harte Leben mit der Ferse tritt; zerstörte Leben, aus den Wurzeln gerissene Existenzen, die an Körper und Seele Schaden leiden, markieren diesen Weg, wie die Gerippe Verdursteter die Routen der die Sahara durchquerenden Karawanen kennzeichnen. – Du große Not der tschechischen Lehrlinge in Wien, derer sich keine Menschenseele annimmt, denen moralische Stärkung und religiöser Trost und auch christliche Belehrung abgesprochen werden, du Not, die größer ist, als jener sie sich vorstellen kann, der dies nicht mit eigenen Augen gesehen hat – wer mißt die Tiefe deines Abgrunds, wer schreibt deine Epopöe? Kaum ein Drittel der Buben, die hierher kommen, sieht seine Lieben wieder, und auch von denen sind viele den Eltern und der Heimat entfremdet …“

Karel Klostermann, „Dem Glück nach“ (1895)

schuftet man den ganzen Tag und verdient im Sommer dreißig neue, eine Frau kaum zwanzig ... und im Winter gibt es oft nicht einmal diesen Verdienst."

„Natürlich", antwortete der Schäbige, „zu verdienen gibt es hier genug. Wenn noch tausendmal soviel von Euch kämen, alle werdet ihr Euer Auskommen finden. Ich sag' Euch: Man ist ein Böhme und Patriot, aber Wien ist Wien. Ein Wirtshaus sucht Ihr? Ihr könnt Gott danken, daß Ihr mir begegnet seid. Ihr kennt Euch hier nicht aus, Ihr hättet vielleicht eine Stunde, vielleicht einen halben Tag gesucht und nichts Passendes für Euch gefunden. Hier gibt es lauter Halsabschneider – vielleicht wärt Ihr wo eingekehrt, wo man Euch bestohlen hätte, im besten Fall hättet ihr geblecht, daß Ihr schwarz geworden wärt. Aber ich bringe Euch wohin, es ist nicht weit. Dort ist es wie geschaffen für Euch, und Meister gehen dort auch hin und Unternehmer, die Arbeiter suchen."

Die armen Böhmen hörten andächtig zu. Das war ja schier ein Erlöser! „Meine Mutter betet daheim", sagte irgendein junges Mädchen, „daß Gott der Allmächtige mich einen guten Dienst finden läßt und mir gute Menschen schickt, die mir suchen helfen. Meine Mama hat gesagt: Bětuška, geh in die Welt. Die Novák Karla ist auch nach Wien gegangen, so bettelarm wie du und heute ist sie dort Hauswirtin. – Vor zwei Jahren ist die Karla gekommen wie eine Königin; Tschechisch konnte sie fast nicht mehr, aber deutsch hat sie geredet wie die Frau Baronin aus Hlawňowitz."

Der „Erlöser" betrachtete die Sprecherin. Ein siebzehnjähriges Mädchen, gut gewachsen und hübsch zum Anbeißen. Er schaute und schaute, ließ die Augen nicht von ihr.

„Um Euch, Mädel, werd' ich mich kümmern", sagte er väterlich, „und wenn ich ich sage, ist es, als ob es der Herr Kaiser gesagt hätte."

Er faßte ihr mit seiner schmierigen Rechten von unten an ihr frisches Kinn, so daß sie unwillkürlich zurückwich und dabei ganz rot wurde. Ihr festes und dennoch weiches Händchen, an dem ein einfacher, silberner Ring mit einem roten Steinchen glänzte, stieß die zudringliche Hand weg.

„Na, na, nicht gleich zornig werden", sagte er, „wir werden schon noch miteinander Bekanntschaft machen. Geh'n wir jetzt, wir sind gleich dort."

Sie setzten sich in Bewegung, rückten ihre Ranzen auf den Rükken zurecht. Ihr Führer hörte beim Gehen nicht auf zu reden:

„Fragt hier in der Leopoldstadt, fragt wen Ihr wollt und wo Ihr wollt. Jeder wird Euch sagen, wer Jindřich Valášek ist. Aber Jindřich müßt Ihr sagen! Valášek gibt's hier nämlich etliche; da ist zum Beispiel der Jan Valášek, ein schmutziger Schuster. Er besitzt zwar zwei Häuser, aber wer beachtet ihn schon, den Schuhflicker. Hier ist es so, daß man Verdienste haben muß, um beachtet zu werden, wißt Ihr, wirkliche Verdienste, und die hab' ich, Gott sei Dank. Ihr könnt Euch erkundigen."

Schwer zu sagen, wen die armen Ankömmlinge gefragt hätten, fest steht jedoch, daß sie den verdienstvollen Herrn Jindřich Valášek mit ungeheuchelter Ehrfurcht ansahen, die noch wuchs, als er mit ihnen in einen dreckigen, finsteren Torweg einbog, durch den sie in eine noch dreckigere Schenke gelangten. Es brannten dort zwei Gasflammen, aber Gestank und Dunst, Tabakrauch und, weiß Gott, was noch erlaubten den Flammen nicht, klar zu brennen. Die Spelunke war gestopft voll; überall saßen, lagen hier den Neuankömmlingen ähnliche Typen auf den Bänken herum; auf dem Fußboden waren Säcke, Beutel, Ranzen abgestellt, alles wie eingelegt in eine dichte Schicht aus Tabakasche und Resten von Stroh, das anscheinend vor kurzem entfernt worden war.

„Begrüße Sie herzlich, Herr Valášek", sagte irgendein ungehobelter Kerl, nicht weniger schmutzig als der, den er willkommen hieß. Offenbar war es der Wirt, denn fast im gleichen Atemzug gab er Befehle:

„Martin, den Branntwein dort auf den Fünfertisch, Achtung auf den Siebener! Der Kerl ist ganz zerlumpt, wer weiß, ob er Geld hat."

„Hier, ich bring' Euch Gäste", sagte Valášek. „Bedient Sie gut, es sind brave Leute, wissen Sie, lauter Bekannte." Dann wandte er sich an seine Schäfchen: „Wenn ich Euch nämlich als Bekannte vorstelle, haben sie mehr Achtung vor Euch und werden nicht so viel rechnen. Setzt Euch."

Sie schauten sich um, schön bedächtig, wie es sich für Landmenschen gehört. Es hatte den Anschein, als ob sie sich nicht getrauten. Schließlich faßten sie einen Entschluß; zusammenbleiben konnten sie nicht, also trennten sie sich voneinander und setzten sich zu zweit, zu dritt hin. Ein Moment der Verwirrung trat ein. Einige kleine Kinder, die wahrscheinlich vom beißenden Rauch keine Luft bekamen, begannen herzzerreißend zu weinen.

Matěj aus Königseck, seine Frau mit dem kleinen Kind und das

hübsche junge Mädchen, um das sich zu kümmern, Valášek versprochen hatte, fanden Platz an einem Tisch; noch ein Mädchen schloß sich ihnen an, das sich den ganzen Weg an ihrer Seite gehalten hatte, ein kaum vierzehnjähriges Mägdlein, fast noch ein Kind; sie war zart und klein für ihr Alter. Einen großen Teil der langen Reise hatte sie mutterseelenallein hinter sich gebracht, von niemandem aus der Heimat begleitet, nur fremde Menschen hatten sich ihrer unterwegs angenommen. Mit ihren mageren Händchen nahm sie einen ziemlich kleinen Beutel von ihren Schultern, der ihr ganzes Eigentum enthielt; sie legte ihn auf ihren Schoß, öffnete und durchwühlte ihn, bis sie einen Kanten harten Schwarzbrots fand.

Um den Tisch saßen mehr Leute, lauter Tschechen, im Wirtshaus war überhaupt kein deutsches Wort zu hören. Dem Mädchen gegenüber saß ein älterer Mann mit schütterem Haar; er stützte den Kopf auf seine Rechte, in der Linken hielt er eine erloschene Pfeife, die er manchmal unwillkürlich an den Mund hob; vor ihm stand ein fast leeres Gläschen mit irgendeiner scheußlichen Flüssigkeit. Er saß da, brummte zusammenhanglose Wörter: „Meiner Seel' ... nichts, überall nichts ... wie Vieh könnte man krepieren ..., und dieser Gauner schreibt auch mit doppelter Kreide ..."

Auf einmal wandte er sich an das Mädchen gegenüber: „Und du, Kind, bist du auch heute angekommen? Woher stammst du?"

Sie blickte ihn an und merkte, daß er gute Augen hatte.

„Aus Mischenetz, bei Protiwin."

„Gar aus Mischenetz – hm, hm. Und das ist dein Vater?" zeigte er auf Matěj.

„Aber nein. Er hat mich erst in Österreich eingeholt. Ich hab' keine Eltern mehr. Ich habe in Mischenetz bei meiner Tante gewohnt, und die hat mich in die Welt geschickt, daß ich mir was zum Leben verdiene, weil sie selber nichts zu essen hat; also hab' ich mich nach Wien aufgemacht."

Ein Schatten echten Mitleids flog über die verwitterte Stirn des alten Mannes. „Trink das aus!" sagte er, indem er ihr das Gläschen hinschob, „trink aus, damit dir warm wird. Du bist arm, wie ich. Du hast keine Eltern, ich hab' einen Sohn, weißt du, und hab' ihn eigentlich auch nicht. Ich hatte drei Söhne, um es dir zu sagen. Einen hat mir der Krieg genommen, ich hab' einmal irgendwelche Papiere aus Italien bekommen, angeblich ist er dort am Fieber gestorben. Der zweite, weiß Gott, in welchem Kriminal der herumkugelt

– er ist heruntergekommen, schade um jedes Wort; und der dritte, der war brav. Er ist als Weißgerbergeselle hergekommen, ohne einen einzigen Kreuzer. Der Meister, bei dem er arbeitete, hatte ihn ins Herz geschlossen, und als der Meister voriges Jahr starb, hat ihn die Meisterin noch mehr ins Herz geschlossen. Vor einem Jahr hat sie ihn geheiratet, und er hat mit ihr zwei große Häuser und eine Werkstatt bekommen, wo fünfzehn Burschen arbeiten. Daraufhin schrieb er mir nach Moldauthein – weißt du, ich bin nämlich aus Moldauthein, deswegen kenne ich Mischenetz. Vater, schrieb er, begebt Euch nach Wien, Ihr werdet bei mir wohnen. Ich hab' in Moldauthein als Taglöhner gearbeitet, Armut gab es genug. Ich glaubte, ich hätte einen Terno gewonnen. Ich komm' also nach Wien und schnurstracks zu meinem Sohn. Ein gnädiger Herr, sag' ich dir, mein Sohn. Am Anfang war es wie im Paradies. Aber mit der Zeit, Gott verzeih mir, ist aus dieser Braut ein wahrer Drachen geworden! Ein Krawall nach dem andern. Der Teufel hätt' angeblich diesen alten böhmischen Hund gebracht. Und mein Sohn durfte nicht widersprechen, er durfte nicht, mein Kind! Um dem Ganzen ein Ende zu machen, schickte er mich eines Tages fort. Er hatte Tränen in den Augen, er versprach hoch und heilig, daß er mich unterstützen würde – aber er darf nicht, der Lindwurm gibt nichts her! Sie hat alles, und er nur das, was sie ihm gibt. Seit ich aus dem Haus bin, darf mein Sohn nicht einmal ins Wirtshaus. Daß er dort angeblich sonst nicht hingehen würde, daß er mir angeblich Geld geben würde, sagt sie. Und wenn du mich fragst, warum sie so böse ist, sag' ich dir folgendes: weil ich mit meinem Sohn tschechisch geredet habe! Wie sollte ich anders mit ihm sprechen? Ich kann doch nicht anders. Sie versteht es nicht und kann es nicht ertragen, dauernd dachte sie, daß wir uns gegen sie verschwören. Seit einem halben Jahr bin ich von ihnen weg und arbeite als Taglöhner, wenn es Arbeit gibt. Aber jetzt gibt es keine Arbeit; man hat zu bauen aufgehört – nichts, nichts ..."

Der Alte trank, ohne überhaupt zu bemerken, daß das Mädchen das Gläschen nicht einmal angerührt hatte. Alle lauschten ihm, sofern sie ihn in dem allgemeinen Lärm verstehen konnten.

„Also Oheim", meldete sich Matěj, „Sie erzählen, daß es schlecht steht mit dem Verdienen, daß es wenig Arbeit gibt?"

Der Alte blickte ihn an, hustete, winkte mit der Hand ab.

„Sie sind jung, stark – vielleicht finden Sie was – aber weiß Gott, ob sofort, und aufs Warten sind Sie nicht eingerichtet. Der Winter

hat begonnen, die Bauarbeiten sind eingestellt, das ist das Problem. Schauen Sie, wieviel Menschen hier sind. Und Wirtshäuser wie dieses da, wo das aus Böhmen kommende Arbeitervolk verkehrt, gibt es hier in Hülle und Fülle."

Matěj überlegte. Er hatte sich mit Frau und Kind herbegeben, wobei er in der ganzen großen Stadt nur einen einzigen Bekannten hatte, und der gehörte noch dazu einer anderen Gesellschaftsschicht an. Es war ein Landsmann aus Königseck, ein naher Verwandter von ihm, ungefähr in seinem Alter; er erinnerte sich an ihn von den Zeiten her, als sie als Buben miteinander gespielt hatten. Dann ging Eman – so hieß er – zum Studium nach Neuhaus; er sah ihn noch einige Jahre in den Ferien und an Feiertagen, aber da war es mit dem Vertrauen schon vorbei. Eman spielte zwar nicht den Herrn – aber er, Matěj traute sich nicht. Eman konnte wahrscheinlich Latein, und Matěj diente als kleiner Knecht bei einem Bauern. Später ging Eman nach Wien und war jetzt ein Herr in irgendeiner Kanzlei. Emans Bruder lebte in Königseck, und als Matěj sich nach Wien aufmachte, gab dieser ihm dessen Adresse, die irgend jemand fein säuberlich auf deutsch aufgeschrieben hatte. Matěj trug den Zettel ganz zerknittert in seiner Weste, nun zog er ihn heraus und bemühte sich, ihn mit seiner breiten Hand zu glätten.

„Seht Ihr", sagte er, „da ist die Adresse meines Cousins aufgeschrieben; er ist ein Herr, sicher ein großer Herr, ich werde noch heute zu ihm gehen."

„Ein Herr soll das sein?" sagte der Alte. „Na, dann gehen Sie lieber nicht hin. Der wird wenig Freude haben, wenn er Sie sieht. Suchen Sie sich lieber eine Wohnung, um etwas zu haben, wohin Sie Ihren Kopf betten können."

Daran hatte Matěj bisher noch nicht gedacht – jetzt schoß ihm diese Frage plötzlich durch den Kopf. Wo würde er schlafen? Hier war es ganz anders als auf dem Land; kaum hatte er den Fuß in die Stadt gesetzt, endlose, unwirtliche Häuserreihen; alle Häuser kamen ihm gleich vor. Wie sollte er sich hier auskennen? Seiner Frau waren wahrscheinlich die gleichen Gedanken gekommen, sie begann auf einmal zu weinen, und auch der hübschen siebzehnjährigen Bětuška traten die Tränen in die Augen.

„Zu allererst das eine", meinte Matěj nach einer Weile, „ich muß heute Arbeit finden; wenn ich die habe, werden mir meine Kameraden sagen, wo ich mir ein Dach über dem Kopf suchen soll."

In der Schenkstube wechselten unterdessen die Gäste; die einen gingen und andere kamen. Nur Herr Valášek war nicht verschwunden; er eilte von Tisch zu Tisch, trank, sprach, gab Belehrungen ab; hie und da wurde ihm ein Gläschen angeboten, das er herablassend annahm.

Er kam auch an den Tisch, wo Matěj saß. „Gevatter", sagte dieser, „haben Sie die Gnade, vielleicht zu wissen, was das ist?" und er reichte ihm die Adresse seines Cousins.

Herr Valášek stellte sich unter die Gasflamme – das Gas brannte hier den ganzen Tag – und begann zu lesen: *„Em. Koschatta, k. k. Ministerialkoncipist, Mariahilf, Schmalzhofgasse 28, II. Stock, Tür 17.*"

Nachdem er fertiggelesen hatte, faltete er das Papier und wandte sich an Matěj:

„Gut. Ich weiß, wo das ist, und bring' Euch von mir aus gleich hin; kommen Sie."

Matěj blickte ihn mit einem Ausdruck unendlicher Dankbarkeit an. „Mein herzensguter Gevatter, der Herrgott wird's Ihnen vergelten ..."

„Na, na, wir sind doch Menschen, und ich hab' ja ein christliches Gemüt – und außerdem ein Landsmann! Ich versäum' zwar eine Menge, und meine Zeit ist knapp, aber weil Sie es sind, werd' ich auf nichts Rücksicht nehmen."

Matěj erhob sich und wandte sich an seine Frau, die das weinende Kind beruhigte.

„Hörst du, Terezka, dieser Herr wird mich zum Herrn Oheim führen. Du wartest hier auf mich, bis ich wieder da bin. Rühr' dich nicht vom Fleck, laß dir das gesagt sein."

Weil Herr Valášek schon neben der Tür stand, zahlte er schnell das bißchen Suppe, das sie gegessen hatten, und eilte dem Helfer nach, den Gott ihm gerade geschickt hatte.

Sie waren wieder draußen. Es mochte zehn Uhr sein, aber es war immer noch dunkel. Auf dem Himmel zogen dichte graue Wolken dahin, die kaltes Regenwetter verströmten. Die beiden Männer eilten durch die lange Taborstraße in Richtung Stadt, der eine warf die spindeldürren Beine durcheinander wie ein dahinstürzendes Wiesel, der andere bemühte sich, ihm mit dem wuchtigen, langen, ausgiebigen Schritt der ans Gehen gewöhnten Landmenschen zu folgen. Um sie herum das Rauschen und der Lärm drängelnder Passanten und ineinander verkeilter Wagen jeder Art; Matěj war wie betäubt, er nahm die langen Häuserzeilen nicht wahr, verlor gänz-

lich die Orientierung, spürte nicht, wenn er jemanden anrempelte, hörte die Schimpfwörter nicht, mit denen er bedacht wurde. Weiter, weiter! dröhnten diese Wellen eines wilden Stroms, und er ging und ging, gejagt, geschüttelt von einem Wirbel; die Häuser kamen ihm vor wie eine einzige gleichförmige, gemauerte Schanze und die Menschen wie eine schwarze aufquellende Masse. Erst als sie die Ferdinandsbrücke überquerten, als sich vor ihnen der damals noch ziemlich leere Kai und das Leopoldglacis öffneten, fand er die Sprache wieder.

„Um Christi Willen!“ stöhnte er, „so viele Häuser! So viele Menschen! Wie soll ich mich da auskennen?“

„Sie werden sich schon daran gewöhnen, mein Freund“, erwiderte sein Begleiter. „Gehen Sie nur weiter, wir haben es eilig. Ich hab’ einen Haufen Arbeit, und Sie wollen schließlich wieder zu ihrer Frau zurück. Und jetzt noch was, Kamerad. Sie werden doch nicht wollen, daß ich diesen Weg umsonst mache; ich versäum’ soviel, daß Sie davon keine Vorstellung haben. Wissen Sie was? Ich bringe Sie bis vors Tor von diesem Haus in der Schmalzhofgasse, und Sie geben mir einen Gulden dafür. Na, da sehen Sie, daß ich ein Christ bin, der ein Einsehen hat. Ich weiß, Sie sind ein armer Mensch, ein Arbeiter, Gott behüte, daß ich Sie abstiere.“

Matěj nahm ein zusammengeknotetes blaues Tüchlein aus seiner tiefen Brusttasche und begann es aufzuknüpfen. Seine gesamten Ersparnisse befanden sich darin, lauter Kreuzer, insgesamt vielleicht fünf Gulden. Doch Herr Valášek sagte:

„Sie haben es eilig, Mensch. Stecken Sie das Tüch’l wieder ein. Hier werden Sie mich nicht bezahlen, hier sind viele Leute unterwegs; ich hab’ Ihnen schon gesagt, erst bei dem Haus.“

Und sie gingen wieder weiter. Sie bogen in die Rotenturmstraße ein. Hier herrschte fast nächtliche Dämmerung; in allen Läden, hinter allen Fenstern brannte das Gas. Und ein endloses Fahren, Trappeln, Rattern auf dem feuchten glatten Pflaster, in den Gassen unbeschreibliches Gedränge. Der arme Matěj verlor fast die Besinnung. Er eilte, so gut es ging, hinter Valášek her, der sich rasch durch das Getümmel wand und ihn unaufhörlich aufforderte, schneller zu gehen. Sie gelangten zum Stephansplatz; Matěj, der die Augen nicht von seinem Führer ließ, registrierte vermutlich weder den Turm noch den Dom. Ihm war Neuhaus vor Augen geschwebt, als er nach Wien gekommen war; ungefähr so hatte er sich die Residenz vorgestellt, nur ein bißchen größer vielleicht. Das



Herrschaftsportier vor dem Erzbischöflichen Palais in Wien I., Rotenturmstraße 2

einzige, was ihm in dieser schwarzen Masse drängelnder Menschen nicht entging, war die große Anzahl von „Herren“. Auf dem breiteren Gehsteig des Stephansplatzes äußerte er mehrmals seine Überraschung darüber:

„In Christi Namen, Gevatter, wo kommen die denn alle her? Am Jahrmarkt in Neuhaus sind nicht einmal halb so viele Bauern!“

Der imposanteste Herr schien ihm aber der betreßte Portier im Erzbischöflichen Palais zu sein, und als er einen öffentlichen Dienstmann sah, der ein Wägelchen zog, erklärte er:

„Gevatter, das wundert mich! Schämt er sich denn nicht, ein Herr vom Militär, sich vor einen Karren zu spannen: das wär’ was für unsereinen.“

Valášek begann zu lachen; er klärte ihn auf und fügte hinzu: „So ein Herr vom Militär können Sie werden, wenn Sie Deutsch gelernt haben und sich in Wien gut auskennen.“

Das Menschengewühl, das aus der damals noch nicht verbreiterten Kärntner Straße, zu der sie unterdessen gelangt waren, hervorkam, setzte weiteren Ausführungen ein Ende. Wie er aus dieser Straße, wo der Wagenstau fast nie aufhörte, herausgeriet, wußte er selbst nicht; er hielt sich buchstäblich an den Rockschößen seines Begleiters fest. Die Häuser, die die heutige Ringstraße schmücken, wurden damals gerade gebaut. Weil aber der Wintereinbruch die Bauarbeiten unterbrochen hatte, und überall nackte Mauern voller leerer Löcher zum grauen Himmel emporragten, die Baustellen überall mit Brettern eingezäunt waren, Haufen von Ziegeln und Sand, Schotter und von Nässe vollgesogener Erde den Weg verstellten und zu halsbrecherischen Umwegen nötigten, war ihm, als ob dieses ganze Gedränge und die Unmenge von Menschen sich nur deswegen durch die Kärntnerstraße quetschten, um sich in diesen öden Stätten zu verlieren.

Aber auch durch diese Regionen führte ihn sein selbstloser Begleiter glücklich hindurch und schwenkte mit ihm nach rechts entlang des Wienflusses in die Magdalenenstraße ein, dann ging es durch stille steile Gäßchen in die Gumpendorfer Straße und von dort in die Schmalzhofgasse. Über eine Stunde dauerte diese Wanderung, es war längst elf Uhr vorüber.

„Schauen Sie, Nummer 28“, sagte Valášek, „da wär’n wir also. Sie werden zugeben, daß das kein geringes Stück Weges war? Diesen Gulden hab’ ich mir ehrlich verdient, gelt?“

Matěj wischte sich mit dem Ärmel den Schweiß von der Stirn,

holte abermals das blaue Tüchlein hervor und knüpfte Knoten um Knoten auf. Er mochte dabei wohl daran gedacht haben, wie er sich abgerackert hatte, bis er jenes Fünftel seines Vermögens, das er jetzt seinem Begleiter überreichte, verdient hatte, zumindest zitterte seine Hand. Valášek nahm die zerknitterte Banknote, steckte sie in seine Weste und sagte, als er Matěj die Hand reichte:

„Also gut, mein Freund – wir sind quitt. Jetzt suchen Sie Ihren Herrn Oheim; wenn es nicht lange dauert, warte ich auf Sie und bringe Sie wieder zurück, ein Glas Bier werden Sie mir doch noch zahlen ...“

Letztere Aussicht schien Matěj nicht besonders zu erfreuen; fast hätte er vergessen, dem aufopfernden Valášek zu danken, dann trat er in die Einfahrt eines großen, dreistöckigen Zinshauses.

Alles kam ihm hier gewaltig vor. Wie würde er in diesem Riesenpalast Herrn Eman finden? Schon im Torweg stockten seine Beine; rechts eine Tür, links eine Tür, rechts ein Treppenaufgang, links ein Treppenaufgang. Er überlegte und stieg die Treppen auf der rechten Seite hinauf; er gelangte zu einem langen Gang, in den eine große Zahl von Türen mündete, alle gleich, alle weiß gestrichen. Er stand und wartete. Da ein Bürschchen, dort eine Dienstmagd – husch! waren sie an ihm vorbei, entweder bemerkten sie ihn gar nicht oder maßen ihn mißtrauisch. Endlich kam ein Herr. Matěj nahm sich ein Herz und hielt ihn auf, zog ehrerbietig den Hut und fragte:

„Račte odpustit, milostpane, nezůstává tady pan Košata?“ – „Haben die Gnade zu entschuldigen, gnädiger Herr, wohnt hier nicht Herr Košata?“

Der Herr blickte ihn von Kopf bis Fuß an und zuckte mit den Achseln: *„Dös versteh i nöt“* – und verschwunden war er.

Matěj ging in den zweiten Stock. Dort begegnete er einer Frau; mit zitternder Stimme sprach er sie an. Sie konnte Tschechisch, zeigte ihm die Tür, und er klopfte daraufhin, so leise er konnte, höflich an, einmal, zweimal, zehnmal. Nichts rührte sich; nach langem Zögern griff er nach der Klinke. Es war abgesperrt. Er blieb lange Zeit davor stehen, schließlich ging er wieder in die Einfahrt hinunter und wartete dort.

Der Hausmeister kam, umrundete ihn, maß ihn mit seinen Blikken. Matěj grüßte ehrerbietig. „Was suchen Sie hier?“ fragte der Hüter des Hauses auf deutsch. – „Prosím, nerozumím.“ – „Bitte, ich versteh’ nicht.“ – „Verdammter Böhm’“, murmelte der Hausmei-

ster, „wetten tät' ich, daß der Kerl stehlen möcht'." Am liebsten hätte er ihn hinausgeworfen, traute sich aber nicht, weil er seine Hände sah, die wie Bärentatzen waren, und seine ganze riesige Gestalt. Er rief seine Frau herbei und befahl ihr, die Augen nicht von dem fremden Mann zu lassen, er selbst lief daraufhin vors Haus und rief einen Wachmann herbei. Der kam. Es war ein Böhme und er redete Matěj tschechisch an:

„Co tu hledáte? Je to podezřelé, že tu stojíte." – „Was suchen Sie hier? Es ist verdächtig, daß Sie hier herumstehen."

Matěj holte wieder das zerknitterte, schmutzige Papier hervor, auf dem die Adresse seines Verwandten aufgeschrieben war. Zwei große Tränen schossen ihm aus den Augen und rannen über seine Wangen und den dichten Bartwuchs, der sein etwa vor einer Woche rasiertes Kinn bedeckte.

„Mein teuerster Herr", sagte er, „ich bin ein anständiger Mensch, mein Lebtag lang hab' ich nicht einen Kreuzer gestohlen; ich warte hier auf diesen Herrn – halten Sie es zu Gnaden – es ist mein Cousin. Ich kann kein Wort Deutsch, ich bin erst heute in der Früh angekommen ..."

Der Wachmann musterte ihn genauer. So eine Gutmütigkeit, so eine Anständigkeit blickten ihm aus diesen Augen entgegen, daß nur ein Blinder es nicht gesehen hätte. „Das ist kein Dieb", meinte er auf deutsch zum Hausmeister und erklärte ihm, was den Fremden herführte. „Herr Košata", entgegnete der Hausmeister, „kommt zum Mittagessen nicht heim, er kehrt gewöhnlich nach sieben Uhr zurück; manchmal bleibt er schon daheim, manchmal geht er noch weg. Er ist nicht verheiratet, was sollte er zu Hause tun."

Der Wachmann verdolmetschte das Matěj und riet ihm, nach sieben Uhr wiederzukommen, worauf er sich entfernte. Matěj ging, unablässig dankend, langsam hinter ihm her.

Im Tor traf er auf drei junge Herren; er hörte, wie einer von ihnen auf tschechisch bemerkte: „Podívejte se, to je chlap jako hora." – „Schaut, das ist ein baumlanger Kerl." Die in seiner Muttersprache gesprochenen Worte klangen wie eine paradiesische Musik an sein Herz. Er sah sich um, hätte gerne etwas gesagt; aber bevor er sich entschlossen hatte, waren die jungen Männer schon auf den Treppen.

Also trat er auf die Straße. Erst um sieben würde sein Cousin daheim sein! Etwas bohrte sich wie ein Messer in sein Herz. Er hielt Ausschau nach Herrn Valášek, aber es war keine Spur von ihm zu

sehen. Er erinnerte sich an seine Frau, an sein Kind. Entsetzen erfaßte ihn, wie würde er zu ihnen gelangen? Er wußte nichts, weder den Namen dieser Gasse, noch des Wirtshauses, wo er sie zurückgelassen hatte. Er rang die Hände, bis die Passanten stehenblieben. Eine gräßliche Angst trieb ihn vorwärts, er rannte die Schmalzhofgasse hinunter, bis er den Wachmann einholte, der ihm gerade geholfen hatte.

„Mein teuerster Herr!" jammerte er. „In Christi Namen, geben Sie mir einen Rat! Ich hab' meine Frau irgendwo bei dieser Brücke, über die wir auf diese Seite herübergegangen sind. Sie ist dort in einem Wirtshaus, und ich weiß nicht, wie ich es erfragen sollte."

„Na, erkennen täten Sie das Gasthaus vielleicht?" fragte der Wachmann. [...]

Wieder kamen die drei jungen Herren vorüber. „Dieser Mensch steht immer noch da", sagte einer von ihnen, und alle blickten sich nach ihm um. Er bemerkte es und streckte ihnen flehentlich die gefalteten Hände entgegen; sie blieben bei ihm stehen, und er erzählte ihnen sein Mißgeschick; er sagte ihnen alles, wer er war, warum er gekommen war und auf wen er hier wartete. Sie bedauerten und trösteten ihn.

„Ich kenne Herrn Košata", sagte einer von ihnen, ein hübscher Jüngling mit kastanienbraunem lockigen Haar, „er wohnt genau unter uns, er ist nett und freundlich."

„Ich kenn' ihn auch", brummte ein anderer, etwas älterer, mit energischem Gesicht, schwarzem Haar, einem schönen Schnurrbart unter der regelmäßigen Nase, „ich kenn' ihn auch und würde mich nicht für ihn verbürgen. Ein künftiger Bürokrat, wenn er einmal ein hohes Tier sein wird. Ein Mann, der daheim tschechisch redet, wenn ihn keiner hört, und sich draußen für seine Sprache schämt, der sich in Briefen an seine Bekannten Košata unterschreibt, im Amt aber Koschatta", – der Sprecher buchstabierte beide Namen – „so ein Mann ist nichts wert."

„Du siehst das sehr streng", warf der erste ein, „was soll der Arme tun? Bekennt er sich zu den Böhmen, wirft man ihn hinaus. Unserer Sache hilft er damit auch nicht, weil vielleicht ein noch Schlimmerer an seine Stelle kommt. Du hast leicht reden, du hast genug Geld von daheim und mußt vor niemandem kriechen."

„Hört auf zu streiten", sagte der Dritte, ein kleiner, schlanker, munter wie ein Äffchen. Scharfsinn und Lachen funkelten einem aus seinen Augen entgegen. „Da helft Ihr ihm aber, dem armen

Kerl, wenn ihm der eine beweist, daß sein Cousin ein Bürokrat ist, und der andere, daß er es nicht. Mensch, Kopf hoch! Nach sieben Uhr kommen Sie zu uns und teilen uns mit, was Ihnen Ihr Cousin gesagt hat. Dann werden wir weitersehen. Jetzt adieu! Wir sind nämlich Studiosi und müssen in die Schule."

„Verstehe, verstehe, meinen teuren jungen Herren", antwortete Matěj, „der Herrgott möge es Euch vergelten!" Seine Stimme bebte, er wollte ihnen die Hand küssen.

Tiefe nächtliche Schatten senkten sich über Wien herab. Eine Gasflamme nach der anderen tauchte auf in der Finsternis, ein Fenster nach dem anderen begann zu leuchten. Der Wind blies in die Gasflammen, sodaß sie hin und her loderten und die Gegenstände, wie auch die Menschen auf der Gasse und die Regenlachen auf dem Pflaster mit ihrem flackernden Schein übergossen.

Und Matěj marschierte unaufhörlich die Schmalzhofgasse auf und ab, er spürte, wie seine Beine unter ihm zitterten, aber um nichts auf der Welt hätte er ein Gasthaus aufgesucht, um sich auszurasten. Der bloße Gedanke, daß er möglicherweise den Weg zu dem Haus, wo sein Cousin und seine neuen Freunde wohnten, nicht finden würde, erschreckte ihn; ständig fürchtete er, das Haus in der Nacht vielleicht nicht zu erkennen, obwohl er sich die Fassade und den Eingang genau angesehen hatte.

Als er glaubte, es könnte schon sieben Uhr sein, trat er abermals ein. Im Haus war es finster, in solchen Vorstadtzinskasernen brannte gewöhnlich kein Gas. Dem Tastsinn nach stieg er die Treppen hoch und entzündete im zweiten Stock ein Streichholz, um die Tür zu finden. Aus einer anderen Tür kam ein Dienstmädchen heraus, und als sie ihn erblickte, schrie sie durchdringend. Viele Leute liefen auf dem Gang zusammen, sogar aus dem dritten Stock stürzten sie herbei. Sie riefen: „Was suchen Sie hier?" – „Lump, Dieb!" – „Holt den Hausmeister!" Der arme Matěj, seine Kappe in der Hand, machte, ohne die Worte zu verstehen, nur Zeichen und wiederholte unentwegt: „Pan Košata, pan Košata!"

In diesem Augenblick erschien ein Herr, noch jung, kaum dreißig Jahre alt, auf den Treppen. Er hörte den unbekannten Mann „pan Košata", „Herr Košata", rufen, ging zu ihm und sagte: „Já jsem Košata, co mi chcete?" – „Ich bin Košata, was wollen Sie von mir?"

Der Unbekannte packte seine Hand, daß er ihm die Manschetten zerdrückte und stöhnte: „Ach, helfen Sie mir, Herr Oheim, helfen Sie mir – ich bin Matěj Košata aus Königseck."

Der Herr Oheim war davon sichtlich unangenehm berührt.

„Sie machen mir eine schöne Schande“, meinte er streng, „was wollen Sie von mir? So lassen Sie doch meine Hand los.“

Dann wandte er sich an die Umstehenden: „Meine Herren, das ist kein Verbrecher, das ist irgendein ... Mensch, der mit mir reden will.“ Und zu Matěj: „Kommen Sie her.“ Er schloß mit dem Schlüssel die Tür zu seiner Wohnung auf und schob Matěj fast mit Gewalt hinein; dann sperrte er hinter sich zu. Er zündete eine Kerze an und leuchtetet dem Gast ins Gesicht.

„Sie sollen Matěj sein?“ fragte er, „ich kenne Sie nicht... Und wenn Sie es auch sind, was ist das für eine Art, so in der Nacht in ein Haus einzudringen? Man hat eine öffentliche Stellung, ein Amt – und Sie machen einem so eine Schande! Was werden denn die Leute denken? Und wie Sie aussehen! Geht man in so einem Aufzug zu einem anständigen Menschen?“

Der arme Matěj war auf dem Boden zerstört. Ein grausamer Schmerz schnürte ihm die Kehle zu, so daß er kein Wort hervorbringen konnte.

Sein Cousin legte, während er sprach, einen eleganten Überzieher ab, hängte ihn sorgfältig auf einen Haken und durchmaß mit langen Schritten das Zimmer. Es war eine ziemlich kleine Kammer, kaum möbliert, nur das Notwendigste war da und alles recht einfach.

„Also was wollen Sie von mir?“ fragte er, als er endlich vor dem armen Wicht stehengeblieben war.

„Herr Oheim“, stieß dieser hervor, „ich bitt’ Euch bei Gott, verzeiht mir doch schon. Ich wollte nicht so spät kommen, ich war schon zu Mittag hier, aber man sagte mir, daß Sie immer erst nach sieben Uhr heimkommen ...“ Und dann berichtete Matěj stockend, was er erlebt und wie er seine Frau verloren hatte, und daß er nicht wüßte, wo er sie suchen sollte.

„Hören Sie“, sagte Herr Košata, als er das Ende der ziemlich verworrenen Erzählung vernommen hatte, „ich hab’ Ihnen jetzt genug zugehört. So einen – sagen wir – Blödsinn kann nur ein riesiger Dummkopf anstellen. Bilden Sie sich ein, daß ich nichts zu tun habe? Daß ich mit Ihnen durch Wien laufen und Ihre Frau suchen kann? Gehen Sie zur Polizei, die sollen sich darum kümmern, das ist deren Angelegenheit. Ich hab‘ heute überhaupt keine Zeit mehr, ich ziehe mich nur um und gehe wieder, es gibt eine Abendgesellschaft beim Herrn Hofrat.“

Matěj ließ den Kopf auf die Brust sinken. „Und ich wollte den Herrn Oheim bitten“, stotterte er, „der Herr Oheim weiß gewiß ... der Herr Oheim ist ein mächtiger Herr ... hat Verbindungen ... wohin ich mich wenden soll, damit ich irgendeine Arbeit bekomme, welche auch immer ... ich denk’ an eine Taglöhnerarbeit, egal, wie schwer, ich würd’ jede nehmen ...“

Der Herr Oheim starrte den Unglücksraben an. „Sie sind also hergekommen, um erst hier Arbeit zu suchen?“ wimmerte er. „Sie haben mit niemandem etwas im voraus abgemacht? Und ich soll jetzt für Sie die Stadt ablaufen, um Ihnen eine Arbeit zu finden? Wie stellen Sie sich das eigentlich vor? Woher soll ich denn wissen, wo ein Taglöhner gebraucht wird? Hören Sie, Mensch, Sie sind ein Schlaumeier, auf Sie hat man hier gewartet!“

Matěj, der noch immer seine Kappe zwischen seinen Händen herumgedrückt hatte, ließ sie jetzt zu Boden fallen. In stummem Entsetzen starrte er auf das entrüstete Gesicht seines Verwandten. Wie lange hatte er hier ausgeharrt, nur um gute Ratschläge zu hören. Den ganzen Tag war er in Regen und Kälte herumgestanden, hatte nichts gegessen und getrunken, Frau und Kind im Malstrom der lärmenden Stadt verlassen, wie einen Stein und ein Steinchen im Meer. Und so eine Antwort wurde ihm zuteil!

Vielleicht bemerkte Herr Eman die Verzweiflung, die ihn aus diesen Augen anblickte, vielleicht sah er den großen Kummer, der sich in dieses Gesicht eingegraben hatte, ein gutes, weiches Gesicht, das sich da vor ihm neigte, denn plötzlich packte er die harte, schwielige Hand und sagte mit verwandelter Stimme: „Na, vielleicht wird es nicht so schlimm, Matěj. Ein starker Mann wie Sie findet immer Arbeit. Es tut mir nur leid, daß ich Ihnen zu keiner verhelfen kann. Sehen Sie, ich bin genauso ein Taglöhner wie Sie, der für den täglichen Lohn arbeitet. Sie arbeiten mit den Händen, ich arbeite mit dem Kopf, darin besteht der Unterschied. [...]“

[Während der Abwesenheit ihres Mannes, hat sich Frau Košata in der Spelunke, in der sie auf ihn wartete, als Wäscherin bei einem Fleischhauer in St. Marx anwerben lassen.]

[...] Lange, lange dauerte die Fahrt; der kleine Bub auf ihrem Schoß schlief ein. Endlich rief der Kondukteur: „St. Marxer Linie!“ Ihr Begleiter berührte sie leicht und machte sich daran, auszusteigen; sie folgte ihm, nahm ihr Bündel.

„Ist es noch weit?“ fragte sie; „schafft das mein Kind?“

„Es ist gleich in der Nähe“, antwortete er, und sie nahm den Knaben an der Hand und führte ihn; weil ihr Begleiter aber rasch ausschritt, hob sie ihn auf den Arm, drückte ihn ans Herz und lief und lief ...

Es war ein Hin und Her durch Gassen und belebte Straßen voller Lärm. Nach einem ziemlich langen Fußmarsch hielt ihr Begleiter endlich vor dem hohen Tor eines ausgedehnten Anwesens.

„Wir sind da“, sagte er, „folgen Sie mir.“

Sie durchquerten eine breite Einfahrt, dann einen Hof; irgendeine Tür ging auf, ein Zimmer, lang wie ein Saal, heftige Wärme strahlte ihr entgegen; anstelle eines Fußbodens saubere weiße Steinfliesen; dichter Dampf erfüllte den ganzen Raum, daß das Licht der Gasflammen kaum durch diesen dichten Dunstkreis drang. Links im Hintergrund befand sich ein großer Herd, auf dem in einem Kessel, aus dem der weiße Dampf aufstieg, Wasser kochte; daneben und in dem Kessel Haufen von Wäsche. Rechts vom Eingang eine andere Tür und gleich neben dem Herd noch eine; in der Mitte der Halle zwei lange Tische, ihr Leben lang hatte sie noch keine so großen gesehen. Zwei Frauen gingen vorbei, feucht, schmutzig; ihr Begleiter sprach deutsch mit ihnen, zeigte mit dem Finger auf sie. Eine trat zu ihr; sie war häßlich, schwarz wie eine Zigeunerin; sie legte ihr die trockene Hand auf die Schulter und sagte tschechisch:

„Pojd’te se mnou, ukážu Vám, kde budete spát.“ – „Kommen Sie mit, ich zeige Ihnen, wo Sie schlafen werden.“

Und sie führte sie, eine Talgkerze anzündend, zu der Tür neben dem Herd. Das Loch war kaum größer als ein Quadratklafter, es enthielt nur ein einfaches Eisenbett, darauf ein Strohsack, zwei Kotzen und ein mit Seegras gefülltes Polster; gegenüber dem Bett eine Truhe und an der Wand ein paar Haken zum Aufhängen der Kleider.

Die Košata strich sofort die Decken zurecht und wollte den Buben niederlegen.

„Sie haben ausreichend Zeit“, sagte ihr die Frau, „zuerst werden Sie zu Abend essen, dann bringen Sie meinetwegen das Kind zu Bett. Sie selbst müssen aber noch heute anfangen, unsere Wäscherin ist schon vorgestern fortgegangen, ein Berg von Wäsche hat sich angehäuft. Arbeit werden Sie genug haben.“

„Sie waschen nicht?“ fragte die Košata.

„Ich schlichte, stärke, mangle“, antwortete die Frau, „und die

dort bügelt.“ Gehöriger Stolz lag in ihrer Antwort, sie ließ der Neuangekommenen spüren, daß sie hoch über ihr stand.

Die Košata wusch sich und machte sich ein wenig zurecht und vor allem entledigte sich des schweren Winterrocks und der durchnäßten Jacke. Als sie in der Waschstube auftauchte, wartete schon das Abendessen, ein riesiger Teller mit Fleisch, ein Stück Weißbrot, so viel, daß sie nicht einmal die Hälfte aufaß, obwohl sie auch den hungrigen Buben gefüttert hatte.

„Wer ist der Herr, der mich hergebracht hat?“ fragte sie.

„Das ist der Hausknecht, er heißt Fritz.“

Ein Hausknecht! dachte die Košata; ein Hausknecht und so ein Herr – in Königseck und in der ganzen Umgebung sieht kein Hausknecht so aus.

Nach dem Nachtmahl legte sie ihren Jungen schlafen und machte sich an die Arbeit. Sie wusch, in dichten Dampf gehüllt, fast bis Mitternacht, obwohl ihr die harten Hände schon vor Müdigkeit hinabsanken. Die Arbeit nahm sie so gefangen, daß sie keine Zeit hatte, an ihren Mann zu denken.

Vor Tagesanbruch, als die vierte Stunde geschlagen hatte, kam man schon wieder, um sie zu wecken. Die Stunden vergingen, sie rührte sich nicht vom Trog, arbeitete geduldig wie eine Maschine. Man brachte ihr das Frühstück, einen großen Häfen Kaffee und eine große Schnitte Weißbrot, sie aß sich satt zusammen mit ihrem Buben, den sie rasch wusch und anzog, und dann machte sie sich wieder an die Arbeit. Die Haufen schmutziger Wäsche wurden nicht kleiner, denn ohne Unterlaß kamen die Fleischergesellen und warfen ihr blutbefleckte Wäschestücke hin.

Gegen zehn Uhr öffnete sich laut die Tür, und die mächtige Gestalt einer ungefähr vierzigjährigen Frau in einem weißen Morgenrock betrat die Waschküche. *„Kißdihant! Kißdihant!“* schallte es rundherum aus den Mündern mehrerer Frauen und auch zufällig anwesender Gesellen. Die Frau war ungeheuer dick, ihr rotes Antlitz glänzte nur so, die Augen schienen unentwegt etwas an der Decke zu suchen, weil ein zweistöckiges Doppelkinn die Backen daran hinderte, sich zu senken; zahlreiche Ringe, goldene Armbänder und ein goldenes, mit Edelsteinen besetztes Kreuzchen funkelten im Gaslicht, das ständig brannte, weil die auf den Hof führenden Fenster von Dunst und Staub fast blind waren. Hinter ihr schritt der Hausknecht Fritz.

Die Košata wandte sich von ihrer Arbeit ab und betrachtete mit

sichtlichem Erstaunen die Frau; neben ihr stand ihr kleiner Bub und hielt sich an ihrem Kleid fest.

„Da ist die Person, gnädige Frau“, sagte der Hausknecht auf deutsch.

Die Gnädige blieb vor ihr stehen, maß sie vom Scheitel bis zur Sohle und sprach sie dann schnaufend mit öliger Stimme an.

„Sie versteht kein Wort Deutsch“, entschuldigte der Hausknecht die Frau, als sie keine Antwort gab.

Die Gnädige schnaufte noch einmal, und dann fragte sie, auf den Jungen zeigend:

„Was ist denn das für ein Kind? Das kann nicht hier bleiben. Sagen Sie ihr, sie soll es woanders hingeben.“

Der Hausknecht verdolmetschte das der Košata. Sie blickte ihn erstaunt an. „Der Herr haben doch gesagt, daß ich das Kind bei mir lassen kann, wohin sollte ich es denn geben?“

Der Hausknecht wandte sich an die Gnädige: „Gnädige Frau, geruhen zu entschuldigen“, erlaubte er sich den Einwand, „vielleicht könnte es doch da –“

„Ich will es nicht, ich will es nicht“, fiel diese ihm ins Wort, „das wär’ eine schöne Ordnung; da täten sich ja alle Frauenzimmer ihre Bälger mitnehmen; wie in einem Kindergarten würde es hier aussehen. Wir wissen schon, wie das dann weitergeht: Die Horde kommt ihnen zwischen die Füße, die Fratzen schreien, tollen herum, und die Muttis vergessen vor lauter Ermahnen und Ordnungmachen auf die Arbeit, für die man sie schließlich bezahlt. Nein, nein, das Kind muß aus dem Haus, und wenn sie sich nicht von ihm trennen will, soll sie gehen, woher sie gekommen ist, von mir aus in ihr Powidlland, sagen Sie ihr das.“

Der Hausknecht verneigte sich.

„Teréza“, wandte er sich an die Košata, „die gnädige Frau duldet das Kind hier nicht, es hilft nichts; aber nehmen Sie es sich nicht zu Herzen, ich sage Ihnen, wohin Sie das Kind geben; dort wird es ihm besser gehen als hier, hier könnte es leicht zu einem Unfall kommen; es könnte Ihnen niedergetreten, verbrüht werden.“

„Ich gebe es nicht von mir weg“, antwortete die Frau mit Nachdruck, „lieber gehe ich selber.“

„Langsam, langsam – warten Sie, ich sag’ Ihnen was.“

Die Gnädige spazierte unterdessen in der Waschküche herum, öffnete den Schrank, in dem die Wäsche lag, brummte, kritisierte

hie und da etwas, brachte dies und das in Ordnung und verschwand wieder, von einem vielfachen „Kißdihant!“ begleitet.

Der Hausknecht folgte ihr, kehrte aber nach kurzer Zeit zurück und ging direkt zur Košata, die die Arbeit unterbrochen hatte und reglos wie eine Säule neben ihrem Trog stand, ohne die Gesten einer anderen Frau, offenbar ihrer unmittelbaren Vorgesetzten, beachtend, die sie aufforderte, nicht müßig zu sein.

„Ziehen Sie sich an und kommen Sie mit mir“, sagte er, „wir versorgen das Kind, damit Sie Ihren guten Posten nicht verlieren; es ist nicht weit, ab und zu machen Sie einen Sprung hin und besuchen Ihr Söhnchen.“

Sie lehnte ab, bestand darauf, daß sie sich von ihrem Kind nicht trennen würde.

„Sie Närrin!“ überredete er sie; „in Wien wird das generell so gemacht. Schauen Sie diese Frauen an; fast eine jede hat Kinder und hat sie woanders in Kost und Logis, wenn sie daheim nicht größere hat, die sich um sie kümmern. Vergessen Sie nicht, Sie sorgen am besten für Ihr Kind, wenn Sie viel Geld verdienen. Geld zu verdienen, hat Ihre einzige Sorge zu sein. Kommen Sie, wir haben keine Zeit zu vergeuden, ich bringe Sie zu guten Menschen, Tschechen, dort wird es wie daheim sein.“

Der Frau stürzten die Tränen aus den Augen. „Mein geliebtes Kind!“ stöhnte sie auf.

„Überlegen Sie doch“, fuhr er fort, „wie soll Ihnen der Kleine hier durchhalten, in dem Dampf, ohne Licht, hin und her geschubst; sehen Sie denn nicht, daß er Ihnen krank werden würde?“

Das sah sie ein; sie zog sich in ihrem Loch an, nahm den Buben in ihre Arme und ging mit Fritz.

Sie kamen durch etliche Gassen, und sie achtete auf den Weg, um ihn beim nächsten Mal zu finden. Es dauerte keine zehn Minuten, und Fritz blieb vor einem großen vierstöckigen Haus stehen. Die Sonne, die durch die Wolkenfetzen drang, spiegelte sich in einer endlosen Reihe von Fenstern. Unten rechts und links neben dem Tor den Läden nach ein Greißler, ein Klempner, ein Schuhmacher, eine Rasierstube, ein Selcher, ein Kurzwarengeschäft, ein Trödler – es kam ihr vor wie eine himmlische Pracht.

Sie gingen hinein; unendliche Stiegen, wie zum Himmel hinauf, lange Gänge, wie in einem Schloß, und Türen. Mein Gott! Wie viele Türen es hier gab! Es schwindelte ihr.

Endlich, hoch oben im vierten Stock, klopfte Fritz an eine Tür. Sie traten ein. Ein kleines Zimmer, schmutzig, der Fußboden völlig schwarz; den Wänden entlang drei Betten, in einem lagen drei kleine Kinder herum, die ihre Blicke auf die Eintretenden richteten, sie hatten stumpfe, wie in Wasser schwimmende Augen und waren blaß, aufgedunsen, zerzaust, halbnackt.

In der Mitte des Zimmers stand ein kleines Eisenöfchen, auf dem Essen gekocht wurde; eine Frau, die daneben stand, drehte sich um, zerzaust wie die Kinder, in schmutzige Fetzen gekleidet, an den Füßen zerschundene Holzschuhe. Neben dem Ofen ein Schusterschemel und auf dem Fußboden allerlei Schusterwerkzeug und Geschirr; in der Ecke stand ein morscher Tisch und da und dort ein wackeliger Sessel.

„Ach, schön willkommen, Herr Kratochvíl, schön willkommen", grüßte die Frau, nachdem sie den Ankömmling erblickt hatte, „womit kann ich dienen?"

Ohne eine Antwort abzuwarten, fuhr sie fort: „ Mein Gott, ist das heute eine Unordnung bei uns, nicht einmal abgewaschen ist noch. Aber es ist ein Kreuz mit ihm, mit dem Meinem! So viel Arbeit, Sie würden es nicht glauben! Er kommt nicht nach. Gerade jetzt ist er eine fertige Arbeit liefern gegangen."

„Frau Hmatálková", kam endlich Herr Fritz Kratochvíl zu Wort, „es handelt sich darum, ob sie das Kind von der Frau da in Kost und Logis nehmen würden."

„Na ja, wenn's sein muß, wenn sich's der Herr Kratochvíl wünscht, wird sich das irgendwie machen lassen", antwortete Frau Hmatálková holdselig und bot ihren Gästen je einen wackeligen Sessel an, dem Kratochvíl weise auswich.

„Es ist allerdings ein Opfer", sprach sie weiter, „wir haben schon ein's, müssen Sie wissen, das von der Rosa, die Ladenmädchen ist, die anderen gehören uns. Oh, die Kinder sind gern bei uns! Wir behandeln sie wie unsere eigenen!"

In dieser Hinsicht hatte sie recht, ihre sahen genauso kränklich aus wie das fremde; sie sagte allerdings nicht, daß ihr selbst schon ein halbes Dutzend solcher Würmer gestorben war.

„Das Bett ist groß, bequem", fuhr sie fort, „vier kleine Kinder haben genug Platz drin. Und dann, die Kost bei uns! Jeden Tag Fleisch, in der Früh Milchkaffee, ein hervorragender Kaffee; zum Fleisch lauter gutes Gemüse, Kraut, Kochsalat, eingebrannte Karotten, oh, eine vortreffliche Verköstigung! Und warm ist es hier, un-

glaublich warm! Die Wohnung selbst ist warm, und außerdem wird Tag und Nacht im Ofen geheizt, und in der Nacht heizen wir selber mit unseren Körpern ...“, brach sie in lautes Lachen aus, so zufrieden war sie mit ihrem Witz – „in dem Bett liegen wir, in dem dort die Kinder und in dem da Herr Mrňava, Sie kennen ihn, Herr Kratochvíl?“

„Nein, aber –“

„Das macht nichts; also der Herr Mrňava, ein Sattler, mit seiner – ich weiß gar nicht, ob sie verheiratet sind – ich bitte Sie, was geht mich das an? Herrn Mrňava geht’s jetzt ganz gut, er verdient sieben Gulden die Woche, und sie verdient auch; sie ist irgendwo Bedienerin, ich glaube, bei Herrn Mandlzweig in der Barichgasse.“

Wer weiß, wie lange sich ihr Redestrom ergossen hätte, wenn Herr Kratochvíl ihn nicht gestoppt hätte, indem er sagte: „Gut, gut, Frau Hmatálková – aber jetzt sagen Sie uns, wieviel Sie für Kost und Logis für dieses Kind verlangen werden?“

„Na, nicht viel, Herr Kratochvíl, einen Pappenstiel, eine richtige Bagatelle, fünf Gulden monatlich; nur, weil Sie es sind, Herr Kratochvíl.“

Die Košata erschrak und rang die Hände: „Bei den Leiden des Erlösers! Fünf Gulden! Das ist zuviel, Gevatterin! So ein kleiner Wurm, was braucht der schon? Ich würde meinen, drei Gulden wären mehr als genug.“

Frau Hmatálková trat näher; eine wahre Sintflut von Worten überflutete das Zimmer. Im Nu bekam die Košata zu hören, wie teuer das Brot war, wieviel Fleisch, Butter, Milch, Grieß, Graupen, Reis, Kaffee, Zucker, Butter, Schmalz und Gott weiß, was noch kosteten. Nichts zu machen! „Fünf Gulden! Heiliger Jesus, fünf Gulden!“ hörte die Mutter nicht zu jammern auf, bis sich Kratochvíl einmischte und sagte:

„Es geht nicht anders, Terezka. Es nützt nichts, fünf Gulden müssen Sie überall zahlen.“

„Und außerdem“, fiel ihm die Hmatálková ins Wort, „was noch ins Gewicht fällt. Wir sind beim Verein, ja, beim Verein! Wir haben den Doktor umsonst, die Apotheke umsonst! Sie wissen nicht, was das ausmacht! Man sieht, Sie sind aus einem Dorf. Meiner Seel’, wenn Sie nicht mit Herrn Kratochvíl gekommen wären, hätte ich gar nicht mit Ihnen geredet. Fünf Gulden kommen ihr zuviel vor, wer hätte gedacht, daß das möglich ist!“

Auch Kratochvíl redete ihr zu, und daher kapitulierte die Košata schließlich notgedrungen. Besonders die letzten Worte von Fritz hatten bei ihr gewirkt: „Wissen Sie was, ich hab' schon genug. Wenn Sie unzufrieden sind, gehen Sie mit dem Buben, wohin Sie wollen, und suchen Sie sich woanders eine Arbeit; zu uns kommen Sie nicht mehr zurück. Niemand kann was dafür, daß Sie die hiesigen Verhältnisse nicht kennen und immer alles mit dem Kumžaker Maß messen."

Was sollte sie tun, die arme Frau? Sie widersetzte sich nicht mehr, bemerkte nur kurz: „Irgendwie blaß sind die Kinder, als wären sie krank."

„Wie sollen sie denn rote Wangen haben?" antwortete die Hmatálková, „sie kommen ja nicht an die Luft. Möchten Sie, daß sie überfahren werden? Wenn sie größer sind, wenn sie in die Schule gehen, sich in den Gassen herumtreiben, werden sie schon Farbe bekommen. Krank sind sie nicht, was ist Ihnen denn da eingefallen?"

Die Košata überlegte. Jeden Tag Fleisch und Kaffee! Das gefiel ihr am meisten. Sie erinnerte sich an die riesige Fleischportion, die sie gestern zum Abendessen erhalten hatte. Wann hatte sich ihr Kleiner je in Böhmen mit Fleisch satt gegessen! Ziegenmilch, Erdäpfel, Grieß, Brei, Kartoffelpuffer, nur an hohen Feiertagen schwarze Buchteln oder Kolatschen, die Kost war bescheiden, oft mehr als bescheiden! Den Schmutz, der im Zimmer von Frau Hmatálková herrschte, sah sie nicht, den Gestank roch sie nicht. War es denn bei ihnen anders gewesen? Statt eines Bretterbodens eine Tenne, in der die Kaninchen wühlten, im Winter hatten vier Hennen das Nachtlager mit ihnen geteilt, damit es hie und da ein Ei gäbe, mit dem sich ein Groschen verdienen ließe. Eine armselige, wackelige, geborstene Keusche, mit einem Misthaufen unter dem Fenster, ba, die Nase der Košata war nicht empfindlich. Dafür gab es hier Licht, oh, genug Licht.

So lauteten ungefähr ihre Gedanken; aber als sie Abschied nehmen sollte, als der kleine Pepíček die Händchen nach ihr ausstreckte, zersprang ihr fast das Herz. Sie bedachte ihn mit allen süßen Worten, die sie nur kannte, und Herr Kratochvíl hatte zu tun, um sie aus der Tür zu bekommen. Er hörte nicht einmal, wie Frau Hmatálková unablässig wiederholte: „Machen Sie sich keine Sorgen, er wird wie ein's von unseren Kindern sein, er wird es wie bei seiner Mama haben."

Erst draußen fiel ihr ein: „Jesus Maria, was wird der Meinige dazu sagen, wenn er das erfährt – Pepíček ist seine einzige Freude."

Herr Kratochvíl tröstete sie:

„Na, was wird er wohl sagen? Er wird sich abfinden müssen wie Sie; hier geht es nicht anders. Im übrigen haben Sie gesehen, daß die Hmatálková eine brave Frau ist, sie hat nicht einmal eine Vorauszahlung verlangt. Das können Sie sich als Ehre anrechnen. Wenn es heißt: der oder die arbeitet bei Herrn Hasenöhrl, hat das ganze Viertel Respekt vor ihnen."

Sie kehrten nach Hause zurück. Die Košata zog sich wieder aus und wusch und wusch ohne Unterbrechung, ohne Müdigkeit. Um sie herum lachten die Burschen, machten Unfug, witzelten; sie sah und hörte nichts; während ihre Hände in den Trog getaucht waren, und ihre Brust vom dichten heißen Dampf und dem süßlichen Geruch des Blutes kaum atmen konnte, flogen ihre Gedanken zu dem großen vierstöckigen Haus mit diesen endlosen Fensterreihen und ergötzten sich an dem kleinen Pepíček. Am Sonntag wird sie wieder hingehen, ihm saubere, ganz weiße Wäsche bringen, damit er wie ein Engelchen wäre.

„Diese Böhmin zieht bei der Arbeit an wie ein Stück Vieh", sagte einer von den deutschen Fleischergesellen im Geschäft zu Frau Hasenöhrl, die wie eine Königin hinter ihrem Tisch thronte und Geld zählte.

„Es ist ja auch Vieh", antwortete die Gnädige und schnaufte.

*

Tag für Tag schlich dahin, immer das gleiche schlechte Novemberwetter. Ganz Wien sah aus wie ein riesiger Kessel von Finsternis und Dreck; nur am Abend, wenn die Laternen angezündet waren, hatte man den Eindruck, als ob in dieser Dunkelheit und in diesem Morast herrliche Edelsteine funkelten, und die farbenprächtigen Schaufenster glichen bunten, in eine riesige schwarze Truhe eingesetzten Intarsien.

Von fünf Uhr bis neun Uhr ist Wien fröhlich; auf den Gassen wimmelt es vor Menschen, die Gasthäuser und Cafés sind überfüllt, nichts als Lachen, ausgelassenes Leben. In den Vorstädten begegnen wir allerdings anderen Typen als in der inneren Stadt, aber Lustbarkeiten gibt es in den Vorstädten vielleicht noch mehr. Unglück, Elend, Verzweiflung, die verstecken sich freilich oder eilen scheu durch das Getümmel, um nicht bemerkt zu werden.



Grabenkiosk des Café Korb

Auch Matěj Košata versteckte sich und nahm an der ausgelassenen Fröhlichkeit um sich herum keinen Anteil. Der Arme, er hatte ein Nachtlager bei einem seiner Arbeitskollegen gefunden, gleichfalls einem Böhmen. In dem Kabuff, das dieser in einer abgelegenen Gasse in der Roßau bewohnte, schliefen außer ihm selbst, seiner Frau und seinen drei Kindern noch sechs Holzarbeiter aus dem Holzlager des Herrn Manasse Kohn; dieser hatte schlauerweise entlang den Wänden seines Zimmers ein zwei Stock hohes, schmales hölzernes Gerüst errichtet, ein Gerüst mit lauter Fächern, in die Säcke, Kotzen und Tuchenten nicht alltäglicher Art gelegt wurden, gefüllt mit Häcksel, Sägespänen und teils vielleicht auch mit Hühner-, Tauben- und Entenfedern; auf diesen Lagern schliefen dann neben- und auch übereinander wenig verhätschelte Untermieter.

Eine besondere Ironie des Schicksals wollte es, daß, während sich die Košata in heißem Dampf, Lauge und warmem Wasser abrackerte, ihr Mann meistens mit dem kalten Donauwasser zu kämpfen hatte. Der Anlegeplatz war voll von Flößen und sogenannten Zillen, die während des Sommers dort gestrandet waren; man muß-

te sie zertrümmern und das Holz in einen Lagerschuppen transportieren. Košata arbeitete so, wie es nur ein tschechischer Arbeiter fertigbringt; er murrte nicht, beschwerte sich nicht, blieb unberührt von Frost, Schlechtwetter, Nässe, seine Riesenkraft bezwang siegreich alle Strapazen. Was ihm befohlen wurde, führte er mit jener gutmütigen Dienstfertigkeit der böhmischen Arbeitskräfte aus, ohne zu überlegen, mit einem ruhigen, demütigen Gesicht. Was man ihm an Lohn gab, nahm er mit Dank; wenn man ihm weniger gegeben hätte, hätte er auch nichts eingewendet. Ein tiefes Leid spiegelte sich in seinen blauen Augen, aber er klagte es niemandem, vertraute sich keinem an, und wer hätte ihm auch Beachtung geschenkt? Er wartete, bis er von der Polizei erfahren würde, wo seine Frau und sein Kind wohnten, aber auf der Polizei hatten sie vielleicht auf ihn vergessen, er hatte ja gehört, wie einer seiner Kollegen bemerkte: „Bei der Polizei nehmen sie nur von dem Notiz, der was angestellt hat." Auch auf krumme Gedanken kam er dadurch nicht, er glaubte an Gott, an eine Belohnung nach dem Tod; Armut, Arbeit, Entbehrungen waren für ihn ein Schicksal, gegen das man sich vergeblich aufgelehnt hätte. Gern, ach, liebend gern hätte er jenes große graue Haus in der Mitte der lärmenden Stadt aufgesucht, wo sie diese großen Bücher hatten, in denen alles registriert war, aber wie hätte er es gekonnt? „Da her, Košata! Und dort", kommandierte der Aufseher. Von Morgen bis Abend gab es keine Ruhepause, und wenn es eine gegeben hätte, wenn man ihm gütig erlaubt hätte, seine Frau zu suchen, wie hätte er den Weg gefunden? Der Herrgott allein weiß, wie er sich nach seinen Lieben sehnte, nur bei der Arbeit konnte er ein wenig vergessen; aber abends, wenn er mit seinen Kollegen in seine Unterkunft zurückkehrte, wenn er hörte, wie sie von den Frauen und Kindern erzählten, die die einen in Böhmen, die anderen in Wien hatten, aber so, daß sie von ihnen getrennt waren, weil auch die Frauen arbeiten mußten, da seufzte der Arme, ja er weinte sogar herzerweichend. Und andere, die erfahrener waren in der Welt als er, trösteten ihn auf ihre Weise: „Flenn' nicht, du Narr – geht sie dir denn verloren? Du hast doch gehört, daß sie bei einem Fleischhauer ist; die hat es besser als du." [...]

IX. Wochen, Monate verstrichen – fielen in den Schoß der Ewigkeit. Die Zeit, unsere Herrin und Gebieterin, verrichtete unterdessen ihre stille Arbeit; den einen half sie hinauf, die anderen stürzte sie hinunter, über anderen schloß sie ihr letztes trauriges Kämmer-

chen. Sie schloß es auch über den kleinen Pepíček der Košatas, obwohl seine besorgte Pflegemutter Frau Hmatálková – zumindest ihren Worten nach – nicht gezögert hatte, fast die gesamte gelehrte medizinische Fakultät an sein Lager zu rufen. Der Kleine war zwar längere Zeit dahingewelkt – aber nur so zum Spaß; erst als er eines Nachts mir nichts, dir nichts ganz verwelkte, und der kleine Körper reglos und ohne Atem auf einem Haufen allerlei schmutziger Lumpen lag – im Bett bei den anderen Kindern hätte der Bub doch nicht liegen können, damit sie sich nicht ansteckten, Jesus, Maria und Josef! – heulte die arme Frau Hmatálková, verzweifelt weinend, und Herr Hmatálek ging daraufhin in die Schnapsbude, um seinen unsäglichen Schmerz zu ersäufen. [...]

Als man Pepíček zur letzten Ruhe trug, schneite es noch dicht aus den Wolken, und weiße Flocken fielen auf den aufgegrabenen gelben Lehm; seit dieser Zeit hatte sich jedoch das kleine Grab mit weichem Gras bedeckt, die knospenden Sträucher in seiner Umgebung mischten ihren grünen Glanz in die schwarzen Schatten der Zypressen und Thujen. Der Frühling breitete seine Flügel über der Donaustadt aus. Sonnenstrahlen zauberten in den grünen Wiesen des alten Praters Lichter und Schatten hervor, die Zweige der Bäume in den Parks und an den Promenaden bedeckten sich mit Grün und warfen flimmernde Schatten auf die sich unter ihnen drängenden und durchwindenden Menschenmengen. Freudig ist so ein Wiener Sonntag im Mai! Der Wiener ist ein kreuzbraver Mensch, schade, daß dieser ursprüngliche Menschenschlag ausstirbt; man überarbeitete sich nicht, schäkerte ein wenig, tollte sich aus, je näher, desto besser, wenn nur ein Gläschen guten Weines und was Gutes zum Schnabulieren da waren, man amüsierte sich und kehrte gottesfürchtig nach Hause zurück. Und die Wienerinnen, herrje! Hübsch sind sie, neckisch, sie ermüden ihre Männer und Verehrer nicht durch übermäßige Bildung und verstehen es, sich geschmackvoll, kokett zu kleiden, wie Pariserinnen, wenn nicht noch besser.

Den Wienern und ihren Frauen und auch Töchtern steht das alles, weil es bei ihnen natürlich ist, man kann sich nicht vorstellen, daß sie sich anders gebärden, sprechen und handeln würden. Aber wehe dem, der sie nachahmen will. Er macht eine lächerliche Karikatur aus sich; dafür, daß solche Karikaturen nicht aussterben, sorgen sehr viele unserer Landsleute, die sich jedes Jahr dorthin begeben und allen Gesellschaftsschichten angehören.



Dame der besseren Gesellschaft



Theaterprogrammstudium vor einer Litfaßsäule beim Burgtheater

Wer zum Beispiel würde nicht selbst lachen und den Lachern recht geben, wenn er den soeben über den damals fertiggebauten Kärntnerring schreitenden Schuster Bricháček sähe und hörte? Bricháček wohnte in der Roßau nicht weit von Košata, mit dem er dort Bekanntschaft geschlossen hatte, und weil er ein guter Mensch war, nahm er sich vor, diesen seinen Landsmann zu zivilisieren.

„Vor allem", redete er ihm ins Gewissen, „muß man Deutsch können, wenn man es hier zu etwas bringen will. Passen Sie auf, Košata! Ich werde Sie unterrichten, und Sie werden sehen, es wird Ihnen gleich ein Licht aufgehen."

Jeden Sonntag und manchmal auch abends an einem Wochentag kam er zu ihm auf Besuch und gab sich alle erdenkliche Mühe mit ihm. Der arme Košata, der unablässig an seinen toten Pepíček dachte, und den das ständig kühlere Benehmen seiner Frau nicht wenig bedrückte, sah wohl ein, daß es gut wäre, Deutsch zu können; weil er aber mit den Gedanken nicht bei der Sache war, begriff er sehr, sehr schwer, so daß Bricháček des öfteren aus Verzweiflung über die Schwerfälligkeit seines Schülers ausrief: „Matěj, Ihr Kopf ist so stumpf, wie es Ihre Holzscheite da sind ... Ich war kaum ein halbes Jahr in Wien und hab' schon auf deutsch diskurriert wie geschmiert."

Und dann begann er wieder an seinen zehn Fingern abzuzählen, die ihn umgebenden Gegenstände zu benennen und zu reden und zu reden ...

Während Matěj seinem Lehrer auf den Mund schaute, grübelte er darüber nach, daß er seine Frau schon zwei Sonntage nicht daheim angetroffen und wie sie ihn, als er zum dritten Mal gekommen war, abgefertigt hatte: „Komm' mir lieber nicht hierher! Du siehst aus wie ein Räuber! Hast du dir immer noch keinen neuen Rock kaufen können? Übrigens weißt du, daß die Gnädige nicht will, daß fremde Leute herkommen ... willst du, daß ich meinen guten Dienst verliere?"

Als er daraufhin einwandte, daß sie ein Ehepaar wären, daß sie zueinander gehörten, daß sie nun nicht mehr für Pepíček sparen müßten, erhielt er die Antwort: „So, du willst mich also aus dem guten Leben herausreißen, damit ich wieder mit dir dein Elend aushalten muß? Ich spar' jetzt für mich! Verdien' was und sei auch sparsam! Wenn wir ein paar Gulden beisammen haben, dann werden wir wieder miteinander leben ... Ich denke an alles ... Herr Fritz hat mir geraten, daß ich mir später einen Greißlerladen oder eine

Wäscherei aufmache ... das wird ein besseres Leben sein ohne diese Plackerei ... Wer hat denn nach Wien wollen? Ich vielleicht? Du hast so lange keine Ruhe gegeben, bis du da warst. Du bist schuld, daß unser Pepíček von uns gegangen ist!“ – Bei diesen Worten begann sie jämmerlich zu schluchzen. „Und jetzt willst du, daß die Not von früher wieder zu uns zurückkehrt? Damit ich auch sterbe? Du hast kein Herz ... Ich sag' dir, komm' nicht her, bis ich es dich wissen lasse ...“

Sie hatte die Tür zugeknallt und ihn stehen lassen.

An das alles dachte Matěj Košata, Tag für Tag und jeden Moment erinnerte er sich daran, bei der Arbeit, beim Essen, am Abend, wenn er sich ausrastete, auch in der Nacht, wenn er sich oft, sehr oft auf seinem armseligen Lager schlaflos herumwälzte. Auch an jenem Frühlingssonntag im Mai dachte er daran, als alles Fröhlichkeit ausstrahlte, als die Menschen in lebhaften bunten Strömen aus der Stadt hinaus eilten. Unaussprechliche Sehnsucht nach seiner Ehefrau, die er aus seiner ganzen guten Seele heraus liebte, ergriff ihn, und er entschloß sich, noch einmal zu versuchen, ihr Herz anzusprechen: er wird ihr sagen, daß er schon einen Fünfziger erspart hat, daß er ein kleines Zimmerchen mietet, ein angenehmes, sauberes, in ihrer Nähe, damit sie wenigstens manchmal bei ihm bleiben könnte. Ihm wird es auf die Entfernung nicht ankommen, er wird eine Stunde früher aufstehen, um rechtzeitig bei seiner Arbeit zu sein.

Als ihn seiner Gewohnheit nach der Schuster Bricháček besuchen kam und von seinem Plan erfuhr, bot er ihm bereitwillig an, ihn zu begleiten und unterwegs zu unterrichten.

Also gingen sie los. Unterwegs sprach der Schuster recht laut auf deutsch, damit die Passanten seine Versiertheit und Klugheit bestaunen könnten.

Natürlich verstand Košata kein Wort; das fiel für den Schuster aber kaum ins Gewicht, alles gibt sich schließlich mit der Zeit, auch diese Begriffsstutzigkeit von Košata. Vorläufig fühlte er sich königlich entlohnt, wenn er sah, wie die Vorübergehenden sich nach ihm umdrehten.

Und es gab allen Grund zum Schauen! Der Zylinder auf dem Kopf, der auf der stumpfen Nase fast waagrecht abstehende Zwikker, der hellbraune Rock, die violette Weste und die weiß karierten Hosen – das allein war schon sehenswert. Und neben diesem Stutzer wandelte mit weit ausholenden Schritten ein riesenhafter Mann

in halb bäuerlicher Kleidung, mit hohen Schaftstiefeln; von den mächtigen Schultern ließ er Bärentatzen ähnliche Arme baumeln. Und dazu Bricháčeks Erklärungen; na, denen wird er ein's auswischen, diesen Wienern, na, denen wird er zeigen, wie er ihre Stadt kennt, besser als sie selbst!

„Ti ise Šotnrink! – Ti ise gajseliche purk! – To ise Mariahilfme Haupštros! – To ise Kermerink (Kärntnerring)! – To ise vulcl (Wollzeile)! – To ise kalimposelšof (Gartenbaugesellschaft)! – To ise Švonciperkplac (Schwarzenbergplatz)!" usw.

Ja, alles freute sich über jenen Sonntagnachmittag im Mai, alles, ohne Unterschied! Bricháček sah es auf allen Gesichtern und sagte es in seinem Deutsch seinem Begleiter, ihn aufmunternd, sich auch zu freuen.

Während ihrer Unterhaltung gelangten sie zur St. Marxer Linie und zu dem Haus, wo Terezka wohnte. Matěj trat ein, nachdem er seinen Freund gebeten hatte, einen Moment draußen zu warten.

Auf dem Hof stieß er auf seine Frau, städtisch herausgeputzt, mit Handschuhen; sie war so schön, daß er ganz geblendet war! Sie freute sich sichtlich weniger, als sie ihn erblickte, und wurde leicht blaß.

„Terezka! Mein Schatz, meine Einzige ... Ich hatte solche Sehnsucht ... Ich bin gekommen, weil ich ohne dich nicht leben kann", sprach er sie stammelnd an.

Sie faßte sich: „Du bist mir ein Schöner! Daß du dich nicht schämst! So geht man in Wien herum? So eine Schande machst du mir? So soll ich mich mit dir sehen lassen? Du wirst dein Leben lang ein plumper, ungehobelter Bauernlümmel bleiben!"

„Terezka, beim Herrgott, ich bitte dich ... wir sind doch verheiratet ..."

„Geh', wohin du willst, und laß mich in Ruh. Hab' ich dir nicht gesagt, du sollst nicht herkommen? Nicht einmal auf dem Hof werd' ich mit dir reden ... ich bin im ganzen Haus bekannt ... du machst mir eine Schande in aller Öffentlichkeit ... willst du mich um dieses Stückchen Brot bringen ... pfui, du Hundsfott!"

„Terezka!"

„Ich wollte in die Stadt gehen ... die Gnädige hat es mir aufgetragen ... sie haben dort auch ein Haus ... und jetzt kommt mir dieser Lulatsch in die Quere ..."

Da kam aber ein anderer, nämlich Herr Fritz, dazu.

„Na, was denn, was denn, Košata?"

„Ach, mein Gott, teurer Herr, ich bin sie besuchen gekommen ... sie ist doch vor Gott und der Welt meine Frau ... und so ein Geschrei! Reden Sie ihr zu, teurer Herr, sie hat den Verstand verloren! Ich und sie belästigen? Um ihren Dienst soll ich sie bringen wollen? ... Gott behüte! –“

Terezka war unterdessen in die Waschküche zurückgekehrt. Herr Kratochvíl redete Matěj sanft und weise zu.

„Schauen Sie, Košata, seien Sie nicht dumm; reißen Sie sie nicht heraus aus diesem Dienst; denken Sie d’ran, sie kriegt jetzt zwanzig Gulden monatlich! Und außerdem, wie gern die gnädige Frau sie hat ... den ganzen Tag geht es: Resi hin und Resi her, und wo ist denn die Resi?, die Resi soll kommen! Sie würden es nicht glauben. Aber wir haben eine strenge Hausordnung ... anders geht es nicht ... überlegen Sie, so viele Dienstboten! Bedenken Sie, was das für Prozessionen wären, wenn jeden, der hier dient, die Verwandten besuchen kämen. Wir haben hier einige verheiratete Frauen, und die Männer dürfen nicht zu ihnen! Und außerdem – wundern Sie sich nicht! Sie hat viel Arbeit, wahnsinnig viel! Er kommt her, erinnert sie an das Kind, sie regt sich auf ... Warten Sie die Zeit ab, Sie werden schon noch was voneinander haben ...“

Košata ließ den Kopf hängen, faltete schmerzerfüllt die Hände und ging langsam aus dem Hof, Herr Fritz, ständig hinter ihm nach, redete ihm unablässig zu, bis er ihn sozusagen aus dem Haus hinausgeredet hatte.

Vor dem Haus wartete Bricháček auf ihn.

„Na also, haben Sie sie gesehen?“ fragte er. „Was hat sie gesagt? Wird sie zu Ihnen kommen?“

Matěj schüttelte traurig den Kopf: „Gesehen hab’ ich sie, aber sie wollte nicht mit mir reden ...“

„Sie werden sich doch nichts d’raus machen – gehen wir auf ein Glas Wein – Sie werden alles hinunterspülen und darauf vergessen.“

Zuerst wollte Matěj nicht, schließlich gab er doch nach und ging mit Bricháček in eine nahe Weinstube.

Er trank ein Gläschen, trank zwei. Er spürte, wie das ungewohnte Getränk warm und wohltuend durch seinen ganzen Körper strömte. Er fühlte sich freier, die Zunge wurde ihm locker, und langsam, stockend erzählte er das ganze Kreuz, das er mit seiner Frau hatte. Bricháček hörte aufmerksam zu, wobei er seinem Befremden von Zeit zu Zeit mit einem saftigen deutschen Fluch Aus-

druck verlieh: „*Fluch te sakramente!*“ Als Košata dann zu Ende gesprochen hatte, haute der Schuster mit der Faust auf den Tisch und rief aus: „Ach so? So springt sie mit Ihnen um? Und Sie dulden das, verflucht noch mal? Schauen Sie, ich bin auch verheiratet, aber das sollte meine Alte mit mir aufführen! Das möcht' ich sehen, Himmel, Herrgott! Sind Sie ein Mannsbild, daß Sie sich das gefallen lassen? Egal, ob es dem Mann gut oder schlecht geht, ob er Hend'ln oder Erdäpfel ißt, die Frau gehört an seine Seite! Sie sind ein Simandl, einen Pantoffelhelden heißt man so! Probieren Sie es einmal auf eine andere Fasson, hauen Sie drein, schlagen Sie zu, Herrschaft noch einmal!“

Nach dieser gründlichen Rede sprach der Schuster noch gründlicher dem Alkohol zu und Matěj auch. Sie gossen ein Gläschen nach dem anderen in sich hinein, Matěj fühlte sich immer freier, und der Schuster brüllte ihm immer nachdrücklichere Philippiken gegen ungehorsame, eigensinnige und böse Weiber ins Ohr. Zuerst begann Matěj von diesen Reden laut zu weinen, weil er an sein Unglück dachte; als der Schuster dem Ende zu jedoch nachwies, daß Terezka ihm seiner Meinung nach untreu sei, als er ihm mit großen Augen und hochgezogenen Augenbrauen sagte: „Ihre Frau hat einen anderen, und zwar diesen Herrn mit der Goldkette!“ – da ging mit Košata plötzlich eine Verwandlung vor. Schaum trat auf seine Lippen, er ballte krampfartig die Fäuste, und die Augen traten ihm aus den Höhlen und wurden blutunterlaufen.

„Das ist es! Das ist es!“ zischte er, „und ich blinder Esel hab's nicht bemerkt! Aber das wird sich ändern! Das wird ein Ende haben ... Ich werd' sie erwürgen, die schlechte Kanaille – und zwar sofort, jetzt gleich!“

Er machte noch einen Schluck, schüttete das ganze Glas in sich hinein, warf dann einen Gulden auf den Tisch und sagte: „Zahlen Sie, was ich getrunken habe!“ – dann stürzte er aus dem Lokal, ohne darauf zu achten, daß der Schuster ihm nachrief: „Sind Sie übergeschnappt? Passen Sie auf, man wird Sie einsperren!“ – Er beachtete nicht einmal, daß alle Gäste in Panik aufgesprungen waren.

Mit Riesenschritten jagte der ergrimmte Unglücksrabe, die Mütze im Genick, zum Haus der Hasenöhrl, ballte die Hände zu Fäusten, murmelte unverständliche Worte. Auf der Gasse wimmelte es vor Leuten; er kümmerte sich nicht darum und rempelte gegen Krethi und Plethi, um sich einen Weg durch die Menschenmenge

zu bahnen. Man wich ihm aus, schrie ihn an, schimpfte – aber er sah und hörte nichts.

Er gelangte zu dem Haus, stürmte schnurstracks durchs Tor, rannte über den Hof und blieb bei der Tür in die Waschküche stehen. Mit seiner gewaltigen Rechten packte er die Klinke – die Tür war versperrt; er rüttelte daran, bis sie krachte. Die Anstrengung war vergeblich, er konnte sie nicht aufbrechen. Er begann schrecklich zu fluchen: Wilde Drohungen und rohe Beschimpfungen sprühten nur so aus seinem Mund. Menschen liefen herbei, schrien auf ihn ein, wollten ihn ergreifen; ganz toll wie ein gereizter Löwe holte er gegen sie aus – fiel zwei an und schleuderte sie auf das Steinpflaster: „Traut Euch nicht her", brüllte er, „ich schlag' Euch tot wie Katzenjunge!" – Alle stoben auseinander, und der arme Kerl tobte weiter und unternahm eine Attacke nach der anderen auf die Tür. Als er feststellte, daß seine Mühe umsonst war, daß er die Tür nicht aus den Angeln brechen konnte, ließ er von ihr ab, und schlug mit den bloßen Händen gegen die Fenster, bis das Glas zersplitterte und auf die Steine klirrte. Er rammte sich die Scherben in die Fäuste, so daß sich ein Strom von Blut aus ihnen ergoß und ihn ganz befleckte. Er bot einen gräßlichen Anblick dar.

Ein Wachmann tauchte auf. Kaum hatte der Wütende ihn erblickt, warf er sich wie ein grimmiger Auerochse auf ihn. Bevor der Wachmann seinen Säbel ziehen konnte, hielt ihn Košata an der Brust, hob ihn mit seiner riesigen Kraft hoch in die Luft, beutelte ihn wie eine Katze eine Ratte, und, weiß Gott, was passiert wäre, wenn in diesem Moment nicht zwei weitere Polizisten herbeigeeilt wären, denen sich noch ein paar Männer anschlossen. Nach einem verzweifelten Kampf gelang es schließlich, den Berserker zu überwältigen und ihm Fesseln anzulegen.

Er wurde auf die Wachstube abgeführt.

Die Wiener Zeitungen brachten dann von diesem Vorfall Berichte folgender Art: „Ein gewisser rabiater ‚Wenzelssohn' namens Koschatta verursachte gestern bei der St. Marxer Linie einen Riesenkrawall. Aus Eifersucht gegen seine untreue Marianka schlug ‚Herr Wenzel' ein paar Fenster ein, verletzte zwei Menschen und widersetzte sich der Wache, die ihn verhaften wollte. Es wurde schon verfügt, daß der heißblütige Grobian eine gebührende Abkühlung bekommt."



Die Wachleute

[Košata wird während eines viermonatigen Gefängnisaufenthaltes von seiner Frau verlassen und stirbt, nachdem sich alle von ihm losgesagt haben, von der schweren Arbeit gesundheitlich ruiniert. Nur der Mediziner Karel Svoboda, einer der drei Studenten aus der Schmalzhofgasse, dem er nach der Einlieferung in ein Krankenhaus zufällig begegnet war, hatte Mitleid mit ihm verspürt und war ihm in seiner letzten Stunde beigestanden. Frau Košata heiratet später den Hausknecht Fritz, kann es mit ihm zu Wohlstand bringen und wird eine richtige Wienerin. Svoboda hingegen leidet an seiner unglücklicher Liebe zu Bětuška, jenem hübschen jungen Mädchen, das sich einst der Familie Košata auf der Wanderung nach Wien angeschlossen und hier dann als Sängerin unter dem Namen Mercedes Moreno Karriere gemacht hatte. Nachdem er sich mit ihrem Liebhaber, einem Adeligen, unter reichlich romantischen Umständen duelliert und diesen schwer verwundet hatte, war er 1866 in den Krieg gezogen. Er kehrt verwundet aus der Schlacht von Königgrätz zurück und muß in Wien erkennen, daß Bětuška als Kurtisane einen gesellschaftlichen Abstieg durchgemacht hat.]

[...] über Wien erblühte wieder der Mai.

Der Korso im Prater: Riesige Menschenmengen strömten dorthin, füllten die Alleen auf beiden Seiten der breiten Hauptstraße, die diesen herrlichen Park von Südost nach Nordwest durchkreuzt. Die drei Kaffeerestaurants waren überfüllt. Es war schwer, in den endlosen Reihen von Tischen, die unter freiem Himmel aufgestellt waren, ein Plätzchen zu finden. Ein unbeschreibliches Getümmel, aber gute Laune hatten diese Menschen, die Freude strahlte ihnen aus den Augen. Die Natur öffnete ihre Arme für sie, die Sonne küßte mit ihren Strahlen ein junges Mädchen auf die rosigen Wangen, kleine Kinder auf ihre blassen Gesichtchen, lachte die pausbäckigen Mütter an, verscheuchte die Düsterkeit von der Stirn alter Männer, ließ neuen Glanz in den Augen der Greise erstrahlen.

Ein unendliches Stimmengemisch, geheime Gespräche, geflügelte Worte, die wirbelnd durch die Luft flogen, in allen Sprachen und Dialekten.

Damals breitete sich der berühmte Park noch in seiner ganzen Pracht aus, obwohl ihm schon die Sterbeglocke läutete. Der zickzackförmige Lauf der weiß schimmernden Gewässer des riesigen Flusses, voll flacher, mit verschiedenen Bäumen bewachsenen Inselchen, war von einem mächtigen, im feuchten Schwemmboden üppig wuchernden Wald gesäumt, und wo der hohe Wald zurücktrat, leuchtete das Grün ausgedehnter Rasenflächen und anderwärts eines undurchdringlichen, niedrigen Dickichts; stellenweise

*Ringa, Ringa, Reiha!

Böhmische Parodie.

Zu singen auf die Melodie aus der Operette „**Die Dollarprinzessin.**“

Text von **Karl Lorens.**

Wenzl kommt zur Marianka
In die Kuchel auf die Nacht,
Weil am Sonntag sie hat Ausgang,
Wenzl dort Aufwartung macht.
Die Marianka wart auf ihn schon,
Wenzl fragt, wu geh'n me hin?
Mach me Landpartie hinaus wu
Oder bleib'n me da in Wien?
Da sagt Wenzlitschek zu ihr:
Tu dich nur fein z'sammschwanzen,
Mi geh'n me heut in' Prate h'nab,
Heut werd'n me bissel tanzen.

Da tanz me Ringa, Ringa, Reiha hin und her,
Bei Swoboda, da geht's höher nimmermehr.
Das Kapellmaster spielte Pulka wunderschön,
Und nach das Pulka kriegst es Hubitschku sehr fein,
Warum kann alle Tag nit su a Sonntag sein.
(Refrain Chor ad libitum).

Alle zwa fahr'n mit das Tramway
Um sechs Düppeln gleich gradaus
Zu Pan Swoboda in' Prater,
Bei das Tanzlokal steig'ns aus,
Hupfen drinnen umanander
Lustig nach das Pulkatakt.
Jekus, Wenzl, fehlt mir Athem,
Die Marianka plötzlich sagt,
Der Schädl tut mir auch schon weh
Dass glaub', ich muss zerspringen.
Der Wenzl führt die Marianka
Hinaus und tut schön singen:

Mi geh'n me bissel Ringa Reiha, umadum,
Und ist das Planken gar, su kehr' me wieder um...

---

*Die Originalmusik von Leo Fall ist in allen Musikhandlungen zu haben. (Preis 1 K 80 h).

Wienerlied von Karl Lorens (1851–1909), Komponist, Librettist und Volkssänger

Beim fünf Kreutzer Tanz.

Text v. J. Modl.
Musik von Carl Kratz[1].



1010

2.

Kaum thun wir im Prater sein
Hör'n ma schon die Leute schrein
Servus, grüss' dich a do schau
Wenzel kommt mit seine Frau
Und da war erst g'schehn und aus
Wie wir kommen in Wirtshaus
Musik spielt de schönste Stück
Marianka so a Glück.

Ich sag gleich voller Gütte
Erlaub' mir ich bitte
Und nehm' sie um die Mitte
Da tanz me fest drauf los
Schön war's grad nix g'wachsen
Hat g'macht ihre Faxen
Mit ihre krumme Haxen
Die warns gleich Metergross.

(Tanz.)

Im Prater gehn etc.
(Wie Strophe I.)

3.

Wie dann aus war Tanzerei
Fangen's an a Streiterei
Nepomuk der war so keck
Hat Schneider g'nommen Madl weg
Schneiderg'sell das gar nit g'fallt
Weil er ihr schon Nachtmahl zahlt
Schreit Babuschka da gehst her
Sonst gibt's heut noch a Malheur

Doch Nepomuk sagt heiter
Wannst nit glei gehst welter
Du dumme blöde Schneider
So kriegstes was in's G'sicht
Der Schneider der thut brummen
So därfens mir nit kummen
Mein Madl hab'ns mir g'nummen
Das passt sich einfach nicht.

(Tanz.)

Schmerz war schnell überwunden
Er hat Andre gleich gefunden
An die er sich gebunden
Bei dem fünf Kreutzer Tanz.

(Tanz.)

Wienerlied von Josef Modl (1863–1915), Sänger

taten sich weißliche breite Flächen oder schmale Streifen feinen Sandes auf, den das Wasser hier angeschwemmt hatte; dazwischen tiefe, schwarze Wassertümpel, seichte Bächlein, die aus der Donau kamen, aber durchsichtig wie Glas waren, weil das durch den Boden gesickerte Wasser von jeder Unreinheit befreit war.

Und wieder Bäume in endlose Weiten – Hainbuchen, Weiden, Kastanien, Espen und die für die Donauwiesen charakteristische Weißpappel, deren Blätter auf der Rückseite wie mit reinem Silber überzogen glänzen. Es gab hier genug Pfade, breite und schmale, wenig begangene; aber auch eine Menge ganz wilder Plätze, wohin sich nur selten der Fuß eines Menschen verirrte. Solche Plätze waren allerdings auch ein Zufluchtsort für verschiedene Typen, die aus guten Gründen die menschliche Gesellschaft im allgemeinen und ihre Wächter im besonderen meiden. Es gab hier Verstecke mehr als genug, und diese entlegenen Örtlichkeiten erfreuten sich keines besonderen Rufs. Ein anständiger Mensch suchte sie selten auf, es sei denn irgendein schwärmerischer Freund der Natur oder ein Eigenbrötler, der sich, in seine Gedanken versunken, verirrt hatte.

Die Sehnsucht nach Einsamkeit hatte auch Doktor Karel Svoboda hierhergetrieben. Er war sehr viel ernster, sein Schnurrbart mächtig, sein regelmäßiges Antlitz männlich geworden; die Augen wirkten zwar ein wenig eingefallen, aber Seelenruhe und glückliche Zufriedenheit blickten aus ihnen.

Ein laues Lüftchen umwehte ihn – er atmete frei und süß in dieser göttlichen Natur, in dieser Einsamkeit der tosenden Stadt.

Er setzte sich auf den Rasen neben ein dichtes Weidengebüsch; im nahen Hagebuchengehölz schlug eine Nachtigall, begann ein Fink zu singen, zu seinen Füßen rieselte ein sauberes Bächlein über farbige Kalksteinchen, die die Fluten des großen Stroms hier von irgendwoher aus den fernen Alpen abgelagert hatten. Der Lärm und das Rumpeln der Kutschen, die durch die Hauptallee fuhren, drangen nur selten und sehr gedämpft zu ihm her. Er gab sich mit der ganzen Seele dem Zauber der erhabenen Ruhe hin.

Und wie er so gedankenverloren dasaß, vernahm er in der Nähe das Geräusch leichter Schritte. Er hob den Blick; vor ihm stand ein Frauenzimmer, ein freches Lächeln auf dem blassen, noch jungen und ziemlich hübschen Gesicht. Alle Sünden und Laster hatten ihre Zeichen in diese jungen Züge eingraviert, und dennoch versteckte sich hinter diesem dreisten Blick in den tief in den Höhlen

liegenden Augen etwas unendlich Trauriges. Die an ihr herunterhängenden Fetzen, Reste eines einst herrlichen Kleides, die zerrissenen Schuhe, das zerdrückte Hütchen, das alles erweckte eher Mitgefühl als Abneigung. Vielleicht bemerkte sie den Eindruck, der sich im Blick des jungen Mannes spiegelte, denn sie hörte zu lächeln auf, senkte sogar die Augen. Svoboda erhob sich, schickte sich an, stumm fortzugehen, wendete sein Gesicht von ihr ab und machte ein paar Schritte.

„Gnädiger Herr, ich habe Hunger, ich habe seit dem Morgen nichts gegessen ...“

Sie sprach mit einem bizarren, verstümmelten Deutsch, aber ihre Stimme war weich und angenehm, berührte das Herz. Er hielt an und schaute zurück – sie stand immer noch am gleichen Fleck, mit gefalteten Händen.

„Sind Sie Tschechin?“ fragte er mitleidig.

„Ja, gnädiger Herr ... ach, warum bin ich hierher gegangen! Ich habe das Glück gesucht, und das da ist mir zuteil geworden ...“

Er kannte diese Geschichten, er hatte genug von ihnen zu hören bekommen. Er gab ihr einen Gulden und ging, ohne ihren Dank zu beachten. Er erinnerte sich an eine gewisse Bětuška, die auch vor Jahren nach Wien gekommen war, um das Glück zu suchen ... Fort aus dieser Einsamkeit, fort, fort! ...

Er eilte zur Hauptallee. In einer Viertelstunde trugen ihn bereits die Wellen des lebendigen Stroms dahin, um ihn herum Stimmen, Lärm, Gelächter. Ab und zu stand der Strom still, und alles starrte auf den Korso der Equipagen.

Es gab wahrlich was zu sehen. Adelskutschen aus lauter Gold und Silber, schöne Pferde, prächtige Livreen. Stattliche Herren wechselten einander ab, ein Regenbogen schöner Damen in kostbaren Toiletten, Wolken aus Musselin, das Funkeln von Juwelen. Alle Blicke waren auf diese pompöse Pracht geheftet. Die letzte Reihe der Equipagen fuhr langsam, als würde sie sich zur Schau stellen. Manchmal blieb auch sie stehen, stand zwei, drei Minuten – die Pferde schnaubten, warfen die Köpfe herum, stampften ungeduldig.

Svoboda stand in der ersten Reihe der Zuseher, die Leute hinter ihm warenen gegen ihn gepreßt, so daß er sich nicht von der Stelle rühren konnte. Gleich hinter ihm befanden sich zwei Offiziere, von denen einer offenbar alle die stolzen Namen der Vorbeifahrenden, alle Wappen, alle Livreen kannte. Svoboda hörte in allen

Einzelheiten seine Erklärungen: „Fürst Esterházy, da schau her, das sind Schimmel, gelt? – Fürst Sapieha. – Graf Potocki. – Graf Sternberg.“ [...]

[Mehr als zehn Jahre später sieht Svoboda, der zu einem allseits geachteten berühmten Professor avanciert ist, Bětuška ein letztes Mal wieder, als sie, von Syphilis gezeichnet, nach einem Sprung aus dem dritten Stock eines Hauses in der Leopoldstadt tödlich verletzt ins Krankenhaus eingeliefert wird. Das Buch endet mit der Erkenntnis, daß man in Wien kaum Glück finden, sondern höchstens zu Berühmtheit und Einfluß kommen könne.]

JOSEF SVATOPLUK MACHAR

Dreißig Jahre

Erstdr. 1919
(Auszug)



Josef Svatopluk Machar
Geb. 1864 in Kolin, gest. 1942 in Prag

Nach der Matura und dem Militärdienst (1886–1889) übersiedelte der Sohn eines Müllers nach Wien, wo er bis 1918 bei der Bodencreditanstalt als Bankbeamter arbeitete. Seine Abneigung gegen die Stadt drückte er in dieser Zeit vor allem in Gedichten aus. Während des Weltkriegs gehörte er der tschechischen Geheimorganisation „Maffia“ an und wurde 1916 wegen staatsfeindlicher Tätigkeit eingekerkert. Die Zeit der Haft beschrieb er in dem Buch „Kriminál“ (1918, deutsch: K. u. K. Kriminal, 1919). Nach der Rückkehr nach Prag übte er von 1919 bis 1924 die Funktion eines Generalinspekteurs der tschechoslowakischen Armee aus. Machar, der 1882 als Lyriker debütiert hatte, aber auch als Journalist und Publizist tätig war, wurde in den neunziger Jahren zum Hauptvertreter des kritischen Realismus und gehörte als solcher zu den maßgeblichsten Repräsentanten der „Česká Moderna“ (Tschechische Moderne). Seine wichtigsten Werke entstanden in Wien: der Gedichtband „Confiteor“(1887), vier Bücher Sonette, die 1903 unter diesem Sammeltitel – „Čtyři knihy sonetů“ – erschienen, seine politische und soziale Lyrik, „Tristium Vindobona I–XX“ (1893), „Zde by měly kvést růže ...“ (Hier sollten Rosen blühen ..., 1894), sowie „Magdaléna“ (1894, deutsch 1905), ein Versroman zum Thema der Prostitution. Nach seiner Rückkehr nach Prag veröffentlichte er 1919 drei Bände Feuilletons und Erinnerungen an seinen Aufenthalt in Wien, „Vídeň“, „Vídeňské profily“ (Wiener Profile) und „Třicet roků“ (Dreißig Jahre), auf die er 1927 weitere Memoiren, „Pět roků v kasárnách“ (Fünf Jahre Kasernenleben), folgen ließ.

[„Wir quartierten uns im Hotel Hammerand ein ...“]

Wir quartierten uns im Hotel Hammerand ein. [...] Und nun begannen wir in dieser fremden Stadt irgendwie die Scheu abzulegen. Wie ein Mensch, der schwimmen lernt, von Tag zu Tag versucht, weiter in den Strom vorzudringen, gingen wir Morgen für Morgen aus dem Hotel, immer weiter und weiter weg, tauchten in die Gassen ein, in den Lärm und in das Menschengewimmel, schauten nach Häusern und Geschäften aus, suchten Punkte, an denen wir uns beim nächsten Mal orientieren würden, kurzum, wir waren bedacht, den Körper und die Seele der unbekannten Stadt kennenzulernen, die nun unsere Heimat sein sollte.

Auf die Ringstraße, den Graben, in die langen Straßen in den Bezirken, in die Kirchen, Museen, die Parks, zu den Monumenten gingen wir.

Eine große ausgedehnte Stadt – aber es ist nicht Prag. Das hier, das ist ein großes Camp von Häusern, die in manchmal geraden, manchmal krummen Reihen von Gassen Habtacht stehen, ein Haus wie das andere, ihre Uniform ist keineswegs etwas Besonderes, einmal sauberer, einmal schmutziger, hie und da steht neben und zwischen ihnen wie ein Korporal eine Kirche, hie und da, wie ein Offizier, ein Palais, ein Bauwerk – die Universität, das Parlament, die kaiserlichen Museen, der Neubau der Hofburg, des Burgtheaters – aus allen Zeiten und Kulturen zusammengetragene Stile ohne Patina der Vergangenheit, ohne Charakter und Tradition, ein Leben ohne Geschichte und ohne inneren Sinn – das ist nicht Prag, das ist nicht unser Prag.

Dem Abend zu, wenn sich der Himmel rötete, kam die Traurigkeit. Die Seele dieser Stadt war mir fremd, sie sprach nicht zu mir, und wenn sie zu mir sprach, war sie mir zuwider. Es war die Seele eines Weibes, das sich aushalten ließ, das sich in seinem Luxus bemüht, den Eindruck einer vornehmen Dame zu erwecken. Und wieder erinnerte ich mich und verglich: Prag ... eine ausgeraubte und verarmte Adelige, sie lebt und kämpft armselig um jeden Tag ihres Lebens, aber sie ist eine Adelige, hat eine ehrenvolle Vergan-

genheit, und ehrenhaft ist auch die Armut ihres Heute. Mit jedem Wölkchen, das gegen Norden schwamm, wäre ich gerne zurückgekehrt, ich beneidete die Vögel um ihre Flügel und um ihre Freiheit.

Wenn es dunkel wurde, mischten wir uns in das Gewoge der Menschen auf der Ringstraße. Der wollüstige Körper der Stadt legte seine Juwelen an. Gelbe Lichterketten brannten auf den Straßen über den Köpfen, die Geschäfte gossen ihre Lichter über die Gehsteige, die Auslagen strahlten in ihren Farben, es leuchteten die Fensterreihen, die Laternen der Kutschen, die Räder der Tramwaywagen rasselten, auf den Trottoirs wimmelte es von einer Unmenge von Gestalten, Männern und Frauen, bunt schillerten die gedämpften Farben der Toiletten, Gespräch und Lachen rauschten, und über allem glitzerten hoch oben in der Finsternis die herbstlichen Sterne. Nur diese Sterne waren die gleichen wie bei uns – sonst war alles fremd, so kalt und feindselig fremd.

Kein Wunder, daß man es für ein besonderes Geschenk hielt, wenn einem dann auch nur etwas träumte von Prag ...

Auch das Verlangen, wieder einmal eine Unterhaltung in tschechischer Sprache zu hören, stellte sich ein.

Wir begaben uns in den Bezirk Favoriten. Eine meiner wenigen Kenntnisse über Wien bestand darin, daß in diesem Bezirk Landsleute wohnten. Wir kamen dort an, schritten durch die Straßen, lasen die Firmennamen und Aufschriften – nichts, nichts. Es war Mittag, wir beschlossen, essen zu gehen, vielleicht würden wir zu dieser Zeit irgendwo jemanden finden. Ich fragte einen Wachmann, wo es hier ein tschechisches Gasthaus gäbe. Er zeigte mir: *„Do geh'n die Böhm' 'nein."* Ein schmutziges Wirtshaus, auf dem Tisch ein dreckiges Tischtuch, der Kellner ohne Rock. Am Nebentisch essen zwei Männer, sie sind mit ihrer Mahlzeit fertig, und einer konstatiert: „Ty knedlíky nestály dnes za nic." – „Die Knödel hab'n heute nichts g'haß'n." Der erste Satz in der Muttersprache, den ich in Wien vernehme. Die Wirtin erzählt mir anschließend – auch auf tschechisch, aber schon ziemlich mit Wienerisch durchsetzt –, daß hier viele Böhmen herkommen, etliche Beamte aus den nahen Fabriken, „Krowotinnen" , die aus Mähren zu den Märkten anreisen, ein paar Vereine haben hier regelmäßig ihre Treffen, *„Favoriten jsou lauter Čechy"* – ganz Favoriten besteht aus Tschechen.

Ein zweites Mal fuhren wir nicht nach Favoriten – die Sehnsucht nach Landsleuten war mir vergangen. Unsere Entdeckungsreisen

setzten wir aber fort. Wir gingen in die Vorstädte – Wien war damals noch nicht Groß-Wien –, wir besuchten und besichtigten Währing, Döbling, Hernals, Ottakring, fuhren nach Schönbrunn, in den Prater und auf den Kahlenberg. Dort ereignete sich sozusagen die „Empfängnis" jenes Gedichts, das ich drei Jahre später schrieb und das einer der bekanntesten Texte meiner „Tristia" ist.

Nach diesen Ausflügen stellte ich einen Reiseführer durch Wien zusammen: Die Ringstraße abfahren, Schönbrunn und den Prater besuchen, auf den Kahlenberg fahren – und Sie haben alles gesehen, was sich Wien nennt. Jahrelang habe ich dann jedem, der Wien zum ersten Mal besuchte und es kennenlernen wollte, diesen Führer mündlich weitergegeben – er war für jeden ausreichend, jeder von ihnen war in zwei Tagen mit Wien fertig.

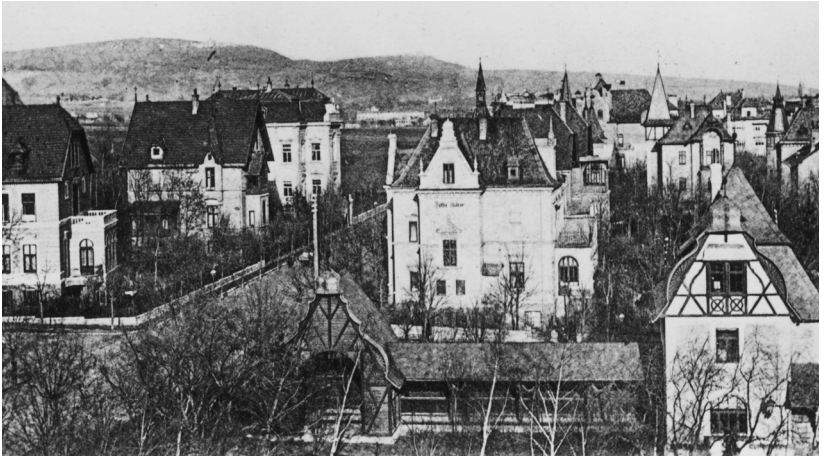
Die Gemäldegalerie befand sich damals im Belvedere, dem ehemaligen Lustschloß des Prinzen Eugen. Ich besichtigte auch sie und fügte sie dem Verzeichnis meines Reiseführers hinzu (für jene Personen, die sich in Wien einen Vormittag länger aufhalten wollten). Ich hatte mich dort in Velázquez verliebt – eine Liebe, der ich während der ganzen Zeit meines Wiener Aufenthalts treu blieb. [...]

Kramář hatte einmal zu mir gesagt: „Sie werden wahrscheinlich bald hinter die Linie übersiedeln." Ich hatte damals nicht begriffen, warum, aber bald nahm ich wirklich Abschied von der Stadt und zog hinter die „Linie", die Verzehrungssteuerlinie. Und zwar auf den Währinger Gürtel, wo ich ein Stück Land – eine herrliche Wiese – unter den Fenstern vor mir hatte (die Stadtbahn gab es zur damaligen Zeit noch nicht). Als man mit dem Bau jener Bahn begann, zog ich noch weiter: ins Währinger Cottage. Dort war es schön, billig, ich wohnte gerne dort – aber eines Tages kam mein Nachbar, ein alter Lehrer, mit der Bitte, ich solle ihm meine Wohnung überlassen. Angeblich kehrten seine Töchter nach Hause zurück, die bisherige Wohnung würde ihm nicht ausreichen, und der Hausherr selbst wolle keine Entscheidung treffen ... Ich tat dem alten Herrn den Gefallen und fand mir eine Wohnung im alten Gersthof. Ein Garten und ein Weingarten gehörten dazu – ein idealer Wohnsitz. Und ich hätte mich nicht weggerührt, wenn der habgierige Hausherr nach einigen Jahren den Zins nicht erhöht hätte. Er tat es – und ich zog wieder um. Nach Neu-Gersthof. Und dort verbrachte ich zwölf Jahre, mein längstes Quartier in Wien. [...]



Der Belvedere-Park mit Blick auf das Obere Belvedere (um 1900)

Cottage-Panorama (Wien XIX), um 1900



Nach zwölf Jahren übersiedelte ich abermals. Und noch weiter weg von Wien. Nach Grinzing, Sandgasse 23.

Mit meinem früheren Hausherrn hatte ich mich, wie ich ihm ausdrücklich erklärte, „wegen der unüberwindlichen Abneigung" entzweit, die ich allen Hausherren gegenüber empfinde, die den Zins anheben. Auch diesen Hausherrn war dieses Gelüst überkommen, nämlich im Februar 1911, und sofort hatte er mir ein Brieflein geschrieben, daß er sich gezwungen sähe, die Miete der von mir bewohnten Wohnung um 360 K. zu erhöhen. Ich hatte ihm lakonisch geantwortet, daß ich mit dieser Idee keineswegs einverstanden wäre. [...]

Ich mietete eine Wohnung in Grinzing. Sympathische weiße Zimmerchen in einem neuen Haus, der Besitzer ist Tscheche, ein Architekt, der Hausmeister ein Tscheche, Sozialdemokrat. Grinzing wird zwar zu Wien gerechnet, aber so, als wäre Wysočan Prag einverleibt. Es war schon früher mein Lieblingsort in der Wiener Umgebung gewesen. Er liegt in einem kleinen Tal, die Hügel, die hinter ihm zum Kahlenberg aufsteigen, sind von Reben bewachsen, und ihr goldenes Blut genießt bei den Wienern den besten Ruf. In den Gärtchen und Höfen der Grinzinger Hauer drängen sich während der Zeit, da über dem Tor eine Stange mit einem Buschen aus Nadelreisig ausgesteckt ist (was bedeutet, daß der Heurige ausgeschenkt wird), Menschen beiderlei Geschlechts und aus allen Ständen und sie trinken und trinken und trinken, Sänger singen, ein Quartett spielt Melodien aus der Lustigen Witwe und andere moderne Schlager, Brezelverkäufer und Mandolettimänner quetschen sich zwischen den lärmenden Zechbrüdern hindurch und schreien ihnen die Ohren voll, und so spielt es sich vierzehn Tage lang Abend für Abend bei diesem Weinbauern ab, die nächsten vierzehn Tage bei einem anderen, Stühle, Flaschen, Kellner, der übriggebliebene Wein und das treue Publikum übersiedeln von Hof zu Hof, von Garten zu Garten. – Grinzing genießt einen vorzüglichen Ruf. Und das schon seit langem. Es war das Ausflugsziel der Wiener Künstler in den Zeiten der illustren Tradition. Der sauertöpfische Grillparzer, der unweit meines jetzigen Domizils vor hundert Jahren mit Freund Beethoven gewohnt hatte, trug nachher schon bis an sein Lebensende seine herbstzeitlosenartigen Stimmungen hierher und ertränkte sie im goldenen Naß; Beethoven hatte später in allernächster Umgebung eine Reihe seiner mehr als zahlreichen Wohnungen und lief hier über die sonnigen

Hügel, mit gesenktem Kopf, den Schopf vom Wind zerzaust, Zylinder und Stock am Rücken zwischen den Händen haltend und »den Blick auf den Staub des Weges geheftet und dem Spiel eines Ozeans aus Tönen nachhängend«; Franz Schubert saß hier immer mit Bauernfeld und dem Maler Schwind; Lenau pflegte am Sonntag herzukommen mit Sophie von Löwenthal und ihrem Mann – wie damals, so pilgern auch heute Maler, Schauspieler, Literaten her und mischen sich unters „gemütliche" Wiener Volk, dessen *Gemütlichkeit* nach ein paar Gläschen die üppigsten Blüten treibt. Sonntag für Sonntag, Feiertag um Feiertag ist hier eine regelrechte Völkerwanderung, die bald nach dem Mittagessen beginnt und weit nach Mitternacht endet.

Das Gebäude, in dem ich wohne, steht an einer weißen Landstraße. Jenseits der Straße breitet sich eine Wiese aus, die Wiese ist gelb von Löwenzahn. Hinter der Wiese eine Allee, einige Villen, dahinter ein Berg. Er heißt Hungerberg. Seine Flanken sind mit Gärten bedeckt, und die Bäume darin sind in Blüten gehüllt. Die Zwetschkenbäume in weiße, die Pfirsichbäume in rosa. Und das junge Grün der Bäume hat alle möglichen Schattierungen, vom Hellgrün der Birken bis zum dunklen Grün der Nußbäume. Oben auf dem Hungerberg gegenüber meinen Fenstern steht ein hohes Haus, es ist schmal, so daß ich immer das Gefühl habe, ein starker Wind müßte es umstoßen, am Abend, wenn es erleuchtet ist, sieht es aus wie eine riesige Laterne. Aus meiner früheren Wohnung war ich ohne Trauer und Bedauern ausgezogen. Nach zwölf Jahren ganz hart und fremd. Ich hatte so manches dort erlebt, angenehme Dinge, unangenehme – aber die Erinnerungen sind tot. Und selten fällt mir ein, daß ich je woanders gewohnt habe als hier, in Grinzing. Aber Wurzeln schlug ich hier genauso wenig wie dort. Ich habe mich in Wien überhaupt nie eingefügt, und wenn ich wieder übersiedeln müßte, wird es ruhig und ohne Wehmut geschehen. Die Zugvögel nisten nicht in den Landschaften des Südens – –

Ja, die Vögel. Da fällt mir etwas ein. Als ich im Frühjahr 1911 hierher übersiedelt war, geschah es einmal anfangs Juni, daß ich ungefähr gegen drei Uhr früh erwachte, aufstand und an die offenen Fenster trat. Es war im Morgengrauen, und da und dort flackerte gleichsam blind eine Laterne, und überall tiefe Stille. Und in diese Stille ertönte ein Vogelkonzert – Gott, welches Konzert! Aberhunderte Vogelstimmen, Amseln, Drosseln, Finken und überhaupt alles, was singen kann, und alle sangen so harmonisch, so

aufeinander abgestimmt, als hätten sie sich verabredet und eigens geübt. Und Gräser, Bäume, Sträucher schliefen nicht, – nein, ich fühlte in dieser Stille, daß sie lauschten und so lauschten, daß sie den Atem verhielten. Und die Luft bewegte sich nicht, und die Wölkchen am Himmel standen still. Ein großer feierlicher Augenblick, und ohne einen einzigen Menschen und deswegen so prächtig, weil menschenleer. Im Osten lag ein rötlicher Streifen, der Himmel war licht, die Dämmerung schon ein wenig vom Tag durchsetzt – trotzdem hob sich jedes Blättchen, jede Blume, jedes Gräschen deutlich ab. Und die Vögel sangen verzückt, als wollten sie ihre Liebe, ihre Hoffnungen, ihre Freude am Leben hinaussingen. –

Und als der Lampenanzünder erschien, um die letzten blinden Laternen zu löschen, und der erste Milchwagen rasselte, verstummte ihr Gesang.

Nacht für Nacht stand ich so auf und lauschte. Und als im neuen Jahr der Juni wiederkehrte, lauschte ich wieder. –

Ja, das noch: Vierzehn Tage nach meiner Übersiedelung stürzte ein nervöser Herr, ein Deutscher, zu mir in die Kanzlei. Er stellte sich vor. Von – der und der. Daß er nach mir die Wohnung in der Scheidlstraße habe, und ich möge ihm, um Gottes Willen, sagen, wie ich es ausgehalten hätte, mit diesem Hausherrn und seiner Familie zwölf Jahre zu leben. Er sei dort angeblich vierzehn Tage und sie hätten schon drei Streitereien gehabt, solche Streitereien, daß das Haus gezittert habe ...

Auch meinen ehemaligen Hausherrn sah ich bald darauf wieder. Er erzählte mir, daß er bauen werde, daß mein Nachfolger in der Wohnung ein schrecklich diffiziler Mensch sei, daß dessen Frau seiner Gattin (der Hausherrin) spüren lasse, daß sie die Tochter eines Oberst wäre, und überhaupt hätte ich angeblich nicht wegziehen sollen. Daß heilige Ruhe und Frieden im Haus geherrscht hätten, und jetzt – –

Na also. –

Und ich freue mich auf Konzerte, bei denen ich unter den Menschen sicher der einzige Zuhörer bin.

JOSEF SVATOPLUK MACHAR

Vier Bücher Sonette

Entst. 1891–1893 · Erstdr. 1903
(Auszug)



Post aus der Heimat

Mittagssonett

Erstdr. 1891

Weit weg bei uns dort in der Heimat ist wohl eben Erntezeit ...
Wie lebendig meinem Geist dies Bild erscheint:
Am klaren Himmel schwimmt die Sonnenkugel im Azur,
und Streifen von Wärme flimmern in der heißen Luft.

Auf den sonnigen Feldern ragen schon die Garbenhaufen empor,
ringsum in regem Treiben sich die Menschen drängen,
ihr Lachen und Jauchzen, mit dem Klappern der Pferdehufe
vermengt,
das Krachen der Leiterwagen, dies alles fliegt her
bis an mein Ohr.

Da tönt vom Dorf ein Glöckchen, kündet die Mittagsruhe an,
die Menschen wischen sich über die Stirn und gehen zum nahen Rain,
essen, strecken sich aus und schauen in den Himmel hinein ...

Ach, könnt' ihnen doch den Wert dieser Stunde einer benennen,
der einsam dahinlebt in der fernen Stadt ... einer, dem das Antlitz welkt
vom Einerlei, von der Hitze der Gehsteige und der Langeweile
der Kanzlei ...

Sonett über die Wiener Amseln

Erstdr. 1891

Für Jaroslav Vrchlický

Mein Meister, ich weiß, daß du diese Vögel liebst,
denn du hast sie heimisch gemacht in unserer Poesie,
und um Deiner willen schenke ich ihnen dieses Sonett,
dieser Amselschar nämlich, die in der Stadt hier lebt.

Ich sehe sie immer, wie sie morgens im Gras herumflattern
und sich mit Tau die Füßchen, Flügel, Hälschen benetzen,

wie sie sich in der Mittagsglut in schattige Baumkronen setzen
und sich dem Abend zu aus einem Springbrunnen laben.

Auch wenn um sie herum die Spatzenhorde tobt,
ist jede der Amseln wie ein wahrer Aristokrat,
so gemessen, so rein, so still und akkurat,

als wüßten sie's wohl, wie leicht ihnen Gefahr droht,
sich inmitten des wüsten Mobs, des Gesindels, des kecken,
die Uniform in den kaiserlichen Farben zu beflecken.

Sonett über mein Fegefeuer
Erstdr. 1892

Ein Capua der Geister ...
Grillparzer

Bedrückend, ungemütlich, bang ist's dem Poeten
in dieser Heimstatt plumper Banalität,
von deren Odem alles hier beseelt, die mißrat'nen
Monumente, der Dome ironische Majestät.

Hunderte Titulaturen, Karrieristen allerlei
und arme Wichte, Börsenspekulanten sie beherbergt,
dumm aufgeblasen in den Gesten, so beredt,
und nirgends auch nur eine Spur von Herzlichkeit ...

In eine stille Gasse hier verdammt,
hab' in einer eisig kalten, grauenhaften Kammer
ich meine Nächte ... den gräßlich langen Winter zugebracht ...

Vom Fenster klang der Telephondraht ins Zimmer mir herein,
an den Mauern rüttelte wütend der Wind mit seinem Gejammer,
und das Gaslicht draußen warf einen gelblichen Schein ...

Sonett über einen Sonnenuntergang im Prater

Erstdr. 1893

Als wäre die Allee getaucht
in eines fernen Brandes Glut;
so leuchtet golden Baum um Baum,
wie auch der schwarzen Kutschen Zug,

hier das Funkeln eines Blicks, dort blitzt
ein Gehstock auf mit seiner Spitze,
der gleißende Schmuck, die seidenen Damenroben
stechen hervor aus der Promenade Wogen.

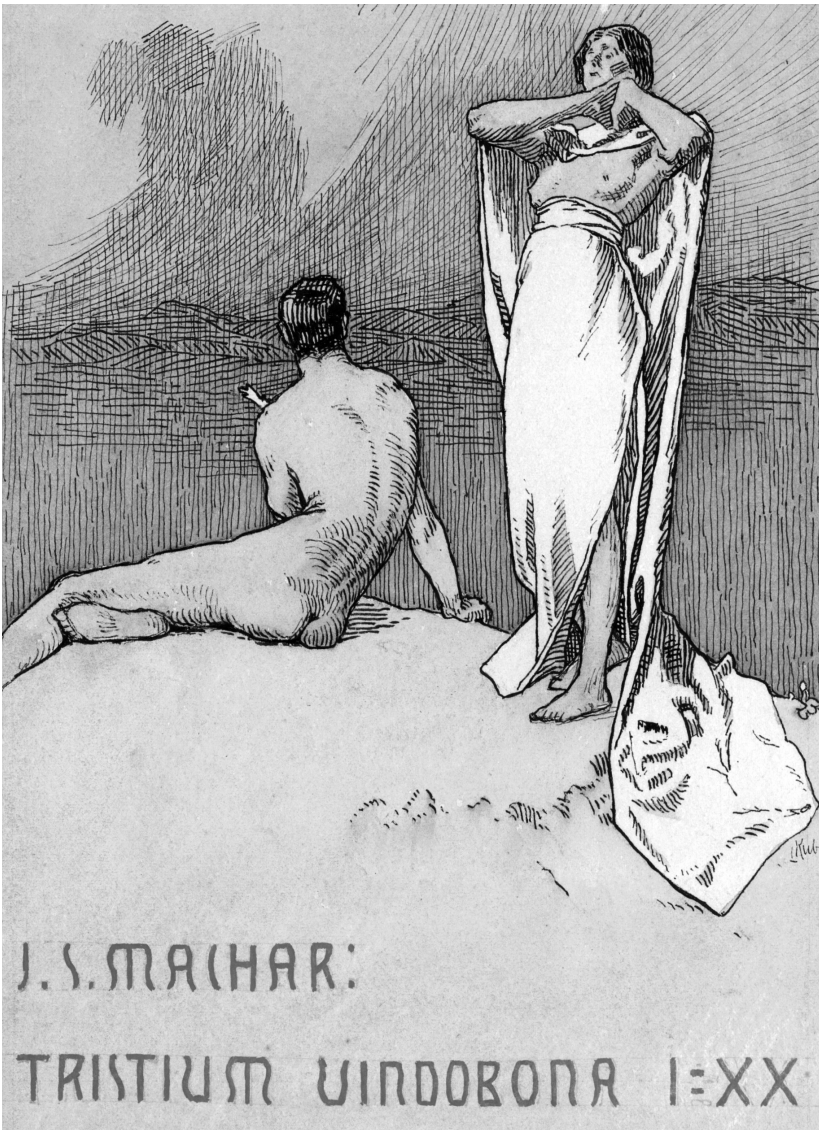
In sattem Purpur der ferne Westen strahlt.
Um kahle Weiden bebt goldener Staub,
in einen rosaroten Schein getaucht.

Und am Himmelszelt droben
zittert weiß, fahl und ohne Glanz
gleich einer kleinen Sichel der Mond ...

JOSEF SVATOPLUK MACHAR

Tristium Vindobona I–XX

Erstdr. 1893
(Auszug)



J. S. Machar, Tristium Vindobona I–XX (Einbandentwurf)

Erste Eindrücke

Die Zugvögel nisten nicht in den Landschaften des Südens –
sie fühlen sich dort nicht daheim. Als ob die Natur sie nur deswegen
dort hingesandt hätte, damit ihnen ihr Nest im Norden teurer würde.

Aus einer alten Naturgeschichte

So sah ich denn auch schon das Sommerende,
freiwillig verbannt hier im Exil,
von bangen Tönen voll und grauen Nebeln
im Herbst die Stadt vibriert.

Alles wie bei uns ... Jeder Tag hier schleppt sich,
verschlafen und gemächlich,
und jeder neue kommt einher
feucht und kalt, rein zum Verzweifeln.

Ein Blick durchs Fenster. Draußen hat
der graue Himmel die Kapuze sich ins Angesicht gedrückt,
und graue Nebelschwaden spinnen düster
ein Totenhemd der traurig grauen Gasse.

Und die Gesichter, die da und dort wie Schemen
vorüberhuschen hinter fest verschloss'nen Fenstern,
die dahineilenden Menschen, die man in diesen Gassen schaut,
sie alle leiden wie an einem schweren Traum.

Alles wie bei uns. Bei uns? ... Wo soll das sein?
Wie seltsam diese Frage meiner Seele scheint!
Dabei verbrachte ich noch den Sommer
in diesen Gegenden dort oben im Norden ...

Wie? Den Sommer? ... Nein, es ist schon länger her,
schon eine Reihe Jahre früher war es gewesen –
doch dünkt es mich jetzt,
als hätt' ich mein Lebtag nie dort gelebt ...

All das, die bekannten Stätten,
die Freunde, das ganze Prag,

auch des Hradschins Panorama,
die roten Sonnenuntergänge,

der berühmten Glocken Ton, der Dächer Farben,
der Zauber unserer Promenaden,
die Stimmung der Altstadt,
alles, was mir so teuer war,

alles, mein Winter, der lange,
meine kurzen sonnigen Sommer,
das alles ist nur ausgesonnen,
ist bloß von meiner Erinnerung erdacht! ...

Und klar und deutlich erkenn' ich es dennoch,
das nebelverhangene Tal, die Gegend, mir so vertraut,
darin den Fluß, die Häuser, Türme und Dome,
von Žižkow bis zum Laurenziberg hinauf –

und sie leuchtet in seltsamem Glanz, diese Gegend,
ist von so wehmütigem Gold umflort,
wie alles in diesem unserem Leben,
das nun für immer, auf ewig ist fort!

Mein Prag, welcher Vorahnungen Schauer
mir doch jeden Tag durch die Seele zieht,
die so bedrückt ist, weil mein Auge
dein erhabenes Panorama nie mehr wiedersieht! ...

Es ist töricht, sag' ich mir täglich insgeheim,
es wird eine Krankheit der Nerven im Aufkeimen sein,
man muß sich an das Land hier gewöhnen,
bin's ja gewohnt, mich mit allem in der Welt auszusöhnen.

Doch, was hilft's! ... Das ist nun wohl
die immerwährende Strafe für jenen,
der hoffärtig, blasiert und von Zynismus voll
es sich nicht wollte eingestehen,

daß des Odysseus' brennendes Sehnen
nach einem Rauchwölkchen aus Ithaka
auch ihn einmal unversehens
irgendwo in der Fremde überkommen kann.



Die Kahlenbergbahn (um 1880)

Der Praterstern – mit Riesenrad und Tegetthoffdenkmal (um 1900)



Auf dem Kahlenberg

Ein hinreißender Anblick bietet sich dem Auge vom Aussichtsturme auf dem Kahlenberge. Auf einer Seite scheint das imposante Wien in einem Meer von Grün zu versinken, jenseits des breiten Streifens der Donau irrt der Blick über die unübersehbare Ebene des Marchfelds, auf dessen Boden einige denkwürdige Schlachten geschlagen wurden.

Aus einem Führer durch die Umgebung von Wien

Wie ausgebreitet in der blauen Alpen Schoß
Ein Rasenteppich farbensatt,
Und auf ihm liegt – ein Weib, die üpp'gen Reize bloß –
Verführerisch die Riesenstadt.

Das aufgelöste Haar, fast grünlich, fließt ihr weit
Bis zu den mächtigen Lenden hinab,
Der bloße Busen zwängt sich aus dem bunten Kleid
Und wogt sanft atmend auf und ab.

Mit funkelndem Geschmeid besät ist ihr Gewand.
Wohin der Blick auch wandre,
Und unters Haupt gelegt hat sie die Hand.
In die Donau taucht sie die andre.

Es birgt sich in dem trägen Schatten ihrer Lider
Vorm Himmelsblau des Aug's verführerisch Glühn,
Durchsicht'ger Nebel schmiegt sich rings um ihre Glieder,
Wie leichter, bläulicher Musselin.

– –

Und ich, allein wie ein erhob'ner Finger, leite
Die Blicke hin zum kalten Nord,
Dort hinter Wäldern, Bergen, Wolken in der Weite
Ist meiner Wurzeln heimatlicher Ort.

O du mein Vaterland, wie zieht's durch meinen Geist
So seltsam, wenn hinter die Berge, die blauen,
Die Lippen seufzend rufen, wo du seist,
Und die Augen dich suchend erschauen.

O du mein Vaterland, nicht dort, wo Alltagsruhm
Und Zeitungsbombast und Phrasengeschwätze
In deinem Namen kämpfen und dein Heiligtum
Zerren in eigennützige Hetze –

Nicht dort bei uns, wo Ekel nur und Überdruß,
Wo der Mensch zum Zyniker wird,
Nein, dort nicht hab' ich deiner Stimme bangen Gruß,
Deine schlichten Seufzer und Klagen gespürt –

Hier faß ich's: –
Du mein Land, was hast gemeinsam du,
Jetzt und in vergangener Zeit,
Mit dieses Weibes Los, das in gelassner Ruh
Sich hier seiner trägen Schönheit freut?

Die Sprache nicht, dein Leid, den Ruhm nicht, die Natur,
Die Achtung nicht, des Glückes günst'ge Hut –
Den Weg von Dürnkrut bis zum Weißen Berg nur,
Den breiten Weg voll Blut! . . .

O du mein Vaterland, was dich an Weh durchschüttert,
Fliegt stets hierher mit Allgewalt,
und jeder Nerv in mir wie eine Saite zittert,
Die deine Klagen widerhallt!

– –

Einstmals, in der Philister Land – lang ist es her,
Aus des alten Testamentes Zeiten –
Ließ in Dalilas üpp'gen Schoß, so geht die Mär,
Der starke Samson sein Löwenhaupt gleiten.

Der Riese, er, der Schrecken seinem ganzen Stamm,
Wie ein einfältig Kind tät er lallen,
Und küßt' und koste sie, zutunlich wie ein Lamm,
Und war ihr ganz zu Gefallen.

Der Leu, der einst so schrecklich, so unbändig war,
In sanften Schlaf dann ruhig versank,

Daß man ihn band, er ward es nicht einmal gewahr,
Und daß in die Mähne die Schere ihm drang.

Wie war sein Inn'res wohl von heißem Grimm geschwellt,
Wie biß er die Lippen sich blutig da,
Als kraftlos er erwachte, rings vom Feind umstellt,
Und seine Haare am Boden sah!

Und als er dann die Stadt, verfolgt von Spott und Hohn
Durchschritt, o wie bitter mocht' er da leiden:
Dalila folgt ihm – für die Liebe welch ein Lohn! –
An seinem Anblick sich lachend zu weiden.

Die Augen höhlten sie ihm aus, zur Mühle hin
Wie einen Sklaven der Pöbel ihn brachte,
Und lauten Jubel hörte man die Stadt durchziehn,
Und wie eine Wilde sein Liebchen lachte! . . .

– –

So zog, mein Vaterland, die Mär durch meinen Sinn
Und füllt' ihn mit glühendem Schauer . . .
Und wo mein Herz dich ahnt, nach Norden blick' ich hin,
Auf die neblige Hügelmauer . . .

Ach wie entsetzlich: Dort am dunkeln Firmament
Starrt, wie ein Sklave geschoren,
Ein augenloses Löwenhaupt und frönt und frönt,
So frei, so stolz einst geboren.

Und südwärts blick' ich hin, wo im blauen Musselin
Das lockende Weib sich fächelt,
von fernher fliegen Seufzer, Flüche zu ihr hin,
Sie aber lächelt, lächelt.

– –

O, einmal sollte doch nach jahrelanger Schmach,
Nach bangem Beten der Rachetag nahn,
Dem Löwenhaupte wuchs die Mähne wieder nach,
Und entsetzt erkannt' er, was er getan.

Das war ein großer Tag, als sie den blinden Mann
An die Säule im Tempel lehnten,
Und ihn mit Spott und Witz, wie sie's oft getan,
Aufs neue neckten und höhnten.

Da in dem Wirrwarr schüttelte er mit einem Male
Das Haupt und faßt die mächtigen Säulen,
Und ein Entsetzensschrei durchfliegt die dunkle Halle,
Und Händeringen und vergebnes Enteilen.

Ein Donnerschlag – und nur ein Berg noch von Ruinen,
Wo einst der Bau gewaltig sich aufgerichtet,
Dalila, Samson und die Andern unter ihnen
In blutiger Masse verschüttet, vernichtet.

Und doch war dieser Tod gewiß so lockend schön,
Wie auf Erden wohl kein anderes Sterben:
Wenn schon nichts weiter übrig bleibt als untergehn,
Dann mögen die Peiniger auch mit verderben! . . .

Am ersten Mai
(Auszug)

– – Wie im Vorjahr, so auch heuer, wälzten sich zu beiden Seiten der Nobelallee, wo sich die vornehme Wiener Welt, angetan mit prächtigen Toiletten und in blitzenden Kutschen, ein Stelldichein zu geben pflegt, Ströme von Arbeitern mit ihren Frauen und Kindern dahin – –

Aus dem Lokalteil einer Zeitung über den 1. Mai im Prater

[...]

Die lange Allee, auf die der Strom der Sonne fällt,
wird jetzt durchströmt von Leben. Kutsche um Kutsche poltert
endlos, ohne anzuhalten. In seiner Livree vom Kutschbock stolz
ringsum blickt der Lakai; ein Sonnenstrahl zuckt wie ein Blitz
am Pferdezaum, verfängt sich in den Riemen, in den Silberknöpfen
des Lakais wie auch des Kutschers und am glänzenden Zylinder,
dann fährt er runter in die Kutsche, wo aus dem blauen Schatten
eines Sonnenschirms, aus Musselingefranse, Seide, Spitze
zwei Gesichter schimmern, mit Brillanten an den Ohren,

funkelnd wie ein Regenbogen, – er badet in den Ringen an der Hand,
wie in der Kette, die dem Herrn daneben an der Weste baumelt, –
und flink beeilt sich dieser noble Sonnenstrahl, der blank polierten
Equipage das Heck zu küssen, und läßt das würdevolle Wappen,
das dort unten aufgemalt, in seiner Gloriole flammen, –
und flugs hüpft er zur nächsten Kutsche, und küßt auch sie.
Hier sind der Farbton des Schirms und der Seide des Kleides
vielleicht etwas anders, doch vorne der Lakai und hinten das Wappen
winken wie bei der andern. Und gleich rasselt
eine weitere Kutsche im Sonnenschein dahin.

So fliegen der Hof, der Adel, die Bankiers,
die Militärs, die in ihren Uniformen glänzen,
durch die lange Allee, deren Ende sich verliert in weiter Ferne.
Ihr Dach wird von den üppigen Kronen gewaltiger Bäume gebildet,
in denen der Sonnenschein liegt und durch die Äste dringt,
goldener Staub schwebt zitternd in ihnen gleich luftigen Säulen,
gespannten Drähten gleich.

Und weiter und weiter in tosendem Flug zwischen den Bäumen
verschwindet all das, was man die große Welt nennt ...

An den Seiten der Allee entlang führen breite Wege,
mit einer grauen Schicht bedeckt sie der von den Equipagen
aufgewirbelte Staub, und der Schatten fällt nur halb auf sie
durch das Laub.

Und auf ihnen strömt jetzt mit Weib und Kind
die Arbeiterwelt dahin. Bunt schillern
die Kleidchen, die Hütchen der Kleinen, das Gewand
aus billigem Stoff, eingefallene, trockene, gelbe Gesichter daneben,
mit einem Blick, der tief in den schmalen Höhlen blitzt.

So gehen sie, immer in Gruppen, zu fünft, zu zehnt,
Zigarren rauchend bei ruhigem Gespräch
über das Wetter heute, die Luft, ihre Arbeit,
kehren, sich erinnernd, zurück zum vorigen Mai,
und bei den Frauen herrschte eben Einigkeit,
daß der Kaffee teuer, die Erdäpfel schlecht sei'n,
und sie gestikulieren und lachen so animiert,

daß in den Joppen ihre welken Brüste zittern.
Und um die Mütter herum mit ausgelassenem Geschrei
tollen Kinder mit bleichen, hohlen Wangen,
zerren sie an den Kleidern, bis ein Verweis
sie kurz beiseite wirft, oder ein knapper Schlag.

Alle gehen festen, gemessenen Schritts
und schauen nur kurz mit düsteren Blicken
in die Allee, ohne Haß jedoch, ohne Zorn
– diese Wolke im Auge haben sie lange Jahre schon,
und sie ist erblich. – Sie schauen auf diesen goldenen Flitter,
die Lakaien, die Wappen, die leichten Toiletten
wie auf eine nichtige Dummheit. Sind ruhig in dem Glauben,
daß über ihren Sorgen schon der Morgen graut,
die Sonne aufgeht, und es ihre sein wird. Das hier
wird sich ändern, wird wie von Stromschnellen
fortgerissen, wird alles verschwunden sein. Dann
verschönern sie mit dem ganzen Tand
Frauen und Kindern vielleicht einen Ball,
werden ihnen das Ganze hier als Spielzeug schenken.
[...]



Zeitungsbericht über die Wohnungsnot in Wien
(Das Interessante Blatt, III. Jg., Nr. 30, 24. Juli 1884)

Haus in Wien III., Erdberg



JOSEF SVATOPLUK MACHAR

Hier sollten Rosen blühen ...

Entst. 1891–1894 · Erstdr. 1894
(Auszug)

Die Sklavin des Sklaven
(Auszug)

Vier Uhr schlägt es. Sie gähnte. Stand auf,
warf sich nur die Jacke um,
und geht nun barfuß, vorsichtig,
damit sie nicht irgendwo
einen der kleinen Schläfer,
die über den Fußboden verstreut
liegen, niedertritt.

Das Zimmer schwarz. Stickig ist hier
die Luft, durchwärmt von Atem,
Mündern und Körpern. Der Mann schnarcht gedehnt,
schnell geht der Atem der Kinder.

Sie macht Feuer, gähnt,
blinzelt mit geröteten Augen,
der Kopf sinkt ihr, das Haar zerzaust,
vor Schläfrigkeit zu den trockenen Brüsten,
sie stellt Töpfe mit Deckeln
in die Ringe der Herdplatte, reibt Kaffee,
legt nach und starrt,
sich vor die Ofentür duckend,
wie eine Eule in die tanzende klare Flamme.

Plötzlich richtet sie sich auf, geht leise
zu dem mit einem Tuch verhängten Fenster,
greift zur Mauer, nimmt etwas herunter
und geht zurück. Bereits munter, lebendig
setzt sie sich neben den Herd, öffnet
das Ofentürchen, breitet auf den Knien
im Schein des Feuers ein altes mit Kurrentschrift
beschriebenes Büchlein vor sich aus,

in das sie lange und ernst hineinschaut.
Danach hebt sie eine braune Papiertüte
vom Boden auf und mit einem Bleistiftstummel,
es lag zwischen den Blättern des Buches,
schreibt sie langsam und irgendwie mühsam,
eine Reihe von Zahlen hin,
betrachtet sie zufrieden, vergleicht sie
noch einmal mit dem Buch, holt
aus der Jackentasche ein Zehnhellerstück hervor
und wickelt es in das Papier mit den Ziffern drauf.
Auf dem Gang knarrte jetzt eine Tür.

Rasch fuhren ihre nackten Füße
in die Trümmer von etwas Pantoffelähnlichem,
sie öffnete leise, ging hinaus.

Eisige Luft weht in die Stube,
die Frau erschaudert vor Kälte.

Auf der Türschwelle gegenüber steht
in Nachthemd und Unterrock
Gevatterin Nachbarin. Die Flamme einer Kerze
wirft einen goldenen Schein aus der Stube.
Sie grüßen einander.
„Ist das eine Kälte!“
„Wie in Sibirien.“
„Daß
man wieder seinen letzten Heller
verheizen muß.“
„Ja – das muß man.“

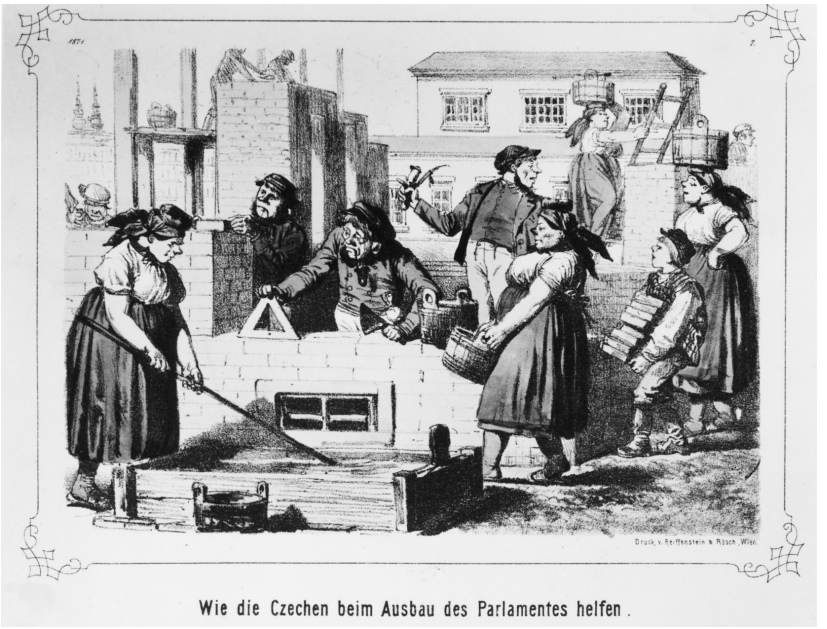
„Na, was ist“, flüstert die erste
mit gedämpfter Stimme,
„möchten Sie sich nicht zu mir setzen?
Ich hab’ schon wieder so lebhaft geträumt.“
„So, so,
mir träumt längst nichts mehr.“

[...]

„Also. Was war gestern?
Die Gatten war'n auf der Versammlung,
was hat der Ihre erzählt?"
„Angeblich ist's ziemlich laut zugegangen.
Gegen die Fabrikanten wurde geredet.
Sie sagten, daß für diese Herrschaften
der Arbeiter nur ein Sklave ist.
Wenn sich nichts ändern wird, muß
es angeblich zu einem großen Streik kommen."

„Ach, du lieber Gott", zittert die erste,
„nur das nicht schon wieder. Diese Väter
denken sich das aus, ohne zu überlegen,
daß daheim so viele Hälser sind,
die was essen wollen, daß es kalt ist.
Diese rebellischen Reden,
die sind an allem schuld!"

„Und Ihr Mann hat sich daheim ein bißchen – na ja – –",
sagt verschämt die Nachbarin,
„geärgert?"
„Was soll er denn tun?"
antwortete resigniert die erste.
„So ist es immer mit ihm. Genauso wie
wenn er sich in der Fabrik ärgert.
Gestern hat er halt ein bißchen Feuer gefangen,
ist von den ganzen Reden in Wut geraten –
na, und den Zorn muß er sich irgendwo auslassen.
Schauen Sie –"
Die Frau
hob beide Hände hoch im Schein der Kerze.
Auf den entblößten, abgemagerten
Muskeln mit herunterhängender Haut
waren blaue Flecken von Schlägen zu sehen.
„Auch den Kindern hat er's gegeben – – –
Der arme Kerl – er muß sich seinen Zorn auslassen!
Es tut weh – na ja – aber wenn
er sich ausgetobt hat und sich wieder beruhigt,
sagt er einem ein freundliches Wort – – –"



Karikatur (1871), Bildbeilage zum „Hansjörgel von Gumpoldskirchen“

Tschechische Ziegelarbeiter



„Wo steckst du schon wieder, altes Klatschweib!“
ertönte aus der Stube
eine zornige Männerstimme.

„Herrgott,
ist denn immer noch nicht Schluß! In Gottes Namen!“

Sie schlug die Hände zusammen, ließ den Kopf hängen
und schlüpfte rasch in den finsteren Raum ...

JOSEF SVATOPLUK MACHAR

Wien

Erstdr. 1903
(Auszug)

Der glückwünschende Gönner und aktive Förderer des modernen Wien ist der jetzige Kaiser ...

Der Militärärar, der den Ansprüchen anderer Städte im Reich gegenübersteht wie ein unerbittlicher Shylock, ist zu Wien nachgiebig wie Butter und süß wie Zucker. 1858, also kaum zehn Jahre nach der Revolution, bei der die biederen Wiener Kriegsminister Graf Latour an einem Laternenpfahl aufgehängt hatten, fiel die Kette der Mauern, die die Innere Stadt umgaben. Denkwürdige Basteien! Zweimal haben sie Wien vor den Türken gerettet, einmal vor unserem Matthias Thurn, einmal vor Rákóczi – an ihrer Stelle entstanden die Ringstraße und all das, was man heute Gästen zeigt, die zum ersten Mal nach Wien kommen: Universität, Rathaus, Burgtheater, Hofoper, Hofmuseum, den Maximilianplatz mit der Votivkirche, die Börse, ein Haus, das an der Stelle des abgebrannten Ringtheaters errichtet wurde, das Parlament, der Justizpalast, die neue kaiserliche Burg, und die Götter wissen, was noch. Als alles fertig war, wollte Wien größer sein – was durch die Einverleibung aller Vorstädte so gründlich bewerkstelligt wurde, als ob man zum Beispiel Kuchelbad, Weleslawin, Podbaba, Wysočan und analog so weiter in einem Kreis an Prag angliedern wollte. Dadurch ist Wien seiner Ausdehnung nach die größte Stadt Europas und rangiert mit ihren anderthalb Millionen Einwohnern hinter London, Paris und Berlin. Und weil diese Städte Stadtbahnen besitzen, erhielt auch Wien so eine Stadtbahn. Die mehr schön als praktisch ist. Sie hat einige stattliche Millionen gekostet, und da das Reich insgesamt mit einem Drittel zu ihrem Bau beigetragen hat, können auch unsere Steuerzahler sie stolz und selbstbewußt beäugen: Ihre Schwielen haben sich in eine Zierde der Haupt- und Residenzstadt verwandelt. Die Züge fahren mit überwältigender Häufigkeit; an Werktagen transportieren sie allerdings nur gähnende Kondukteure hin und her, was bei den Wienern immer noch wilde Heiterkeit auslöst. –

Dann fand man, daß in der Stadt zwei Kasernen stehen, die angeblich keineswegs zum Schmuck der Residenz beitrügen. Diese Kasernen! Solche besitzen wir in Prag nicht. Gewaltige, rote sym-

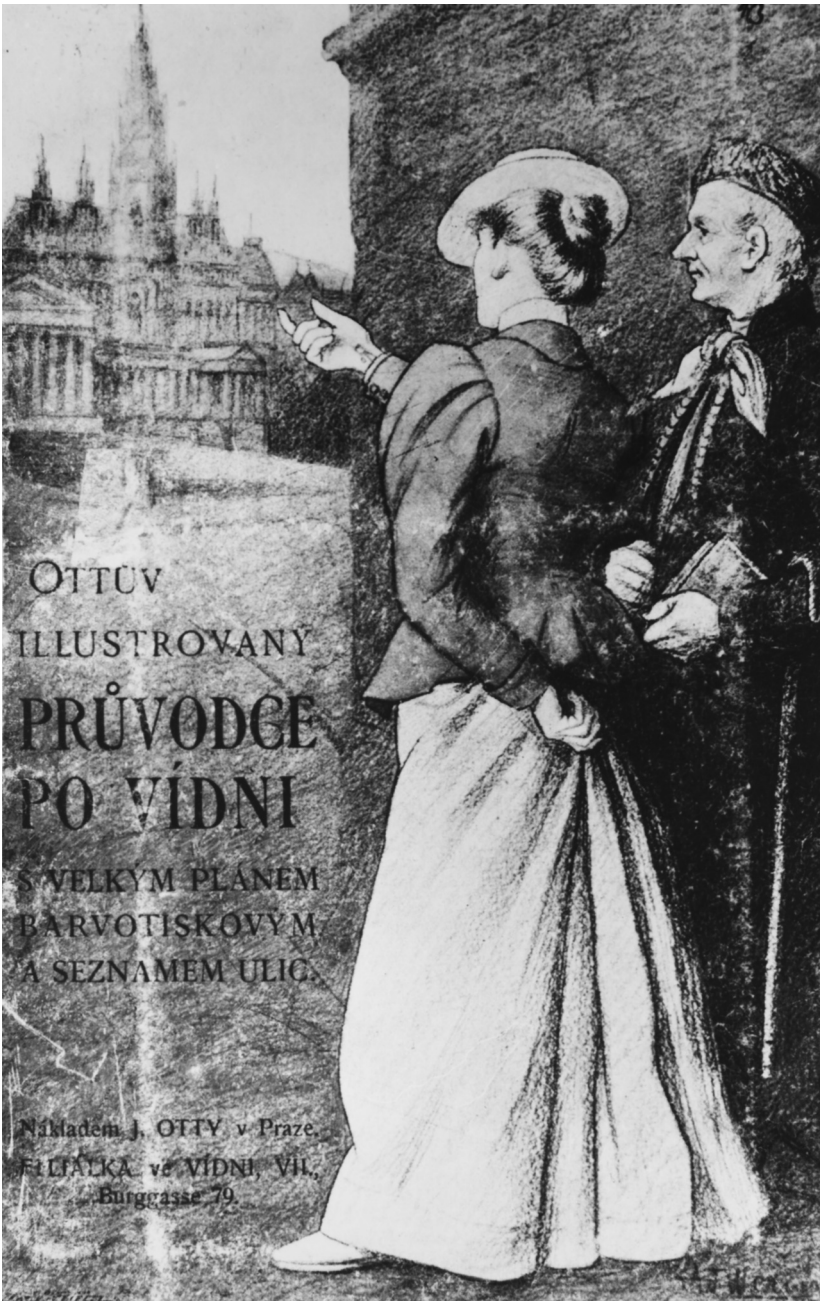
metrische Gebäude mit Türmchen an den Ecken, denen nur die Fallbrücken und Gräben rundherum fehlten, um den Eindruck eines Wiener Towers zu erwecken, ja, hätten wir die bei uns in Prag, würden wir sie in unserer Naivität mit Zähnen und Klauen verteidigen, einen Verein gründen, das Rathaus stürmen und Proteste schreiben, damit man sie uns ja nicht abreißt ... Hier hingegen ist die eine Kaserne schon gefallen, und an ihrem Platz wird ein riesiges Postgebäude gebaut, und die Tage der zweiten roten Festung sind gezählt, nur weiß man noch nicht, was an ihrem Standort entstehen soll. Der Großteil der Planer hat sich auf ein riesiges Repräsentationshaus der Stadt Wien geeinigt, das alles beinhalten sollte: Konzert-, Tanz-, Theatersäle, Wintergärten, ein Hotel, Kaffeehäuser, Tingeltangel, einen Zirkus – alles, was Wien begehrt.

Und noch etwas: Kaum hatte man begonnen, von einer Gemäldesammlung für das Königreich Böhmen zu sprechen, das unsere Glaubenshelden als Abschlag für die unveräußerlichen Rechte unseres Volks erhalten sollten – fiel zur gleichen Zeit das gleiche Versprechen dem geliebten Wien in den Schoß; alle Welt war von diesem unverhofften Geschenk überrascht, ja geradezu erschrokken, aber Wien erholt sich rasch: Das Versprechen wurde akzeptiert, ein Platz ausgesucht, ein Planungswettbewerb ausgeschrieben, und sobald der zwischen den zwei Architekten, einem Vertreter der alten Schule und einem der modernen Richtung, ausgebrochene Streit beigelegt sein wird, wird gebaut ...

Ja, das moderne Wien steht mit allem in der Schuld des regierenden Kaisers ... Nach dem Krieg von 1866 hat man ihm *Abdanken! Abdanken!* in die Equipage gebrüllt – heute besteht der einhellige stumme Plan, daß einmal ein riesiges Denkmal Franz Josephs auf dem Platz vor der Votivkirche, dem schönsten und größten Platz Wiens, stehen wird ...

Wien hat eine schöne Umgebung, gutes Trinkwasser, den Stephansdom, die Karl-Borromäus-Kirche, den Maximilianplatz, die Ringstraße – das ist aber auch schon alles, was es hat. Eine banale Stadt, im allgemeinen und auch in Details. „Capua der Geister" hat sie der alte, lederne Patron Grillparzer böse genannt. Ja, wenn es wo angebracht ist, auch einen anderen Ausspruch von ihm zu verwenden, dann hier:

Eure Eichen trugen Eicheln,
Hellas Bäume gaben Frucht.



Titelbild von „Ottův illustrovaný průvodce po Vídni“ (Ottos illustrierter Reiseführer durch Wien), Prag 1903

Überall Eicheln. Die Benevolenz der höchsten Stellen konnte keine Künstler finden. Medici waren das, aber die Hauptsache fehlte. Auf den Maximilianplatz stellten sie eine gotische Kirche hin. Wollten im XIX. Jahrhundert, in der Stadt der Donauphäaken den Geist des Mittelalters evozieren! Und so sieht diese gotische Kirche aus, als wäre sie aus abgenagten Fischgräten zusammengesetzt. Ein Rathaus wurde errichtet – eine gräßliche Fadesse, gotisch. Das flache Burgtheater, die läppische Hofoper, und als Gipfel von allem: ein Parlament in griechischem Stil! Der zusammengedrückte, eingezwickte Bau scheint sich zwischen modernen Zinshäusern auf den Boden zu ducken ... auf den Balustraden längs der Rampe die Marmorstatuen halb sitzender, halb liegender griechischer und römischer Philosophen und Historiker, in der Mitte vor dem Gebäude eine Fontäne und die ungewöhnlich große Skulptur der Pallas Athene – nachdem sie aufgetaucht war, pilgerte Wien tagelang hin, um sie zu besichtigen, und hatte seine *„Hetz"*. Stößt man auf ein dezenteres architektonisches Werk, dann ist es die peinliche Kopie von etwas, was sie woanders schon seit langen, undenklichen Zeiten haben. – Die Denkmäler sind noch ärger als die Bauten. Vor der Universität steht Liebenberg, während der zweiten Türkenbelagerung Bürgermeister der Stadt. Bei seinem Anblick segnet man dankbar die Schöpfer unseres Jungmann-, Radetzky- und unseres Franzens-Monuments vom Moldaukai. Als Liebenberg enthüllt wurde, fand man, daß er so nicht stehenbleiben könnte. Und weil er sich nicht komplett ändern ließ, schnitten sie zumindest von der Pyramide, auf der ein offizieller Engel mit einem Kranz in die Höhe schwebt, einen halben Meter ab. In der kaiserlichen Burg steht ein Monument von Franz I. Ein Herrscher, der sowohl durch seinen ganzen Charakter als auch von seiner Erscheinung her ein typischer Repräsentant des damaligen kleinen, spießbügerlichen Wien gewesen ist, hier dargestellt in Pose und Tracht eines römischen Imperators! Auf einem anderen Hof befindet sich eine Reiterstatue von Joseph II. Auch dieser präsentiert sich als römischer Imperator – er, ein Voltairianer, ein Kind der Revolution auf dem Thron! Vor der Burg in Symmetrie Eugen von Savoyen und Erzherzog Karl hoch zu Roß, auf aufgebäumten Pferden. Die Pferde stellen sich auf die Hinterbeine – doch der Petersburger Peter der Große würde ihnen bedeuten: höher – höher!, nicht so philisterhaft! So holt ihr mich nicht ein! – Das Mozartdenkmal wird übersiedeln, weil man zu der Ansicht gelangte, daß es zwischen den Zinskasernen

steckt wie ein krauser Witz. Das Denkmal des Befehlshabers von Custozza, Erzherzog Albrechts, wurde nach guten Vorbildern angefertigt und wäre, wenn man seiner von irgendwoher ansichtig werden könnte, eine Augenweide für jeden Soldaten, wie auch Marschall Radetzkys Reiterbild ein interessantes Beobachtungsobjekt für Soldaten darstellt. Dieses Monument betrachtet aber auch der Wiener gerne, der alte Marschall reitet nämlich auf seinem Roß vom Kriegsministerium weg und streckt die Hand in Richtung Credit-Anstalt aus, eine Geste, die die Erfindungsgabe der Wiener dazu bewegt, dem Bronzesoldaten die Worte *In deinem Lager ist Österreich!* in den Mund zu legen. Andere Kommentatoren behaupten freilich, der Marschall befähle: *Genug gestohlen!* – Entsetzlich geschmacklos ist das Standbild Maria Theresias, die ungemein korpulente Kaiserin sitzt auf einem filigranen Stuhl, und unten stehen ein paar junge Herren mit Dreispitz und Perücke auf dem Kopf und mit Degen um sie herum. Und wunderlich ist auch das Monument des Admiral Tegetthoff vor dem Prater: Immer kleiner werdende Schiffe steigen in die Höhe auf, durch ihre Mitte verläuft eine Säule, auf der Säule droben steht der Sieger über die italienische Flotte aus dem Jahre 1866. – Historiker und Seeleute ärgern sich, daß der Admiral barhäuptig ist, er, der sein Leben lang nie ohne eine Kappe gesehen wurde. Die Wiener aber sagen, daß es egal ist, weil man ohnehin nicht erkennen kann, wer eigentlich dort oben steht.

Das einzige anständige Denkmal – Beethoven – ist zwischen Häusern versteckt, und ein paar kleine weiße Denkmäler (die Maler Schindler und Makart) finden Sie im Stadtpark.

Die Straßen Wiens werden rapid erweitert. Die Häuser, die über die Regulierungslinie hinausragen, werden abgerissen und statt ihrer neue erbaut – in rechtschaffenem Vinohrader Stil. Hie und da taucht auch etwas auf, was die Wiener Secession nennen – ein Haus mit unmöglichen Ornamenten und krautfarben. Im Sommer sind die Straßen voll Staub, im Winter voller Schlamm oder Schnee. Als man im vorigen Jahr wegen dieses Schnees Lueger attackierte, sagte er ruhig: „Wenn der Herrgott es will, läßt er die Sonne scheinen, und der Schnee wird verschwinden", – was letztendlich die einzig richtige Logik des klerikalen Regimes ist, das jetzt die Herrschaft über die Residenzstadt innehat ...

II.

Die letzte Volkszählung in Österreich zeigte, daß in Wien 1.635.000 Menschen leben. Der Heimatzugehörigkeit nach sind hier alle Länder der ganzen Monarchie vertreten. Böhmen, Mähren und Schlesien haben zu dieser Ziffer 550.000 Seelen beigetragen, Galizien 43.000, die Steiermark 22.000 und so weiter. Und unter dem lächelnden Himmel, der hier besonders in den Frühlingsmonaten die intensive Bläue des Südens besitzt, bei der oberflächlichen, bequemen Lebenseinstellung, die beharrlich von Generation zu Generation übergeht, seit jeher vom Hof, von der Regierung, der Bürokratie verhätschelt und verzärtelt, legt jeder Zuzügler bald seine nationale Eigenart und die heimatlichen Charakteristika ab, reißt seine Wurzeln endgültig aus dem Heimatboden, schüttelt die an ihnen klebende Erde seines Landes ab und bemüht sich, hier Wurzeln zu schlagen – er wird ein Wiener. Aber auch hier gilt ein Naturgesetz: Man kann vielleicht einen Zweig aufpfropfen, aber schwer verwurzelt ein ganzer Baum in fremdem Boden und in fremdem Klima. Die Statistiker bestätigen, daß so eine verwienerte Familie in der dritten, vierten Generation ausstirbt ... Es gibt keine alten Wiener Familien unter den Wienern. Neue Ströme aus dem Königreich und den Ländern kommen her, besetzen die verlassenen Stellen und nehmen nicht nur deren Lebensweise, sondern auch deren Schicksal an ... Vielleicht hat auch diese Kurzlebigkeit instinktiv die Ausbildung der Lebensphilosophie der Wiener mitbewirkt, die Horaz'sche Philosophie: *Carpe diem* ...

In der ganzen Welt ist die *„Gemütlichkeit"* des Wieners bekannt. Gemeint ist damit eine gewisse Gutherzigkeit, die sich bei jeder Gelegenheit auf einen harmlosen gesellschaftlichen Kontakt einläßt, gutmütig Bekanntschaften schließt, sich aber zu nichts verpflichtet, deutlichen Widerwillen gegen strenges Denken und eine beherzte Tat hegt und, wo es nur geht, den Ernst des Lebens meidet. Ja, in diesem Sinne ist der Wiener *„gemütlich"*. Sie fahren in der Tramway, ein Mensch steigt ein, nimmt neben Ihnen Platz, läßt ein Wort über das Wetter fallen und erzählt sofort, wo er gewesen ist, was er gemacht hat, wohin er geht und warum er dorthin geht. Er zieht einen Brief aus der Tasche und bietet Ihnen an, ihn zu lesen, nicht damit Sie glauben, sondern damit Ihnen klar ist, daß er so und so handeln muß. Solch ein *Wiener* wird binnen einer Stunde den Stand seiner Aktiva und Passiva, seine häuslichen Verhältnisse,

ja sogar geheime Herzensangelegenheiten vor Ihnen ausbreiten, wenn er sich beim Heurigen zufällig an Ihren Tisch setzt. Und dennoch gibt es kein herzloseres, grausameres Geschöpf als den Wiener. Passiert auf der Straße ein Unglück, gleich ist ein Rudel von Leuten da, die dringenden Geschäften nachgeeilt sind, sie stehen da, beobachten, und die erste Sache, an die alle denken, ist irgendein, zu dem Vorfall passender Witz. Und wenn der Witz zutrifft, lachen sie zufrieden, weil das befreiende Wort gefunden ist. Geschieht es, daß die Zeitungen die Nachricht von irgendeinem Malheur sonstwo bringen – die erste Glosse, die zu diesem Thema durch Wien fliegt, ist – ein Witz, einmal grausam, einmal dumm, aber ein Witz. Mit einem Witz, einem Wortspiel antwortet Wien auf alles: auf das Unglück einzelner Menschen, auf die täglichen Zeitungsnachrichten, auf Angelegenheiten, die die Stadt betreffen, und solche des Reichs, auf den Gang der Geschichte ... Was hat die sächsische Prinzessin in Dresden gelassen? Einen Gulden in kleiner Münze, nämlich eine Krone und fünf *„Sächserl"* (= kleine Sachsen). Aus der Regierungszeit des Grafen Badeni datiert der Ausspruch: *Es gibt nur zwei anständige Polen auf der Welt: Nordpol und Südpol.* Als man in Prag unseren ehrwürdigen Pater Drozda einsperrte, verkündeten die Wiener: Das hat Prag absichtlich gemacht, nur um unseren Jellineck zu übertrumpfen ... Als im Mai die Affäre „Hier" war, kursierte in Wien die Anekdote: Warum hat der Herrgott Adam aus dem Paradies vertrieben? Des Apfels wegen? Aber wo! Der Herrgott kam in den Garten und rief: Adam, wo bist du? Und der liebe Adam gab zurück: Hier – und daher hat er gehen müssen. Und so weiter, jeder Tag, jedes Ereignis hat in Wien ein einziges Echo: einen neuen Witz. Der selige Taaffe war allen Stimmen der Neuen Freien Presse und der Tagblätter zum Trotz bei den Wienern eine populäre und beliebte Persönlichkeit, weil er es verstand, gute Witze und gelungene Wortspiele zu machen, und zu einem beträchtlichen Teil ist es die Gabe des Witzes, die Lueger zum allmächtigen Herrn Wiens werden ließ, zu einem Mann, von dem der Wiener stolz als *„unser Karl"* spricht. –

Wenn es keinen aktuellen Anlaß zu einem Witz gibt, wird etwas fabriziert, oder man greift auf alte bekannte und bewährte Themen zurück: Böhmen, Magyaren, polnische Juden und Juden im allgemeinen. Nicht aus irgendeinem grundsätzlichen Haß – oh, hassen kann der Wiener nicht, wie er es auch nicht zu lieben versteht – sondern der *Hetz* wegen, zu der ihm alles, was er ignoriert, einen Stoff

bietet. Und der Wiener ignoriert alles, außer sich selbst. *Es gibt nur e i n e Kaiserstadt.* London – Paris – davon weiß er nicht viel, und Berlin erledigt er mit einem Witz auf den geschwätzigen Kaiser Wilhelm. Niemand hatte größere Freude über den Steckbrief auf Wilhelm Kaiser als die Wiener, und niemand wird ihnen auch weismachen, daß das kein kunstvoll ausgeheckter Witz war. Wir haben damals sehr gewonnen in den Augen der Bewohner der Residenzstadt und würden tief sinken, würden sie die nackte Wahrheit erfahren.

Dieser Zug des Wiener Charakters hat rasch seine Note in der deutschen Literatur gefunden. Zur Zeit von Kaiser Joseph travestierte der Exjesuit Blumauer die Äneis und erheiterte Wien mit seinen Cochonnerien, Saphir, „der Menschenaffe", war in aller Munde, als Grillparzer die Wut auffraß, wie verkannt er war, war Nestroy Herr der Bühnenwelt und goß seine ätzende Lauge über die Ideen der Klassiker aus dem Reich.

*

Es wird behauptet, der Wiener liebe die Natur ... Nein, der Wiener kann es schlicht und einfach daheim nicht aushalten. Sonntagsruhe würde für ihn eine echte Qual bedeuten, und er würde sich langweilen, weil er nicht weiß, was er anfangen sollte. Im Winter geht er ins Kaffeehaus, nicht um zu lesen, sondern um Karten zu spielen. Seine Zeitung liest er morgens beim Frühstück, am Nachmittag vergnügt er sich ein bißchen. Er spielt bis zum Abend, abends geht er ins Wirtshaus. Und die Frauen der Wiener treffen sich und spielen entweder daheim auch Karten oder sie gehen mit ihren Männern ins Kaffeehaus, schauen und reden über ihre Belange. Wahrscheinlich spielen nirgendwo auf der Welt die Frauen soviel Karten wie in Wien. Natürlich um Geld und verbissen, wie es nur eine Frau fertigbringt. Im Frühling beginnen die Ausflüge „in die Natur". Ganze Familien pilgern in die Wälder, lagern auf den Wiesen, die Männer ziehen ihre Röcke aus – und spielen Karten. Die Ärmeren nehmen Proviant mit, die Reicheren suchen hölzerne Schankhütten auf, wo man Wurst und Käse ißt und Wein trinkt. Und sie spielen Karten. Die Kinder tollen auf der Wiese und im Wald herum, reißen alle Blumen ab – und es ist ein geradezu trostloser Anblick, wenn man am Montag vor die Stadt geht: niedergetrampeltes Gras, nirgendwo auch nur ein Blümchen, statt dessen kugelt, wohin das Auge fällt, eine Unmenge fettbeflecktes

Papier, Käserinden, Wursthaut herum. Und am Abend wälzen sich Ströme singender, betrunkener, einander umarmender, jodelnder Menschen mit aufgeknöpften Röcken und Westen dahin, beschwipste Frauen haben die Hüte schief am Kopf, müde und schläfrige Kinder werfen die abgerissenen Blumensträuße weg, sie wälzen sich durch die Straßen, fahren in vollgestopften Tramways, in überfüllten Zügen zurück in die Stadt. Näherinnen und Dienstmädchen mit frischen Keimen neuer Menschenleben unter ihren Herzen, mit Keimen, die sie irgendwo als einen Ausbruch der Leidenschaft zwischen zwei Tänzen empfangen haben, wie ein Intermezzo zwischen zwei halben Litern Wein, oder als Aventure mit einem Mann, den sie nie zuvor gesehen haben und nachher nie wieder sehen werden ... Liebe zur Natur! Die Verkehrsmittel kommen dieser Liebe entgegen, wie es nur geht. Ein Zug nach dem anderen befördert sie in Zehnminutenintervallen vom Morgen an hinaus, Tramway um Tramway, Omnibus um Omnibus – am Abend fahren sie sie heim. Bis Mitternacht dauern solche Prozessionen ...

Über der Stadt Finsternis. Die letzten Tramways verebben, die Lampenwärter löschen die überschüssigen Laternen. Hinter hell erleuchteten Vorhängen liegen ehrbare betrunkene Spießbürger neben ihren ehrbaren betrunkenen Frauen und kümmern sich, ihren ehelichen Pflichten Genüge leistend, neuerlich darum, es nicht zur Entvölkerung *unserer Kaiserstadt* kommen zu lassen. Durch die Gassen gleiten die kokett gekleideten Erscheinungen armseliger galanter Damen mit geschminkten Gesichtern und reden mit süßem Dialekt späte Passanten an. Ungefähr dreißigtausend polizeilich gemeldete gibt es von ihnen in Wien. In den Kaffeehäusern geht es noch laut zu. Gegen zwei, drei Uhr kehren auch dort Ruhe und Finsternis ein ...

III.

Sentimental ist der Wiener auch. Hören Sie sich einen beliebigen in der Residenzstadt entstandenen Walzer an – und der Wiener Walzer ist der einzige typische Ausdruck des Wiener Geistes in der Kunst – aus dieser süßen wiegenden Melodie rauschen die Wehmut unbekannter Ahnungen, seichter Trauer, die Schwärmerei banger Gefühle, das Gestöhne melancholischer Träume. Bei diesen Tönen wackeln die Wiener mit dem Kopf, ihre Augen blicken ins Leere, sie seufzen tief und beginnen schließlich die Melodie mit Worten

zu begleiten, mit einem leeren, nichtssagenden Text, aber ergriffen, bewegt. Diese Stimmungen sind flüchtig wie der Schatten über der Erde fliegender Wolken – der Walzer verklingt, und der liebe Sentimentalist wird die neueste gepfefferte Anekdote erzählen, aber dennoch sind sie ein Teil seines Wesens. In Wiener Romanen und Lokalstücken gibt es ganze Partien und Szenen, die auf dieser Sentimentalität aufbauen und die für einen Fremden unerträglich und dumm sind, die den Wiener aber mit der reinsten Stimme der Seele ansprechen. Das ist ein untrennbarer Bestandteil *„der Gemütlichkeit"*. Sie sind zu Tränen gerührt beim Anblick des greisen Kaisers, wenn er während der feierlichen Prozession beim Fronleichnamsfest mit entblößtem Haupt gebückt hinter dem Baldachin schreitet, der über dem Priester mit der Monstranz getragen wird. Als Ferdinand V. einmal die Bemerkung fallen ließ, daß ihm das Regieren nicht so schwerfiele, wenn nur dieses ewige Unterschriftengeben nicht wäre, gefiel das den Wienern ungeheuer, und der Titel „der Gütige", der seinem Namen beigefügt wird, hat in Wien seinen Ursprung. So wird jede Kleinigkeit, die von den höchsten Stellen kommt und diese Saite ihrer Seele anrührt, in dankbarer Erinnerung bewahrt und eine ganze Reihe von Generationen hindurch tradiert. Sprechen Sie den Namen Maria Theresia aus und Sie werden mit rührseliger und dankbarer Stimme folgende Anekdote zu hören bekommen: Dem Erzherzog Leopold wurde ein Sohn, der spätere Kaiser Franz II., geboren. Freudestrahlend betrat Maria Theresia das Hoftheater, beugte sich aus der Loge und schrie laut in Wiener Dialekt: *„D'r Poldi hat a' Bua (= Buben) kriegt!"* – und das Theater erbebte zuerst vor Hochrufen, und anschließend traten jedermann die Tränen in die Augen.

Die Wiener Sentimentalität kann alle Vernunftgründe übertönen. Als vor einer Reihe von Jahren Francesconi einen Briefträger ermordete und beraubte, hatte er die Sympathie ganz Wiens auf seiner Seite. Er war ein schöner Mann und trat in der Pose des Helden auf. Seine Haft wurde ihm so angenehm wie nur möglich gemacht, und als man ihn zum Tode durch den Strang verurteilte, das Urteil fast für einen Justizmord gehalten. Auch der Schönling Schenk, ein Dienstmädchenmörder, erfreute sich bis zum letzten Atemzug allgemeiner Beliebtheit.

Wenn der oberflächliche Geist, der sich bemüht, bei jeder Gelegenheit einen Witz hervorsprießen zu lassen, die eine Seite des Wiener Wesens ist, ist diese blinde und seichte Sentimentalität die

andere Seite. Und wie sich aus der einen literarische Typen herauskristallisierten, hat auch die andere ihre Repräsentanten gefunden. Ferdinand Raimund, ein Wiener Komiker, der sich am Ende aus Hypochondrie erschossen hat, ist der Vater dieses Genres. Er hat eine Menge Stücke geschrieben, die aus einer Mischung von märchenhafter Phantastik und lokal situiertem Realismus, festgemacht an einem sentimentalen Handlungsgerüst, bestehen, – er fand großen Anklang und das ist bis heute so, ja, er ist mit seinen ganzen Wurzeln so tief in der Wiener Seele verankert, daß sein heutiger Epigone, Rudolf Hawel, durch ein einziges, ganz in Raimund'schem Stil verfaßtes Stück, *„Mutter Sorge"*, reich wurde und sein Lehrerhandwerk an den Nagel hängen konnte. Bei uns ist Tyls „Strakonický dudák", „Der Strakonitzer Dudelsackpfeifer", ein nach Böhmen transponierter Raimund – auch er erlebte bei uns Zeiten der Blüte und Beliebtheit; am Ende ist diese Sentimentalität im Wesen des Wieners nur ein Zeichen slawischen Bluts ...

*

Um Prag schert sich der Wiener wenig. Er weiß nur, daß es angeblich eine schöne Stadt ist:

Prag ist eine schöne Stadt,
hat a' alte Brucken,
ganze Massa Heilige,
lauter Nepomuken.

Auf die Böhmen blickt er von oben herab, wie es sich von selbst versteht. Er kennt sie hier als Arbeiter, Straßenkehrer, Hausmeister, Omnibus- und Tramwaykutscher, Dienstmädchen, Prostituierte, Lakaien in Herrenhäusern – Tschechen, die in Ämtern arbeiten, hält er für Streber. Häufig verwickelt er Sie in ein politisches Gespräch und fragt huldvoll: Was will denn eigentlich dieses unser Volk. Sie erklären es ihm: Er nickt mit dem Kopf. Ja, das ist in Ordnung, warum sollten sie nicht die *Gleichberechtigung* kriegen in Österreich, meint er. Sie sollen sie kriegen, ist seine heilige Überzeugung – aber auf einmal fragt er Sie: Warum wollt Ihr Euch nicht mit Deutsch zufriedengeben? Wozu diese tschechischen Gymnasien, eine tschechische Universität, diese Amtssprache und absolute Selbständigkeit und die eigenen Geschicke lenken? Wozu soll das gut sein, wo es doch Deutsch gibt? Es wäre ja nur zum Vorteil des ganzen Volkes, wenn wir das anerkennen wollten. Und eine tsche-

chische Schule vielleicht gar in Wien? Wohin soll uns das führen ? Er habe doch gehört, daß wir unsere Kinder auf Tausch zur Erziehung in deutsche Gebiete schickten – jetzt ist da eine solche Gelegenheit, Deutsch zu lernen, und diese Gimpel wollen eine tschechische Schule! Und in Wien! Nein und abermals nein. Schon das praktische Leben zeigt uns, wie wir das Deutsche brauchen bei den Behörden, beim Militär, im Handelsleben, überall. Es war ja auch Ruhe, bis *Herr Palacký und Herr Rieger* dahergekommen sind und zu tschechisieren begonnen haben. Und die Zeitungen sind dahergekommen – ach, aufhängen die Journalisten, die Zeitungen verbieten, dann wäre die Böhmenfrage gelöst! – Und der Wiener regt sich auf, fuchtelt mit den Händen herum, spuckt aus und nennt Ihnen irgendeinen Beweis aus dem praktischen Leben zur Bekräftigung seiner Ansichten.

Aufs Parlament wird durch die Bank geschimpft. Es wird geschimpft, wenn es Skandale gibt, von ihnen lesen mag der Wiener allerdings schon und umso genauer, je bunter sie sind; es wird geschimpft, wenn ein ernstes Problem zur Verhandlung kommt, weil den Wiener dann die Verhandlungen nicht interessieren und ihm fad ist. „Zusperren die Bude und die Kerle heimjagen!“ lautet sein üblicher Refrain in jedem Fall. Eine Revolution würde der Wiener nicht machen, aber er würde zuschauen gehen, wenn andere sie machten. Er ist für den Absolutismus und gedenkt gerne der Zeiten, als es diese parlamentarischen *„Scherereien“* nicht gegeben hat. – Uns, die Böhmen, verachtet er, die *„polnische Wirtschaft“* schilt er und bei der Erinnerung an die Ungarn wird er geradezu erbost. Er weiß, daß er die magyarische Kette am Nacken hat und, wie er sie so mit zorniger Resignation trägt, schüttelt er sie hin und her, nicht um sie abzuwerfen, sondern um einen Grund zu haben, sich zu alterieren. Er erklärt, daß diese Spitzbuben aus der Pußta das Zentrum der Monarchie nach Pest verlegen wollen, daß sie Österreich zu einem Anhängsel von Ungarn und Wien zu einer Provinzstadt degradieren wollen, – er ärgert sich und ärgert sich, der Wiener, aber am Schluß schließt er seinen Redeschwall voll Galgenhumor mit irgendeiner Redewendung, irgendeinem Witz ab, über den er sofort selbst zu lachen beginnt – und alles ist wieder gut.

Dieses Temperament beginnt leicht zu kochen, braust leicht auf, findet aber auch leicht ein Ventil für sich und gerät wieder leicht ins Gleichgewicht. Er schnalzt mit den Fingern, wirft den Kopf zurück und schaut drein, als wolle er sagen: *Was kostet die Welt? Ich*

will's kaufen! – und ist wieder der Wiener, der um sich herum aufmerksam nach der neuesten Sensation ausspäht, seine Ohren spitzt nach einer Redewendung, die er noch nicht gehört hat, nach einer neuen Anekdote, einem neuen Witz. [...]

VIII.

[...] Wie das Kulturleben dieses Volkes ist? Welche Bedeutung die Kunst im Leben der Wiener insgemein hat? Welche Rolle die Literatur hier spielt? Die Journalistik? –

Eigentlich habe ich die Antworten zu allen diesen Fragen schon in den vorausgegangenen Kapiteln angedeutet. Dieses geistige Leben kann doch gar nichts anderes als Phäakismus sein, so wie es das Leben der Wiener samt und sonders ist.

Sie sind Teilhaber und Erben an der großen Kultur der Brüder aus dem Reich, aber sie tragen den Fluch aller, die geerbt, aber nicht zusammengearbeitet haben. Sie haben weder ihren Grillparzer verstanden, geschweige denn Hebbel! Lenau war zwar einst in Mode, aber Dichter von Wiener Horizont waren L. A. Frankl, J. G. Seidl, Bauernfeld – Anastasius Grün war schon zu schwierig! ... Sie waren Erben eines großen Reichtums, kannten aber seinen Wert nicht, sie waren Gäste an der großen Tafel, haben aber die ihnen vorgelegten Speisen nicht angerührt, weil sie ihnen nicht schmeckten ...

In dieses Leben war anfangs der neunziger Jahre Hermann Bahr eingebrochen. Er hatte in Berlin gelebt, in Paris einiges gelesen und noch mehr über dies und das gelesen, bis ihm schien, daß er so viel wisse und könne, wieviel genügt, um eine neue Epoche des Kulturlebens einzuleiten. Er hat sie eingeleitet. Er kritisierte und schuf. Er schuf bizarre Werke, die keiner las, außer Freunde, an die er sie verteilte, und er schrieb Kritiken, deren Stils sich rasch die humoristischen Blätter bemächtigten, und den sie erstaunlich treu nachahmten. Bald sammelte sich ein kleiner Kreis von Schülern um ihn, die gewissenhaft in die Fußstapfen des Meisters traten und denen gegenüber der Meister mit Lob und Aufmunterung nicht geizte. Sie schrieben Kritiken wie er, zitierten große fremde Meister wie er, blendeten durch ihre Belesenheit und Allwissenheit wie er und begannen schließlich zu schaffen wie er. Aber Bahr war bei seinem ganzen revolutionären Gehabe ja doch nur ein praktischer

und nüchterner Patron. Er erkannte frühzeitig sowohl seine geistigen Reserven als auch die geringe Rentabilität literarischen Filibustertums und machte eine Kehrtwendung. Aus dem Giganten, der anfangs in der Kunst nur „gute Europäer" kannte, wurde ein bescheidener Herr, der einen Typ der „Wiener Kunst", *„Wienerthum"* nannte er das, hervorbringen, ja, nicht einmal hervorbringen, sondern nur die Grundlagen dazu legen wollte. Und er vollzog diese Wendung so perfekt, daß er Feuilletonist des Neuen Wiener Tagblatts und Vizepräsident des Journalistenclubs „Concordia" wurde. Heute schwenkt er das Weihrauchfaß vor jeder ephemeren Wiener Größe in Literatur, Malerei, Bildhauerei und auch in der Schauspielkunst, schreibt Kassenstücke, von denen kaum eines gelingt, ist zufrieden mit sich selbst, Wien, Österreich und will von nichts anderem mehr etwas hören. Und Wien ist versöhnt mit ihm; einst sprach man von ihm per *„Herr Barbar Bahr"* – heute sagt man: *„der Bahr hat's auch gesagt!"* Er wurde zu einem Faktor, zu einer Größe, zur Stimme Wiens. Sein Stil verlor seine impetuose Querköpfigkeit und die absichtlich aufreizenden Schnörkel, wurde gefällig, geistreich, witzig – und nach dem Inhalt fragt ohnehin niemand.

Aus der Schule Bahrs ragte Hugo von Hofmannsthal hervor, nicht so sehr durch seine Arbeiten, als durch die Hoffnungen, die in sein Talent gesetzt wurden, und durch die enorme Perspektive, die ihm die ganze Schule unablässig vorzeichnete. Er war und ist ein „vielversprechender Jüngling", wie ihn Bahr genannt hatte, oder auch „ein zweiter Goethe".

Bahrs *„Wienerthum"* wurde flink von einem anderen seiner Schüler, dem Arzt Arthur Schnitzler, aufgegriffen, der durch seinen Ruhm und Erfolg den Meister weit überholte. Sein Talent ist nicht groß, aber geleitet von gutem Geschmack, gebührlichem Takt und einem Intellekt, der weiß, wonach die Zeit und die Menschen verlangen, verstand er es, dieses vielseitig und vollkommen auszubeuten. Er schuf die Figur *„das süße Mädel"*, eine Wiener Näherin, die zu einer Art Grisette der Söhnchen aus Bourgeoisie und Finanzadel wird, und von der im übrigen gilt, daß sie im Leben anders als in der Novelle und auf der Bühne ist. Ansonsten schildert er gerne die pathologischen Zustände von mit Romantik umhüllten Helden, was dem sentimentalen Wiener riesig gefällt. – Arthur Schnitzler ist heute ein populärer Wiener Belletrist und Dramatiker.

Peter Altenberg (Richard Engländer) ist der Liebling der Jugend. Den aphoristischen Realismus hat er bei Tschechow gelernt,

im Stil erinnert er an – Andersen. In ganz kurzen Skizzen fängt er Lebensphänomene und -wahrheiten ein. Ein Poet in Prosa, ein melancholischer Pessimist, der Philosoph des Wienertums. Theoretisch steht er dazu in Opposition, aber in der Praxis unterliegt er ihm vollkommen.

Noch ein paar Namen: Der geniale Kritiker der Neuen Freien Presse, der alte, mürrische Sonderling Ludwig Speidel, der alte Ferdinand von Saar, der Dichter und Novellist J. J. David, die Baronin Ebner von Eschenbach – das ist das literarische Wien von heute. Von Popularität kann man bei keinem der erwähnten Namen sprechen, einer Popularität, wie sie bei uns zum Beispiel ein Svatopluk Čech, ein Jirásek besitzen – nein – da gibt es nur eine bestimmte Schicht, *die oberen Zehntausend*, die Creme der Bevölkerung, die liest, disputiert, sich interessiert, und diese Schicht ist von einem merkwürdigen Schlag: traurige Ästheten sind das, belesen, gebildet, aber diese Belesenheit und Bildung sind bei ihnen steril, haben keinen Einfluß auf ihr Leben und auf ihre Taten, sie „handhaben" sie, würde ich sagen, so wie die Mamsells in guten Häusern Klaviermusik machen.

Die populärsten Wiener Schriftsteller sind die Homers des Wiener Lebens: Pötzl und Chiavacci. Beide schildern in unübertrefflicher Weise das Volk, die Gebräuche und den Dialekt des Wiener Lebens. Ihre Skizzen werden Zeitdokumente sein.

Der Puls der Wiener Kultur ist das Theater. Und die Wiener Theater haben die Meinung, daß sie „eine Schule des Lebens" seien, völlig ad absurdum geführt. Nicht, was gespielt wird, sondern w e r spielt und wie gespielt wird, gilt hier. Schauspieler, Schauspielerinnen, Sänger und Sängerinnen – das versteht man hier unter Theater. Ihr Kult hat sich in schwindelerregende Höhen ausgewachsen, und es wird bei einem gebildeten Menschen als Schande angesehen, nicht zu wissen, welche Rolle dieser oder jener Mime hat und wie er sie spielt. Und nachgerade einen Bildungsmangel bedeutet es, keine Pikanterien aus deren Privatleben zu kennen. Die Journale haben eigene Rubriken, in denen die Schmocks in frivol-geistreicher Art jeden Kulissentratsch, jede Intrige, jede Sensation breittreten. Nicht nur die Roben, sondern auch das Schlafzimmer, Badezimmer und die Wäsche der Schauspielerinnen und Sängerinnen werden beschrieben. Verschleiert und dennoch klar erkennbar wird von den Verhältnissen der Bühnenheroinen mit den Mitgliedern hochgestellter und noch höherer Familien gespro-

chen. Ja, diese Berichterstattung geht sogar so weit, daß das Publikum aufs Haar genau weiß, welche Tage im Monat diese oder jene Schauspielerin und Sängerin „nicht disponibel sein kann". – Schule des Lebens? Letztlich schon – für Wien.

Aber unseren Smetana haben sie doch anerkannt? Ja. Ein lasterhafter Lebemann sinkt vor einem reinen Mädchen auf die Knie. Etwas Neues, Frisches hat seine müden Nerven getroffen und sie erbeben lassen. Mehr nicht. Nur daß sie es sagten. Und sie sagten es deswegen, weil sie den Beweis liefern wollten, daß diese Nerven überhaupt noch etwas aufrühren konnte ...

Wir haben unsere Fehler, unsere Mängel, es gibt manches bei uns, worüber man sich die Haare raufen könnte – aber im Vergleich mit dieser Stadt, mit diesem Leben, mit diesen Menschen sind wir trotzdem gesunde Barbaren aus dem Norden, starke Menschen, Menschen der Zukunft. An diese Stadt darf sich unser Schicksal nicht binden ...

IX.

Der Charakter der Großstadtbevölkerung spiegelt sich am genauesten in seiner Journalistik wider. In Wien besonders, denn hier gibt es keine führende Journalistik, sondern eine geführte. Jede Bevölkerungsschicht, von den Droschkenkutschern und Hausmeistern unten, bis zu den „traurigen Ästheten" und zur Aristokratie hinauf, hat ihr Blatt, und das hervorstechendste gemeinsame Kennzeichen aller ist die Jagd nach Sensationen. Sensation um jeden Preis, Sensation ohne jegliche Rücksicht, eine Sensation, die zieht und mit der die Abonnenten zufrieden sein werden! Wie ein Jagdhund stürmt ein solches Journal am Morgen ins Zimmer und stellt sich, noch nach Druckerschwärze riechend, ehrerbietig vor die Augen seines Herrn und erklärt, was es erjagt hat. Und seinen Kaffee schlürfend begutachtet der Wiener die Beute: da ein Mord und dort ein Mord, Opfer, Instrument, Tatort und auch Mörder gründlich beschrieben – drei Spalten – fein! Die Affäre der sächsischen Kronprinzessin, ah!, Geheimnisse des ehelichen Schlafzimmers, die schwachen Seiten von Halbgöttern, vor denen man mit angehaltenem Atem das Haupt entblößt, wenn sie sich in einer dahinsausenden Kutsche auf der Gasse blicken lassen – ausgezeichnet! Leopold Wölfling und Fräulein Adamović – der flinke Reporter ist nach Genf gereist und hat von dort einen vier Spalten langen

Bürgermeister Karl Lueger mit seinem Diener Pumera (1908)



„... beobachten sie so einen ‚tschechischen' Menschen, der nach Wien verpflanzt wurde! Ubi bene, ibi patria gilt von ihm mit vollem Recht, und der liebe Mensch streift sein Tschechentum ab, wie sich eine Schlange an der Sonne häutet. Er streift es ab, weil es kein Teil seines Wesens war, sondern nur etwas Äußerliches, nur eine Haut. Und wenn er noch damit herumgeht, werden es sein Sohn, seine Tochter ablegen. Vom verstorbenen Hofrat Albert sang, glaube ich, Herr Žeranovský das Lob, daß er hier in der fremden Brandung wie eine slawische Linde (oder Eiche, ich weiß es nicht) stand - und der einzige Sohn dieser lieben ‚slawischen Linde' ist ein Deutschnationaler. So ist es meistens. Spricht der Herr Papa noch Tschechisch, ist er dem Geist nach ein Wiener, vom Charakter ein Luegeranhänger, ein Antisemit, ein Schwarz-Gelber, der mit einer Art mitleidigem Spott nach Nordosten, nach Böhmen, blickt und dabei mit der Klugheit des höheren Menschen die Kenntnis der Heimat geringschätzt ...
Ein tschechischer Arbeiter bleibt in Wien ein Tscheche. Es kostet ihn keine Mühe, er sieht darin nicht irgendeinen Heroismus, irgendeinen Vorzug, nein, er legt sein Tschechentum nicht ab, weil es für ihn etwas Selbstverständliches, ein Teil seines Wesens ist, wie die Hand, wie der Fuß, und ein vernünftiger Mensch wird sich Hand und Fuß nicht abhacken. Er schickt seine Kinder in die tschechische Schule, liest tschechische Zeitungen, geht in tschechische Vereine, schlägt sich mit seiner Sprache überall durch, ohne auf das Hohngelächter zu achten, und wenn er stirbt, weiß er, daß seine Kinder es auf die gleiche Weise ertragen werden. Eigentlich weiß er es gar nicht, weil es für ihn eine Selbstverständlichkeit ist ...“

J. S. Machar, „Wien“ (1903)

„Originalbericht“ mitgebracht – bravo! In den Alpen verschwundene Touristen, verschüttete Arbeiter, ein Defraudant, der Millionen gestohlen hat, ein von einem Burschenschaftler geohrfeigter Offizier, durch das Anziehen schmutziger Trikots mit einer Geschlechtskrankheit angesteckte Balletteusen der Hofoper – alles ist für diese schlaffen Nerven und kleinen Geister eine hervorragende Nahrung, man kann darüber in der Familie, im Büro, beim Spazierengehen reden, man kann einen Witz darüber machen – dann aber auch schon weiter und rasch etwas Neues, vortrefflicher Spürhund! [...]

JOSEF SVATOPLUK MACHAR

Wiener Profile

Erstdr. 1919
(Auszug)

Eine Frau aus dem Volk
(Auszug)

Unser Ofen rauchte, und ich suchte einen Hafner auf – der Herr Meister war nicht da. Die Frau Meisterin empfing mich, eine rundliche, vor Gesundheit strotzende Frau. Er wird angeblich gleich kommen, ob ich mich ein paar Minuten gedulden wolle, und sie wischte mit einem Geschirrtuch den Sessel ab. – Von wo sie herstammt? – Aus Borovany – Aus der Gegend Žižkas? – Ja, sie zeigen bei ihnen auf einem Feld noch einen Baum her, wo Žižka geboren wurde. – Und ihr Mann? – Aus der Nähe von Časlau, aus Chotusitz. – Dort gibt es ein Schlachtfeld. – Ja, ihr Mann sagt, daß sich dort die Unsrigen mit dem Preußenkönig gerauft haben. – Kennengelernt hat sie ihren Mann im Prater, beim Tanzen. Geselle war er damals, und gut situiert ist er gewesen. Ein Feschak. Sie war im Dienst bei einem Herrn Rat aus dem Ministerium. Furchtbar nette Menschen. Auch Landsleute, tschechisch haben sie mit ihr geredet, Deutsch hat sie erst gar nicht gelernt. Und sie kann es bis heute nicht. Es ist nicht gut, wenn ein Mädel aus Böhmen zu einer böhmischen Herrschaft kommt. Zehn Jahre sind sie jetzt beisammen, und gut geht's ihnen, Gott sei Dank. Na ja, der Mann ist geschickt, überall sind sie mit ihm zufrieden. Ein Kind haben sie, ihr einziges, ein Mädchen. Das ist eine! Sie geht jetzt in die dritte Klasse, aber wie schön schreiben und rechnen die kann! Jeden Tag studiert sie die Zeitung, wir kaufen das Extrablatt, sie liest den Fortsetzungsroman, und dann redet sie mit dem Vater darüber, ich versteh' die zwei nicht, sie unterhalten sich auf deutsch miteinander, und der Teufel ist los, wenn ich manchmal irgendeine Nummer von dieser Zeitung verräume, sie darf nicht um ihren Roman kommen. Der wievielte Roman das schon ist, ständig geht es um den Kaiser Joseph. In der Schule stellt sie das Fräulein Lehrerin im Schönschreiben immer als Vorbild hin und sagt, daß sich die deutschen Kinder schämen sollten, wenn so eine Böhmin ihnen im Schreiben voraus ist. Aber der Fratz ist jedes Mal, wenn er heimkommt, in Rage.

Warum dieses Fräulein angeblich immer „Böhmin“ zu ihr sagt, daß sie doch keine Böhmin ist, daß sie eine Deutsche ist. *Eine Weanerin*, keine Tschechin. Das Fräulein Lehrerin erzählt ihnen *halt*, daß die *Böhm'* nur gemeines *Volk* und *Pöbel* sind, Hausmeister, Lakaien und Straßenkehrer – und der kleine Fratz ist stolz wie der Teufel. *Nobel* möcht' sie sein. Als sie klein war, hat sie natürlich Tschechisch gesprochen, anders hab' ich ja nicht mit ihr reden können, aber wie sie in die Schule gekommen ist – Schluß. Kein einziges Wort hat sie mehr gesagt. So daß ich also, werden Sie mir das glauben, mit dem eigenen Kind nicht einmal mehr ein bissel reden kann? Ich kann nicht Deutsch und sie kann schon nicht mehr Tschechisch. Der Mann muß der einen erklären, was die andere will. Und wenn er nicht daheim ist, sind wir wie zwei Taubstumme. Unlängst – dabei brach die Frau Meisterin in ein glückseliges, herzliches Lachen aus – unlängst sag' ich was zu ihr, und sie gibt zurück: *Du böhmischer Trampel! ... Böhmischer Trampel* hat sie mich genannt, stellen Sie sich das vor! Und mir ist so das Lachen gekommen – – – – – – – – – – Und die Frau Meisterin lacht und lacht. Glückselig und herzlich.

Wie ich neulich schrieb: 40.000 solcher Seelen aus Böhmen und Mähren hat der selige Lueger jährlich für Wien gebraucht. [...]

FRANTIŠEK GELLNER

Auch ein Tristium ex Ponto

Ohne Jahr · Erstdr. 1928



František Gellner
Geb. 1881 in Jung-Bunzlau, vermißt 1914 in Galizien

Nach der Matura in Jung-Bunzlau lebte Gellner, der Sohn eines nicht sonder begüterten jüdischen Kaufmanns, zwischen 1899 und 1901 als Student der Technischen Hochschule in Wien. Anschließend besuchte er bis 1904 die Bergakademie in Přibram und fuhr von dort aus nach Prag, um an den Treffen der sog. Anarchoboheme um S. K. Neumann (1875–1947) teilzunehmen. Von 1905 bis 1908 studierte er in München und Paris Malerei und veröffentlichte seine Zeichnungen in bedeutenden französischen satirischen Zeitschriften wie „Rire", „Les temps nouveaux" oder „Cri de Paris". Nach Aufenthalten in Prag, Dresden und Paris arbeitete er seit dem Jahr 1911 in Brünn als Karikaturist und Redakteur bei den „Lidové noviny" (Volkszeitung). In dieser Periode entstanden auch seine anekdotischen Erzählungen, die er 1914 unter dem Titel „Cesta do hor a jiné povídky" (Eine Reise in die Berge und andere Geschichten) herausgab. In seinem von Lebensskepsis und Selbstironie geprägten lyrischen Werk, den Sammlungen „Po nás at' přijde potopa" (Nach uns die Sintflut!, 1901) und „Radosti života" (Die Freuden des Lebens, 1903) brachte Gellner, der seit der Mittelschule literarisch tätig war und in der Tradition von Machars kritischem Realismus stand, seine Verachtung der Werte und der verlogenen Moral des Bürgertums zum Ausdruck. Viele seiner bevorzugt in Liedform verfaßten Gedichte, in denen er sich als zynischer Outsider und Bohemien stilisierte, fanden Eingang in das Repertoire tschechischer Cabarets. „Také Tristium ex Ponto" ist eine Reminiszenz an seine mäßig erfolgreiche Studienzeit in Wien.

Der selige Ovid hat jenes Vorurteil auf dem Gewissen, daß man sich das Großstadtleben nicht abgewöhnen könne. Ovid beweinte, daß er unter Barbaren verbannt worden war, die mit den Händen aßen, sich nicht wuschen und in einer unverständlichen Sprache redeten wie die polnischen Juden in der Leopoldstadt. (Die Leopoldstadt ist der zweite Wiener Bezirk, und ich habe dort oft den Polen Zygmont begleitet, wenn ihn das Heimweh überkam. Der Anblick der Juden in ihren langen Kaftanen, mit mächtigen Patriarchenvollbärten und mit Peies an den Schläfen, wie sie auf dem holprigen Pflaster ihre linkischen Beine wie unnützen Ballast hinter sich herschleppten, belebte und labte die Seele meines Freundes.) Ovids Gefährte am Pontus war ein Offizier der römischen Garnison gewesen, der sich zu Tode langweilte und auf seine Versetzung wartete wie auf einen göttlichen Akt des Erbarmens und der manchmal aus Langeweile einem Korporal befahl, irgendeinem Eingeborenen mit einem alten Bambusstock ein paar Streiche über den Wanst zu verpassen.

Ovid war ein reicher Adeliger und römischer Salondichter gewesen und hatte durch seine Verbannung alles verloren. Aber was kann ich beweinen? Es gab in Wien zwar Mädchen und Wein, Konzertsäle und Theater, doch dieser ganze Luxus existierte für unsereinen nur in den ersten Tagen des Monats. Dann brachen harte Zeiten an, in denen ich gezwungen war, die Essensmarken der akademischen Speiseanstalt zu besorgen. Vom frühen Morgen an standen wir hungrig vor der Mensa, harrten standhaft aus, betrachteten die Speisekarte und atmeten dabei die Küchendünste ein. Und oft täuschte mich der köstliche Duft, und der alte glatzköpfige Kellner stellte ein Faschiertes vor mich auf den Tisch, das ich trotz meines Hungers nie hinunterwürgen konnte. Die Burschen von der medizinischen Fakultät erzählten, daß Hofrat Neumann, Professor für Haut- und Geschlechtskrankheiten im Allgemeinen Krankenhaus am Alsergrund, das Material zu diesen unappetitlichen Knödeln aus halbrohem Fleisch liefere. Und Kollege Vilím suchte, unangetastete Portionen zu ergattern, und delektierte sich daran,



Der Zahlkellner vom berühmten Wirtshaus „Zum stillen Zecher“ in Wien II., Prater Nr. 48

daß er sich wieder einmal von Zeit zu Zeit satt essen könne. Ich schaute immer mit ängstlichem Staunen zu, wie Bissen um Bissen in seinem breiten Mund verschwand, und bekam dann schrecklichen Hunger. Vilím stammte aus Mährisch Ostrau und sprach im dortigen Argot, einem bunten Mischmasch aus Tschechisch und Polnisch. Er sagte stolz: „Já su Moravec“ – „I bin a Mährer“ und wollte mit den Tschechen, die für ihn alle zu sehr nach Fortschrittlichkeit stanken, nichts zu tun haben. Er war ein Erzklerikaler, und ich mußte vor jeder Beiseltour mit ihm in die Votivkirche beten gehen.

Dann hielten wir aber mit Gottes Hilfe meinetwegen auch drei Tage durch, wie einmal am Ende des Faschings. Wir trafen uns am Montag im Café Wien gegenüber der Universität. Das ist ein kleines Kaffeehaus, wo der Sliwowitz sieben und der Kaffee zehn Kreuzer kosten. Zwei schöne Mädchen, Annerl und Reserl, bedienten uns dort. In Reserl war der Jurist Arpád verliebt, und jeden zweiten Tag sammelte er bei jedem von uns einen Kreuzer ein, um sie mit einem Rosenstrauß erfreuen zu können. Arpád war unter uns Plebejern der einzige Aristokrat. Aber so wie seine Nationalität dubios war – er war je nach Bedarf Slowake, Deutscher und Ungar – war auch sein Adel fraglich. Wir hießen ihn einen internationalen Schwindler. Am Beginn seiner akademischen Laufbahn hatte er sich zu den Deutschen bekannt und war auch dem deutsch-katholischen Studentenverein beigetreten. Das war gerade zu der Zeit, als die deutschnationale Studentenschaft den katholischen Kollegen das Freidenkertum mit Fäusten in den Kopf einbleute. Als Arpád das erste Mal mit der hellblauen Mütze der deutsch-katholischen Verbindung „Noricum“ in der Aula der Universität auftauchte, fielen die Deutschnationalen über ihn her, verprügelten ihn wie einen Hund, rissen ihm die Burschenschaftsmütze herunter und schmissen ihn barhaupt die Stiegen zur Universität hinunter. Damals war in Arpád sein slawisches Herz erwacht, und seither saß er bei Vilíms Landsmann Františ im Hinterzimmer des Café Wien und kiebitzte ihm beim Tarockspiel. Die Mitspieler von Františ waren fast ausschließlich jüdische Hausierer. Daher nannten wir ihn auch: die streitbare Kirche.

Das Kartenspiel war Františ’ tägliche Beschäftigung, nur am Sonntag, wenn sogar der Herrgott nichts tat, schob er einen Kinderwagen mit einem zweijährigen Buben in den Prater zum Ševc: er stellte ihn im Gastgarten zu uns an den Tisch, wo wir zechten,

und ging mit dem Kindermädchen tanzen. Wir beaufsichtigten und betreuten inzwischen den Buben und gaben ihm zu trinken. Allerdings nur Bier. Wenn das Kindermädchen keinen längeren Ausgang hatte und abends mit dem Kinderwagen heim mußte, setzte sich Františ zu uns, und anschließend besuchten wir zum Beispiel das Jantsch-Theater, um dort eine Posse, in der die böhmische Nationalität beleidigt wurde, auszupfeifen und uns von der Polizei verhaften zu lassen.

An den gleichen mit grünem Tuch überzogenen Tischchen, wo Karten gespielt wurde, stellte ich auch Jusstudenten Kolloquiumszeugnisse aus, damit die Eltern daheim ihre Freude hätten. Als Prüfungskommissar bei diesem Akt fungierte Vilím, der die erste Staatsprüfung schon per maiora – deo gloria! – abgelegt hatte und immer nette Fragen aus der Gerichtsmedizin und von Paternitätsklagen vergab.



Zeichnung von F. Gellner

Zeichnung von
F. Gellner



„§ 20. Ich befand mich auf der Fahrt nach Wien. Im Coupé war es schrecklich stickig und verraucht, und wir konnten der Kälte wegen die Fenster nicht öffnen. Mit mir fuhren ein paar Mädchen nach Wien in den Dienst. Unterwegs stiegen noch einige Studenten zu. Sie knüpften mit den Mädchen ein Gespräch an, und diese begannen zu singen. Die Lieder wurden immer vulgärer. Die Studenten hatten ihren Spaß. Ich war nie ein Moralist, aber ich hatte ein sehr dummes Gefühl, als ich sah, wie diese unsere Mädchen ihr Vaterland verlassen, um sich in der Fremde für ein Stück Brot und zum Gaudium braver junger Herren elend abzuschuften."

F. Gellner, „Notizen" (o. J.)

An dem Montag damals verließen wir spät am Abend das Café Wien und klapperten alle kleinen Vorstadtcafés ab, wo einen die Kellnerinnen außer mit Spirituosen auch mit ihrem Körper bedienen. Dann schwenkten wir in einem großen Halbkreis in den zweiten Bezirk ein. Dort scharren im Winter die Schneeschaufler den Schnee zu großen Haufen zusammen und die Droschkenkutscher, die in der Nacht an ihren Standplätzen stehen, höhlen mangels einer anderen Beschäftigung in den Haufen Löcher aus, wo man sich bei Schlechtwetter verkriechen kann. In so einem Haufen schliefen wir uns in der Nacht auf den Faschingsdienstag aus. In der Früh zogen uns die Wachmänner heraus, und den ganzen Tag trockneten wir dann unsere feuchten und verdreckten Kleider in verschiedenen Gasthäusern. Am Abend gingen wir auf den *Lumpenball*, und Vilím erhielt für sein Vagabundenkostüm den ersten Preis. Den Morgen auf den Aschermittwoch verschliefen wir in der Philosophischen Fakultät auf einer Hinterbank. Dann gingen wir zu einem Greißler und aßen traurig Salzheringe. Den Rest des Tages schlugen wir mit Kartenspiel und Billard tot, und in der Nacht des dritten Tages kehrte ich schließlich nach Hause zurück. Unterwegs erblickte ich einen Zuckerlautomaten, und weil ich nicht in absolut überflüssiger Weise die letzte Fünfkreuzermünze mit heimnehmen wollte, warf ich sie in den Automaten; ich zog am Griff – und nichts fiel heraus. Ich raufte einige Minuten vergeblich mit dem Automaten herum, bis zwei biedere Wiener neben mir stehenblieben, denen ich meine ganze Causa erklärte. Sie begannen auch am Griff zu ziehen, aber die ganze Mühe war umsonst. Nach einer Weile hatten sich ungefähr fünfzehn mehr oder weniger illuminierte Männer und Jünglinge um uns herum versammelt und rackerten sich gut eine halbe Stunde mit dem Automaten ab, bis ein Fleischhauer, oder was immer er war, sich abstützte und den Griff samt der Feder herausriß. Er schmiß ihn mitten auf die Straße und suchte das Weite. Wir übrigen trachteten dann, auch zu verduften.

Am nächsten Tag hoben die Not, die Schulden und die Mensamahlzeiten an, und gegen Monatsende lag ich zwei Tage im Bett und lebte nur von Wasser und Tabak, den ich in allen möglichen Taschen zusammengesucht hatte.

FRANTIŠEK GELLNER

Die Freuden des Lebens

Erstdr. 1903
(Auszug)

Mir steht, ich ahn' es, eine ernste Reise bevor

Entst. 1901

Mir steht, ich ahn' es, eine ernste Reise bevor.
Fliehe weit weg, vor mir selber davon.
Mein Herz, frei von Sorgen, pfeift vor sich hin,
und mein Verstand fragt gelangweilt nach dem Ziel.

Adieu, Donaumetropole, adieu,
ihr krummen Gassen, ihr saht es mitunter,
wie ich am Heimweg im Dunkeln betrunken
und torkelnd Hüte und Stöcke verlor.

Den Prater werd' ich wohl kaum vergessen,
wo ich des Nachts so oft hab' gepraßt.
Man kriegt ein Weib dort bloß um den Preis eines Essens,
und als Draufgab' dazu eine venerische Krankheit verpaßt.

Es wird mich wohl immer die Sehnsucht quälen
nach den Hotels, wo höfliche Portiere am Eingang stehen,
und wo einen in Zweibettzimmern mit einem einzigen Lager
ganze Legionen kleinwinziger Tierchen plagen.

Werd' stets in der weiten Welt gedenken der Polizei,
die, kaum daß ich mein Kabinett verlassen hatte,
es durchsuchte nach Schriften, Bomben und hochverdächtigen
Sachen,
um den Schlaf gebracht durch mein Konterfei.

Und schwer werd' ich scheiden vom Tingeltangel,
wo ein armseliger Chor des Abends seine Lieder sang,
auch den Cafés bin ich verbunden. Ich liebe so sehr ihre Fadesse.
Zwei junge Jahre hab' ich in ihnen versessen.



Präuscher's Panoptikum im Prater (um 1900)

Praterszene (1902)



JAROSLAV HAŠEK

Die Geschichte der Partei des maßvollen Fortschritts in den Grenzen des Gesetzes

Entst. 1911–1912 · Erstdr. 1963
(Auszug)



Jaroslav Hašek
Geb. 1883 in Prag, gest. 1923 in Lipnitz

Nach einer Drogistenlehre und dem Besuch der Prager Handelsakademie (1899–1902) führte der Sohn eines früh verstorbenen Gymnasiallehrers das Leben eines Bohemiens und lebte vom Schreiben. Auf diese Weise entstanden seit 1901 zahllose Erzählungen und Feuilletons. 1904 bis 1908 schloß er sich der anarchistischen Bewegung an. 1915 mußte er einrücken, wurde an die Front geschickt und ließ sich von den Russen gefangennehmen. Im Jahre 1916 trat er in die Tschechoslowakischen Legionen, 1918 in die Rote Armee ein. 1920 kehrte Hašek, der trotz einer 1910 geschlossenen und immer noch aufrechten Ehe ein zweites Mal geheiratet hatte, mit seiner zweiten Frau nach Prag zurück und veröffentlichte zwischen 1921 und 1923 sein Hauptwerk, den Roman „Osudy dobrého vojáka Švejka za světové války“ (Die Abenteuer des braven Soldaten Schwejk während des Weltkriegs, deutsch 1926/27). In seiner fruchtbarsten Schaffenszeit zwischen 1910 und 1913 hatte er i. J. 1911 mit Freunden die „Strana mírného pokroku v mezích zákona“ (Partei des maßvollen Fortschritts in den Grenzen des Gesetzes) gegründet. Er trat als Vorsitzender und Wahlredner dieser Scheinpartei auf, mit deren Auftritten das politische Leben und die Parteien der damaligen Zeit persifliert wurden. Die Geschichte der legendär gewordenen politischen Mystifikation, die er zwischen 1911 und 1912 niedergeschrieben hatte, erschien im vollen Umfang erst im neunten Band der Werkausgabe (1963) unter dem Titel „Dějiny strany mírného pokroku v mezích zákona“ (Die Geschichte der Partei des maßvollen Fortschritts in den Grenzen des Gesetzes). In den hier abgedruckten Satiren wird die von den Wiener Tschechen für sich beanspruchte Märtyrerrolle in Frage gestellt.

An den löblichen Aktionsausschuss der Partei des massvollen Fortschritts in den Grenzen der Gesetze

Wien, den …

Wie kamen wir also ohne Geld von Znaim nach Wien? Und gab es in Wien etwas Belehrendes oder Bemerkenswertes, woraus man hätte neue, für das politische Leben notwendige Erfahrungen sammeln können?

Auf die erste Frage antworte ich ganz kurz. Wir gaben uns als Sozialdemokraten aus Prag aus. Im Bereich der Lebewesen, im Tierreich wie im Pflanzenreich, herrscht nämlich das allgemeine Gesetz der Assimilation, der Anpassung an die Umgebung und die Verhältnisse. Kurz und gut: wir erfuhren aus Plakaten, daß in Znaim ein großes sozialdemokratisches Fest stattfinden sollte, unter der Znaimer Burg am Fluß Thaya im großen Güntherschen Garten, zu dem die Wiener sozialdemokratischen Bahnbediensteten ihren eigenen Sonderzug schickten. So haben wir also beschlossen, uns als Sozialdemokraten auszugeben und das Programm der Partei des maßvollen Fortschritts in den Grenzen der Gesetze zu verleugnen. Der Obmann jenes Vereins in Wien befand sich gerade in jener Verfassung, in der ein gutes Herz allen Wünschen zugänglich ist. Er war nämlich leicht beschwipst und führte uns in die Mitte des Gartens, wo er sich auf einen Tisch stellte und tschechisch und deutsch ausrief: „In diesem Augenblick trafen hier bei uns drei Genossen aus Prag als Touristen ein."

Kaum hatte er zu Ende gesprochen, da erhob sich schon im ganzen Garten ein gewaltiger Jubel, und die ganze Menge dachte, daß wir drei eigens deshalb, weil sie hier einen Ausflug hatten, zu Fuß bis nach Znaim gekommen waren. Ich stellte mich auf den Tisch und sagte:

„Genossen! Ich danke euch im Namen meiner Kollegen für den freundlichen Empfang, der uns hier zuteil wurde. Über die Böhmisch-Mährischen Höhen, von Trebitsch bis ins Tal der Thaya,

immer haben wir euer gedacht, die ihr mit Schwielen an den Händen gerade jetzt, unter der Znaimer Burg, das Banner des Sozialismus schwingt, wo die hochmütige Aristokratie sich eingenistet hat, die vor den geschlossenen Reihen der Kämpfer für das Recht und die Gleichheit zittert. Und euch Genossen aus Wien erklären wir, daß wir mit euch notfalls bis ans Ende der Welt gehen werden. Und wir danken euch noch einmal dafür, daß ihr uns mit offenen Armen aufgenommen habt. Wir danken euch für jede Art Gastfreundschaft, die ihr uns erweisen werdet und die klar dokumentiert, daß es auf der ganzen Welt kein Fleckchen gibt, wo ein Genosse den anderen nicht mit offenen Armen aufnimmt." Und deutsch fügte ich hinzu: „Geehrte Genossen, wir danken Ihnen für alles! Sozialdemokratie hoch!"

Dann hängten sie uns irgendwelche roten Bänder um und führten uns zu einem anderen Tisch, wo sie uns bewirteten. Dann ging es mit Musik zum Bahnhof, und als alle in die Eisenbahnwaggons gefunden hatten, folgten wir ihrem Beispiel und fuhren mit ihrem Sonderzug nach Wien. Es war sieben Uhr früh, als wir im Wiener Staatsbahnhof ankamen; die Frühsonne war vom Nebel und vom Rauch der Industrieviertel verhüllt. Unser ganzes Vermögen bestand in einer Krone. Eine Krone ist allerdings sehr wenig für drei Leute in Wien. So setzten wir uns in die erste Elektrische und fuhren in die Innenstadt.

Wonach sehnten wir uns in diesem Augenblick in Wien? Wen wünschten wir so brennend zu sehen? – Machar. Jawohl, den Dichter Machar anzupumpen. Denn wie oft hatten wir im Čas gelesen, daß manch eine tschechische realistische Seele nur nach Wien gekommen war, um Machar zu sehen. Allerdings mußte die gute Seele darüber ein Feuilleton schreiben, um die Spesen dieses Ausflugs einigermaßen zu decken. Ich hatte schon längst den Verdacht, daß jeder tschechische Intellektuelle nach Wien kommt, um bei Machar zu pumpen. Dies fand ich nun bestätigt.

Wir wollten dasselbe tun! Wenn aber jemand zu jemandem kommen will, um ihm zu sagen: „Erlauben Euer Gnaden, wir sind auf Reisen", muß er ihn erst einmal finden. Und so krochen wir im alten Wien in einen alten aufgelassenen Friedhof, der in einen Garten umgewandelt worden war, steckten uns die Pfeifen an und hielten am Grabe des Wiener Bürgers Max Grünhut, dessen verfallener Grabstein die Aufschrift „Lebe wohl!" trug, Kriegsrat. „Zunächst", sagte ich, „lassen wir Machar beiseite und wollen ver-



J. Hašek bei Sitzungen des Aktionsausschusses der Partei des maßvollen Fortschritts in den Grenzen des Gesetzes



suchen, alle Errungenschaften der Kultur uns zunutze zu machen. Bei den Wilden gibt es keine politischen Parteien. Unter Gebildeten gibt es jedoch Sozialdemokraten und Nationalsozialisten. Die Wiener Sozialdemokratie hat ihre wohltätige Aufgabe bereits zur Genüge erfüllt. Sie hat uns von Znaim nach Wien gebracht. Jetzt müssen wir uns der Nationalsozialisten zu bedienen trachten. Die nationalsozialistische Partei gibt hier die Zeitschrift ‚Das tschechische Wien' heraus. Soviel ich weiß, ist die Redaktion in der Josefstadt, in einem alten Haus in der Bertholdgasse. Die Umstände zwingen uns also dazu, für zwei Stunden Nationalsozialisten zu werden. In der Redaktion erklären wir unseren Standpunkt und erfahren dort sicher auch Machars Adresse. Gegen Abend gehen wir dann zu Machar, bitten seine Frau, uns am Klavier etwas vorzusingen, und während sie singt, wird einer von uns im Nebenzimmer Machar anpumpen. Machar können wir uns auch auf übermorgen aufheben. Für Dichter ist dann immer noch Zeit.

Aber im ‚Tschechischen Wien' verschaffen wir uns die Adressen der tschechischen Kulturvereine. Die laufen wir zunächst einmal ab und dann machen wir uns über Machar her." So verließen wir nach diesem wohldurchdachten Plan den Friedhof und begaben uns in die Redaktion der nationalsozialistischen Zeitschrift ‚Das tschechische Wien', nachdem wir noch auf dem Friedhof rotweiße Nelken in die Knopflöcher gesteckt hatten. So etwas muß systematisch betrieben werden.

Die Redaktionsstube des Tschechischen Wien sah sehr einfach aus. Hier wurde am besten dokumentiert, daß die nationalsozialistische Partei vor allem eine sozialistische ist und als solche keinen Luxus liebt. In der Mitte stand ein Küchentisch, darauf ein Kaffeetopf und ein Tintenfläschchen, einige Bogen Papier und eine Feder. Außerdem waren in dem Raum noch zwei alte Stühle, und auf einem an die Wand gehefteten Bogen Papier stand geschrieben:

Wir lassen uns nicht unterkriegen!

In einer Ecke lag ein Haufen alter Zeitungen, sorgfältig unaufgeschnitten, und nahe der Tür hing ein von Fliegen verunreinigter Magister Jan Hus. Die Augen dieses Heiligen blickten sehr traurig auf den Kaffeetopf auf dem Tisch. Sonst war niemand in der Redaktion. –

Irgendeine alte Frau öffnete die Tür und sagte ganz offen: „Der Herr Redakteur sitzt schon seit aller Herrgottsfrühe auf dem Örtchen."

„Und was, wenn ich fragen darf, macht er dort so lang?"

„Ach, er schreibt dort einen Leitartikel gegen die Sozialdemokraten. Dort hat er Ruhe, dort hat er Muße, niemand stört ihn dort, denn hier hat jede Wohnung ihr eigenes Klosett. Wenn sie mit ihm sprechen wollen, es ist draußen auf dem Gang, das erste von hinten." Wir traten vor die bescheidene Tür, hinter der unsere ganze Hoffnung saß, und sagten: „Heil dir, Bruder, hier sind drei Brüder aus Prag."

„Sofort, Brüder, sofort", meldete es sich hinter der Tür. „Gleich bin ich fertig."

Er zog das Wasser und kam mutig heraus. Er war ein junger Mann. Verlegen entschuldigte er sich, das wäre der einzige Ort, wo er Ruhe habe.

„Natürlich", sagte ich freundschaftlich. „Zola schrieb in der Badewanne."

„So, wohin gehen wir auf ein Bier?" – rief der Redakteur. Er griff seinen Hut und wir gingen hinaus auf die Straßen des feindlichen Wien …

Auf der Jagd nach Machar

An den löblichen Aktionsausschuß der Partei des maßvollen Fortschritts in den Grenzen der Gesetze

Wien, den …

Der Redakteur des Tschechischen Wien ging mit uns auf ein Bier. Er gab sich dabei sehr fröhlich, denn er pfiff und hörte nicht auf zu sagen: „Dort bei Knobloch werdet ihr ein Bier erleben! Ich freue mich sehr, daß ihr aus Prag gekommen seid!"

Und wir waren wiederum froh, daß uns ein so warmer Empfang zuteil geworden war, und dies von einem Mann, von dem wir denken mußten, daß er ein sehr verschlossener Charakter war. Er führte mit uns keinerlei politische Gespräche, sondern sagte mit einem von einem seligen Lächeln breitgezogenen Gesicht unaufhörlich: „Ich freue mich so, daß ihr mich besuchen gekommen seid. Bei Knobloch haben sie ausgezeichnete Kartoffelknödel mit Schweinefleisch und Kraut. Die müßt ihr ausprobieren. Die halten mich am Leben. Wir könnten auch zu Komínek gehen, aber dort

gibt es Schwechater Bier. Hier werden wir Hohenfurter trinken, das ist ein Unterschied Brüder."

So führte er uns in dieses Restaurant und erst beim Bier begann er feierlich von den Aufgaben der nationalsozialistischen Partei zu sprechen: „Wir werden diesen Judassen in Wien die Suppe schon versalzen. Glaubt mir, Brüder, wir haben unsere Auflage schon um 50 gesteigert! Und welche Feuilletons wir haben! Die schreibe ich selber! Die können sich sehen lassen. Alles ist mit Händen zu greifen, nicht so ein unbestimmter Brei. Eine Näherin bringt ihren Verführer, den Meister, um. Da gibt es kein Pardon für diesen Judas, – das heißt, das muß ich euch, Brüder, erklären, er ist Sozialdemokrat und sie eine organisierte Nationalsozialistin. Während sie eingesperrt ist, weil sie diesen Verführer, den Sozialdemokraten, getötet hat, kommt ihr Kind zu ihrem Onkel, der auch Sozialdemokrat ist. Und sie quälen es, das Kind, sie quälen es, bis Klofáč davon erfährt und das Kind nach Prag mitnimmt. Das Kind wächst, und was soll ich euch weiter erzählen … Jetzt lassen wir uns das Schweinerne schmecken. – Also, wie ist es? Man sieht, daß es euch schmeckt – diese Knödel, die zergehen auf der Zunge! Nun ja, echte böhmische Küche! Das muß einem schon Freude bereiten hier in diesem verdammten Wien, das aus Böhmen unsere Schwielen aussaugt. Unsere nationalsozialistische Partei ist hier jetzt im Vormarsch und ihr werdet sehen Brüder, daß ganz Wien nationalsozialistisch wird. Hier, Brüder, werden die Knödel nicht wie anderswo gefettet. Hier haben sie Fett von wirklichen böhmischen Schweinen, und der Wirt selber ist auch ein organisierter Nationalsozialist. Im Wirbel der sozialen Kämpfe sitzt es sich hier ganz gut, was meint ihr, soll ich noch eine Portion bestellen? Wißt ihr was, Brüder, ich bestelle die Portion, bestellt ihr auch noch eine, halten wir zusammen, denn die nationalsozialistische Partei hat in ihrem Programm diese schöne Losung: ‚Einer für alle, alle für einen.'"

Später allerdings verstanden wir, was dieses „Alle für einen" bedeuten sollte.

„Bruder", sagte ich, „wir würden gerne Machar treffen."

Der Redakteur des Tschechischen Wien stützte sich auf den Arm wie einer, der über irgendein großes Rätsel nachdenkt, dann sagte er, dieser Name käme ihm bekannt vor, aber er könne sich nicht erinnern, wo er diese Firma gesehen habe … „Auf der Ringstraße oder … Machar, Machar … nein, der heißt Machner, Machner – das ist dieser Kürschner auf der Ringstraße – aber Machar – nein, den

Namen kenne ich nicht." „Aber du weißt doch, Bruder, Machar, der Dichter Machar …" – „Kenne ich nicht", sagte der nationalsozialistische Redakteur, „wenigstens kann ich mich nicht daran erinnern – einmal schickte ins Tschechische Wien irgend jemand irgendwelche Verse ein – aber das war Jóža Počaplický-Orlický. Der schreibt für uns Epigramme. Im übrigen gibt es genug Dichter auf der Welt, jeden Augenblick taucht irgendein neuer auf. Ich schreibe auch Verse, sehr gute Sachen. Für die Mai-Nummer des Tschechischen Wien im nächsten Jahr habe ich hier zum Beispiel:

Schlag, Banner, schlag!
Dein Schicksal ist es, schlag fürbaß,
rufen wir ohn' Unterlaß.
Und ist erst Wien in unsrer Hand,
Genossen, fest steht unser Vaterland.

Das ist also von mir … müßt ihr wissen – aber Machar kenne ich nicht. Ihr sagt, Machar sei hier in Wien? Das weiß ich nicht, das weiß ich nicht. Wenn man sich um jeden kümmern wollte, was würde dann aus der Partei werden? Übrigens, wenn dieser Bruder Machar nach Wien gekommen ist, warum ist er dann nicht gleich in irgendeine nationalsozialistische Organisation in Wien eingetreten? Vielleicht in den Jugendverband. So, jetzt könnten wir ins Kaffeehaus gehen und Billard spielen. Brüder, zahlt mir die Gesamtrechnung. Wenn ich nach Prag komme, werde ich mich revanchieren, ich habe keinen roten Heller bei mir. Damit ihr aber im Kaffeehaus nicht für mich zahlen müßt – dort kennt man mich nämlich – leiht ihr mir am besten fünf Kronen, dann kann ich meine Rechnung selber bezahlen. Ich stehe dort sowieso schon mit zehn Kronen in der Kreide. Aber der Ober ist unser Mann."

So erklärten wir ihm, daß im Gegenteil er uns eingeladen habe und wir kein Geld hätten und daß wir dachten, er würde uns freihalten. –

Er errötete leicht und verkündete, daß er dann irgendwo das Geld auftreiben müsse. Er sei gleich zurück und bezahle die Rechnung. Wir sollten nur unbekümmert und ruhig auf ihn warten. Es versteht sich von selbst, daß wir nach seinem schnellen Abgang, nachdem er uns hier als Pfand hinterlassen hatte, gleich wußten, daß der arme Wicht nicht mehr zurückkehren würde.

Kubín rieb sich die Augen und rief: „Das ist entsetzlich. Den sehen wir nicht wieder!"

„Wißt ihr was, Freunde“, sagte ich, „ich gehe Machar suchen.“ Sie wollten mich nicht weglassen. Kubín schrie, er sei der Jüngere und er solle lieber mit Wagner gehen. Ich solle ruhig warten und ausruhen. Ich habe mich sowieso beklagt, daß mir die Beine wehtäten.

Wagner blickte stumpf vor sich und stieß nur folgende Worte aus: „Soll ich auf der Straße verhungern und verdursten? Lieber komme ich hier um! Ich bewege mich von hier nicht fort.“

„Mir fällt auch nicht ein, wegzugehen!“ sagte Kubín. „Bestellen wir noch ein Bier, und dann kannst du gehen, wenn du selber den Vorschlag gemacht hast.“

Was sollten wir also tun. Ich trank noch ein Bier und ging mutterseelenallein auf die Straßen Wiens, um Machar zu suchen. Mir fiel nichts Besseres ein, als den nächsten Schutzmann anzuhalten und zu sagen: „Entschuldigen Sie, kennen Sie nicht den böhmischen Dichter Machar?“

„Wo wohnt der Kerl?“ fragte der Wachtmeister. „Das weiß ich eben nicht.“ „Ich auch nicht“, sagte der Schutzmann und wandte mir den Rücken zu. So ging ich zum nächsten Polizeirevier. Dort verwies man mich nach langen Verhandlungen – der Wachtmeister an der Tür nämlich sah, daß ich so erregt war, und fragte mich sehr eindringlich, was mir dieser Herr Machar angetan habe und weshalb ich ihn suchte – an das Einwohnerregister.

„Schreiben Sie hier auf dieses Stück Papier“, sagte der Beamte, „Vornamen und Namen dessen, den Sie suchen, zahlen Sie eine Krone und kommen Sie morgen, um sich die Auskunft zu holen.“ „Gleich, gleich“, rief ich und war schon auf der Straße. Dort, an der frischen Luft, erinnerte ich mich, daß Machar Beamter an irgendeiner Bank war. Ich fragte also den nächsten Wachtmeister, wo hier die nächste große Bank sei. Denn mit Recht nahm ich an, daß ein großer Dichter in einer großen Bank beschäftigt sein müsse. – „Um die Ecke“, sagte der Polizist. „Und der Name?“ „Credit-Bank.“ – Um die Ecke ragte das Gebäude eines österreichischen Kreditinstituts gen Himmel. „Ist bitte Herr Machar da?“

„Er ist in Simmering“. – Semmering, Herrjemine, dachte ich bei mir. – „Weshalb um Himmels willen fährt er gerade jetzt in die Alpen?“ „Aber nein, in Simmering, wieso in die Alpen, im zweiundzwanzigsten Bezirk. Das ist doch der Name des Bezirks. Seine Hausnummer ist 212.“

Machar ist nicht zu Hause

Man mag über Machar denken, was man will, man mag über ihn das beste schreiben, man mag schlecht von ihm schreiben und reden, was aber mich betrifft, so werde ich es nie im Leben mit der einen oder der anderen Richtung halten. Ich werde ihn niemals loben und auch niemals tadeln, nur seine Gattin werde ich loben.

Nur soviel sei jedem zu wissen kundgetan: „Machar war damals nicht zu Hause."

Das ist eine erschütternde Tatsache im fruchtbaren Leben des Dichters Machar.

Er, der von sich behauptet, er sei immer am richtigen Platz gewesen, was auch sein Freund Dr. Bouček behauptet, dieser Machar, diese große literarische Größe, der Dichter, der als ein Mann beschrieben wird, der niemals seine Bastion an der Donau verließ, wenn es auf ihn ankam, wenn er mit seiner Feder in diese verrotteten Verhältnisse des tschechischen Lebens hineindonnern sollte, dieser Konsul der Realisten war nicht zu Hause. In der Literaturgeschichte muß diese Tatsache auf jeden einen niederschmetternden Eindruck machen. Wenn die Tschechen ihren Dichter am meisten brauchten, war er schlicht und einfach nicht zu Hause. Dies war die quälendste Erkenntnis, die jemals von einem tschechischen Dichter und Schriftsteller gewonnen wurde. Verrat an der tschechischen Sache, dies wäre noch ein schwacher Ausdruck, den man hier anwenden müßte. Die ganze Affäre von Karel Sabinas Verrat ist nichts gegen das, was damals in diesem heißen Monat Machar sich gegenüber drei tschechischen Menschen herausnahm. Er war nicht zu Hause, nein, er war nicht zu Hause, und wenn ich mich auf den Kopf gestellt hätte, da war nichts zu machen.

Als ich damals zu diesem berühmten Wohnsitz kam, war das erste, was mir in die Augen fiel, ein Huhn, das auf dem Hof dieses trauten Heims, das in seinen Eingeweiden rund zweihundert Tage im Jahr einen tschechischen Poeten beherbergt, ziellos hin- und herflatterte. Ich begriff sogleich, daß dieses Huhn Machar gehören müsse. Aus Pietät gegenüber dem Dichter wollte ich es streicheln, als gerade ein kleines Mädchen an der Tür zum Hof erschien und in den Flur hineinrief: „Mami, irgendein Mann nimmt unser Huhn weg." Wie ich später erfuhr, verschwanden Machars Hühner bei

jedem Besuch seiner Verehrer. Manch einer hat nämlich die Gewohnheit, aus der Wohnung eines beliebten Dichters irgendeinen Erinnerungsgegenstand mitzunehmen, zum Beispiel einen angekauten Zigarrenstummel, eine Schachtel Streichhölzer, Schnurrbartwachs, ein Taschenmesser, eine goldene Uhr und ähnliche Kleinigkeiten. – Die Verehrer Machars hatten sich auf Hühner verlegt. Verstohlen, unter den Mänteln, unter den Röcken der Damen … und da, sobald ich mich um das Huhn bemühte, erkannte jene Dame, Machars Gattin, sofort, daß ich alle Werke Machars gelesen hatte, und sie rief sofort in den Hof heraus: „Kommen Sie nur weiter, Machar ist zwar nicht zu Hause, aber ich zeige Ihnen sein Arbeitszimmer, seinen Schreibtisch – – –“

Ich stand, als hätte mich ein Dreschflegel getroffen – Machar ist also nicht zu Hause – in meiner Verzweiflung stotterte ich: „Was kostet der Eintritt, gnädige Frau? Ich habe nämlich kein Geld, wir sind zu dritt, wir sind in Wien ohne einen Kreuzer. Wir sind aus Prag, ich komme nicht als Verehrer, ich komme, um Schulden zu machen. Ich schreibe auch.“ – Die gute Frau Machar! Sie führte mich ins Zimmer, obwohl ich gleich gehen wollte und ausrief: „Armer Kubín, armer Wagner!“ „Wagners Musik hat Machar gern“, sagte Frau Macharová. „Wenn Sie sich noch länger in Wien aufhalten … Machar kommt in zwei Tagen, er fuhr zu irgendwelchen Vorträgen nach Prag.“ Dann suchte sie einige Schubladen ab und entnahm einer großen ledernen Geldbörse einen Zehnkronenschein, den sie mir sehr verlegen und unter vielen Entschuldigungen anzubieten begann, so daß ich Angst bekam, sie könnte es sich noch einmal überlegen. Als ich schließlich den Zehnkronenschein in der Tasche hatte, war mir, als wäre mir ein Stein vom Herzen gefallen, und ich rief aus: „Sie haben es aber schön hier.“ Eingedenk der Tatsache, daß Machar in seinen Feuilletons Gott dafür dankte, daß er nicht mit der tschechischen Gesellschaft in Prag zusammenleben mußte, sagte ich im Gehen: „Ich wundere mich nicht, gnädige Frau, daß unser Machar hier in Wien so zufrieden ist!“ Frau Macharová lachte: „Er würde aber doch gern wieder nach Prag gehen!“ Ich küßte ihr die Hand, und sie schaute mir lange nach, ob ich nicht das Huhn stehle, und rief ganz diplomatisch dem Huhn zu: „Put, put, put …“

So kehrte ich in Knoblochs Restaurant zurück. Zu meiner Überraschung sah ich, daß in der Hölle nur Wagner saß. „Kubín ist dich suchen gegangen“, sagte er. „Vor ungefähr einer halben Stunde ist

er zu Machar gegangen. Er erfuhr nämlich von einem tschechischen Herrn, der hier ein Bier trank, Machars Adresse."

Etwa eine Stunde später kam Kubín zurück und zeigte uns triumphierend einen Fünfkronenschein. –

Wir zahlten unsere Zeche und suchten irgendeinen tschechischen Kulturverein, um uns bei einem einflußreichen Tschechen einzuquartieren.

Wie sich die Tschechen in Wien vergnügen

Die Wiener Tschechen teilen sich in zwei Klassen: in vermögendere und in ärmere. Die ärmeren haben ihre Arbeitervereine und die vermögenderen ihre Kulturvereine. Das ganze tschechische Leben ist in diesen Kulturvereinen. Zu uns nach Böhmen flattern Nachrichten herein, wie die Tschechen in Wien drangsaliert werden, wie 300.000 Angehörige des tschechischen Volkes dort in Wien in Entbehrung, Trauer und Trübsinn schmachten in dieser verfluchten Bastion an der Donau. Und hätten sie nicht ihre Kulturvereine, wäre das Los der Tschechen sicher traurig. Was die tschechische Seele zu begeistern vermag, was ihr im Kampf mit dem Germanentum den Rücken stärkt, ist das tschechische Bier in den tschechischen Kulturvereinen. Und es sind vor allem zwei Biere, die die tapferen Wiener Tschechen stärken, zwei Biersorten, die sich unbestreitbare Verdienste um die tschechische Sache in Wien erworben haben, das Wittingauer Bier und das Budweiser Bier. Diese zwei Biere werden nicht als berauschendes Getränk konsumiert, sondern als ein Gruß aus der alten Heimat getrunken. Die Wiener Tschechen lesen nicht viel und sie unterstützen auch nicht die tschechische Literatur, dafür trinken sie aber unser Bier aus dem Königreich. Es ist das Bier der glücklicheren Brüder, die nicht die Dummheit begangen haben, in eine deutsche Stadt auszuwandern. Von diesem Bier wird jährlich so viel genossen, daß sie dafür nicht zwei, sondern zehn tschechische Schulen bauen könnten, doch sie trinken lieber das tschechische Bier und vertrauen auf ihre Brüder in Böhmen und Mähren. Jemand hat sogar behauptet, daß es eine halbe Million Wiener Tschechen gäbe. Und diese halbe Million Wiener Tschechen läßt sich ihre zwei Schulen vom Geld aus den Sammlungen der immer erbötigen Brüder in Böhmen und Mähren erhalten. In Cincinnati in Nordamerika leben 40.000 Tschechen

und diese 40.000 Tschechen haben mit ihrem eigenen Geld schon acht tschechische Schulen und eine tschechische Handelsschule für sich gebaut, obwohl die amerikanische Regierung um nichts besser als die österreichische Regierung ist und aus allen Angehörigen der Vereinigten Staaten Anglosachsen machen will.

Vor dem Kapital gibt sie allerdings klein bei. Wir sprechen ständig vom ungewöhnlichen Heroismus der Wiener Tschechen, davon, wie diese Tschechen an ihrer Muttersprache hängen, und plötzlich erfahren wir, daß alle diese, sagen wir, mindestens 300.000 Wiener Tschechen nur 800 Kinder in den Komenský-Schulen eingeschrieben haben. 100.000 Tschechen in Chicago in Amerika besitzen ihre eigenen 30 Schulen, die sie selbst errichtet haben. Es steht außer Zweifel, daß wir bestimmte moralische Pflichten gegenüber einer Minderheit, sagen wir, in Senseln haben, wo es dreihundert Tschechen gibt, die sich um ihr Geld natürlich keine Schule bauen können. Wenn aber ein Wiener Wochenblatt lamentiert, daß eine halbe Million Tschechen in Wien bis jetzt immer noch kein anständiges tschechisches Gebäude für eine tschechische Schule hat, und ständig schreit „Ihr Tschechen im Königreich tut eure Pflicht nicht", ist das, bitte schön, die reinste Lumperei. Angeblich besteht der überwiegende Teil der Wiener Tschechen aus armen Arbeitern. Aber unsere armen Arbeiter bei uns im Königreich schicken Geld für die Komenský-Schule, obwohl die Lohnverhältnisse in Böhmen viel miserabler sind als in Wien.

Allerdings spornen wir bei uns das Publikum zur Wohltätigkeit an durch kunstvolle Manifestationen, verbunden mit einem Zug von Reklamewagen zum Ausstellungsgelände. So ein schöner Tag heißt: Prag – den Wiener Tschechen.

Maršners Zuckerwarenfabrik in Vinohrady schickt eine Abordnung mit ein paar Arbeiterinnen und Arbeitern aus der Fabrik, die in unmöglichen Volkstrachten stecken, schmückt einen Lastwagen mit rotweißen Draperien und befestigt oben am Wagen eine Standarte mit der Aufschrift „Bananenkakao, Maršners Bakao ist der beste!". Jene abgehärmten Nymphen in ihren schäbigen Nationaltrachten werfen Reklamezettel mit dem Text „Trinkt Maršners Schokolade und eßt Maršners Zuckerwaren!" unter das „Ein Heil dem tschechischen Wien!" rufende Publikum, und hinter diesem Gefährt, das lebhaft begrüßt wird, weil es offenbar auch etwas mit dem tschechischen Wien zu tun hat, schreiten acht Schergen, die mittelalterliche Söldner darstellen sollen, obwohl man diese Män-

ner, wären sie in dieser Tracht im Mittelalter aufgetaucht, ohne Pardon am nächsten Baum aufgeknüpft hätte, weil man sie für Hyänen von einem Schlachtfeld hätte halten müssen. Und um den Hals tragen diese acht Burschen Plakate mit der Aufschrift „Holoubeks Seife ist die beste!“ Erkennen kann man das zwar nicht, weil die Kerle schmutzig sind, doch das Volk empfängt sie mit stürmischen Rufen: „Ein Hoch dem tschechischen Wien!“ Dann taucht ein ernst dahinschreitender großer, magerer, blasser junger Mensch in schwarzer Bürgertracht und mit kurzen Hosen auf, der mit Mühe eine dicke Kralitzer Bibel schleppt. Es ist der Maler Wenig, der sich auf diese Art und Weise blamiert, aber dies sehr gern und oft. Er wandelt neben einem von einem Milchmann in Wrschowitz ausgeborgten Fuhrwerk, welches vom klapprigsten Droschkengaul aus Prag und Umgebung gezogen wird. Aus dem Wagen lugt das Antlitz eines weißhaarigen Alten mit roter Nase, und neben ihm sitzen zwei Schauspielerinnen vom Vinohrader Theater, die sich auch blamieren, und über diesen Unglücksraben schwebt die Aufschrift „Böhmische Exulanten“. An diesen Wagen hängt sich, an ihm schmarotzend, ein Jüngling mit einem Degen an, der den Polizisten stolz in die Augen schaut und sich so gebärdet, als wäre er allein dieses ganze böhmische Wien, das man hier hochleben läßt. Dann folgt ein allegorisches Fahrzeug der Vinohrader Bierbrauerei. Auf ihm sitzen acht in mittelalterliche Kostüme gekleidete und „Kostet das Vinohrader Bier!“ rufende Männer mit Humpen in der Hand um ein großes Faß herum. Sie tun, als wären sie betrunken, und sie sind es auch. Plötzlich hält das Gefährt an, und der Kutscher bindet den besten Schauspieler aus der Gruppe am Wagen fest, damit er nicht hinunterfällt. Dieser allegorische Wagen erfreut sich der allergrößten Beliebtheit und wird auch am begeistertsten willkommen geheißen. Und hinter dem Fahrzeug der Vinohrader Brauerei nimmt Komenský Abschied von der Heimat. Er sieht aus wie ein alter Landlehrer aus den sechziger Jahren, hat auf der Nase eine Brille und trägt ein Gebetbuch. Das Publikum empfängt ihn mit großer Herzlichkeit und eine Frau bemerkt: „Das ist der Schuster Hlaváček aus Žižkow.“ – Komenský entdeckt in der Menschenmenge einen Bekannten und ruft ihm herzlich zu: „Morgen im Šenflok!“ Dann marschieren die Nationalsozialen und die Kleinhäusler in aus allen möglichen Maskenkostümverleihanstalten zusammengeklaubten Nationaltrachten auf. Vor dem Casino auf dem Graben stimmt man „Auf, auf, ihr Slawen“ an und wenn der ganze Graben

von Donner und Doria! tost, sagt der Anführer des Barák-Vereins: „Jetzt würd' ich mir gerne einen hinter die Binde gießen." – In gehobener Stimmung trifft man nach einer dreiviertel Stunde am Ausstellunsgelände ein, und das Ergebnis der ganzen Aktion ist, daß der Reinerlös der Festlichkeit, 10.000 Kronen, dem Komenský-Verein nach Wien geschickt wird. Gäbe es solche Unterhaltungen jedoch nicht, kämen nur ein paar Kreuzer zusammen, aber wie auch immer, das Ergebnis ist sehr ehrenvoll. 50.000 Menschen haben dem tschechischen Schulwesen in Wien an einem einzigen Nachmittag 10.000 Kronen gewidmet. Die telegraphische Nachricht davon fliegt in die tschechischen Kulturvereine und in die tschechischen Vereinshäuser in Wien, und jetzt herrscht große Begeisterung in diesen Gesellschaften.

Und wenn ein tschechischer Tourist aus Prag ausgerechnet in so einem glücklichen Moment in einen der tschechischen Kulturvereine kommt, ist es kein Wunder, daß er in dieser, von 10.000 Kronen aus Prag aufgeheizten Atmosphäre mit großer Wärme empfangen wird. –

Und damals, zur Zeit unseres Wienbesuchs, waren keine 10.000 Kronen nach Wien gekommen, es trafen nur viertausend Kronen von irgendeiner Feier ein, das genügte aber, daß sie uns im tschechischen Kulturverein im elften Bezirk drei Tage und drei Nächte lang zu essen und zu trinken gaben und uns auf alle mögliche Art und Weise freihielten. Und noch dazu waren es Indianer, weil sich die tschechische Gesellschaft in Wien damals in eine Tischgesellschaft aus Indianern und in eine Tischgesellschaft aus Aschantinegern gespaltet hatte. Die Indianer haben in ihren Lokalitäten eine große Friedenspfeife; wenn es einen feierlichen Anlaß gibt, wie damals, als die besagten viertausend Kronen eintrafen, schlüpfen sie in geflochtene Mokassins und ziehen an einem großen Lederhandschuh, der von der Decke hängt, und rufen dabei: „Hough, hough, hough!"

Die Aschanti haben dann Schwerter, große Holzschilder aus Papier und Pfeil und Bogen, die hängen sie sich um und so tagen sie in ihren Lokalen, und die Indianer und Aschanti statten einander Besuche ab, und dabei wird getrunken, daß sich die Balken biegen, während wir Kreuzer um Kreuzer für das Schulwesen unserer unterdrückten Brüder in Wien sammeln.

JIŘÍ KARÁSEK ZE LVOVIC

Manfred Macmillens Roman

Erstdr. 1907
(Auszug)



Jiří Karásek ze Lvovic (eigtl. Josef Karásek)
Geb. 1871 in Prag-Smichow, gest. 1951 in Prag

Der Sohn einer Bürgerfamilie begann nach der Matura (1889) Theologie zu studieren und ergriff, nachdem er ein Jahr in Bayern (1891) verbracht hatte, den Beruf eines Postbeamten – eine Karriere, die er später als Direktor des Postmuseums abschließen sollte. Nach seinem Eintritt in die Literatur (1893) legte er sich auf Grund einer nicht zweifelsfrei erwiesenen adeligen Abstammung das Adelsprädikat „ze Lvovic“ zu. 1894 begründete Karásek, der sich als Literaturkritiker einen Namen machte, die „Moderní revue“ (Moderne Revue) und schuf als Sammler von Bildern und Büchern den Grundstein zu einer der bedeutendsten europäischen Privatsammlungen, der „Karáskova galerie“. Als einer der wichtigsten Vertreter der tschechischen Décadence veröffentlichte er Lyrikbände, die durch die darin proklamierte morbide Erotik die Öffentlichkeit provozierten, wie etwa „Sodoma“ (Sodom), 1895 (konfisziert), oder „Sexus necans“, 1897. Ein offenes Bekenntnis zur Homosexualität stellt seine in Prag, Wien und Venedig spielende Trilogie „Romány tří mágů“ (Romane der drei Magier) dar, in die auch sein Interesse für den Okkultismus einfloß. Mit dem in den drei Teilen, „Román Manfreda Macmillena“, „Scarabeus“, 1908, und „Ganymedes“, 1925, jeweils in anderer Gestalt auftretenden Hauptheldenen setzte Karásek, ohne dessen Identität zu lüften, jenem Adeligen ein literarisches Denkmal, der ihn während beruflich bedingter Aufenthalte in Wien (seit dem Jahr 1895) in Kreise der Wiener Aristokratie eingeführt hatte. In den 1994 in Prag veröffentlichten „Vzpomínky“ (Erinnerungen), einer Sammlung seiner seit dem Jahr 1925 in Zeitschriften abgedruckten Essays, finden sich konkretere Hinweise auf diese gesellschaftlichen Kontakte und Beziehungen zu Repräsentanten der Wiener Kultur.

Graf Manfred Macmillen entstammte einem Adel, der innerhalb von fünf Jahrhunderten mehrmals von Land zu Land und von Volk zu Volk übersiedelt war, so daß er nun keinem Territorium und keiner Rasse mehr angehörte. Er war überall und nirgends daheim. Er lebte abwechselnd in europäischen Hauptstädten, kehrte aber nur in zwei regelmäßig zurück; nach Wien und nach Prag. In Wien besaß er ein geräumiges Palais, in das er mit Vorliebe durch ein Gefolge von Freunden, die sich ihm bei seinen Streifzügen durch die Welt angeschlossen hatten, Leben brachte. Es waren lauter originelle und ganz ungleichartige Männer. Eine Frau hatte nie Zutritt zu Manfred Macmillen. Er verachtete sie prinzipiell. In Prag gehörte ihm ein verlassenes Palais bei der Heinrichskirche, ein Barockbau mit stets verhängten Fenstern, und in der Nähe des Weißen Berges hatte er ein Schlößchen als Sommersitz. Wenn er traurig war, wenn er allein sein wollte, sagte er, er ginge „ins Kloster", und reiste, ohne jemandem anzugeben wohin, nach Prag ab.

Jeder wäre verblüfft gewesen, wenn er gesehen hätte, wie Manfred in Wien und wie er in Prag war. In Wien ein Dandy, in Prag ein Träumer. In Wien der Mittelpunkt der Gesellschaft, in Prag ein Sonderling, der durch Kirchen strich. Als hätte er zwei Seelen besessen, die er wechselte. Ich weiß nicht, ob er in Paris, in Rom oder in London nicht wieder anders war. Ich sah und beobachtete ihn nur in Wien und Prag.

Als ich ihm einmal meine Wahrnehmung mitteilte, gab er mir die ironische Antwort:

– Ich habe nirgendwo eine andere Beschäftigung außer der einen: mich zu langweilen. [...]

Max Duniecki hatte mich mit Manfred bekanntgemacht. Aber es dauerte lange, bevor ich seine Rätselhaftigkeit erahnte.

Ich ging gerne in sein Barockpalais in einer engen, stillen Gasse nahe der kaiserlichen Burg. Das ganze Viertel ist hier von einer Art förmlichem Ernst, von etwas, was in der grandiosen Gemessenheit der spanischen Hofetikette seinen Ursprung hat, durchtränkt. Die

Paläste sind abweisend verschlossen, so geheimnisvoll fahren die Equipagen aus ihnen heraus. Alles ist hier vornehm, von den Wappen an den Fassaden bis zu den altmodischen Türklopfern, den feierlichen Posen der Kaiser und Feldherren auf den Monumenten bis zum weißen Canovamarmor der Maria Christine in der Augustinerkirche. Und die hier wohnen, haben diesen Stil an sich.

Später machte ich manchmal, auf Manfreds Einladung, in seiner Kutsche eine Ausfahrt in den Prater, der voller Rosenblüten war. Er saß elegant und geziert mit genauer und lässiger Körperhaltung mir gegenüber, während ich mich in manchen Augenblicken in den Zauber hineindachte, wie es war, sich als Wiener zu fühlen und kein anderes Verlangen im Kopf zu haben, als zu gefallen und zu leben. Ich war darin freilich nur ein Dilettant.

Max Duniecki, aus polnischer Aristokratie, aber ohne ein slawischer Typ zu sein, ein Pariser, schleppte mich durch alles, was die Wiener Gesellschaft zu bieten hatte. Sein schmales, bleiches Gesicht besaß die Schönheit dessen, der einer aussterbenden, überzüchteten Rasse entstammt.

Er bemühte sich mit allen Formen ausgesuchter Höflichkeit um meine Freundschaft; ich liebte an ihm jedoch nur den Duft seiner Zigaretten und ein ganz neues Parfum, das keiner kannte und das Max als erster benützt hatte. Aber ich zwang mich vergeblich, mit seiner manchmal melancholischen, aber stets überraschenden Persönlichkeit vertrauter zu werden, die wie der Wiener Walzer nur eine Mischung aus Süßlichkeit und Gewöhnlichkeit war.

Wenn wir durch die Gartenanlagen Schönbrunns streiften, oder wenn wir nach Laxenburg fuhren, in der Jahreszeit, da der Rosenduft den Duft der Akazien überbietet, begleitete ich Duniecki nur, um über Manfred reden zu können. Als ich schließlich erkannt hatte, daß mein Verlangen, mit Manfred in eine intimere Beziehung zu gelangen, vergeblich war, verstand ich die graugrünen Augen Max Dunieckis und wurde sein Freund, wie er es wollte. Aber ich dachte nur an Manfred Macmillen und verzehrte mich sehnsüchtig danach, daß er mich auf die Art und Weise von Max liebte, er, der gewiß alles, was es im Leben gab, auslebte und der mich dann nur der Reihe von Menschen hinzugefügt hätte, die er für sich benutzte, während Max mich vergötterte und seine Freundschaft nur auf mich beschränkte, wodurch er gleichzeitig meine Freiheit vergewaltigte. Ich besuchte Manfred jedoch auch weiterhin. Es gab keinen Abend, an dem ich nicht von den verschiedenen

Facetten seiner Persönlichkeit überrascht gewesen wäre. Veränderung – das war das einzige, was bei ihm beständig war. Je länger ich ihn weiter beobachtete, desto mehr verwirrte er mich. Wenn er seinen Blick auf mich heftete, war es, als ob ich mich verwandelte. Ich war gar nicht ich selbst unter der Berührung seiner Augen. Er beherrscht seinen Blick gut, dachte ich bei mir. Ich hätte alles dafür gegeben, wenn ich in ihm ein Interesse für meine Person entdeckt hätte. Umsonst.

Bis mir eines Abends, als ich mich anschickte, die Premiere eines Dramas zu besuchen, das mich durch seinen Helden anzog (es war ein Drama über Cagliostro), vor dem Aufbruch ins Theater ein Diener einen Brief brachte. Es stand in ihm nichts als der Satz: Manfred Macmillen bittet Herrn Francis Calston, ihm heute im Theater Gesellschaft zu leisten.

Anfangs hatte ich im Sinn, seinem Wunsch nicht zu entsprechen. Aber etwas sagte mir, Manfreds Einladung für den heutigen Abend doch anzunehmen. Vielleicht war auch ein wenig die Neugier dabei, warum Manfred ausgerechnet heute das Verlangen hegte, sich meiner Anwesenheit zu versichern.

[...]

Er bat mich, bis zum Morgen mit ihm in dem Palais zu bleiben. Ich wußte, daß ich ihm das schuldig war.

Das Gemach, in dem wir diese Nacht verbrachten, war das Boudoir seiner verstorbenen Mutter. Schöne Rokokodamen, wie in Wellen aus Musselin und in Rosengirlanden gehüllt, blickten uns an aus Porträts und Miniaturen. Alle ihre koketten Posen schienen jedoch über unsere Beklommenheit zu spotten. Bei der einen äußerte sich dieser Spott in einem Buch, das sie in der Hand hielt und in dem sie nicht las, bei der zweiten in einem Fächer, mit dem sie ihre Brust bedeckte, aber so, daß deren Weiße betont wurde, bei einer anderen in den zierlichen Toilettengegenständen auf dem Tischchen, vor dem sie saß, um ihre Haut mit einem milden, wohlriechenden Puder zu bestäuben. Etwas Altwienerisches war in der Atmosphäre des Gemaches zurückgeblieben. Seine Abgestorbenheit hatte einen fröhlichen Akzent wie auf einem der Porträts der Scherz einer Dame, die Amor gefangennahm, um ihm aus seinen Flügeln Federn auszureißen. Wir zwei hingegen, aus Fleisch und Blut, wirkten hier sicher ausgesprochen leichenhaft. Alles übrige, Tote, war fröhlich, kokett, zum Schäkern geneigt. Die Wolken aus Schleiern verströmten einen Duft, die filigranen Spitzen zitter-

ten, die veilchenblauen Töne der Korsagen färbten sich purpurn, und die gelben Schattierungen der Ärmel wurden, von Topas durchschienen, zu Gold. Alles funkelte, die Ringe, die Diademe, die Armbänder, die Perlenschnüre auf den Nacken, die Stoffe. Alles leuchtete, die wehenden weißen Haare, die begehrlichen, lebhaften Blicke, der gepuderte Teint und vor allem die Rosen, gemalte Rosen, in den Frisuren, an Brüsten, Hüften, als über Geländer hängende Flechten, in Büschen über Mauern blühend, in aus Vasen hervorquellenden Sträußen. Das alte Wien lebte hier ... eine schöne, ferne Zeit ... das süße, weiße Geheimnis seiner strahlenden Fröhlichkeit, die sich nicht verflüchtigen konnte, nicht einmal, wenn sie tot war ... eine Zeit, die Blicke und Blumen und Lippen und Düfte lächeln gesehen hatte ... jetzt eingesperrt im vergessenen Gemach einer toten Dame wie die letzte Essenz ihres ...

JAKUB DEML

Der Totentanz

Erstdr. 1914
(Auszug)



Jakub Deml
Geb. 1878 in Tassau, gest. 1961 in Trebitsch

Nach der Matura in Trebitsch (1898) wurde Deml, der der kinderreichen Familie eines Kaufmanns entstammte, auf Anraten des symbolistischen Lyrikers Otokar Březina (1868–1929) Priester, kam jedoch wegen seiner literarischen Aktivitäten und seiner unorthodoxen Auffassung vom Priesteramt in Konflikt mit den Kirchenbehörden. 1909 wurde er vom Dienst suspendiert, 1912 in Pension geschickt. Nach Jahren existentieller Unsicherheit ließ er sich 1922 für immer in Tassau auf der Böhmisch-Mährischen Höhe nieder und lebte dort bis zu deren Tod mit der Wiener Tschechin Pavla Kytlicová (1874–1932) zusammen, die mit ihm seine Bücher verlegte. Sein rund 130 Titel umfassendes Œuvre gab Deml, ein begnadeter, menschlich aber unverträglicher und polemischer Schriftsteller, zum Großteil im Eigenverlag und vielfach in bibliophiler Aufmachung heraus, darunter auch die 26 Bände der „Šlépěje“ (Fußspuren), eines zwischen 1917 und 1941 unregelmäßig edierten Periodikums mit Tagebuchaufzeichnungen und Texten verschiedener Genres. Zu den wichtigsten Werken des unter dem Kommunismus außer in den sechziger Jahren verbotenen Klassikers der tschechischen Literatur des 20. Jahrhunderts, der wohl als Vorläufer des Surrealismus gilt, sonst aber außerhalb aller Richtungen stand, zählen u. a. „Moji přátelé“ (Meine Freunde, 1913), dichterische Apostrophen an Blumen und Bäume, sowie die Prosatexte „Hrad smrti“ (Die Burg des Todes, 1912), „Tanec smrti“ (Der Totentanz, 1914) und „Zapomenuté světlo“ (Das vergessene Licht, 1934). 1929 reihte er den Erzählband „Tanec smrti“ in das Buch „Můj očistec“ (Mein Fegefeuer) ein. Die darin enthaltene Erzählung „Cizinec“ (Der Fremde), in der die nationale Problematik symbolisch verschlüsselt durchschimmert, ist ein seltenes Beispiel für eine Literarisierung Wiens ohne einen vordergründig realistischen Kontext.

Der Fremde

Er klopfte an und trat ein. Er stellte sich nicht vor, und ich ersuchte ihn nicht darum. Soweit es die Abenddämmerung erlaubte – eigentlich war es schon Nacht –, konnte ich erkennen, daß er bleich war. Ich bot ihm einen Stuhl an, aber er lehnte dankend ab und sagte: „Sie wissen nicht, wen Sie empfangen." Ich antwortete ihm darauf: Aber ich weiß, was ich kein zweites Mal verlieren werde.

Durch diese unerwartete Antwort ermutigt, sagte der Unbekannte: „Dann gestatten Sie, daß ich mich kurz setze", als ob er jedoch nicht wüßte, was er sagte, legte er seine Hände auf die Sessellehne und blieb so stehen. Erst nachdem ich die Vorhänge zugezogen und die Lampe angezündet hatte, nahm der Gast Platz und sagte: „Sind Sie allein?" Ich antwortete ihm, daß das meine wissenschaftliche Arbeit sogar erfordere. „Und haben Sie Zeit?" erkundigte er sich. Aber plötzlich blickte er mich lange an und sprach dann: *„Ich erkenne Sie!"*

Als er auf das hinauf den Schimmer eines unwillkürlichen Befremdens über mein Gesicht huschen sah, sagte er, als ob das in irgendeinem Zusammenhang stünde: „Bitte, sagen Sie mir das Wort Exzellenz auf tschechisch!" Als ich ihm zur Antwort gab, daß ich den tschechischen Ausdruck nicht kenne, meinte er: „Dann sagen Sie es mir auf mährisch!" – Hier konnte ich mich nicht mehr zurückhalten und begann merklich zu lächeln. Der Fremde, an dieses Lächeln von mir offenbar anknüpfend, sagte: „Giacomo Trivulzio, wenn er von Mario Filelfo spricht, kennt den schönen Spruch: *solenne impostore*. Das ist nur in der romanischen Sprache, in der Sprache eines Tribuns, Cäsars und Macchiavellis möglich. – Haben Sie eine Bibel hier?" Ich gab sie ihm; er blätterte eine Zeitlang darin und dann las er vor: *Nun hatte man damals einen berüchtigten Gefangenen namens Barabbas*. In unserer Sprache klingt das viel zu melodramatisch, es hilft nichts, die Vulgata bleibt die Vulgata: *Habebat autem tunc vinctum insignem, qui dicebatur Barabbas* –; er klappte die Bibel zu und, indem er sie mir wie eine Sache überreichte, die

ihren Zweck erfüllt hat, sagte er: „Wissen Sie, das Glanzstück aus Erbens ‚Blumenstrauß' ist ‚Záhořs Lager', wenn es nicht ein so slawisch glückliches Ende nehmen würde … Wir werden es wohl nie zu einem *berüchtigten* Schurken bringen – – – Nicht, daß wir nicht gerettet werden wollten, aber wir verzichten aufs ewige Leben, weil wir nicht bis zum Ende ausharren … Das ‚Goldene Spinnrad' würde mir auch zusagen, hören Sie: *Nun war die Hochzeit, reif die Sünde* … Oder im ‚Wassermann': *Feucht geht er im Trockenen!* So was nennt man Oxymoron, und das ist meine Lieblingsfigur."

Mir war das Lachen bereits vergangen, und ich gab auch keine Antwort mehr, da mir das große Geheimnis eines solchen Humors nicht unbekannt ist; gibt es doch bei Baudelaire, denke ich, das Beispiel eines Künstlers, der alle Zuschauer zum Lachen brachte und am Ende tot umfiel, weil ihm das Herz vor Schmerz zersprang.

Als daher mein Fremder bemerkt hatte, daß ich ihn verstehe und ihn folglich nicht unterbreche, beruhigte er sich und sagte mit veränderter, leiser Stimme: „Und was bleibt einem Menschen, der weiß, daß man ihm nicht glaubt, anderes übrig? Die Menschen haben heutzutage überhaupt wenig Glauben in sich. Christus hat man in ein scharlachrotes Gewand, das Gewand seiner Schmach, gekleidet, auf den Kopf hat man Ihm das Symbol des Wissens aufgesetzt, und in die Hand gaben sie Ihm das Symbol der Macht und knieten vor Ihm nieder, um ihn zu verspotten … Derjenige jedoch, der leidet, besitzt wirklich das höchste Wissen und die größte Macht, nur bleibt ihm nichts anderes übrig, außer zu schweigen und zu warten – "

Der Unbekannte verstummte, fuhr sich mit der Hand über die Stirn und sagte, abermals mit veränderter Stimme: „Wissen Sie, worin ich den schlagendsten Beweis für die Wahrheit sehe? Im *Nichtbeweisen*. Eure Heiligen haben das gewußt, aber die heutige Zeit weiß es nicht. Der Blinde beweist und der Sehende geht. Dasselbe gilt vom wirklich Schwachen und vom wirklich Mächtigen. Im Staat der Zukunft – ich meine: in der Kirche, wird es weder Polizei noch Militär geben. Eine gewisse Hellseherin von Euch hat gesagt, wenn die Menschen nicht im Paradies gesündigt hätten, wäre die Zeugung *durch das Wort* möglich. Wissen Sie, das ist schön, weil es wahr ist. Wurde nicht deswegen auch die Beichte gesetzlich festgelegt? Gegeben hat es sie von allem Anfang an, denn der Mensch kann nicht ohne das Wort leben: einmal damit es etwas bewirkt,

einmal damit es vernichtet – ist das nicht dasselbe? … Sie erwähnten vor kurzem – Sehen Sie, wie ich mich erinnern kann – Ihre wissenschaftliche Arbeit; daraus schließe ich, daß Sie mit der Poesie vertraut sind … ‚*Und alle Geheimnisse der Nacht warf ich, Poesie, in einen Frauenschoß*'. Wenn es das Paradies nicht gäbe, gäbe es keine Dichter. Wenn es keine Dichter gäbe, glauben Sie, daß dann das Menschengeschlecht noch bestehen würde? *Et verbum caro factum est*, wenn Sie mich verstehen können – – – – – – – – – – – – – – – – – "

Der Fremde ließ ein kurzes Schweigen eintreten, seinen Blick ins Unbestimmte, wie in weite Ferne gerichtet. Auf einmal aber lächelte er leicht: „Wissen Sie, was mir an Ihnen gefällt? Daß Sie einen Lampenschirm haben und daß Sie sich *in der richtigen Entfernung* von mir hingesetzt haben; nur die wenigsten wissen heutzutage, wo sie sich hinzusetzen haben …" Ich erwiderte, ob er nichts dagegen hätte, wenn ich herumginge. „Gestatten Sie mir dafür", sagte der Fremde, „daß ich mich auf diese kleine Truhe setze?" –

Ich ging im Zimmer herum, und der Unbekannte, mit dem Rücken an die Holzlehne meines Betts gelehnt, blickte eine Zeitlang auf den Plafond, dann auf mein Gesicht, dann auf meine Füße, schließlich noch tiefer, so daß ich den Eindruck hatte, als ob er etwas Unsichtbares beobachtete, das in weiter Ferne zu Boden fällt. Daraufhin schien sein Blick gleichsam nach innen zu versinken … Das dauerte so eine Weile. Ich weiß nicht, was in seiner Seele vor sich ging, aber endlich erwachte der Fremde aus seiner Versunkenheit und begann zu sprechen: „Angst wächst, wenn sie mitgeteilt wird, infolgedessen habe ich diese Dinge lange geheimgehalten. Dazu kam ein noch schwerwiegenderer Grund, den ich mir selbst heute das erste Mal eingestehe, und schon nicht einmal daran denken zu müssen, hat mich große Mühe gekostet. Ich hatte etwas angestrebt, was in krassem Widerspruch zu den Tendenzen dieser Generation steht, nämlich, mich nicht von den anderen zu unterscheiden. Nachdem ich aber scheiterte, – begreiflicherweise, denn im Grund beruht die ganze Angelegenheit darin, daß man gar nicht daran denkt –, schlug mein Streben nach Konformität in eine ganz exzentrische Vermessenheit um: es wird doch auf der ganzen Erde irgendwen geben, der mir ähnlich ist! Welchen Einfluß dieser verbissene Wunsch auf den traurigen Vorfall hatte, von dem ich Ihnen erzählen werde, das kann ich nicht entscheiden – – – – – –

Meinem Großvater nach bin ich deutscher Herkunft, worin wahrscheinlich die Hauptursache, oder sagen wir lieber, der primä-

re Grund meiner Traurigkeit und des Gefühls ständiger Einsamkeit zu suchen ist, denn so ein Mensch – kennen Sie vielleicht Mussets Erzählung von der Weißen Amsel? Nur, wie läßt sich damit wieder folgender Umstand in Einklang bringen: obwohl das tschechische Volk unter dem Einfluß der Aristokratie und folglich vor allem des hohen Klerus und durch die Schuld unserer sprichwörtlichen Nachgiebigkeit definitiv und daher unwiderruflich germanisiert ist – keiner soll mir sagen, daß wir eine Sprache haben! –, habe ich in diesem ganzen Volk nicht einen einzigen Menschen gefunden, der mich beruhigt hätte, oder der mir wenigstens durch irgend etwas und selbst beim besten Willen nicht fremd geblieben wäre … Verständlichkeit und damit auch Sympathie werden, wie ich erkennen mußte, nicht immer mit Worten, sondern zuweilen mit dem Tod der Seele erkauft." – Der Fremde unterbrach seine Rede wie ein Pflüger, der an der Pflugwende nicht, um sich auszuruhen, anhält, sondern um einen vorübergehenden Bekannten zu grüßen. Dann sagte er: „Ad vocem ‚Aristokratie', ad vocem ‚Klerus'. So wie sich die Wirklichkeit und der Traum im Grunde nicht unterscheiden, und im Traum sogar viel mehr Wahrheit enthalten ist als in der ‚Wirklichkeit', gibt es genauso keinen Unterschied zwischen der geistigen und der weltlichen Macht, weil welche Macht auch immer nur insoweit eine Macht ist, sofern sie geistig ist. Die römische Kirche – und dabei neigte er seinen ganzen Körper so weit vor, daß ich den Eindruck hatte, ein unter dem Wind geducktes Getreidefeld vor mir zu sehen –, ich meine alle, nenne aber die, die sich am meisten manifestiert, – sehen Sie, und das ist das Problem der, sagen wir, Chelčickýschen, Melancholie, – verwirklichte, wie Ihnen vielleicht bekannt, das Paradoxon, daß das Geistliche nicht weltlich sein kann, und weil das Römische Imperium in die Hände der Germanen überging – unrichtigerweise sagt man, daß es unterging – und wir leben immer noch, – gestatten Sie, daß ich nicht aufs heutige Saloniki zu reden komme –, ist es unmöglich, daß wir nicht ein Pasquill der Geschichte sind. Entweder wir sind ‚orthodox' und in dem Moment gibt es uns nicht mehr, oder wir SIND, und sind schon nicht mehr Gottes. Ich schwöre Ihnen, Nietzsche war ein Slawe. Die Blasphemie, mein Lieber, ist ein Laster des Mundes, wenn sie nicht in der Hand verheimlicht wird, keiner hat es gewagt, sie dem Heroen zuzusprechen, durch den sie zur Autorität wurde –"

Noch bevor er ausgeredet hatte, wurde mein Körper von einem leichten Schauer erfaßt, so als ob alle Menschen aus der ganzen

Welt für immer fortgegangen wären und nur ein einziger, unbekannt woher und wer, vor mir stünde, um mich auszulachen. Dank meines Lampenschirms und gewissermaßen auch deswegen, weil die längere Einsamkeit, die in meinem Inneren durch allzu großes Glück entstanden war, meinen Muskeln und meinem Teint wenn auch unbewußte Ruhe verlieh, konnte ich meine Fassung wiederfinden, ohne daß der Fremde mir etwas angemerkt hätte. Mit diesem Gedanken beruhigte ich mich ein Weilchen, aber mein Gast sagte unbarmherzig: Wenn ich die Stimme verändere, beginnt Ihr Gesicht zu leuchten. Ich werde Ihnen gleich jetzt sagen, was ich Ihnen eigentlich erst zum Abschied sagen sollte: im Flug, zwischen Himmel und Erde, im Raum der gefährlichsten Freiheit ist ein Vogel niemals unsicher, weil er sich in der Macht eines Gesetzes befindet, das ihn so vollkommen ausfüllt, daß er gar keine Zeit hat, daran zu denken. Wenn er kein Vogel wäre, wenn er also in der Sprache der Menschen reden könnte, würde er niemals von „Pflichten seines Standes“ sprechen. Wenn sich allerdings dieser Flieger, der so vorbildlich ist in seiner Sicherheit über den Abgründen, in sein gefahrloses Nest setzt, steckt er voller Zweifel. Oder lassen wir uns zu einer näherliegenden Erfahrung herab: nur ein sehr kranker Hund wird sich plötzlich auf seinen Platz niederlegen, während ein gesunder sich mehrmals in der Mitte seines Lagers umdrehen wird, bevor er sich ihm anvertraut, – um die Geister zu verwirren, die es ihm nicht gönnen … Sie können einwenden, daß ich nichts von Hunden verstehe, Sie würden aber schwerlich recht haben, wenn Sie behaupteten, daß ich nichts von der Treue verstehe … An dieser Stelle lächelte der Fremde, und sicherlich würde ich ihn bedauert haben, wenn nicht gleich beim ersten Satz seine weitere Erzählung meinen Gefühlen eine andere Richtung aufgezwungen hätte –

Eines Tages, fuhr er fort – ich mußte um jeden Preis meine Umgebung wechseln – bekam ich Sehnsucht nach der Großstadt. Nein, nicht nach Prag, denn alles, was mich an dieses insgeheim, dabei jedoch offensichtlich verfluchte Volk erinnerte, verursachte mir auch physische Schmerzen. Ich fuhr nach Wien, nachdem ich mich durch die Entscheidung, daß ich meinen Aufenthaltsort von Fall zu Fall bestimme, beruhigt, oder eigentlich erholt hatte – – –

Voll der schmerzlichsten Eindrücke, hatte ich vor, mich in völlige Einsamkeit zurückzuziehen, als ich plötzlich eines Abends, ohne mir dessen in diesem Augenblick irgendwie bewußt zu sein, vor

dem Palais der Gräfin S. in der C…gasse stehenblieb. Ich verkehrte mit ihr während der letzten Jahre, und daß dieser Verkehr nicht gerade ein reservierter war, können Sie daraus erkennen, daß wir gemeinsam Seite für Seite *„Die Prüfung des Richard Feverel"* durchstudierten. Im übrigen, Sie wissen bereits, was ich von Beweisen halte. Das folgende kann ich nur konstatieren, denn nach dem, was ich Ihnen gerade sagte, ist es mir selbst unerklärlich. Ich trat ein, wobei ich das Gefühl eines Wesens hatte, das langsam zu Stein wird. Ich bekam Angst, ob das nicht jener Fall von Apoplexie wäre, über den die Gräfin und ich uns einmal unterhalten hatten, als wir vom *„Karmesinroten Vorhang"* sprachen. Meine körperlichen Empfindungen konnten jedoch unter derartigen Umständen nur das Gefühl eines Riesen sein, der dreimal und sogar viermal so groß war wie meine natürliche Gestalt! Ich nahm mir vor, diese physische Veränderung meines Organismus mit Willenskraft zu überwinden, und wünschte mir außerdem, sofern dies mein Tod sein sollte, einen Freund bei mir zu haben, – und hastete, wenn auch mehr im Geist – denn ich hatte den Eindruck, gelähmt zu sein –, über den breiten, elektrisch beleuchteten Stiegenaufgang aus Marmor – – – – – – –

Stimmen, das Klirren von Gläsern, Lachen. Die männlichen Stimmen überwiegen –

In der Nähe dieser Stimmen und dieses überschäumenden Lebens überkam mich, ich weiß nicht, welches Verlangen, mich selbst anzusehen. Unter einer elektrischen Beleuchtung stand ein Sessel, und ich setzte mich nieder, und nachdem ich mein Gesicht abgenommen hatte, betrachtete ich es begierig: die Haut blaß, die Augen geschlossen, strähniges Haar, ein Antlitz von einem einzigen, unveränderlichen Ausdruck; ich berührte mit den Fingern – meine rechte Hand war frei – diese bleichen Wangen: sie waren kalt, ganz kalt diese Wangen, sanken unter meiner Berührung ein, glätteten sich aber sofort wieder. Mein Lebtag lang werde ich den Moment nicht vergessen, als ich mir dieser Kälte bewußt wurde – – – – – –

Die Saaltür ging auf. Es wäre unaufrichtig von mir zu sagen, daß das Öffnen dieser Tür für mich mehr gewesen wäre, als nur ein Reflex in meinen körperlichen Sinnen. Auf mich zu – hier muß allerdings auf etwas hingewiesen werden: derjenige, der von oben kommt, ist, wenn es sich um einen Angriff handelt, immer dem gegenüber im Vorteil, der von unten hinaufgeht. Als sich also die Tür des Speisesalons öffnete, tritt einer der Gäste der Gräfin heraus, seine Militäruniform glänzt vor Gold, an der Seite hat er einen

Säbel hängen. Obwohl wir uns auf gleicher Höhe befinden, erinnert mich sein Schritt an den Gang eines von oben Herunterkommenden. Es kam mir in den Sinn, er sei von der Kavallerie. Aber das alles war nach einigen Sekunden, das heißt bis zu dem Zeitpunkt, als ich bereits *wirklich* bedroht war – ja sogar noch in diesem Augenblick rechnete ich im Geist mit einem *Zögern* des Angreifers, sei es auch nur so kurz wie das Zukneifen eines Auges beim tödlichen Schlag, vielleicht kalkuliere ich überhaupt so – all das war wirklich nur ein Reflex in meinen *körperlichen Sinnen*. Der Gast zog seinen Säbel. Erst in den zwei Sekunden, als das gedämpfte Zischen des Stahls aus der Scheide hervorpeitschte, kehrte sich mein Geist nach außen, nicht doch, was rede ich daher, stieg aus den Schächten des Unterbewußten herauf – oder wie soll man es ausdrücken? Ich begriff auf einmal, daß *mein Aussehen diesen Herrn erschreckt*: statt eines Gesichts sieht er einen blutigen Stumpf auf mir, und es ist, auch wenn wir von der Vorsehung absehen, die sich hier offenbarte – vorausgesetzt, Leben zu erhalten hat großen Sinn, – wirklich verzeihlich, daß er mir nach dem Leben trachtet, denn ich bin überzeugt, daß unter ähnlichen Umständen jeder andere so handeln würde, wenn schon nicht *direkt* aus panischer Angst, dann aus dem natürlichen Trieb nach, sagen wir, gesunder und vernünftiger, also körperlich unversehrter Schönheit. Ich sage: auch wenn wir die *Vorsehung* außer acht lassen, denn ohne diesen Menschen (ich vergaß, lieber Gastgeber, Ihnen zu sagen, daß das Palais der Gräfin mir eine gewisse Bischofsresidenz in Erinnerung rief) und seinen tödlichen Angriff, und in jenem Moment: ich wäre heute nicht mehr am Leben! Ich würde mein Gesicht ungestört so lange betrachtet haben, bis es in meiner Hand für immer erkaltet wäre – –

Ich erinnere mich, daß ich mich, als mir zu Bewußtsein kam, daß jener Herr mich sehen kann, für mein Aussehen schämte … Ich schämte mich nicht für mein Gesicht, weil Dinge, die vom Geist bearbeitet wurden und ihre endgültige Form haben, so daß nichts an ihnen verändert werden kann, wie zum Beispiel an antiken Marmorskulpturen – gut sind: aber ich schämte mich dafür, was kein Herz verzeihen kann, was niemand als schön bezeichnet, das heißt – aber man kann es nicht wiederholen! Blut an sich ist nur dann schön, wenn es in Rosen, im Feuer oder in Purpur verheimlicht ist.

Kann es sein, daß auch Feigheit und Unintelligenz vor Gold glänzen wie der Ruhm? Mächtiger als alles ist die Überraschung.

Weil er sich nicht einmal vor mir, das heißt, vor so einem – es waren nur wir zwei da – etwas vergeben wollte, schrie er nicht jener Mann, noch machte er kehrt, obwohl ich sah, daß er es gerne getan hätte, so sehr versteifte er sich auf seine Ehre: wahrlich ein würdevoller Besucher der Gräfin S., außer der ich keine stolzere Dame kenne, sondern weil er unbedingt an mir vorbeigehen mußte, *zückte er die Waffe*. – Er hatte mich nicht erkannt! – – – – – – – – – – – – – – – –

Ich erstarrte vor Angst, weil meine Hände mir den Dienst verweigerten, und das beim bloßen Gedanken, daß sie mir nicht rechtzeitig zu Diensten sein könnten – Als ich schon dabei war, mir mein Gesicht aufzusetzen – alles geschah im Handumdrehen, ich darf nicht daran denken! – wurde ich von einem anderen, völlig unvorhergesehenen Gedanken niedergeschmettert; *wenn es mir nicht augenblicklich anwächst, was dann?* oder, wenn ich es *ungenau* aufsetze in der Hast? – Sprechen kann ich so und auch so: aber erstens, beginne ich, mein Gesicht noch in meinen Händen haltend, dem Offizier meine Situation zu erklären, veranlasse ich ihn, etwas zu tun, wozu ihn meine *Ruhe* und mein *Schweigen* nicht bringen müssen, denn, und das konnte ich sehen: es kam ihm nur auf die Wahrung des *äußeren* Dekors an; zweitens, einer, ich weiß nicht wie noch so intelligenten Stimme, aber *nur einer Stimme wird er nicht glauben*, diese Besonnenheit und Intelligenz besitzt er nicht: hier rettet mich nur die *Gestalt* –

Bestimmt hauchte mir ein guter Engel selber soviel Geistesgegenwart und Geschicklichkeit ein, daß ich mir in einer einzigen Sekunde mein Gesicht absolut genau aufsetzte, und jener Herr, zweifellos in der Annahme, ein Opfer seiner momentanen Halluzination geworden zu sein, steckte den Säbel in die Scheide zurück und schritt, ohne mich noch weiter zu beachten, über die breiten, weißen, elektrisch beleuchteten Marmortreppen hinab – – – – – –

Der Fremde verstummte, stand auf, blickte mich lange an und sagte, aber jedes Wort dabei betonend: „Ich glaube, Sie sind der einzige Ihres Standes, der mich bis zu Ende anzuhören wußte. Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen ein bescheidenes Andenken an meinen Besuch dalasse; ich bin zum letzten Mal hiergewesen.“ Nachdem er mir das mitgeteilt hatte, überreichte er mir eine Art Dokument; sein Inhalt wird vorerst mein Geheimnis bleiben. Und wie er es mir so überreicht, bemerke ich, daß seine Hand über dem Knöchel mit einem weißen Tuch umwickelt ist. Mir ein Herz nehmend, frage ich ihn, was ihm zugestoßen sei. Und der Fremde er-

zählte: „Ich benötigte einen Griff für meinen Stock und hackte mir daher die Hand ab, und als ich sie auf den Stock aufsetzte, wurde mir erst klar, daß ich mir die *rechte Hand* abgehackt, mich also geirrt hatte. Um das wiedergutzumachen, schnitt ich mir unverzüglich die *linke Hand* ab, aber als ich sie schon an den rechten Ellenbogen anstecken wollte, sah ich erst, daß ich schon wieder einen Irrtum begangen hatte, weil die Linke nicht die Rechte vertreten kann. Und ich erkannte, daß *das alles aus dem ersten Irrtum entstanden war.* Und wahrscheinlich wäre mir gar nicht zu Bewußtsein gekommen, was ich getan hatte, nur als ich mich zwei-, dreimal auf den Stock stützte – auf diesen *neuen* Griff – spürte ich, daß die liebe Hand rasch erkaltete, und da erschrak ich, weil es schon zu spät war, um es sich anders zu überlegen, so wie es in der Liebe manchmal zu spät ist. Das ist das Geheimnis des weißen Tuches, nach dem Sie mich unwissentlich gefragt haben, Herr – – – – – – – – – – – – – – “

Nachdem er das erzählt hatte, ließ mir der Fremde jenes Andenken zurück und ging, traurig lächelnd, weg in die stille Nacht, und ich, ich wußte nicht, was ich davon halten sollte.

MARIE MAJEROVÁ

Platz der Republik

Erstdr. 1914
(Auszug)



Marie Majerová (geb. Bartošová, verh. Stivínová, später Tusarová)
Geb. 1882 in Auwal, gest. 1967 in Prag

Die in bescheidenen Verhältnissen bei ihrer Mutter und ihrem Stiefvater in Kladno bei Prag aufgewachsene Halbwaise absolvierte 1897 die Bürgerschule, verbrachte ein Jahr als Dienstmädchen in Budapest und arbeitete dann in Prag als Schreibkraft. Als Achtzehnjährige bewegte sich die Autodidaktin, die früh mit der Arbeiterbewegung in Berührung gekommen war, in den Kreisen der Prager Anarchoboheme um die Lyriker S. K. Neumann, František Gellner und Fráňa Šrámek (1877–1952). Von 1904 bis 1906, als sie bereits selbst publizistisch tätig war, lebte sie mit ihrem ersten Mann Josef Stivín (1879–1941) in Wien, wo dieser als Redakteur der sozialdemokratischen Zeitung „Dělnické listy“ (Arbeiterblätter) beschäftigt war. 1908 trat sie der Sozialdemokratischen, 1921 der Kommunistischen Partei bei. In der Zwischenkriegszeit betätigte sie sich als anerkannte Journalistin und Theaterkritikerin. Ihr literarisches Werk, das in „Siréna“, 1935 (deutsch: Die Sirene, 1950), einem sozialkritischen Roman über das Industriegebiet von Kladno, gipfelte, war seit Beginn der zwanziger Jahre von ihrem politischen Engagement geprägt, nach 1948 wurde sie zu einer Galionsfigur der Kommunisten. Zu dem ihren Bruch mit der anarchistischen Bewegung dokumentierenden Roman „Náměstí republiky“ (1914, deutsch: Platz der Republik, 1951), dessen Handlung in Wien zur Zeit der im Jahre 1905 stattfindenden Kämpfe um das allgemeine Wahlrecht beginnt, wurde sie durch einen Studienaufenthalt in Paris 1906/07 inspiriert.

Das grelle Licht eines heraufdämmernden Sommertages drang durch das Gewebe des schmutzigen Vorhanges eines Waggons der dritten Klasse, als Luka Veršinin aus einem Schlaf erwachte, der ihn nicht erquickt hatte. Der Zug hielt in einer kleinen Station; Luka öffnete die Augen und erblickte einen mit wildem Wein bewachsenen Wartesaal. Den Namen der Station konnte er nicht erhaschen, als er sich nämlich zum Zugfenster beugen wollte, verspürte er ein scharfes Stechen im Nacken.

Daher blieb er in der Lage, in der er geschlafen hatte. Mit halbem Auge sah er neben sich einen Mann mit pockennarbigem Gesicht. Er schnarchte laut. Dem schwächlichen Jüngling neben ihm floß unkontrolliert der Speichel als kleines Rinnsal aus einem Winkel seines schlafenden Mundes.

Veršinin erhob sich leise und schob das Fenster herunter.

Sofort strömte mit einem fröhlichen Luftzug der berauschende Duft von Heu ins Abteil.

Luka schaute auf seine gelb abgewetzte Nickeluhr, und schüttelte die Kohlenteilchen von seinem schwarzen Russenhemd und auch von den Knien.

In dem Blick, mit dem er die entfliehende Landschaft einfing, holten ihn die Erinnerungen seines bisherigen Lebens ein.

Luka Veršinin kam aus Wien. Er hatte sich aus Angst vor der zaristischen Polizei, den Kosaken, den Pogromen in die österreichische Metropole geflüchtet. Denn er hieß eigentlich Jakub Goldšmíd. Ein Schneiderarbeiter, dessen Gewissen von Verbrechen gegen die zaristische Regierung belastet war und der aus der Welt verschwinden mußte. Der Mensch dieses Namens hatte sich in Nichts aufgelöst. Im Weltall geht nichts verloren. Seines schlecht ernährten und schmächtigen Körpers hatten sich der verlassene Paß und das Arbeitsbuch Luka Veršinins, der ebenfalls als Schneider arbeitete, angenommen. Das war in Kiew geschehen, vor der Nase der Geheimpolizei, in einem mit geschmuggelten Büchern und Zeitschriften verbarrikadierten Zimmer; der Tauschpreis hatte fünfzehn Rubel betragen.

Nun, und Wien war nicht einmal diese fünfzehn Rubel wert gewesen! Seine Volksgenossen, von Jakub Rotberger auf der Hauptstraße bis zum letzten Isaak Kohn, der in einer Kellerwohnung zwei Arbeiter beschäftigt, waren alle ohne Stammessolidarität und kauften Veršinins Arbeit sehr, sehr billig. Jakub Goldšmíd hatte sich auf Westen spezialisiert. Er nähte weiße Festtagsgilets, die auf Hofbällen prunkten, geblümte, für die Promenade auf der Ringstraße bestimmte Gilets, er nähte weite Westen, Hüllen für Bäuche, dick wie ein Faß – und er nähte ganze Dutzende ganz enger Alltagswestchen; mit schleißigeren Fäden und auch aus sehr dünnem Stoff, dem Schnitt nach von Wohltätigkeitsbescherungen. Das waren Gilets zu Arbeiteranzügen. Er begegnete ihnen dann am Sonntag auf allen Straßen, die aus der Stadt in den Prater und in den Wienerwald führten.

Auf diese Art und Weise hatte Luka einen dreckigen Wiener Winter durchlebt, er durchlebte einen stürmischen, windigen Frühling und auch einen schwülen, staubigen Sommer. Während der ganzen Zeit blieb ihm nicht einmal soviel übrig, daß er sein auffälliges russisches Gewand, ein schwarzes Hemd mit Gürtel und einen steifen, hinten wie zu Flügeln entzweigeschnittenen Wintermantel mit zwei gelben Knöpfen in der Taille, gegen die landläufige Zivilkleidung Westeuropas hätte tauschen können.

Aber er hatte auch nicht ständig in einer einzigen Werkstatt genäht und gelebt. Einmal arbeitete er in einem Keller, wohin das Licht durch ein schmales Fensterchen direkt am Gehsteig fiel. Wenn er aufblickte, sah er nur die Unterteile von Menschen ohne Augen, stumpf-gleichgültige kotige Schuhe. Dazwischen huschten manchmal dünne Hundebeinchen vorbei. Er freute sich darüber, weil mit ihnen immer eine lebhafte Schnauze und ergebene feuchte Augen angerannt kamen.

„Duck' dich, Sklave, beug' dich über die Arbeit, schau nicht auf die Sonne, den Himmel, die Blumen; nähen sollst du, näh'! Hebst du den Kopf, vor Sehnsucht oder Müdigkeit, egal, wir treten dich gleich wieder nieder!" sagten die Schuhe.

Er stritt so lange mit den Menschenfüßen in den Schuhen, bis er ihrer überdrüssig war und kündigte. Beim zweiten Mal arbeitete er in einer dreckigen Werkstatt, in der ein Bretterverschlag den ersten Stock bildete. In diesen Hühnerstall kletterten die Arbeiter auf einer Leiter hinauf. Er nähte direkt unter der Decke; dort legte er sich seine wächserne Hautfarbe zu, dort setzten sich die blau-

en Ringe um seine Augen fest; er hörte zu wachsen auf und begann zu husten.

Er fand Freunde unter den russischen Studenten. Die Genossen in der Werkstatt verstanden seine Vorlieben nicht. Die Heller, die sein Magen nicht aufbrauchte, verwandelten sich in Broschüren und Bücher. Es gab immer bedrucktes Papier im Überfluß bei Veršinin; auch jede Menge Versammlungen, merkwürdiger Ausflüge, geheimnisvoller Briefe gab es. Luka sehnte sich aber, nicht nur etwas anzunehmen, sondern auch etwas von sich zu geben. Er besuchte öffentliche Versammlungen; er erzeugte Tumulte, demonstrierte; manchmal hielt er auch Reden. Es fanden sich immer genug Enthusiasten, die ihm applaudierten; sie sahen in ihm einen Vertreter der russischen Revolutionäre.

Und dann brach die schwerste Zeit seines Wiener Aufenthaltes an.

Wien kämpfte um das Wahlrecht, das allgemeine geheime Wahlrecht. Die Matrone Wien bekam Fieber. Aufgeschrecktes Blut pochte in ihren Adern, unbekannte Kräfte erwachten. Luka sagte sich, die Matrone ginge schwanger von der Revolution.

Bis zum achtundzwanzigsten November 1905 lebte Luka in einem schönen, wilden, brodelnden Traum. Er war berauscht von lebhaften Visionen, in denen kämpfende Arbeitermassen, die Schatten von Barrikaden, das Morgenrot eines endgültigen Sieges vor seinen Augen erschienen. Er ging zu Volksversammlungen, wo begeisterte Männer mit den Keimen künftiger Brände in den Augen Reden schwangen. Die Arme aller Armen waren mit bedrohlich ausholenden Gesten gegen die Höhen gerichtet, rissen das Blau des Himmels, das Gold der Sterne herunter, kehrten das Horn des Überflusses um zu den aufgehaltenen Händen der Hungernden. Das Meer von Köpfen, erhitzt von einem brandstifterischen Traum, riß auch Veršinin in den Wahnsinn. Die Hände, diese Ähren auf dem Feld, reiften herannähernden Ernten entgegen. Sich auf den breiten Straßen im Stadtzentrum zusammenrottende Grüppchen probierten schon heute ihr Gefühl künftiger Besitzerschaft aller schönen Gebäude aus. Der unaufhörliche Zustrom aus all den umliegenden Gassen ließ die Gruppen zu nervösen Menschenaufläufen, geladen von der trügerischen Gefahr der Hochspannung, werden. Luka witterte in der drohenden Krise die Revolution: jähe Abrechnungen, blutige Hinrichtungen von Tyrannen, die Zerstörung unbeliebter Bauwerke, Dynamit unter den Gefängnissen,

Bankiers und Börsenspekulanten auf verzweifelter Flucht in fremde Länder, Soldaten in brüderlicher Umarmung mit Revolutionären, Mieter aus Souterrainwohnungen, einquartiert in luxuriösen Palästen der inneren Stadt, Frauen mit phrygischen Mützen und Kinder mit Zweigen in den Händchen ... Das alles hatte vielleicht die starre schwarze Wolke mitgebracht, die am achtundzwanzigsten November mit Donnerrollen über dem in ihren Blitzen leichenfahlen Wien zerreißen wird.

Am denkwürdigen Vorabend dieses Tages schlug Luka wie eine matte Mücke, betrunken vom frühen Flug, gegen die Häuserfronten. Er ging herum und war in seinem Inneren von einem unablässigen stillen, freudigen Lachen erfüllt. Also heute noch zum letzten Mal, Soldaten, zum letzten Mal der mittelalterliche Pomp goldener Tressen! Schon lugt der morgige Tag durch alle Tore! Die Vorposten in der Vorstadt verabreden geheime Parolen, damit er ohne Hindernisse, ruhmvoll und siegreich, eintreten könne! Luka hätte die ganze Welt umarmen wollen und war bereit, alles Unrecht und seine ganze Not zu vergessen: Es würde ja ein neues Leben beginnen!

Er ging zu Bett, schlief aber nicht. Er konnte das Feuerchen in sich nicht ersticken. Luka hörte die Stunden unerbittlich schlagen. Und zeitweilig erblickte er, vom Schlummer überwältigt, halb im Traum irre Gestalten mit stierem Blick; Fackeln huschten vorüber, gezückte Messer und Pistolenläufe blitzten.

Endlich ist der Morgen des achtundzwanzigsten Novembers da. Düsterer Nebel ist durch die Fenster zu sehen. Allmählich wandelt sich die Nacht zum Tag; er hat kein Licht, hat nicht die freudigen Stimmen einer erwachenden Stadt. Alles schweigt verstockt, die Straßen, die Parks und auch die Sonne. Luka eilt hinaus.

Die Geschäfte waren geschlossen, vereinzelt schleichen Wagen durch die toten Straßen. Aus den schlafenden Häusern traten Arbeiter in Festtagsgewand, mit einer roten Blume im Knopfloch.

„Was wird sein?“ fragte Luka sich selbst. Die verworrenen Eindrücke des gestrigen Tages ordneten sich zu konkreten Fragen.

„Wird es eine Republik geben, beginnt die Anarchie?“ Er wußte keine Antwort darauf. Und er suchte auch nicht lange nach genauen Formulierungen. Eines wiederholte er sich ständig, von dem einen war er überzeugt:

„Etwas wird passieren.“

Ein trüber Himmel senkte sich herab. Eine braune Regenwand stand in der Luft. Wie in einem Netz wimmelten darin die Massen, die zu bestimmten Treffpunkten eilten.

Veršinin strebte in die innere Stadt. Die Ringstraße war in Nebel getaucht. Der eisige Morast strömte Kälte aus, die Kälte erfüllte sein Herz mit einer beklemmenden Vorahnung. Matt funkelten die Helme der Polizisten. Luka nahm sie nicht wahr. Er verkroch sich in einen Winkel hinter der Universität und machte sich bereit, sich in den Kampf zu stürzen.

Aber es war still; die Bäume in der Allee tranken den Nebel, und die letzten Blättchen zitterten stumm auf saftlosen Blattstielen. In die Stille rauschte ein Schluchzer wie von einem fernen Wasserfall; Minuten des Wartens verstrichen, und das Geräusch wurde stärker, bis es wie ein Fluß zu rauschen begann; und als es dann schon klang wie die tobenden Stöße eines angeschwollenen Stromes, tauchte die erste Welle eines Stroms von Menschen im Nebel auf.

Luka erstarrte und gaffte unverwandt auf die regungslosen Gesichter von Männern und Frauen, die lautlos an ihm vorbeimarschierten.

„Was wird sein? Was wird sein?“ fragte sich ängstlich der zum Vorstoß bereite Krieger der Revolution.

Der Fluß wälzte sich dahin, mit wiegendem Hüpfen eilten immer neue Wellen herbei, endlose, aus der Namenlosigkeit hervorquellende Ströme.

Luka steht eine Stunde lang da, und der Fluß fließt. Er steht zwei Stunden, die Szenerie ändert sich nicht. Ist er verzaubert? Was geht da vor? Sieht er denn Spukgestalten? Nein, nein! Der Fluß ist wirklich endlos, gewaltig – aber still! Er könnte – mag er denn etwa nicht? Wird also nichts passieren, nichts?

Bittere Enttäuschung bemächtigt sich seiner Sinne.

Wo bleiben die Taten? Wo ist die Befreiung?

Klingen so viele Vorbereitungen und so viel inbrünstiger Mut ins Leere aus? Verlaufen sich die Wasser in unfruchtbaren Niederungen?

Ach, der menschliche Strom verwandelt sich vor seinen Augen in eine hinterhältige Schlange. Die Schlange läßt die Glieder ihres riesigen Körpers zusammenschrumpfen und entfaltet sie wieder, sie kriecht über den Asphalt und wendet ihren schmalen Kopf mit der gespaltenen Zunge Luka zu. Verlacht sie ihn? Sie zischt:

„Ich könnte – aber ich will nicht.“

Von der Größe der Schlange kann Luka wohl ablesen, daß sie mit konzentrierter Kraft vieles ausrichten könnte, es ihm aber verhehlen möchte, weil sie im Geist zu seinem Feind wird. Er sucht, wie er sie verwunden, erniedrigen, in seinen Augen kleiner machen könnte. Er begutachtet sie mit einem vom Haß geschärften Blick. Unterscheidet. Jetzt kommen die Ziegelarbeiter vorbei. Sie gehen ängstlich, treten schwer auf mit ihren Latschen, an denen trockener gelber Lehm klebt, ihre grünen, von der Sonne ausgefärbten Hüte schaukeln. Sie sind nicht an die Stadt gewöhnt, sie fürchten sich. Vorsichtig schreiten sie in den Nebel.

Über Luka befindet sich der Treppenaufgang zur Universität, und dort streiten, wie bei jeder Manifestation, die deutschen mit den slawischen Studenten. Sie fuchteln mit Stöcken herum, rempeln einander an; eine Attacke – und ein schweres, donnerndes Rumpeln ertönt; genau neben Luka ist die Balustrade eingestürzt.

Sofort sind die Ziegelarbeiter von Panik erfaßt worden. Sie fliehen, ihrer Sinne beraubt, retten sich vor vermeintlicher Gefahr.

Luka ist niedergeschmettert: „Da, sieh deine Schwächen, Schlange!“

Aber im Herzen trägt er schwarze Trauer mit sich fort. Er geht langsam heim, obwohl er durchfroren ist, unschlüssig, was er von dieser Sache halten soll, und verdrossen wegen der ganzen vergeblichen Vorbereitung, verzweifelt über die ganze Kraft einer so perfekt versammelten und dennoch unausgenützt gebliebenen Menschenmasse.

Er blickt noch einmal zurück. Und da sieht er, daß über dem Parlament eine rote Fahne weht. Was soll das heißen? Vielleicht doch? Ein inneres Licht flackert in ihm auf. Luka liebt solch plötzliche, unmittelbare und symbolische Taten. Er wartet abermals eine Stunde, wartet zwei Stunden. Nichts ändert sich. Nur eine Fahnenstange, die brennt wie eine rote Fahne ...

Gegen Abend war Luka sehr zerknirscht nach Hause zurückgekehrt. Wien war ihm zuwider geworden. Von dem Zeitpunkt an besuchte er keine Versammlungen mehr, schwieg und hielt keine Reden, las nichts und sparte seine Kreuzer für eine neue Epoche seines Lebens, für eine Reise nach Paris.

Die Stadt der Revolution, die Stadt der Kommunarden, die Stadt von Generalstreiks wurde seine Hoffnung für die Zukunft. Wie hätten ihn unerforschte Horizonte nicht locken sollen! Luka ist schließlich ein zwanzigjähriger russischer Jude mit lyrischen Augen. Ein Träumer ist er, der Luka, ein unermüdlicher Träumer. [...]

VIKTOR DYK

Erinnerungen und Kommentare. 1893–1918

Erstdr. 1927
(Auszug)

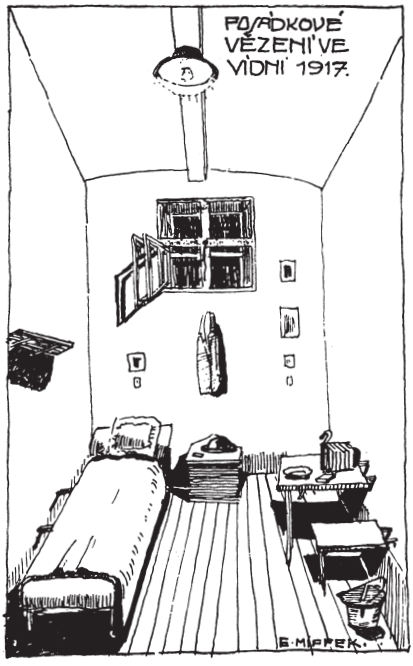


Viktor Dyk
Geb. 1877 in Schopka bei Melnik, gest. 1931 auf Lopud

Nach der Matura in Prag (1896) studierte der Sohn eines Beamten Rechtswissenschaft und wurde Journalist und Politiker. Der erklärte Gegner der Monarchie kandidierte, allerdings ohne Erfolg, bei den Reichsratswahlen i. J. 1911 für die Staatsrechtliche Fortschrittspartei. Seine Haft im Wiener Garnisonsgefängnis von Ende 1916 bis Mai 1917 wegen angeblichen Hochverrats beschrieb er in dem Roman „Tichý dům“ (Das stille Haus, 1921). Nach 1918 schloß er sich der konservativen Nationaldemokratischen Partei an und vertrat sie als Abgeordneter und ab 1925 als Senator. Seine ersten Gedichtbände aus den Jahren 1897 bis 1904 waren dem Symbolismus verhaftet, später verfaßte Dyk, der wie seine Dichterfreunde aus der „Anarchoboheme“ unter dem Einfluß Machars stand, vor allem ironisch-sarkastische politische Lyrik und Prosa. Die dokumentarischen Romane „Konec Hackenschmidův“ (Das Ende Hackenschmids, 1904) und „Prosinec“ (Dezember, 1906), sind eine Art Chronik der „Omladina“-Bewegung, die sich aus radikal antiösterreichischen Studenten und jungen Arbeitern rekrutiert hatte und der 1894 der Prozeß gemacht worden war. 1925 griff Dyk dieses Thema in humoristischer Form in dem Roman „Prsty Habakukovy“ (Habakuks Finger) noch einmal auf. Sein künstlerisch anspruchvollstes Werk ist die neoklassizistische Novelle „Krysař“, 1915 (deutsch: Die Ballade vom Rattenfänger, 1962), die 1940 in der Dramatisierung von E. F. Burian (1904–1959) in eine Anspielung auf Hitler umgemünzt wurde.

Die letzten Friedensjahre
(Auszug)

Nach Böhmisch Trübau gelangte ich am 30. März 1914 auf folgende Weise: 1913 hatte ich als Redakteur einer Tageszeitung eine Freifahrkarte nach Wien und zurück bekommen. Ich hatte erst im letzten Moment darum angesucht, und als ich sie erhalten hatte, die Fahrt immer wieder verschoben. Das erwähnte Datum war der letzte Tag der Gültigkeit der Fahrkarte. Am 28. März trat ich meine Exkursion an. Ich verweilte noch kurz in Brünn, und daher blieben mir kaum zwanzig Stunden für Wien. Ich besuchte Olbracht und Frau Malířová, die mich durch Wien führten und mit mir im Café Central und im Rathauskeller waren. In der Nacht verließ ich Wien wieder. Es war mein erster freiwilliger Besuch Wiens; ich könnte auch mein erster und letzter sagen, weil ich am 16. Dezember 1916 die Residenzstadt der Habsburger als Gefangener betrat. Andere deutsche Städte ertrug ich; einige waren mir sogar angenehm. Aber mit Wien, einer germanisierten und germanisierenden Stadt, konnte ich mich schwer abfinden. Wie mir schien, war es ihr Charakter, keinen Charakter zu haben. [...]



Das Garnisonsgefängnis in Wien im Jahr 1917

JOSEF SVATOPLUK MACHAR

K. u. K. Kriminal

Erstdr. 1918
(Auszug)

[…] Und wir gehen zur Polizeidirektion. Ich schaue auf diese Maiensonne, die in den Gassen, auf den Dächern und den in der Luft bebenden Bäumen liegt, und ich denke und denke nach. Was haben sie gegen mich … zwei Jahre … Militärgericht … die Familie … die Freunde – aber es geschehe was immer: Das Stück nationaler Ehre, das ich jetzt trage, darf nicht beschmutzt werden.

Bei der Direktion müssen allerlei Formalitäten erledigt werden. Ein Akt oder dergleichen. Ich soll warten.

Man hat mir ein Zimmerchen angewiesen, wo irgendein dicker Mensch an einem Tische sitzt und mit einer sehr kreischenden Feder schreibt. Von Zeit zu Zeit bläst er von sich, denkt nach und schreibt weiter. Auch eine menschliche Maschine, fällt mir ein.

Nach einer Weile kommt ein Schutzmann herein: falls ich mittagessen wolle, werde er mir etwas holen. Vielleicht möchte ich mir die Speisekarte ansehen –

Ich sehe mir sie an.

Er bringt das Mittagmahl und ich lade den Dicken zur Teilnahme ein. Er lehnt nicht ab.

Und wieder kratzt seine Feder und die Zeit verfließt. Eine Stunde nach der andern. – Was haben sie gegen mich? – zwei Jahre – Militärgericht – Garnisonsgefängnis – die Familie – die Ehre meines Ich und der Nation – wie der Kerl faucht –

Ich stehe auf, durchwandere das Zimmer. Manchmal guckt jemand herein – vielleicht um sich zu überzeugen, ob ich noch da bin.

Der dicke Schreiber zieht den Rock an und empfiehlt sich mir. Die Maschine hat ihre tägliche Arbeit verrichtet und wird wieder Mensch sein.

Ich bin allein. Wie lange, weiß ich nicht. Selbst zu denken habe ich aufgehört.

Dann kommt ein Schutzmann, ich solle zum Herrn Oberkommissär kommen.

Sieh da, ein Bekannter … Herr Kolbe hat mich damals zu ihm geführt.

Die Formalitäten wären erledigt. Der Detektiv könne mich übergeben.

Ich erwähne meine Wäsche.

Das sei Sache meines untersuchenden Militärauditors.

Gut. Wir gehen.

Draußen meint der Detektiv, ob ich mit der Tramway fahren wolle.

Nein, geh'n wir nur zu Fuß.

Wir gehen und ich verabschiede mich von der Sonne, der Freiheit, von Allem. Ich betrachte die Häuser, die Menschen, den Himmel, spähe, ob ich zuletzt noch irgendein bekanntes Gesicht erblicke und wer es sein wird. Ich begegne niemand.

Die Gassen brausen, die Tramway lärmt, Wagen, Automobile fahren hin und her – meine Freiheit, mein Leben, Gott befohlen!

Wir sind vor jenem bekannten Gebäude. Aber wir treten durch einen anderen Eingang ein. Statt des Portiers ist ein Feldwebel da. Der Detektiv zeigt ihm das Papier. Er läßt uns ein. Posten mit Bajonetten, graue Mauern, alles grau und grau.

Beim Oberstabsprofoßen übergibt mich der Detektiv. Irgendein verdrießlicher Feldwebel nimmt ihm die Papiere ab, verfaßt das Aufnahmeprotokoll, dann fordert mich der Profoß auf, meine Taschen zu leeren; Brieftasche, Uhr, Bleistift – man zählt das Geld ab und macht Eintragungen in das Protokoll. Ich unterschreibe.

Ein alter Zugsführer, einen Schlüsselbund hinterm Gürtel, führt mich ab. Er öffnet das Gitter, vor welchem Landstürmer mit Bajonetten stehen, führt durch graue und düstere Gänge, schließlich hält er vor Tür Nr. 60.

Er öffnet: „Herr Dušek, ein neuer Herr!"

Redakteur Dušek steht in der Tür und streckt mir beide Hände entgegen: „Ich habe Sie schon längst erwartet!"

„Ich danke Ihnen."

VII.

Der erste Eindruck vom Inneren dieser Räumlichkeit ist: der schmutzige Wartesaal dritter Klasse irgendeines Provinzbahnhofes. Voll Menschen; sie sitzen, stehen, gehen herum, rauchen, manche sind ungeduldig, manche langweilen sich, manche blicken resigniert auf den Fußboden – der Zug hat einige, man weiß nicht wie viele Stunden, Tage, Wochen Verspätung, und die Zeit, die ver-

wünschte Zeit, schleppt sich niemals so träge dahin, als wenn man wartet.

Durch drei hoch angebrachte und vergitterte Fenster ist das Licht der Nachmittagssonne zu sehen. Hier herein dringt sie nicht, ihr Glanz liegt auf den Wänden und Fenstern des gegenüber befindlichen Gebäudes, jenes Gebäudes, wo ich im Dezember des verflossenen Jahres einen Tag als Zeuge im Prozeß Kramář und Genossen zugebracht habe. Was dort reflektiert wird, fällt hier herein und es ist dessen nicht viel. Die nüchterne Dämmerung eines verschlafenen Tages herrscht hier. Und es ist kühl hier wie in einem Keller an Sommertagen. In dem ganzen Raum sind nur zwei Militärbetten, zwei Tische, einige Bänke, an den Wänden sind ein paar Kasernen-Regale angebracht, jedes Gestell ist mit Koffern, Schachteln, Paketen, Kleidungsstücken, Blechschalen, Gläsern und Stükken Brot überladen, an den Haken hängen Mäntel und Handtücher, hoch oben an der Decke ist eine elektrische Lampe, in einer Ecke der Stube steht etwas, das einer Telephonzelle gleicht, allerdings im Stile des Wartesaales dritter Klasse, unterhalb der Fenster sind Strohsäcke gehäuft, drei Haufen zu sechs, sieben Stück – und das ist die ganze Einrichtung meiner neuen Behausung. Ein ärarisches Täfelchen an der Tür besagt, hier sei ein „Strenger Arrest für neun Mann" – wir sind unser jetzt etwa zwanzig hier; in Friedenszeiten genügt diese Stube allerdings vollkommen für neun Verbrecher, jetzt aber ist Krieg, die Zeit des Sparens und der Entsagung, man muß sich zusammendrängen, so gut es eben geht.

Vorbereitet und gewappnet habe ich diesen Ort betreten, aber ich weiß nicht, wie mir ohne Freund Dušeks Gegenwart hier zumute wäre. Das Schicksal hat mich im Leben schon auf allerlei Arten umhergeworfen, bei jedem solchen Falle aus dem dritten Stock aufs Straßenpflaster bot sich durch Zufall irgendein Strohsack dar, den jemand trug und darauf ich fiel, aber daß ich im Zimmer Nr. 60 des Wiener Garnisonskriminals gerade in Dušeks Arme fiel, war einer der glücklichsten Zufälle, die mir bei meinen kleinen Unglücksfällen zugestoßen sind. […]

Wir sitzen zusammen auf dem Strohsack eines der Betten – es ist Dušeks Bett, welches ihm der Profoß, ein anständiger Deutscher, hereinstellen ließ, und plaudern. Dušek ist in alle Verhältnisse des Kriminallebens eingearbeitet, wie wenn er hier aufgewachsen wäre. Er kennt die Personalien und Verhältnisse sämtlicher Schließer und Eingeschlossenen, das ganze Haus besitzt für ihn weder Rätsel noch

Geheimnisse, er ist mit allen Verhältnissen des Lebens hier vertraut und weiht mich ein. Als Refrain kehrt die Frage wieder: weshalb ich eigentlich hier sei? Daß ich hier bin, darüber wundert er sich nicht – er hat mich mit absoluter Sicherheit schon seit jenem Dezembertag hier erwartet, wo ich im Kramářprozeß aussagte – aber was mag wohl der unmittelbare Grund sein? Wäre es eine politische Sache – so hätte man mich nicht zu ihm gesteckt, „Komplizen" gibt man nicht zusammen; aus demselben Grunde ist es nichts, was mit dem „Čas", mit Pastýř (so nannten wir den Professor Masaryk) zusammenhängt, außerdem hatte ich mich nicht mit Politik abgegeben, Verbindungen mit der Fremde konnte ich nicht haben – na, es ist sicher, daß sie etwas haben und es mir ehestens sagen werden, denn jeder Verhaftete muß innerhalb vierundzwanzig Stunden verhört werden –, „aber es ist gleichgültig, weshalb man Sie eingesperrt hat", meint er, „bereiten Sie sich vor, den ganzen Krieg über hier zu bleiben und es ist gut, daß wir beisammen sind."

Er erzählt mir von unseren Mitbewohnern. Es gibt hier Wiener, Italiener, Serben, Russen, Soldaten und Zivilisten, Arier, Juden, Rechtgläubige. Das Zimmer ist eine Art Durchgangsort, vier bis fünf bilden gleichsam den Stamm, die anderen kommen, verbringen hier ein paar Tage und übersiedeln in das erste oder zweite Stockwerk. Er selber gehört zum Stamm, er hält sich hier, so daß er am besten weiß, wer frisch ankommt. Ich werde Wäsche, Seife, eine Zahnbürste und einen Löffel brauchen. Das Essen ist hier ungenießbar, man muß sich beim Greißler Ersatz dafür kaufen und dazu braucht man Geld, viel Geld. Geld kann man bloß an die Kanzlei schicken, der Häftling darf keinen Kreuzer bei sich haben – in der Kanzlei wird alles verrechnet, die gekauften Sachen gibt der Profoß in unserem Erdgeschoß aus. Alles, was hier nicht erlaubt ist, wird allerdings doch durchgeführt: man liest Zeitungen, spielt Karten, jedermann hat sein Taschenmesser, Bleistift und Papier; rauchen darf man bloß Samstag nachmittags und Sonntag den ganzen Tag, aber man raucht, wie ich sehe, jeden Tag und von früh bis abends, ja selbst bei Nacht. Das in dem Zimmer befindliche Geld wird „schwarzes" genannt – von Zeit zu Zeit kommt eine Durchsuchung, findet man es, dann lebewohl auf Nimmerwiedersehen, aber bis nun hat mans nur sehr selten gefunden. Ebenso Messer, Bleistifte, Zigarren, Papier. Das Zahlmittel unter den Häftlingen und Trinkgeld für allerlei Dienstleistungen sind Zigarren, für Zigarren bekommt man Zeitungen, Rum, Kognak, alles. Briefe

langen vom Untersuchungsauditor zensuriert hier ein, ebenso werden die Briefe gelesen, die der Insasse von hier absendet. Schreiben darf man nur am Sonntagvormittag unter Aufsicht des Beschließers, des Profoßen oder eines von diesem bestimmten Organs. Besuche dürfen nur mit Bewilligung des Untersuchungsauditors empfangen werden, welcher dabei anwesend ist, und da er ein Deutscher ist, muß deutsch gesprochen werden. Und da so ein Auditor oft nach Böhmen reist, entweder um zu verhören, oder um eine Hausdurchsuchung vorzunehmen, ist es ratsam für den Besucher, schriftlich um Bekanntgabe von Tag und Stunde des Empfanges anzusuchen – – –.

Der Beschließer öffnet die Tür – es ist der Zugsführer Sponner, von dem mir Dušek gesagt hat, er brülle, aber beiße nicht – und ruft meinen Namen. Zum Verhör.

Ich gehe.

VIII.

Ein Landstürmer vor mir, ein Landstürmer hinter mir – beide mit alten Werndlgewehren bewaffnet – schreiten wir ernst inmitten der Straße einher. Wir gehen aus der Blindengasse, der Gasse der Blinden, wo das Militärgericht amtiert, in die Tigergasse, die Gasse der Tiger, wo die Militäranwälte amtieren. Der Genius loci macht gern solche unwillkürliche Witze.

Die Sonne leuchtet noch. Aber es ist nicht mehr die Sonne, von der ich am Morgen Abschied genommen habe – es ist irgendeine fremde Sonne, die jemand statt unserer bekannten lieben Sonne am Himmel befestigt hat, und fremd ist auch ihr Licht und ihre Wärme. Selbst diese bekannten Gassen haben ein fremdes Aussehen, und die Leute, die vorübergehen, sind keine Wiener, sondern die Götter wissen, welcher Stadt zugehörig. Und schließlich: ich selber, bin ich es? Und ist dies alles nicht ein häßlicher Traum?

Zwei Fräulein stehen auf dem Trottoir und betrachten uns neugierig.

„Ein Spion“, meint die eine.

„Oder ein Hochverräter“, sagt die andere. Einen Augenblick lang flammt in ihren Äuglein patriotische Empörung auf, dann beginnen sie zu lachen.

Die Landstürmer marschieren militärisch: eins, zwei, eins, zwei – ein Schritt fünfundsiebzig Zentimeter, hundertzwanzig Schritte in

der Minute. Ich gehe mit winzigen Zivilschritten, was meinen Beschützer hinter mir wohl verwirren mag, denn er wechselt schon zu wiederholten Malen den Schritt und stampft auf, um mich in gleichen Takt zu bringen.

Die Tigergasse ist ein stilles Gäßchen im achten Bezirk. Zumeist noch alte, niedrige Häuschen, hin und wieder von einer neueren Zinskaserne überragt, Menschen eilen auf den Gehsteigen hin und her, schauen uns nach, auch aus geöffneten Fenstern trifft uns ein neugieriger, abschätzender Blick – ich schaue zurück, aber eigentlich sehe, fühle ich gar nichts. Die Seele ist gleichsam eingeschlafen. Gleichgültig ist mir alles, was war, was ist und was sein wird, für nichts habe ich Interesse und vollends nicht mehr für mein Schicksal. Ich bin nicht einmal mehr neugierig, was man gegen mich hat. Der Tag hat zu viele Eindrücke gebracht, es war nicht möglich, sie zu verdauen, und die Sinne sind abgestumpft. Nur ein Fetzen irgendeiner Wiener Melodie klingt mir hartnäckig in den Ohren und ist nicht loszukriegen.

Vor einer hohen Zinskaserne – sie hat ein Schild und trägt die Nr. 11 – hält mein Vordermann, der Landstürmer. Er liest die Aufschrift, vergleicht die Hausnummer mit dem, was auf dem Dienstzettel geschrieben steht, gibt uns ein Zeichen, daß wir an Ort und Stelle seien, und tritt ein.

Erster Stock – zweiter – dritter – an der Tür ein Schild: Oberleutnant-Auditor Dr. Frank – hier ist es. Ein Landstürmer ist hineingegangen, um mich anzumelden, der andere bewacht mich indessen in dem kleinen Vorzimmer.

Jener Fetzen der widerwärtigen Melodie klingt dauernd in den Ohren.

Der Landstürmer kehrt zurück und winkt mir einzutreten. Ein zweifenstriges Zimmer – am linken Fenster eine Schreibmaschine mit dem dazugehörigen Menschen – ferner zwei Tische – an dem einen ein nicht großer Offizier, irgendwie einen Eindruck von Sauberkeit hervorrufend, glatt rasiert, sorgfältig frisiert, mit kalten blauen Augen – Dr. Felix Frank, im Zivilleben Substitut des Wiener Oberstaatsanwalts, jetzt Oberleutnant-Auditor und Erforscher schuldbeladener tschechischer Nieren und Seelen.

Ich sage gleich: ganz gewiß war es für uns alle eine Erleichterung, daß die militärische Persekution nicht unsere Leute, tschechische Leute als Werkzeug verwendete. Ich kann sie mir absolut nicht in dieser Aufgabe vorstellen – als Schriftsteller besitze ich Sinn

für die Einheit des Stils, und diese wäre sicherlich stark geschädigt worden. Dr. Frank hatte die tschechischen Dinge und die tschechischen Leute vom Bukowinaer Doktor Preminger übernommen.

Er forderte mich auf, mich zu setzen – auch seine Stimme ist angenehm, rein, von metallischer Färbung.

Aus der Schublade zieht er einen Akt – meinen Akt – ich bemerke, daß auch seine Hände rein und gepflegt sind.

Und er fragt mich, ob ich gegen meine Verhaftung protestiere.

Allerdings tue ich das.

Er macht mich darauf aufmerksam, daß dies eine Formalität sei, daß mein Protest nichts ändern, nur den Gang meiner Angelegenheit um einige Wochen in die Länge ziehen würde. Und er räte mir, nicht zu protestieren.

Gut, ich protestiere also nicht, aber einverstanden mit dem Kriminal sei ich auch nicht, was ich ihm bekanntgebe.

Er lächelt, zeigt zwei Reihen reiner, goldplombierter Zähne und diktiert dem Jüngling an der Schreibmaschine das Protokoll, daß ich nicht protestiere. Die Maschine klappert, das gelbliche Kommißpapier wächst, mit gleichmäßigen Zeilenreihen bedeckt, aus ihren Zähnen hervor.

Jetzt zieht er ein Buch aus der Schublade. Götter, mein Büchlein, meine Verse „Krůpěje“ (Tropfen)!

Ob ich ahne, warum ich verhaftet bin?

Nein.

Wegen vier Gedichte aus diesem Buche.

Ich sehe mit Blaustift angestrichen:

Zur Erinnerung an den 5. November 1908.

Krankenhaushumanität.

An M. U. Dr. Frant. Mesany.

Zwanzig Jahre.

Die gleichgültige Müdigkeit ist mit einem Schlage von mir gefallen. Wie denn, wirklich deswegen? Und in meiner ganzen literarischen Tätigkeit habt ihr nichts anderes gefunden, wie diese vier Lappalien? Sagen Sie mir, ist das möglich?

Ja, wegen dieser vier Gedichte.

JOSEF SVATOPLUK MACHAR

Wiener Profile

Erstdr. 1919
(Auszug)

Kriegsausbruch

Ich weiß nicht, ob Österreich je einen Krieg geführt hat, der von Wien begeisterter begrüßt worden wäre als dieser, in seinen Folgen heute unabsehbare Weltkrieg.

Ich war am 26. Juli 1914 aus Bad Luhatschowitz zurückgekehrt und fand Wien wie ausgewechselt vor. Die gemütliche, sich in süßsentimentalen Walzerklängen wiegende Stadt war verschwunden und zu einer fremden Stadt geworden, voll leidenschaftlichen Verlangens nach Opfern an Blut und Gütern, hart und unerbittlich gegen alle und alles, was nicht „mit uns" geht, zu einer Stadt mit scharf abgegrenzten Sympathien und zerstörerischem Haß – so viele Jahre hatte ich dort gelebt und gemeint, sie wie ein Naturforscher sein Insekt genau studiert zu haben – und auf einmal: *ich verstehe meine Wiener nicht mehr.*

Serbien – Rußland – Montenegro – Frankreich – Belgien – *viel Feind', viel Ehr'* – fast jeder Tag brachte einen neuen Feind – Hurra!, nur los auf sie! *Liebe Völker,* zeigt jetzt, daß das mißgünstige und hinterlistige Ausland sich gewaltig verkalkuliert, wenn es auf innere Konflikte des Reiches hofft, formiert Euch und an die Grenzen! Der deutsche Kaiser hatte das Wort fallen lassen, daß er keine Parteien, sondern nur den Deutschen kennt – *ein richtiges Wort zur rechten Zeit,* und der deutsche Kanzler hatte das Wort fallen lassen von der *Abrechnung zwischen der germanischen und slavischen Rasse – so ist's, also vorwärts!* Da erklärte auch England den Krieg, wieso denn England? Oh, diese habgierigen Krämer und heimtückischen Räuber – aber macht nichts!: *suae quisque fortunae* hat auch ihre Stunde geschlagen, sie haben sich dem Tribunal der Geschichte gestellt, und das Tribunal der Geschichte wird sie verdammen.

Die Straßen manifestierten, was in den Seelen der Bevölkerung vor sich ging. In den Auslagen hingen Bilder der Monarchen des Dreibunds: der österreichische und der deutsche Kaiser mit dem italienischen König, Fotografien und Ansichtskarten mit dem charakteristischen Antlitz des Höchstkommandierenden, Erzherzog

Friedrichs, in unzähligen Exemplaren war die Reproduktion eines Fotos Conrad von Hötzendorfs zu sehen, wie er die Karte des Balkans studierte, riesige Landkarten künftiger Schlachtfelder, Serbiens, des Russischen Polens, Belgiens, Frankreichs wurden von jeder Buchhandlung und auch von Papiergeschäften angeboten; an den Straßenecken las und kommentierte man begeistert das kaiserliche Manifest; die Journale brachten täglich Regierungserlässe, die einhellig gebilligt wurden; die Zeitungen, besonders die Mittagsblätter fanden unerhörten Absatz; gegen vier Uhr begann es von *Extraausgaben* aller möglichen Blätter zu wimmeln, und kreischende Straßenjungen und auch sich heiser schreiende Frauenzimmer rannten mit ihnen um die Wette, boten sie in Kaffeehäusern, Tramways, Kanzleien, Hauseinfahrten feil: *Ein großer Sieg der Deutschen! Extraausgabéé! Die Russen vernichtet! Extraausgabéé der Zeit, zweite Auflagéé!* Kornitzer Siegfried im Mittagsblatt und E. Lippowitz im Neuen Wiener Journal fabrizierten in patriotischem Eifer eigens Nachrichten, die wie Ströme von Öl in die glühenden Seelen schossen: Überall waren die Feinde geschlagen, vernichtet, gefangengenommen, bevor sie noch aufgetaucht waren, ihre Generäle und Herrscher begingen Selbstmord, ihre Bevölkerung befand sich am Rande der Verzweiflung und rüstete sich zur Revolution – *der dumme Kerl von Wien* war im siebten Himmel und jauchzte vor Seligkeit.

Durch die Straßen strömten zahllose Menschen in Uniformen. Die Säbel wetzten an den Gehsteigen, in die Arme von Helden eingehängte Frauen und Mädchen schritten stolzerfüllt an deren Seite. Alte, längst vergessene Märsche donnerten in den Parks, der *Prinz-Eugen-*, der *Radetzky-Marsch*, das Publikum hörte im Stehen und mit entblößten Häuptern zu. Die Kaiserhymnen wurden vom Publikum im Chor gesungen, und es wurde fleißig beobachtet, ob irgendwo einer war, der nicht mitsang oder der seinen Hut nicht ganz abnahm – wehe ihm, er schlief an diesem Tag nicht in seinem Bett. Gegen Abend versammelten sich die Massen auf der Ringstraße, am Graben, auf dem Maximilianplatz, improvisierende Redner (in Jägerhemden und mit rotem Vollbart, also *Alldeutsche*) kletterten auf Stühle, Sockel von Standbildern, Ecksteine von Häusern und schwangen Reden; über das Vaterland, den heiligen Kampf, Patriotismus, *Gut und Blut*, am Ende *Heil*. Und die Massen setzten sich in Marsch, zogen *Wacht am Rhein, Deutschland, Deutschland über alles, Ich hatt' einen guten Kameraden, O du mein Österreich* singend

zum Kriegsministerium, ergossen sich dort in ein Meer von Köpfen und sangen weiter, bis auf dem Balkon ein Stabsoffizier erschien, der, falls es eine erfreuliche Nachricht vom Schlachtfeld gab, diese mitteilte und damit eine Salve von Begeisterungsrufen hervorrief, falls es keine gab, salutierte oder etwas anderes sagte. Und bis spät in die Nacht waren die Gasthäuser, Cafés und Weinstuben voll von debattierenden und enthusiastischen Patrioten.

Aber was machen die Katzelmacher? Schau, so einfach ist die Rechnung: Sie fallen von Süden in Frankreich ein, Kaiser Wilhelm von Norden, sie umzingeln es, besetzen Paris, diktieren den Frieden und stürzen sich dann mit vereinten Kräften auf Rußland. Aber die *Katzelmacher* rührten sich nicht, was Mißfallen zu erregen begann. *Falsche Bagage* – und die Ansichtskarten der Dreibundmonarchen verschwanden aus den Schaufenstern und an ihrer Stelle tauchten nur mehr die Porträts der beiden verbündeten Monarchen auf.

Die Popularität Kaiser Franz Josephs erreichte den Grad ekstatischer Verehrung. Die Zeitungen brachten die Nachricht, daß der greise Monarch die Sehnsucht geäußert hätte, noch ins Feld zu ziehen – *Ich will zu meinen Soldaten* – und daß nur eine große Anstrengung seines Leibarztes Dr. Kerzl dieses Vorhaben verhindert hätte. *Der gute Kaiser!* wurde in diesen Tagen begeistert in den Wiener Gassen wiederholt. Und als ein Bild auftauchte: der für seine Völker betende Kaiser – der greise Monarch mit zu den gefalteten Händen gesenktem Haupt – flossen den Betrachtern buchstäblich die Tränen aus den Augen. Und der patriotische Enthusiasmus loderte umso heftiger.

Die Feindschaft gegen die Feinde wurde wörtlich genommen. Man begann die Sprache, die Gebräuche, die Sitten, die Literatur, alles zu hassen. Vor dem Krieg hatte – vor allem in jüdischen Wiener Familien – die Vergötterung alles Englischen um sich gegriffen: der Sprache, des Sports, der Literatur, von rasierten Gesichtern. Auf einmal wurden die Engländer zum widerwärtigsten Volk auf der Welt: *Gott strafe England!* Solche Aufschriften hingen in den Geschäften, und so grüßte auch der eintretende Kauflustige, worauf der Verkäufer antwortete: *Gott strafe es!* Natürlich legten also die jungen Hebräer die Rasierklingen weg und begannen sich wieder Heinrich statt wie bisher Harry zu nennen, ihre Schönen legten die Namen Maud, Alice ab, zur Umgangssprache wurde Deutsch, englische Autoren wurden tief in die Schränke versperrt, außer Shake-

speare (dem – in Hinblick auf seine uralte Stellung als Servitut – huldvoll ein Platz unter den üblichen deutschen Klassikern zugebilligt wurde), und in Mode kamen wieder Ganghofer, Schnitzler, Strobl, Salus, Hauptmann und Dehmel, neben dem neuen Star Lissauer, der flammende Strophen über den Erbfeind schrieb mit dem Refrain: *der größte, der einzige, der schlimmste Feind – England!* (möglich, daß ich diesen Refrain ein wenig verdreht habe – *aber Gott strafe es!*)

Die Wiener Dichter und auch die des Reichs taten sich überhaupt hervor: *Proteus-Bahr* zeigte ein neues, kriegerisches Gesicht, der Sektions- oder Ministerialrat Richard Schaukal schrieb nach Rückerts Muster grimmige Sonette, die Gruppe des Simplicissimus spuckte auf ihre Vergangenheit, blies die kriegerische Feldtrompete, und die Zeichner wetteiferten mit den Versifexen, Dehmel rückte als Freiwilliger ein, Ganghofer war Gast des Hauptquartiers und Homer von allem und aller, die er sah – das werden einmal interessante Seiten in einer künftigen *Geschichte der deutschen Literattur* sein.

Englische und französische Wörter verschwanden von den Aushängeschildern und Firmenbezeichnungen: aus *Tailleur* wurde *Schneider*, aus *Maison Werkstätte*, wo sie sich früher damit brüsteten, *englische Stoffe* zu verkaufen, verkauften sie nun nur *Stoffe, englische* überklebten sie mit einem Papierstreifen; zwei polnische Damen wurden in der Tramway verprügelt, weil sie in ihrer Muttersprache redeten, von der die anwesenden Wiener glaubten, es sei Französisch; ein Mitglied der chinesischen Botschaft wurde insultiert, weil sie ihn für einen Japaner hielten; einem italienischen Barbier demolierte man den Laden, weil die *Katzelmacher* sich unschön benommen hatten und nicht mit uns gegangen waren, als sie es hätten tun sollen – sicher kuriose Dinge, aber ein so leidenschaftlich erregter Patriotismus denkt nicht lange nach, er schreitet sofort zur Tat, und die hehre Absicht erklärt und entschuldigt selbstverständlich diese Taten.

Wien glich einem riesigen Militärlager: Bei jeder Brücke, jedem Bahnhof, Tunnel, entlang der Strecken, bei den Straßenübergängen standen bedrohliche Militärposten. Es war nicht erlaubt, auf einer Brücke anzuhalten, man wurde zum Verdächtigen, wenn man den Blick über die Donau schweifen ließ, wer sich in der Nacht aus der Stadt in die Vorstadt begab, mußte sich mit einer Legitimation ausweisen. Die Fenster der Züge mußten geschlossen bleiben, in

den Gängen zu stehen, war nicht erlaubt, Aufschriften forderten das Publikum auf, Spione auszuforschen. Und der Wiener war glücklich, da er diese umsichtige Fürsorge sah. Endlich hatte er Beweise, daß die Regierung sich um ihn kümmerte, daß er sein Schicksal sicher in ihre Hände legen konnte.

Die Zensur wachte über jedes Wörtchen. Und zu Recht: Der Feind sollte und durfte nichts von unseren Plänen, der Bewegung unserer Armeen, von unseren Vorhaben und Absichten sehen. In Böhmen wurde ein treffender Witz über diese Vorsicht geboren: ein bekanntes Volkslied wurde konfisziert:

Spazierten Jungfern auf der Straße,
wo sie auf Jäger trafen,
es waren ihrer zwei –

warum? Weil es dem Feind die Bewegung, die Art und die Stärke von Teilen unseres Heeres verriet.

Uns Tschechen und allen Slawen ging es schlecht in Wien. Mit Menschen, mit denen wir Jahrzehnte lang verkehrt hatten, hörten wir auf, uns zu verstehen. Sie setzten, sobald der Krieg ausgebrochen war, voraus, daß ihr Patriotismus nicht unserer wäre, daß wir ihren Haß nicht teilten und nicht mit ihnen ihre Träume träumten. Und sie begannen zu verdächtigen und begannen, uns mit schiefen Blicken anzusehen, und begannen zu drohen, daß sie uns nach dem Krieg „den Kopf zurechtrücken würden". – Mein Observatorium war immer hoch oben gewesen, ich war nie ins Getümmel der Straßen hinabgestiegen und hatte mich nie an ihren Debatten beteiligt, ich hatte vom ersten Moment des Krieges an gewußt und gesehen, was er bedeutete, hatte immer die Ruhe des Zusehers bewahrt, die Ruhe eines Zusehers, der wußte, wie der Ausgang dieser Phase der Weltgeschichte sein würde – und vielleicht wird man mir glauben, daß ich auch heute mit Ruhe, ohne Gehässigkeit und ohne zu generalisieren, meine Erlebnisse aus den ersten Kriegstagen aufzeichne: Man hatte mich bei Gouverneur Sieghart wegen meiner serbophilen Gesinnung denunziert – der Denunziant war ein ungarischer Jude, der ein Vierteljahrhundert mit mir in einer Kanzlei gesessen war; darüber hinaus war mein Buch „Rom" als ein hochverräterisches Werk angezeigt worden – der Denunziant war ein graduierter Mensch, ein Jude aus Grinzing, Inhaber eines Instituts für geistig behinderte Kinder, ein Mann,

den ich niemals in meinem Leben gesehen hatte. Andere haben auch allerhand erlebt.

Aber – wie gesagt, Patriotismus erklärt und entschuldigt alles.



J. Hašek, Die Abenteuer des braven Soldaten Schwejk, Teil II, Heft 7-8, Prag 1922 (Foto des Umschlags)

JAROSLAV HAŠEK

Die Abenteuer des braven Soldaten Schwejk

Erstdr. 1921–1923
(Auszug)

Sie näherten sich Wien. Diejenigen, die nicht schliefen, beobachteten aus dem Fenster die Drahtverhaue und Befestigungen um Wien, was sichtlich im ganzen Zug das Gefühl einer gewissen Niedergeschlagenheit hervorrief.

Das Gebrüll der Hammelhüter aus Bergreichenstein, „wann ich kumm, wann ich kumm, wann ich wieda-wieda kumm“, das aus den Waggons tönte, verstummte unter dem unangenehmen Eindruck des Stacheldrahtes, mit dem Wien verdrahtet war.

„Alles is in Ordnung“, sagte Schwejk, die Schützengräben betrachtend, „alles is vollkommen in Ordnung, nur daß sich hier die Wiener auf Ausflügen die Hosen zerreißen können. Hier muß man vorsichtig sein.“

„Wien is überhaupt eine wichtige Stadt“, fuhr er fort, „wieviel wilde Tiere es nur in der Schönbrunner Menagerie gibt. Wie ich vor Jahren in Wien war, so bin ich mir am liebsten die Affen anschaun gegangen, aber wenn eine Persönlichkeit aus dem kaiserlichen Schloß fährt, so läßt man niemanden durchn Kordon durch. Ein Schneider ausn zehnten Bezirk war mit mir, und den hat man eingesperrt, weil er um jeden Preis die Affen hat sehn wolln.“

„Waren Sie auch im Schloß?“ fragte der Korporal.

„Dort is sehr schön“, antwortete Schwejk, „ich war nicht dort, aber jemand hats mir erzählt, der dort war. Am schönsten is die Burgwache. Jeder von ihnen muß herich zwei Meter hoch sein, und dann kriegt er eine Trafik. Und Prinzessinnen gibts dort wie Mist.“



J. Hašek
unterwegs an die Front

Sie fuhren durch irgendeinen Bahnhof. Hinter ihnen ver-

hallten die Klänge der österreichischen Hymne, die eine wohl irrtümlich hierhergekommene Kapelle spielte, denn erst nach geraumer Zeit fuhren sie mit dem Zug in einen Bahnhof ein, auf dem sie hielten. Es wurde Menage verteilt, und ein feierlicher Empfang fand statt.

Aber es war nicht mehr so wie zu Kriegsbeginn. Zu Kriegsbeginn hatten sich die Soldaten auf der Fahrt an die Front auf jedem Bahnhof überfressen, waren von Kranzeljungfern mit idiotischen weißen Kleidern und noch blöderen Gesichtern, verdammt dummen Blumensträußen und einer noch dümmeren Ansprache irgendeiner Dame empfangen worden, deren Gatte heute den überzeugten Patrioten und Republikaner spielt.

Beim Empfang in Wien waren drei Mitglieder des österreichischen Roten Kreuzes anwesend, zwei Mitglieder irgendeines Kriegsvereines, Wiener Frauen und Mädchen, ein offizieller Vertreter des Wiener Magistrats und des Militärkommandanten.

Auf allen Gesichtern zeichnete sich Ermüdung. Die Militärzüge fuhren bei Tag und bei Nacht, Sanitätswagen mit Verwundeten fuhren jede Stunde durch, auf den Bahnhöfen wurden beinahe ununterbrochen Waggons mit Gefangenen von einem Gleise auf das andere verschoben, und bei allem mußten die Mitglieder dieser verschiedenen Korporationen und Vereine zugegen sein. So ging es Tag für Tag, und die ursprüngliche Begeisterung verwandelte sich in Gähnen. Man löste einander im Dienst ab, und jeder, der die Pflicht hatte, auf einem Wiener Bahnhof zu erscheinen, sah genauso müde und erschöpft aus wie diejenigen, welche heute den Zug mit dem Budweiser Regiment erwarteten.

Aus den Viehwagen schauten Soldaten mit dem Ausdruck der Hoffnungslosigkeit, wie ihn jene haben, die zum Galgen gehen.

Damen näherten sich ihnen und verteilten Pfefferkuchen an sie mit der Aufschrift aus Zucker „Sieg und Rache!“, „Gott strafe England“, „Der Österreicher hat ein Vaterland, er liebt’s und hat auch Ursach, fürs Vaterland zu kämpfen“.

Man sah, wie sich die Bergbewohner aus Bergreichenstein mit Pfefferkuchen stopften, wobei der Ausdruck der Hoffnungslosigkeit nicht von ihnen wich.

Dann wurde der Befehl erteilt, kompanieweise zu den auf dem Bahnhof stehenden Feldküchen zu marschieren und die Menage zu holen.

JOSEF SVATOPLUK MACHAR

Dreißig Jahre

Erstdr. 1919
(Auszug)

[„Der Zug setzte sich in Bewegung ...“]

Der Zug setzte sich in Bewegung. Ein letztes Mal hoben sich die Hüte, winkten die Hände, und die zarte Wehmut derer, die bleiben mußten, flog zum letzten Mal dem zu, der abreisen konnte. Adieu, adieu, Ihr teuren Seelen, und trauert nicht; auch Eure Zeit wird kommen, auch Euer Schnellzug wird einmal fahren, und ich werde Euch am Bahnhof in Prag erwarten, um Euch Euer heutiges Geleit in Wien zu vergelten. Es gibt Momente im Leben der Völker, in denen die Heimat die Arme weit ausbreitet und ihre Kinder – die hinter den Bergen, über dem Meer, in fremden Weltteilen – zu sich ruft, und es ist unmöglich zu widerstehen – jeder muß heimkehren – auf Wiedersehen, Freunde! Und auf bald, auf bald!

Ich ließ mich auf den Sitz fallen und roch an den Blumen, auf Wiedersehen, auf Wiedersehen!

Die Schienen rattern, in den Fenstern des Waggons schieben sich die Häuser wie größere und kleinere Schachteln mit eingeschnittenen dunklen viereckigen Fensterreihen rückwärts, da und dort sind Blumen in ihnen, hie und da huscht ein menschliches Antlitz vorüber, hin und wieder wird die Schachtel von einem Garten mit welligen Kronen von Bäumern und Sträuchern abgelöst, die sich aus dem frischen Gras, voller Löwenzahn, erheben, die Bögen der Stadtbahn scheinen davonzuspringen, hinter ihnen fließt den Fenstern entlang langsam der grüne Abhang der Hohen Warte dahin, Heiligenstadt mit dem gotischen Türmchen seiner Kirche, hinter Heiligenstadt ist Grinzing zu sehen und auch das Haus in der Sandgasse, wo ich meine letzten sieben Jahre verbracht hatte.

Ich hatte, außer in den ersten paar Jahren, immer an der Peripherie gewohnt, die gleichförmigen Straßen der Stadt, ihre faden Plätze und der aufgeblasene Pomp ihrer Neubauten hatten mich durch nichts gelockt, und wenn ich aus ihrer Nähe entkommen konnte, fühlte ich mich wohler und äußerst selten kehrte ich noch



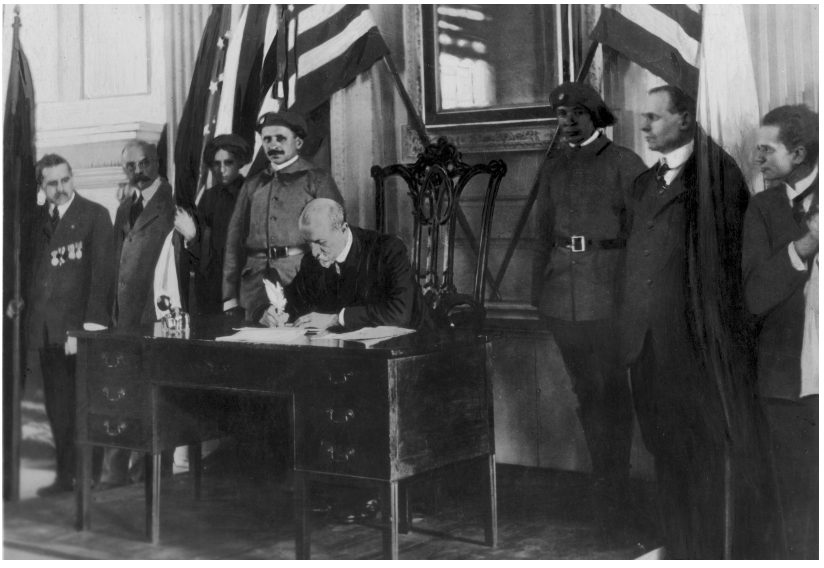
Die letzten tschechischen Erntearbeiter
in Österreich (1918)

„Am 13. Mai 1918 verließ ich für immer Wien. Ich hatte dort das im Sterben liegende, verhaßte Österreich gesehen und gehört: die Misere bei der Lebensmittelversorgung, die stumpfe Resignation der treuen Schwarzgelben, die Ratlosigkeit oben, den Fatalismus und die grausamen selbstmörderischen Witze, mit denen die treuen Wiener immer die Schatten der nahenden Zukunft glossierten. Gott und sein Beistand, der tote Franz Joseph und der lebende Karl, Schulter an Schulter mit dem treuen Verbündeten aus dem Norden, die eigene Not, die Generäle - alles bot Stoff zu einer Anekdote, durch die Linse der Anekdote betrachtete Wien den Untergang eines Staatsgebildes, das vierhundert Jahre lang bestanden und es zur Weltstadt gemacht hatte.
Der Schnellzug, der mich nach Prag brachte, fuhr mir viel zu langsam. Ich wußte, daß ich aus einem Reich des Todes in ein Land des Lebens fuhr.“

J. S. Machar, „Fünf Jahre Kasernenleben“ (1927)

am gleichen Tag in die Stadt zurück. Wenn ich hinausging, war es ein Ausflug in die Natur, auf die Berge, ins Grüne, in die Wälder. Hier der Nußberg, dessen Hänge der römische Kaiser Probus mit Weingärten bedeckt hatte, hier die Gipfel über der Donau, auf denen antike Kastelle gestanden hatten, die das Imperium vor den Einfällen der Barbaren schützten. Kobenzl, Vogelsang, Kahlenberg, Leopoldsberg ... Von ihnen hatte ich immer auf diese unübersehbare Ebene jenseits der Donau, den Schauplatz zweier napoleonischer Schlachten, und auf dieses schicksalhafte, nun so ruhige Marchfeld geblickt ... Das ist vorbei, alles liegt hinter mir, und es ist auch alles anders – ich kehre als freier Mann nach Hause zurück, und hoffe, zu einem großen historischen Augenblick.

Die Donau wälzt sich mit ihren trüben grünen Wassern durch das breite Flußbett nach Osten, und der Zug passiert die Engstelle zwischen dem Strom und den Abhängen des Kahlenbergs. Auf dem Wasser gähnende Leere – welch ungeheure Menge an Energie fließt hier ungenützt zum Meer davon, was könnte ein solcher Fluß mit einer starken Strömung für einen anderen, einen modernen Staat bedeuten, der die Lust, den Willen und die Fähigkeit zu einem regen Leben hätte ... Doch was geht das mich an, ich fahre heim!



T. G. Masaryk unterzeichnet die tschechoslowakische Unabhängigkeitserklärung am 18. Oktober 1918 in Philadelphia

Aufführungsrecht vorbehalten.

Nachdruck verboten.

Wir wandern aus.

(Nun endlich ist einmal der Frieden.)





II.

Wir fangen als Tschecho-Slowaken,
Mit ihnen dort an gleich zu pracken,
Da kriegen wir gleich Schweinebraten
Und Pilsnerbier im Ueberfluß.
Wir brauchen heut' nichts mehr vertusch'n,
Dort fliegen im Luft ganze Busch'n,
Gebratene Taub'n in die Gusch'n
Und niemand dort arbeiten muß.

III.

Die Bucht'ln so groß, wie die Stana,
Die wachsen nur so auf die Bama.
Dort gibt's keine giftigen Schwamma,
Kein' spanische Krankheit im Bett;
Und Erdäpfel kriegt man auch tut'n,
Um drei Kreuzer voll ganze Butt'n.
Und Sligowitz habens einen gut'n
Und schwimmen tut alles im Speck.

IV.

Die Mad'ln mit schön' rote Kidl,
Die zahlen für behmische Liedl,
An Häf'n ganz voll mit Powidl;
Und alles geht nach unser'n Wunsch,
D'rum prack' me zusamm unser Ranzl
Und singen in Prag uns're G'stanzl,
Und stecken dort aus grüne Kranzl,
Der Hospodsky geht auch mit uns.

V.

Der Prokop muß auch mit uns rasen,
Schon wegen die Ribisl-Nasen.
Muß nebenbei Trumpeten blasen
Und kriegt einen rotweißen Frack;
Die Wirtin macht uns dort Libanzen,
Um fünf Kreuzer werden wir tanzen
Und singen tun wir keck wie Wanzen,
Statt goldene Wien, zlata Prag.

VI.

Jetzt kommt eine heikliche Strupfen,
Sind weg dann die behmischen Truppen;
Wer wird den dann die Ziegel schupfen,
Wer wird den dann schieben die Lahm,
Wer wird den dann in Favoriten,
Die Kulöffel-Spielerei flicken,
Die Stiebel mit Schusterpapp picken,
O Wienerstadt, wart ja ti dam.

Wienerlied von Franz Mika (1879–1960)



Aus dem
selbstverfaßten Repertoir
des Sängers
Franz Mika.

Nr. 2495. Das macht die Hamsterei.
„ **2496.** Wir wandern aus.
„ 2497. Die Männer werden rayoniert.
„ 2498. Wenzelsabschied deutsch-böhm. Parodie auf die bekannte Melodie „DER JOAGERSBUA".

Verlag von
JOSEF BLAHA, Musikalienhandlung
Wien, I., Rauhensteingasse 8

Eigentumsrecht des Verlegers für alle Länder. — Aufführungsrecht vorbehalten. — Jeder Nachdruck — auch der des Textes allein — wird strafgerichtlich verfolgt.

Druck: R. Broneder, Wien XII.

Die Villen von Klosterneuburg tauchen auf, die Huben der Weingärten eilen nach hinten weg, die große Pionierkaserne, das Kloster mit der patinierten Krone, die von der Höhe aus die ganze Umgebung beherrschende Stiftskirche – Klosterneuburg, die Stadt Přemysl Ottokars II. und Wallfahrtsort der Wiener Antisemiten, der Liebhaber des goldenen Bluts der Klosterrebe. Was soll's – ich selbst habe hier gerne auf der Terrasse des Stiftskellers unter den Kastanienbäumen Platz genommen, Gläschen um Gläschen getrunken, die ständig wachsende Angeheitertheit meiner deutschen Mitbrüder beobachtet, den Sonnenuntergang, den stählernen Spiegel der Donau, die grünen Hügel und die wellenförmigen Konturen des Horizonts betrachtet. Und ich liebte es, durch die finstere Nacht und den schwarzen Wald bergauf zu Fuß zurückzuwandern, wenn nur die brennende Zigarre und die weißen Sterne mir auf den Weg leuchteten, ich stolperte über die bloßliegenden Wurzeln alter Bäume und lauschte dem Geschrei der Eulen und den Liedern der Nachtigall. Und wenn ich am Gipfel angelangt war und wieder hinunterging, schaute ich auf das weit und breit verstreute Lichtermeer, bis dorthin, wo der Himmel sich zur Erde neigt und die Sterne beginnen – keine Menschenseele ist mir je begegnet, der Wiener liebt solche *„Nachtschwärmereien"* nicht.

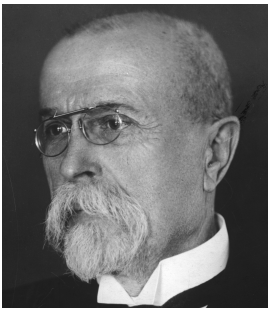
Kritzendorf ... Höflein ... Altenberg ... St. Andrä – hier strotzt der Frühling von hunderterlei Grün und hunderterlei Blüten, parallel zu den Geleisen verläuft eine Straße, auf der ich so viele, viele Male dahingewandert war, ohne zu ahnen und zu hoffen, daß mein Aufenthalt hier ein Ende finden könnte, mich resigniert dem Schicksal hingebend und bemüht, der grauen hoffnungslosen Zeit so viele angenehme Stunden wie möglich zu entreißen. Und diese Spaziergänge waren angenehm gewesen, man war die Menschen los und verschmolz mit der Natur. Und wie oft war ich diesen Weg mit dem teuren „Pastýř" (unserem „Hirten", wie wir Masaryk nannten) gegangen, der auftaute, den Rock auszog, ihn auf seinen Stock hängte und mit dem über die Schulter gelegten Stock wacker ausschritt und ins Tullnerfeld blickend meinte: „Weißt du, wir Kinder der Ebenen, wir werden die Berge nie lieben, und dieses Flachland ist wie bei uns in der Mährischen Slowakei."

Hinter Tulln fahren wir über die Donau ... ich schenke diesem Strom, dessen Zukunft unsere Zukunft ist, einen letzten Gruß.

TOMÁŠ GARRIGUE MASARYK

Das neue Europa

Erstdr. 1918
(Auszug)



Tomáš Garrigue Masaryk
Geb. 1850 in Göding, gest. 1937 in Schloß Lana bei Prag

Der in bescheidenen Verhältnissen aufgewachsene Sohn eines slowakischen Kutschers und einer mährischen Köchin studierte in Wien und Leipzig Philosophie. 1878 habilitierte er sich in Wien mit der Schrift „Der Selbstmord als soziale Massenerscheinung der modernen Zivilisation". 1882 wurde er als Philosophieprofessor an die in diesem Jahr eingerichtete tschechische Universität nach Prag berufen. Von 1891 bis 1893 war er im Reichsrat Abgeordneter der Jungtschechen, 1907 bis 1914 der von ihm i. J. 1900 gegründeten Realistenpartei. Nach Ausbruch des Ersten Weltkriegs begab sich Masaryk mit seiner aus Amerika gebürtigen Frau ins Exil und propagierte bei den Alliierten die Idee eines selbständigen tschechoslowakischen Staates. Nach seiner triumphalen Rückkehr in die am 28. Oktober 1918 ausgerufene Tschechoslowakische Republik stand er ihr von 1918 bis 1935 als Präsident vor. In Wien hatte Masaryk mit einer Unterbrechung (1876/77) zwölf Jahre verbracht (1869 bis 1882), zuerst als Gymnasiast und Student, dann als Privatdozent. Seine politisch-philosophischen Vorstellungen legte er u. a. in den Büchern „Česká otázka" (Die tschechische Frage, 1895) und „Otázka sociální" (Die soziale Frage, 1898) dar, seine Sicht der Nachkriegszeit in „Nová Evropa" (Das neue Europa, 1920, deutsch 1922). In Masaryks von Karel Čapek aufgezeichneten Erinnerungen, die mit seiner Autorisation zwischen 1928 und 1935 in drei Bänden unter dem Titel „Hovory s T. G. Masarykem" (deutsch: Gespräche mit Masaryk, 1936, 1990 und 2001) erschienen, wird seine in dem Buch „Das neue Europa" apodiktisch klingende Ablehnung des Wienertums relativiert.

[...] Die deutsche Kultur habe ich stets geschätzt, aber ich habe mich in ihr selten daheim gefühlt. Ich konnte mich nicht begeistern. Insbesondere vermag ich Preußen nicht zu lieben, aber ich bemühe mich, ihm gerecht zu werden. Wenn ich wirklich etwas hasse, so ist es das Österreichertum, besser gesagt, das habsburgische Wienertum, diesen dekadenten Aristokratismus, der dem Trinkgeld nachläuft, diesen falschen, niedrig gesinnten Habsburgismus, dieses anationale und doch chauvinistische Kunterbunt von Personen des offiziellen Wien. Das Preußentum liebe ich nicht, aber ich habe es lieber mitsamt seinem robusten Kasernentum und seiner hungrigen Parvenürücksichtslosigkeit; hat doch sogar der Kaiser Wilhelm mit seinem dilettantischen Gerede, mit seinen Vorsehungsspielen, nolens volens, für die Demokratie mehr geleistet als dieser schweigende „blutige Souverän", der sich etwas darauf zugute tat, daß er der vollkommenste Aristokrat der Welt sei – ein seinem ganzen Wesen nach niedriger Mensch. [...]



Die Ankunft von T. G. Masaryk in Prag (Wenzelspatz)
im Dezember 1918

JOSEF SVATOPLUK MACHAR

Fünf Jahre Kasernenleben

Erstdr. 1927
(Auszug)

[„Unsere befreiten südslawischen Brüder ...“]

Unsere befreiten südslawischen Brüder haben ihre Toten nicht vergessen: Ende April 1919 wurden die Gebeine von Péter Zrínyi und Fran Frankopan nach Agram überführt, um dort in der Kathedrale beigesetzt zu werden.

Und zu diesem Begräbnis entsandte unsere Nationalversammlung eine Deputation. Damit dokumentiert wäre, daß der Feiertag ihrer Nation auch unser Feiertag ist und ihre Heiligen auch unsere Heiligen sind. Es fuhren der Präsident des Abgeordnetenhauses Tomášek, der Generalinspektor unserer Streitmächte, Dr. Scheiner, Jaroslav Kvapil, Dr. Franke und ich. [...]

In Wien erwarteten uns Autos und unser Geschäftsträger Tusar. Wir begaben uns ins Palais Lobkowitz – wieder wie ein Stück aus einem Märchen ... Vor drei Jahren war ich staatlicher Kostnehmer im Garnisonsgefängnis am Hernalsergürtel gewesen, wenn ich hie und da in die Tigergasse hinauskam, wo der gegen mich ermittelnde Oberleutnant Dr. Frank (später österreichischer Vizekanzler und nunmehriger Botschafter in Berlin) amtierte, führten mich zwei Landstürmer mit aufgepflanzten Bajonetten durch die Straßen ... heute war es merklich anders. Frau Tusar empfing uns mit ihrem bezaubernden Lächeln in einem Palais, welches kaum fünfzig Schritte weit vom Palais Erzherzog Friedrichs, des Marschalls und österreichisch-ungarischen Oberbefehlshabers im Weltkrieg, entfernt war. Dieses steht jetzt leer, Friedrich ist, weiß Gott, wo, und auch Österreich-Ungarn ist dahin, in der Tigergasse wird sicher auch nicht mehr amtiert, die unsterbliche Nemesis schreitet über diese Trümmer der Geschichte, wir sehen und hören ihre Schritte und fahren nach Agram, wo sie auch als Rächerin aus den Gebeinen der Märtyrer auferstanden ist.

Frau Tusar ... Ein Rätsel? Nein. Eine Frau und eine Wienerin. Immer fröhlich, immer lächelnd, mit ihrer Lebensanschauung und ihrer Meinung von den Menschen – man konnte ihr nicht böse sein. Jene, die in ihr etwas haben wollten, was es in ihr nicht gab,

waren und sind im Irrtum. Was versteht so eine hübsche kleine rote Tulpe von der Politik, was weiß sie schon vom tschechischen Volk, von ihren moralischen und anderen Pflichten! Sie blüht, solange ihre Zeit ist, wenn sie dann verblüht, wendet sie ihr Herz entweder dem Herrn Jesus zu oder einer humanitären Tätigkeit in irgendeinem Asyl und belanglosem Gassentratsch – immer das Herz auf der Zunge, immer undiplomatisch. Als sie später in Prag war und Gattin des Ministerpräsidenten, eines Sozialdemokraten, lud sie manchmal zum Tee, es kamen Männer mit breiten Hüten und deren Gefährtinnen – sie bewirtete sie, unterhielt sich charmant mit ihnen, aber das war alles, was sie konnte. Waren sie fort, schmiß sie sich auf den Diwan, zündete sich eine Zigarette an und bekannte offen: *Ich hasse diese Sozi!* – und der Diplomat Tusar schmunzelte über ihre gewinnende Aufrichtigkeit und drohte ihr dabei mit dem Finger.

Ich konnte nicht widerstehen: Ich setzte mich vor dem Abendessen ins Auto und fuhr in die Straßen hinaus, um mir Wien anzusehen. Schließlich hatte ich dort so viele Jahre der Sehnsucht und Not erlebt. Ich ließ diese Spazierfahrt beim Garnisonsgefängnis am Hernalsergürtel enden.

Und nach dem Abendessen machten wir uns auf den Weg zum Südbahnhof – ein Waggon stand dort für uns bereit, höfliche Beamte begleiteten uns bis zu ihm hin, und wir fuhren los.

MILENA JESENSKÁ

Alles ist Leben [Feuilletons]

Erstdr. 1919, 1922, 1925



Milena Jesenská
Geb. 1896 in Prag, gest. 1944 im KZ Ravensbrück

Die Tochter des angesehenen Prager Kieferchirurgen Jan Jesenský (1870–1947) maturierte 1915 am Prager „Minerva", dem ersten Mädchengymnasium Mitteleuropas. I. J. 1918 heiratete sie gegen den Willen ihres Vaters den zehn Jahre älteren Ernst Polak (1886–1947) aus dem Kreis der Prager deutschen Literatur und übersiedelte mit ihm nach Wien. Die dort verfaßten Zeitungsberichte für die Prager „Tribuna" (Tribüne) und die „Národní listy" (Nationalblätter) begründeten ihre spätere Karriere als Journalistin. Mit der 1920 in der Prager Wochenschrift „Kmen" (Stamm) abgedruckten und von ihr übersetzten Erzählung „Der Heizer" wurde die tschechische Rezeption des Werkes von Franz Kafka eingeleitet. 1925 kam die von Polak geschiedene Milena nach Prag zurück, wo sie in den Kreisen der „Devětsil"-Avantgarde verkehrte und sich als Gesellschafts- und Modejournalistin einen Namen machte. In der zweiten Hälfte der dreißiger Jahre entwickelte sie sich zu einer hellsichtigen politischen Kommentatorin und Reporterin, die auf die von Hitler und den Nationalsozialisten ausgehende Gefahr hinwies. Wegen ihrer Arbeit im Widerstand wurde Milena, die bedrohte Tschechen und Juden aus dem Land schmuggelte, nach Errichtung des Protektorats Böhmen und Mähren (1939) verhaftet und ohne Urteilsspruch von der Gestapo ins KZ Ravensbrück gebracht, wo sie 1944 starb. Die erste umfassende Auswahl ihrer Feuilletons erschien 1984 in deutscher Übersetzung unter dem Titel „Alles ist Leben" in Frankfurt am Main. Trotz des Bemühens um Ausgewogenheit kam Jesenská in ihrer Beurteilung der Stadt und den Analysen der Wiener zu ähnlichen Schlüssen wie Josef Svatopluk Machar.

Wien

Wien, den 27. Dezember [1919]

Am besten unters Federbett kriechen, sich bis zu den Ohren zudekken und erst nach den Feiertagen hervorkommen. Auf diese Weise gedachte ich Weihnachten zu feiern! Und merkwürdig: Was in Prag, in Berlin, in jeder anderen Stadt schon monatelang eine Katastrophe wäre, was anderswo Demonstrationen, Geschrei, Proteste und vielleicht sogar eine Revolution auslösen würde – das erträgt man hier in völliger Ruhe, mit halb stumpfer, halb humorvoller Resignation. Spricht ein Wiener davon, macht schon seine Sprache über alles Witze, jedes Wort kullert leicht und komisch über die Lippen, auch wenn er schimpft, droht oder zürnt; letztlich ist alles einfach nicht ernst gemeint.

Es gibt kein Brennmaterial, keine Kohle, kein Holz, keinen Koks. Die Züge fahren im ganzen Land nicht, die Fabriken stehen jeden Augenblick still, die Geschäfte schließen um fünf Uhr, in den Restaurants und Kaffeehäusern brennt ab acht Uhr ein flackerndes Karbidlämpchen. Bald soll der elektrische Strom für den privaten Verbrauch gesperrt werden, so daß wir mit Kerzen leuchten müssen, die nicht zu haben sind! Zum Heizen gibt es nichts, zum Essen gibt es nichts. Tausende gehen täglich in den Wienerwald nach Holz und bringen nasse Äste heim, die im Ofen wortwörtlich kochen und natürlich keine Wärme geben. An den Endstationen der Trambahn in den Vororten warten geduldig Menschenscharen mit Taschen, Säcken und Rucksäcken voller Holz; Frauen, Greise, Kinder, mit schweren Lasten. Im Dunkeln wirkt diese Menge grotesk bis zum Erschaudern, wie ein sich geheimnisvoll bewegender Wald. Unter der Holzlast sind die Menschen kaum zu sehen. Alle zwängen sich einer nach dem anderen mit Eselsgeduld in die Elektrische, die Hände froststarr, die Glieder zerschlagen und zerschunden, der Fahrer erträgt mit der gleichen Geduld die Püffe und die Unbilden, denen er durch die Äste auf den Rücken ausgesetzt ist. Nach zwei Minuten sieht der Wagen aus, als wäre er mit Holz vollgestopft.



Die Zeit der Lebensmittelknappheit in Wien (1919)

Holzsammeln im Wienerwald (1919/20)



Natürlich wird dabei geschrien und geschimpft, man erbost sich, beschwert sich, aber das ist alles nicht so schlimm, das ist nicht so gemeint, das ist so nachbarlich harmlos und dumm und stumpf – hier gibt es gar keinen Protest, man begleitet nur die tägliche Prozedur mit Worten, als singe man bei der Arbeit, damit alles fröhlicher von der Hand geht.

Die andere Hälfte der Bevölkerung verkauft das Holz weiter. Für zwei Kronen das Kilo. An den Bahnhöfen stehen junge Burschen mit Handwagen und Säcken. Auf den Straßen fahren Wagen mit Holz. Willst du heizen, begib dich auf die Straße, halte das erstbeste Wägelchen an und zahle, feilsche, zahle und zahle. Das Holz ist freilich ungeschnitten, ungehackt. Für das Zerkleinern zahle nochmals. Für das Herauftragen zahle wiederum. Ehe das Holz in die Wohnung gelangt, ist es zur Hälfte zusammengeschrumpft. Dann gib ein hohes Trinkgeld, spendiere ein Glas Wein, schüttle dem guten Mann die Hand und bedanke dich. Und sei froh, daß du überhaupt etwas hast.

Mit dem Essen ist es ebenso. Was man wöchentlich erhält, reicht bei größter Bescheidenheit – quantitativ und qualitativ – für ein einziges ärmliches Abendessen. Pro Person gibt es einen Laib Brot (ein Laberl), und obwohl ich hier eine zweijährige Schule der Not durchgemacht habe, ist es mir nicht gelungen, diese gelbe, harte, alte, schimmlige „Gottesgabe“ hinunterzuschlucken. Es bleibt nichts übrig, als sich Lebensmittel beim Schleichhandel zu besorgen, der hier vielleicht mehr als anderswo blüht. In der Stadt unten gibt es Delikatessengeschäfte, wo hinter dem Schaufenster ein paar Äpfel oder etwas Johannisbrot liegen – anstandshalber. Der Ladentisch ist leer, die Körbe und Fässer sind leer, und trotzdem ist das Geschäft voller Leute. Diese Leute gehen jedoch nicht zum Ladentisch und verlangen, wie das in einem Geschäft üblich ist: Geben Sie mir das und das! Vielmehr flüstern sie dem Verkäufer etwas zu, dieser flüstert zurück, nach einer Weile Gewisper holt er ein Päckchen, nimmt das schon abgezählte Geld entgegen, und der Kunde geht. Ein Unbekannter bekommt nichts. Ein Vertrauter bekommt hier Likör, Wein, Schokolade, Fleisch, Schinken, Geflügel, Wurst, alles, was er möchte. Aber frage nicht nach dem Preis! Nimm das Päckchen, der Preis wird geflüstert, zahle und sieh zu, daß du verschwindest.

Unlängst begab ich mich auf Pilgerschaft nach Brot. Zu allen Krämern, Bäckern, Milchhändlern, Kellnern – völlig vergeblich. Bis

mir eine Frau riet, ich solle auf die Brotbörse zum Gürtel gehen. Bei der angegebenen Adresse fand ich ein Weinstübchen, das völlig von blauem Rauch vernebelt war, so daß ich fast nichts sehen konnte. Der Raum ist voller Menschen. Alle stehen. Ab und zu geht jemand von einem zum anderen. Alle reden und schreien, alle handeln. Hier bekommt man alles. Hier bekommt man Brot – freilich einen! Laib übelriechendes, schimmliges Brot für 50 K.! Ein kg Mehl kostet 50 K., ein kg Reis 80 K., ein Ei 8 K., eine Kerze 8 K., ein kg Butter 200 K., ein kg Fleisch 150–250 K., eine Gans 1000 K.! Kohle, Holz, Lebensmittel, Stoffe, alles zu Wahnsinnspreisen. Und das Bemerkenswerteste ist: Alle, die hier verkaufen, sind ausnahmslos Arbeiter. Ich stand mitten im Raum, erstaunt darüber, daß sich die Welt nicht einmal, sondern dreimal umgekehrt hat, und eigentlich niemand mehr weiß, wo oben und wo unten ist! Die ganze Welt dreht sich um die Arbeiterschaft, alle Zeitungen, alle Versammlungen, alle Vorträge. Alle rufen nach Hilfe, nach Hilfe für das Proletariat, nach Hilfe für die rachitischen Kinder, die zu fünft, zu acht in einem Zimmer mit zwei Betten vegetieren, nach Hilfe für die durch Not verschuldete Prostitution! Wir alle, fast alle, sind einverstanden, begeistert, hilfsbereit – und hier sind Arbeiter, die einen Haufen Geld haben, die begehrte Dinge zu höchsten, schamlosesten Preisen verkaufen; es sind Hunderte und Tausende; nirgendwo eine Spur von Not. Sie haben Pelze. Sie haben gute Schuhe, haben freie Zeit, haben Geld. Ich kenne mehrere Familien, darunter eine dreizehnköpfige. In ihren drei jeden Tag geheizten Zimmern ist es viel wärmer als in meinem einzigen, und niemals würde es zum Abendessen das geben, was ich koche – einfach, weil sie damit nicht zufrieden wären. Zum Frühstück trinken sie Milchkaffee und essen weiße Semmeln, und alle dreizehn haben rote, volle Gesichter, von Unterernährung ist nicht das geringste zu merken. Der Wiener Arbeiterschaft geht es nicht schlecht, wahrhaftig nicht! Es sei ihr gegönnt. Schlimmer steht es um die Staatsdiener, um die Menschen mit kläglichen Gehältern und zahlreichen Familien, die Postbeamten usw. – hier findet man vielleicht die größte Not, wenn sie auch nicht sichtbar ist! Dann die vielen, die keine Arbeiter sind, die vielen Witwen, Krüppel, Straßenkehrer, Briefträger, kleinen Handwerker – diese Familien vegetieren wirklich in Favoriten und Ottakring in muffigen Zimmern mit Wäscheleinen voller Lumpen. Dort herrscht angstvolle, nackte Not! Dabei spielen in Wien fünfzehn Theater, die trotz der enormen Preise täglich ausverkauft sind.

(Eine Loge zur Strauss-Premiere „Die Frau ohne Schatten“ kostet 1000 K., für einen Parkettplatz in der Oper zahlt man bei der einfachsten Vorstellung 60 K.) Zwanzig Kabaretts, zwanzig Bars, viele Restaurants, in denen man nicht unter 200 K. zu Abend speisen kann, alles voll. Auf der Straße schreiend bunte Reklame für Vergnügungsstätten aller Art. Kinos und Kaffeehäuser, die es in jeder Straße gibt, überfüllt. Die Modegeschäfte in der Kärntnerstraße voller Menschen. Pelze, Kleider, Stoffe, Hüte, Schuhe. Ein Paar Schuhe 1200 K.! Horrende Preise für Wäsche, Kleidung, Handschuhe. Und dabei wird ständig hektischer und gieriger gekauft. Es gibt Leute, denen nichts teuer, modern und neu genug ist. Wien praßt, Wien tanzt, Wien amüsiert sich, Wien singt und spielt Walzer und unsinnigere Operetten als je zuvor. Und dasselbe Wien siecht dahin, stirbt, ist voller Reparationskommissionen, und seine politischen Führer reisen in der ganzen Welt herum, um Hilfe zu erbitten. Die Züge fahren nicht, die Bevölkerung hat kein Brot, kein Mehl, keine Kartoffeln, Post, Telephon, Telegraph, alles funktioniert mit Müh und Not, unglaublich langsam, in Krankenhäusern und Kliniken liegen die Patienten in zerrissener Wäsche, und in den Gefängnissen brüllen die armen Verbrecher vor Hunger und Kälte so laut, daß die Menschen, die in der Nähe wohnen, nicht schlafen können!

Dabei sind Lokale und Spielbanken, wo Hunderttausende verdient werden, bis zum Morgen geöffnet, dabei werden an der Börse erstaunliche Geschäfte mit Valuten gemacht. Tausend Kronen bedeuten nichts. Weder für einen Geschäftsmann noch für einen Neureichen, einen Restaurateur, einen Kaffeehausbesitzer, einen Kunden oder einen Dieb. Für tausend Kronen bekommt man eine Bluse, ein Paar Schuhe, fünf Kilogramm Speck. Noch voriges Jahr konnte man mit einem Tausender im Monat auskommen, heutzutage reicht er nicht für eine Woche.

Wien ist toll – oder ist die Welt toll? Wien liegt in den letzten Zügen seines Ruhms, und was diese Stadt noch am Leben hält, ist die alte Tradition einer Großstadt, ist der Umstand, daß schon jahrelang alles in Betrieb ist, daß öffentliche Gebäude, Hotels, Restaurants, Bars und Theater vorhanden sind, daß der ganze Mechanismus auch dort funktioniert, wo Leerlauf herrscht. Aber am schlechtesten geht es hier uns, uns Tschechen. In Böhmen ist unsere Heimat, und hier sind wir gezwungen, die Last anderer mitzutragen, ohne daß uns die Unsrigen ein bißchen beistehen könnten!

Wäre es nicht möglich, für Angehörige der tschechischen Republik die Grenzen ein wenig zu öffnen oder Post und Verkehr zu erlauben? Wir durften aus der Heimat nicht einmal ein Stück Striezel, ein paar Krümel Mehl zum Fest bekommen. Mir blieb also nichts übrig, als Weihnachten wie ein Murmeltier unter dem Federbett zu verschlafen.

Wien

[1922]

Seltsam, daß jede Stadt ihr Gesicht hat, ihren Geist, ihren klaren, deutlichen Ausdruck. Man findet ihn jedoch nicht, wenn man mit einem Reiseführer von einer Sehenswürdigkeit zur anderen zieht, die Namen der repräsentativen Gebäude erfährt und die Sammlungen und Denkmäler betrachtet. Schlendert man aber eine Weile durch die Straßen, beobachtet einen Schutzmann, spricht mit einem Dienstmann, einer Krämerfrau, einem Milchmann, und am Ende gründlich und lange mit einem Droschkenkutscher, rundet sich das Bild von der Seele einer Stadt ab. In Berlin kann man zum Beispiel mit einem Kutscher gar nicht reden und ein bißchen philosophieren, weder über Politik noch über Liebe, ein Berliner Kutscher ist einsilbig, erpresserisch, unfreundlich. Dagegen ist ein Wiener Kutscher goldig, lieb, wie alle Wiener dieser Schichten. Es ist einfach unmöglich, daß jemand keine Zeit zum Plaudern hat. Ein Beamter auf dem Steueramt fragt nach der Gesundheit der Kinderchen, und eine alte Marktfrau erzählt, daß ihr Seliger an Gicht gelitten hat. Deshalb ist mir diese Stadt sympathisch, manchmal erscheint sie mir freilich auch lächerlich. Vielleicht ist sie stumpf oder sogar in Zersetzung begriffen, nicht energisch; aber die Menschen sind lieb, gut und fröhlich. Sie wollen, ja, offenbar wollen sie anderen etwas Liebes antun. So kommt es vor, daß mich der Schaffner in der Elektrischen begrüßt und meinen Hut lobt, aber nicht aufdringlich, unangenehm, er will damit nichts bezwekken, er will nicht mehr und nicht weniger sagen, als daß ich einen hübschen Hut habe, der mir stehe, und darüber freue er sich. Ist das nicht reizend?

Niemals geschieht es, daß jemand, der um etwas bittet, auf der Straße grob abgefertigt wird. Fragt man nach einer Adresse, kommt jeder mit und plaudert, über das Wetter, über Valuten, über die neue Operette, er drückt einem zum Abschied die Hand, freut sich darüber, in dem häßlichen Leben eine Gelegenheit zu einem

Schwatz gefunden zu haben, und geht froh gestimmt weiter. Alle, auch die „gut gekleideten Leute“, beginnen leicht und ungezwungen ein Gespräch, freunden sich mit jedem an, der zufälligerweise an der Trambahnhaltestelle, am Postschalter, in einer Schlange nach Eintrittskarten wartet. Ich weiß nicht, was in Wien geschehen müßte, damit das Volk darüber keine Witze machte. Einen runden, allerliebsten Witz, den schon der Dialekt von selbst hervorbringt. Steht eine Elektrische eine halbe Stunde im Schnee, amüsiert man sich nirgendwo besser als in dieser Bahn. „A Kutscher kann a jeder wern, aber fahren kann man nur in Wean“, stimmte unlängst der ganze Wagen an, als die Elektrische wieder einmal „nicht weiter wollte“. Anderswo, in jeder anderen Stadt, würde die Regierung mit Schimpfworten überschüttet werden; in Wien lachen die Leute. Ist es schlechter so, ist es besser so, wer weiß das? Aber lustiger ist es allemal. Und Lustigkeit ist der erste Grundsatz Wiens. Lustig um jeden Preis, lustig trotz alledem. Nie werde ich begreifen, woher die Menschen diesen Frohsinn nehmen. Die Preise für Eßwaren, Kohle, Verkehrsmittel steigen täglich. Wirksame Hilfe kommt von nirgendwo. Das Leben ist bitter, schwer, voller Sorgen, voller Fehlschläge, voller Hoffnungslosigkeit. Und doch sieht man nirgendwo Verzweiflung. „Noch a por Johr werden wir uns gfretten (durchschlagen), es wird schon besser wern“, sagte ein weißhaariger Greis zu mir, während er einen Rucksack mit Kartoffeln schleppte, nach denen er zwei Stunden gefahren war. Und das mit solcher Vertrauensseligkeit und Fröhlichkeit und guter Laune, als wäre er zwanzig Jahre alt und hätte Zeit genug zum Leben.

Diese gute Laune findet man überall, in einem teuren Nachtlokal und in einer Schenke in Grinzing, wohin die Wiener zu ihren berühmten Heurigen wandern. Zu der guten Laune gehört ein Klavier, gehören eine Gitarre und sentimentale Lieder. Wie sie gern lachen, weinen sie auch gern. Der Wiener hat Sinn für Vergnügen, da knausert er nicht. Er ist ein gutmütiger Materialist und ein leichtsinniger Optimist. Jeder Schuster trachtet danach, gut zu essen und gut zu trinken, wenn er seinen Laden schließt, und er will sich amüsieren, damit das Leben einen Sinn hat. Sonst freut ihn nichts. Er arbeitet weder mit Blick auf die Zukunft noch mit dem Willen, ein Ziel zu erreichen. Sondern damit es ihm gut geht. Seine Liebe zur Stadt, seine Liebe zum Volk ist oberflächlich, wie alles oberflächlich ist, auch die Tränen und die Witze und das Lächeln, sogar der kurze Kummer. Aber in seiner Oberflächlichkeit



Heuriger in Sievering (Wien XIX., Agnesgasse 1), um 1923

ist er gutmütig. Er gibt gern und teilt mit anderen. Er ist nicht habgierig und erpresserisch; er ist sehr aufrichtig, dumm offenherzig, und er schirmt sich mit seiner Dummheit auch dort ab, wo unsereinen die Wut packt. Deshalb wird man manchmal wütend. Man möchte jemanden schütteln, möchte schreien, auf diese Liedchen und die ewig gute Laune fluchen und etwas Tiefes, Schweren, Ernstes zutagefördern, herausschütteln. Aber würde niemals etwas finden. Und niemand würde begreifen, was man möchte. Das ist es: Vielleicht geht in dieser Stadt alles bergab. Vielleicht gibt es nichts, was nicht verrückt, verkehrt, verfehlt wäre. Vielleicht steht Wien – wieviele Jahre schon? – dicht vor einem Abgrund. Die Zeitungen schreiben das, und die Welt spricht davon. Trotzdem hat man das Gefühl, daß dieser Stadt nichts geschieht. Sie ist zwar in Gefahr, aber besitzt keine Tragik. Es gibt auch solche Menschen. Sie erleben schreckliche Schicksalsschläge und „überstehen" sie, ohne zu zerbrechen. Ein anderer wäre von einem halb so harten Schlag niedergeschmettert, erledigt, tot. Aber ihnen geschieht nichts. Nicht etwa, weil sie so viel Kraft besäßen, um Leid zu ertra-

gen und zu überwinden, auch nicht, weil sie so zäh wären, um alles auszuhalten. Vielmehr haben sie keine Tiefe. Ein Schmerz weiß gar nicht, wo er sich eingraben sollte, er gleitet ab und verschwindet. So ist Wien. Stets geduldig, tanzend, nett, singend. Keineswegs aus Heroismus. Auch nicht aus Schwäche. Einfach „so".

Wien ist eine angenehme Stadt, und wer sie durch und durch kennt, kehrt gern zurück, mit einem Lächeln; niemals mit Liebe, aber stets mit Sympathie, mit der Sympathie, die man beispielsweise einem närrischen, arglosen und etwas lächerlichen Menschen gegenüber verspürt, ohne ihn eigentlich gut zu verstehen. Etwa so, wie man jemanden liebgewinnt, der eine gelbe Krawatte trägt und Kanarienvögel züchtet. Es gibt solche Menschen. Sie sind immer irgendwie lieb. Schon deshalb, weil man über sie lächeln kann. In Wien bleibt man kühl, fremd, nicht betroffen, und trotzdem fühlt man sich recht wohl; wer hier jedoch leben müßte, würde die Stadt auf einmal hassen. In Wien gibt es keine tiefen Gedanken. Es gibt keine Ideen. Sie verflüchtigen sich wie Schatten. Menschen, die keine Trostlosigkeit angesichts des Todes kennen, sind am unbegreiflichsten. Nichts verbindet uns mit ihnen. Städte – gibt es noch irgendwo eine solche Stadt? – werden zu Feinden, wenn sie so sind. Man kann hier nicht arbeiten. Kann nicht denken und nicht leben.

Wien tötet Menschen, die etwas leisten wollen, auch diejenigen, die dazu die Fähigkeit haben. Weil sie nicht herausgefordert werden. Gerade weil die Stadt so nett und gutmütig ist, daß man auf ihrem Pflaster nicht verhungern kann. Weil sie die Menschen nicht geißelt, damit sie bluten, wie das fast jede andere Stadt tut. Solche Schläge schmerzen, aber glauben Sie mir, sie sind gesund. Wien ist jedoch ein Sumpf; es hat keine Kraft, um Lasten zu tragen. Es weicht ihnen aus. Und schiebt sie beiseite.

Direktzug Prag–Wien

[1925]

Wir stehen auf einem Bahnsteig des Wilson-Bahnhofes und warten auf den Schnellzug, den Direktzug Berlin–Wien über Prag, ich und meine Feinde. Ein Feind ist hier jeder, und wir messen uns mit bösen Blicken. Wir sind Feinde, weil wir alle einen Sitzplatz haben wollen. Wir sind eine Räuberbande, die einen wehrlosen Zug überfällt, sobald er sich nähert. Die Dame mit dem plumpen Hut gehört

nicht dazu, sie hat nur ein Holzköfferchen und offenbar eine Fahrkarte dritter Klasse. Auch der Herr, der auf und ab geht, weil er als Gepäck lediglich eine Aktentasche hat und auf Legitimation höchstens bis Tabor fährt. Dagegen ist die Dame im Pelzmantel, die mehrere mit Zetteln aus Venedig, Brüssel und Paris beklebte Koffer besitzt, zweifellos eine Feindin. Sie fährt bestimmt über Wien. Große Koffer, kleine Koffer, Köfferchen und ein blauer Schleier über dem Gesicht, auf den ersten Blick sieht man, daß sie sich im Reisen auskennt. Sie wird ihre Ellbogen gebrauchen, wenn es nötig ist. Sie wird nicht gestatten, daß im Coupé geraucht wird, und wird Apfelsinen in Lederhandschuhen schälen. Bis zur Grenze wird sie tschechisch sprechen, hinter der Grenze deutsch. Der kurzbeinige Herr gegenüber trägt weiße Gamaschen und einen Anzug der Firma Kníže, Wien–Karlsbad; er kommt gerade vom Balkan und handelt mit Seide, im Coupé wird er sein flaches Mützchen abnehmen, mit dem er wie ein Engländer aussieht, und wird mich wie ein Franzose hofieren, dabei ist er in Wirklichkeit ein Jude. Die Frau auf der Bank hat ein Baby, das in fünf Windeln eingewickelt ist, sie wird ein Fläschchen mit Nuckel und Windeln und Gummiunterlagen auspacken und wird schschsch und bububu sagen, und sie wird behaupten, daß ihr kleiner Fratz nur heute und rein zufällig schreie und sonst still wie ein Engelchen sei. Feind neben Feind.

Aus dem Zug, der eingefahren ist, quillt eine Schar von Befreiten. Noch wenige Schritte, und sie sind auf der Straße, gehen wieder auf der Erde, öffnen Türen, setzen sich an einen Tisch. Drinnen ist eine Handvoll billiger Sieger geblieben. Das Coupé hat sich geleert, und sie haben die besten Plätze besetzt. Sie blicken uns an, als wären wir Einbrecher, und haben vornehme, artige Gesichter, auf denen geschrieben steht: Die Leute drängeln sich wie Gesindel! Sie tun so, als gehörten sie zur soliden, ungefährdeten Hälfte der menschlichen Gesellschaft. Sie sitzen auf ihren Fensterplätzen wie Herren im Auto, ein Stück eroberten Bodens unter den Füßen, und strahlen die Sicherheit und gemessene Würde von Besitzenden aus. Sieben von uns stürzen ins Coupé, sieben blutgierige Raubtiere, fünfen gelingt es, ein Plätzchen zu ergattern, fünf Menschen verbünden sich in Solidarität gegen zwei, fünf gemeine, freundliche Lächeln erscheinen auf fünf satten Gesichtern und bedauern: leider besetzt.

Fünf Eindringlinge und ein Eingeborener, zusammen sechs, eine kleine Gruppe, eine Besatzung, die für sechs Stunden zu ei-

nem gemeinsamen Leben verurteilt ist. Alle wissen: Wir müssen miteinander auskommen und uns vertragen; das ist das beste, was wir tun können. Eben noch haben wir gedrängelt, geschubst, gerauft, getreten, gestoßen, haben uns wütend mit Blicken durchbohrt, jetzt sind wir auf einmal wohlerzogene Menschen der besten Gesellschaft. „Gestatten Sie, daß ich den Koffer über Ihren Sitz stelle?“ „Aber gern.“ „Ihre Tasche hat noch hier bei mir Platz.“ „Vielen Dank.“ „Vorsicht, gnädige Frau, Sie zerdrücken sich den Hut, wenn Sie erlauben, lege ich ihn aufs Netz.“ „Sehr liebenswürdig.“ „Wenn Sie mein Mantel stört, kann ich ihn oben unterbringen.“ „Aber keineswegs, wirklich, im Gegenteil.“ Wir sitzen da mit dem angenehmen und schmeichelhaften Gefühl, daß wir uns ausgezeichnet benommen haben, wie es sich eben auf Reisen schickt und ziemt. Wir betrachten uns gegenseitig mit Wohlgefallen, und mit kaum merklichem Lächeln geben wir einander zu verstehen, daß wir hier, wir sechs in dem kleinen Coupé, feine Leute sind. Das Gesindel, das sich drängelt, was wir einfach nicht begreifen, ist draußen geblieben.

Noch verabschieden sich die Menschen an den Fenstern von ihren Begleitern auf dem Bahnsteig. Keiner weiß, was er sagen soll, und schweigen paßt irgendwie nicht. „Grüß die Tante“, sagt einer, „und schreib mir gleich.“ „Nun bald werde ich auch da sein“, sagt ein anderer und zieht ohne Grund seine Uhr hervor. „Wir haben schon eine Minute Verspätung. Und grüß die Tante“, fügt er hoffnungslos hinzu. Von fern ist Türenschlagen zu hören, es wird gepfiffen, geschrien. Die Menschen auf dem Bahnsteig atmen befreit auf, zücken Taschentücher und strecken die Hände aus. „Grüß die Tante“, rufen sie. Zeitlebens sind die Menschen zu den Tanten nicht so aufmerksam, als wenn sie jemanden zum Zug begleiten.

Jetzt wissen wir nicht, wohin mit den Augen. Wir haben unnahbare Gesichter und sitzen steif da. Wir blicken aus dem Fenster, sinnieren, lesen Zeitung. Es ist still wie in der Kirche, der Herr in der Ecke schlummert. Der Schaffner kommt, sechs Hände reichen sechs Fahrkarten. Und wieder Stille. Bum-ta-ta, dröhnen die Räder. Draußen liegt eine langweilige Landschaft, hinter toten Feldern geht farblos die Sonne unter. Ein Bahnhof nach dem anderen huscht vorüber, jedesmal wundere ich mich: Hier leben also auch Menschen? Es kommt mir vor, als müßte ich über etwas nachdenken. Rhythmisch laufen die Gedanken durchs Hirn, bum-ta-ta, bum-ta-ta, aber sie ergeben keinen Sinn.

Die Grenze. Eine Stunde Aufenthalt. Sechs schweigende Menschen stehen auf und reichen sich die Koffer. „Verzeihung, das wollte ich nicht“, sagt ein Herr, der sein Köfferchen einem anderen auf den Kopf fallen läßt. „Das geht doch nicht anders“, behauptet gutmütig der Betroffene, und mit den Worten „diese verdammte Kontrolle“ bricht er das Eis. „So etwas Dummes“, ertönt es vom Fenster her. „Ich mache das jede Woche durch“, erklärt der Herr mit der Mütze. Sechs Menschen ist die Zunge gelöst worden. Der Zollbeamte gerät in ein Wespennest. Die sechs halten zusammen, das spürt man. Mit Wespensolidarität. Als sie wieder allein sind, schimpfen sie. Auf die Regierung, auf die Eisenbahn, auf die Zeitungen, auf die Republik. „Voriges Jahr bin ich im Schlafwagen von Berlin nach Paris gefahren …“, erzählt ein Herr, und schon weiß man, daß er in Paris war und nobel im Schlafwagen gefahren ist. Sollten Sie nie im Schlafwagen gereist sein, machen Sie schnell ein Gesicht, als täten Sie das täglich, und sagen: „In Italien ist das ganz anders …“ Da hast du’s, jetzt weißt du, daß ich in Italien war. Dann kommen Bekannte an die Reihe. „Habe ich doch neulich zu meiner Gattin gesagt, als sie vom Tee beim Herrn Minister kam …“ „Ach, die Frauen sind alle gleich. Die Freundin meiner Gattin, die Frau Sektionschef …“ Erstaunlicherweise fahre ich immer mit sehr vornehmen Leuten, ich weiß nicht, wie das kommt. Danach wird von der Familie erzählt. Die Väter nehmen aus der linken Brusttasche ihr Portefeuille und daraus eine Photographie ihrer Kinder. (Alle Väter der Welt tragen die Photographien ihrer Kinder an dieser Stelle bei sich.) „Das ist ja ein allerliebstes Bürschlein“, sagen Sie, „und wie selbstbewußt er dreinschaut.“ „Ich bilde mir bestimmt nichts ein“, erklärt der Vater, „aber er ist wirklich ein aufgewecktes Kind. Neulich hat er gesagt: Papa, deine Schuhbänder gucken vor! Deine Schuhbänder gucken vor, hat er gesagt. Ein lustiger Einfall, nicht wahr?“ Wenn Sie all das hinter sich gebracht haben, müssen Sie noch einige politische Ansichten über sich ergehen lassen. „Mein Herr, Sie kennen die Deutschen nicht. Die lassen sich das nicht gefallen. Ein Bekannter hat mir anvertraut“ – hier dämpft er die Stimme und reißt die Augen auf –, „daß sie einen Tunnel bis unter Paris graben. Dann wollen sie Paris in die Luft sprengen. Sie können mir glauben, mein Herr, er hat das mit eigenen Augen gesehen.“

Schließlich folgen noch einige Komplimente (das schon kurz vor Tulln). Der Herr gegenüber bietet Bonbons an, zwinkert und

sagt (wenn er ein fescher Kerl ist): „Gnädigste, ich kenne alle schönen Frauen in Prag, wie kommt es, daß ich Ihnen noch nie begegnet bin?“ Oder (wenn er mehr Familienvater ist): „Der Herr Gemahl wird schon ungeduldig warten, nun freilich, so ein allerliebstes Frauchen.“

Der Zug fährt und fährt, Klosterneuburg, Nußdorf. Die Vorstadt. Die Räder sagen schon nicht mehr: Bum-ta-ta, bum-ta-ta. Sie fahren über Weichen, rattern ohne Rhythmus. Heiligenstadt, die ersten Häuser, die erste Elektrische. Sechs Menschen ziehen sich an, sechs Menschen suchen ihre Sachen zusammen, sechs Menschen stürzen zum Fenster. Für sechs Menschen ein Gepäckträger. „Hier meinen Koffer“, ruft der Herr mit den Bonbons und stößt mich in die Rippen. „Hier meinen“, schreit der Herr mit dem Tunnel unter Paris und reißt mir die Handschuhe aus der Hand. „Hier meinen“, brüllt der Herr mit dem aufgeweckten Jungen und den Schuhbändern und drückt mir den Hut auf die Ohren. Von rechts, von links strömen Menschen, schreien wie rasend. Ich falle aus dem Wagen mit abgerissenen Knöpfen, mit zerzaustem Haar, den Hut unter dem Arm. Der Herr aus Berlin tritt mir noch auf den Fuß. Dann wird es still.

PAVLA KYTLICOVÁ

Eltern und Kinder

Erstdr. 1927–1931
(Auszug)



Pavla Kytlicová (geb. Balíková)
Geb. 1874 in Wien, gest. 1932 in Tassau

Die Tochter eines Wiener Tschechen besuchte bis 1894 in Wien deutsche Schulen. Ihr Vater, der aus Beneschau gebürtige Jan Balík, war Beamter im Handelsministerium und eine für seine Verdienste um das Vereinsleben in der tschechischen Volksgruppe hochgeachtete Persönlichkeit. 1903 heiratete sie den in Wien tätigen tschechischen Arzt Vladimír Kytlica und ging mit ihm nach Böhmen und später nach Mähren. Nachdem die Ehe gescheitert war, lernte Kytlicová 1918 Jakub Deml kennen und lebte mit ihm von 1921 bis zu ihrem Tod in seinem Haus in Tassau. Sie gab dort Band 7 bis 18 seiner „Šlépěje“ (Fußspuren) heraus und verfaßte auf Anraten Otokar Březinas und unter dem Einfluß von Deml die von ihr 1927 bis 1931 im Eigenverlag veröffentlichten fünfbändigen Erinnerungen „Rodiče a děti“ (Eltern und Kinder). Sie schildert darin in lose aneinandergereihten Episoden das Familienleben auf dem Hintergrund der tschechischen Volksgruppe bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts und setzte vor allem der aufopfernden Persönlichkeit ihrer Mutter ein Denkmal.

Meine Trümpfe

Wir sind wieder in Wien. Ich gehe schon zur Schule, allerdings in eine deutsche, denn die einzige tschechische, die Komenský-Schule, war anderthalb Stunden von uns entfernt und außerdem auch schon weit im voraus überfüllt. Ich konnte bis jetzt noch kein Wort Deutsch. Anfangs verspotteten mich die Mitschülerinnen, indem sie mir „Böhmak, Böhmak, um drei Kreizer Schnupftabak!“ zuriefen, und sie schubsten mich auch oft herum. Und als mich einmal so eine wilde Nationalistin beim Ohr packte, daß sie es mir fast ausgerissen hätte, sprang ich sie an wie eine Katze, klebte ihr eine ordentliche Ohrfeige und kratzte sie auch noch gehörig.

Ich erinnere mich, daß mich die Lehrerin dafür tadelte. Ich verstand sie zwar nicht, aber ihre Augen sprachen eine deutliche Sprache. Da legte ich aber auf tschechisch los, und erstaunlicher Weise errötete die Lehrerin und konnte sich das Lachen nicht verbeißen, wie ich mich ärgerte. Also war sie ohnehin eine Böhmin, nur germanisiert! Von da an hatte ich von allen Seiten Ruhe.

Gegen Ende des Schuljahres mochten mich schon alle, und wenn wir gemeinsam mit einer höheren Klasse Turnen hatten, reichten mich die älteren Mädchen wie eine Puppe herum.

Kaum konnte ich Deutsch, freundete ich mich auch schon mit den Kindern aus dem ganzen Haus an. [...]

Der Kronprinz heiratet

Aus der Zeit, als wir noch in der Beatrixgasse wohnten, erinnere ich mich an die Illumination der Stadt, als der Kronprinz Rudolf heiratete. Damals ging ich den Eltern zweimal verloren. Es gab auch allen Anlaß dazu: Allein schon die beleuchteten Fenster! Lampions in allen Farben! Feuerwerke! Raketen! Die aus lauter Lichtern zusammengesetzten Monogramme *R S* und Kaiserkronen! Einer der Pyrotechniker hieß Stuwer, ein anderer Silberer. Das

waren die bekanntesten. Mit Gezische und Geknatter stiegen die Raketen empor, wetteiferten mit den Sternen, die Wiener, vor Begeisterung außer sich, brüllten: *„Bravo Stuwer! Bravo Silberer! Heil! Heil! Hoch soll'n sie leben! Hurra!"*

Ich wäre sicher zerquetscht worden wie eine Raupe, aber ein Herr hatte den glücklichen Einfall, mich rittlings auf seine Schultern zu setzen und an den Beinen festzuhalten!

Blumenkorso

Drei Stunden vor der anberaumten Zeit, in glühender Sonnenhitze, kaum Luft bekommend, mit am Gaumen angetrockneter Zunge, hatten wir es dennoch erwarten können! Auf der Ringstraße fahren die ersten Wagen: einer ist mit Veilchen geschmückt, der zweite quillt über vor Lilien, der dritte leuchtet vor Rosen, der vierte duftet nach Jasmin, der fünfte ist ein Nelkenfeuer, der sechste erstarrt im wächsernen Weiß der Tuberosen, deren betäubender Duft sich über uns ergießt wie eine Brandungswelle, es folgten Pfingstrosen, Kornblumen, Maiglöckchen, ja eine dieser Kutschen glich einem mit Orchideenblüten durchwachsenen Nest, und in der Mitte schwebte einem Kolibri gleich der Körper einer blutjungen Aristokratin.

Auf einmal flogen wie das Rauschen unsichtbarer, breiter Flügel von Mensch zu Mensch, von Menge zu Menge die Worte: *„Unser' Kronprinzessin!"*

Sie enttäuschte mich. Ihrem Bildnis nach hatte ich sie mir schön vorgestellt. Wir standen nahe der Burg, sie konnte also vom unablässigen Grüßen und Lächeln noch nicht müde sein. Ich hatte den Eindruck, daß in diesem Wagen alles matt war. Das Gesicht auffällig lang, helles aschblondes Haar, lichte Augen, weißliche Augenbrauen und Wimpern, und das alles ging unter in einer Flut hellvioletten Flieders. Mir tat die Prinzessin fast leid, daß sie während dieser langen Fahrt immerfort mit dem Kopf nach rechts und nach links nicken mußte, und dazu mit dem eingefrorenen Lächeln, mit dem ich Aristokratinnen auf Wohltätigkeitsbasaren blitzsaubere Wäsche zu hohen Preisen gewöhnlichen Sterblichen hatte verkaufen sehen.

Unsere Schulen

Unsere erste Schulweisheit hatten wir in der Strohgasse eingesaugt. Dann besuchten wir die Apfelschule; diese Schule war im „Apfelhaus“ untergebracht. [...] Dann gingen wir drei Jahre ins Herz-Jesu-Kloster in der Erdbergstraße, wo wir am meisten gelernt haben. Außer den Pflichtgegenständen bekamen wir dort auch noch Extrastunden in Französisch und Klavierspiel. Französisch ging meiner Schwester wie von allein in den Kopf, dafür war das Üben der Tonleitern nicht nach ihrem Geschmack. Die Nonne ließ meine Mutter wissen, es wäre schade um jeden Kreuzer, Lidka wolle sofort Walzer spielen. [...] Ich [...] freute mich immer das ganze Jahr auf die Weihnachtskrippe: Ein wirkliches, lebendiges Christkind lag darin! Die ganze Verwandtschaft der Schülerinnen und die Mäzene des Klosters wurden zu dieser Weihnachtsfeier eingeladen. Das Jesulein wurde aus der ärmsten Familie ausgesucht und am Schluß der Feier inmitten von Blumen in einer Nische zur Schau gestellt, und die fortgehenden Gäste legten Almosen zu seinen Füßchen nieder, und die glückliche Mutter trug dann ihr „Jesuskindlein“ samt den Gaben heim.

*

Dann absolvierten wir noch die Bürgerschule, die gleich in unserer Nachbarschaft [der Ungargasse] lag. Ich ging zwar gerne hin, konnte dort aber während der gesamten drei Jahre keine einzige Freundin gewinnen, im Gegenteil, es kam häufig zu Streit. Der erste Anlaß zu diesen Streitereien war irgendeine amtliche Volkszählung: Man legte uns eine Liste vor, die wir ausfüllen mußten. Es war meiner Aufmerksamkeit nicht entgangen, daß einige meiner Mitschülerinnen, obwohl sie geborene Tschechinnen waren, in die Rubrik „Umgangssprache“ *Deutsch* eintrugen. Das machte mich so zornig, daß ich auf meiner Liste mit auffälliger Fettschrift *Boehmisch* in diese Rubrik schrieb. Der Lehrer, ein fanatischer Nationaler, namens Gmeinboeck, rief mich zu sich heraus und sagte streng: „Glauben Sie, daß wir blind sind? Oder warum haben Sie das da so auffällig hingeschrieben?“ – Weil ich eine Böhmin bin und mich dafür nicht schäme wie meine Mitschülerinnen, die sich als Deutsche ausgeben! – Der Lehrer begann zu schäumen: „Es stimmt aber nicht, ihre Umgangssprache ist Deutsch!“

Ich gab ihm barsch zurück: „Nur hier! Daheim dürfen wir gar nicht deutsch sprechen!“

„Frecher Bengel!“, machte der Lehrer seinem Herzen halblaut Luft.

*

Ich erinnere mich dort an eine Mitschülerin, eine Jüdin. Sie hatte ein streng regelmäßiges, dunkelbraunes Gesicht, Augen und Haare schwarz wie die Nacht, eine gerade Nase, einen langsamen, vornehmen Gang, und ich dachte mir immer im Geiste auf ihrer Schulter einen Krug dazu: es war tatsächlich so, als würde sie die Schönheit tragen. Auch sie hatte keine Freundinnen, sie war unnahbar und hieß Altar. Ich sah sie verzückt an. Wir grüßten einander mit einem Lächeln, kamen uns aber nie näher. [...]

Die Kaiserin

Ziemlich oft unternahm meine Mutter mit mir Morgenausflüge. Diesmal standen wir besonders früh auf, schon vor vier Uhr, und wanderten über die Sophienbrücke in den Prater. Damals fingen gleich hinter der Brücke die Wiesen an, und wir begaben uns zur Hauptallee. Erst dort machten wir Rast.

Beide liebten wir leidenschaftlich Bäume und Blumen, und diese wonnige Stille, diese Einsamkeit, der Duft des Morgentaus wirkten auf uns in einer Weise, daß sie in diesem Moment auch unser gesamtes Verhältnis zueinander veränderten. Mutter wurde ganz jung, und ich wiederum gleichsam erwachsener. Wir kamen einander so nahe, daß fast kein Unterschied zwischen uns war. Ich vertraute mich ihr mit allem an, und sie erzählte mir auch so manches, was ich erst nach Jahren verstand. Es war wie eine gemeinsame Beichte von uns beiden. [...]

Wir verstummten. Die Sonne ging auf. Ich höre leichte Hufschläge. „Mama“, sage ich, „eine Dame auf einem Pferd nähert sich von dort unten auf der Allee! Ist das vielleicht die Kaiserin?“

„Was weiß ich, wär’ schon möglich“, meint Mutter, „warten wir!“ Wir blieben auf dem für die Fußgänger bestimmten Weg stehen, gleich neben dem Reitweg, der hoch mit Lohe bestreut war; ich roch sie sehr gerne und rannte manchmal darin herum, um diesen Duft aufzuwirbeln. Die Reiterin kommt in leichtem Trab daher. Hinter ihr in gebührendem Abstand ein Lakai.

Es war die Kaiserin! Mutter erkannte sie! Sooft ich ihr Bild gesehen hatte, war mir eingefallen, ob sie wirklich so schön war, aber

in diesem Moment dachte ich nicht daran, so fesselte mich ihre Erscheinung, besonders ihr Gesichtsausdruck. Es war eine fast verächtliche Kälte, ein Antlitz wie aus Marmor gemeißelt. Es schien mir, als ob sogar dieses Pferd hochmütig geweitete Nüstern hätte und Blut schnauben wollte!

Sie war mit ihm wie zusammengewachsen.

Für einige Sekunden hielt sie ihr Pferd an und blickte forschend in die Schneise des Hains in jene Richtung, wo wir standen. Sie war schlank wie eine Gerte, trug einen glänzenden Zylinder auf dem Kopf, und ihr dunkles, ungewöhnlich reiches Haar hing ihr, zu einer dichten Flechte gewunden, fast bis zur Mitte des Rückens hinunter. Auf einmal versetzte sie ihrem Pferd einen leichten Hieb und flog im Galopp weiter. Ihre Schleppe flatterte hinter ihr her wie der Flügel eines schwarzen Vogels.

Als ich der Sprache wieder mächtig war, schmiegte ich mich an meine Mutter und sagte: „Ich möchte keine Kaiserin sein!“

Trotzdem hätte ich gerne gewußt, ob sie uns gesehen hatte, und fragte meine Mutter danach. Sie darauf: „Ja, sie hat uns gesehen, so wie diese Lohe, sie ist sich dessen nicht einmal bewußt!“

Nach einer Weile bemerkte Mutter: „Die Arme, sie hat so früh aufstehen müssen wie wir, und vielleicht ist das die einzige Zeit, wo sie sich selbst gehört!“

Meierei Krieau

Wieder einmal waren wir mit Mutter im Prater. Auf dem Heimweg gingen wir an einer Art Milchwirtschaft oder Kaffeehaus vorüber und da verspürten wir, wie alle Kinder, plötzlich mächtigen Hunger. Und auch Mama fragte uns: „Möchtet ihr lieber Würstel oder Kaffee?“ Wir wählten natürlich das Nächstliegendste, also das Kaffeehaus.

Wir waren bisher noch nie in dieser Gegend gewesen.

Wir betraten den Garten. Unter dichtbelaubten Bäumen standen Marmortischchen und Eisenstühle, und wir waren mutterseelenallein, weil die letzten Gäste, ein alter Herr mit einer Dame, gerade weggegangen waren. Wir suchten uns einen schönen Platz, und bevor uns noch jemand bedienen kam, stürzte eine ganze Geflügelschar herbei und umringte uns von allen Seiten. Da gab es einen Pfau mit einem Pfauenweibchen, einen Puter, Perlhühner,

einen riesigen Hahn, große Hennen, kleine Zwerghühner mit einem winzigen Hahn, Täubchen und natürlich einen Haufen Spatzen. Wir waren ganz entzückt und konnten die Semmeln nicht erwarten, um sie für dieses liebe Federvieh zu zerbröckeln. Plötzlich kam ein Fräulein, eine hübsche Brünette, mit einem in der Taille schön eng geschnürten schwarzen Kleid mit einem winzigen weißen Spitzenschürzchen, und auf dem Kopf hatte sie ein breites, schwarzes Seidenband, wie es die Elsässerinnen tragen. Sie verbeugte sich höflich und fragte, was wir wünschten.

„Also fünfmal Kaffee; in der Kanne oder in Portionen?"

Unser Pepík wußte schon, daß eine „Portion" ausgiebiger war, und verkündete „bescheiden", daß er sich eine Portion wünsche. Als Mutter es erlaubte, schauten wir sie fragend an, was diese Protektionsbehandlung zu bedeuten habe. Das Fräulein zögerte einen Moment, und Mama sagte: „Also bringen sie fünf Portionen!"

Unterdessen brachte noch so ein schönes Fräulein ein großes Silbertablett, und darauf lagen ein in Stücke geschnittener halber Gugelhupf, schön gelb wie aus lauter Eidottern und mit Rosinen bestreut; außerdem alle möglichen Strudel und Zuckerwerk, und daneben stand ein silbernes Körbchen mit kleinen Semmeln. Im Nu hatten wir jeder ein Stück dieses verlockenden Gugelhupfs vor uns, aber dann schob Mutter die „gelbe Gefahr" diskret beiseite, wobei sie uns versicherte, daß Semmeln zum Kaffee am besten schmeckten.

Jetzt kamen beide Fräuleins, und wir konnten uns nicht genug wundern, wieviel Geschirr manche Menschen zum Kaffeetrinken benötigen.

Jeder von uns bekam ein Silbertablett vor sich hingestellt und darauf ein Silberkännchen mit schwarzem Kaffee, ein anderes Silberkännchen mit Schlagobers und ein Silbertellerchen mit Würfelzucker.

Gott, war das ein Luxus! Uns war nicht ganz geheuer zumute. Aber Mutter ermutigte uns fröhlich, so daß wir uns an die Arbeit machten. Am liebsten hätten wir bereits mit dem Geflügel gespielt, aus Angst, es würde uns davonlaufen. Und erstaunlicherweise war dort alles nobel, selbst dieses Federvieh! Es hüpfte nicht ungeduldig herum, sondern wartete manierlich. Der Pfau ließ sich von allen Seiten bewundern, dann schlug er sogar seinen Fächer auf, der Truthahn kollerte, aber gewissermaßen nur aus Höflichkeit, die Tauben gurrten, die Perlhühner piepsten wie aus einem Traum,

bloß die Spatzen – die sind wahrscheinlich überall gleich: ihnen dauerte es schon etwas zu lang, und zum allgemeinen Jubel flog einer bis auf den Tisch.

Wir waren in so gehobener Stimmung, alles kam uns so merkwürdig, aber schön vor, daß auch wir unseren Jubel und unser Lachen unwillkürlich dieser ungewohnten Umgebung anpaßten!

Als wir mit der Kaffeejause fertig waren und ungefähr zehn Semmeln verfüttert hatten, bemerkten wir, daß Mutter mit dem einen Fräulein etwas besprach und dieses Fräulein so nett und herzlich lächelte. Sie verbeugte sich höflich, wir ebenfalls und – gingen fort ...

Erst am nächsten Tag vertraute mir Mutter daheim an, welche Ängste sie ausgestanden hatte, wohin wir uns da verirrt hatten! Und als sie dieses Silber und dieses Gebäck sah, vor allem aber diese aristokratische Bedienung, wie sie da angeblich rasch im Geist ihre Barschaft überschlagen, am meisten aber gerechnet hatte, ob ihr noch etwas übrigbliebe. Sie hatte zufällig drei Gulden bei sich gehabt, für die damalige Zeit viel Geld! Trotzdem ging sie aber, als sie zahlen wollte, dem Fräulein entgegen ... Das Fräulein begann zu rechnen: 5 Portionen Kaffee zu 45 Kreuzer, 5 Stück Gugelhupf zu 20 Kreuzer und 10 Semmeln 20 Kreuzer, zusammen 3 Gulden 45 Kreuzer. Mama rückte mit der Wahrheit heraus und zog das Fräulein ins Vertrauen, indem sie ihr ihre 3 Gulden und eine goldene Uhr als Pfand gab. Das Fräulein begann herzlich zu lachen und wies die Uhr entschieden zurück: „Aber gnädige Frau, messen Sie der Angelegenheit nicht so eine Bedeutung bei! Kein Gedanke, daß ich Ihr Angebot annehmen würde! Wenn Sie *zufällig* wieder einmal bei uns vorbeikommen, dann gleichen wir diese Kleinigkeit aus, das ist nicht einmal der Rede wert!“ – „Um keine Nuance hat das Fräulein ihr respektvolles Benehmen verändert“, sagte Mama, „ich denke, sie hätte sich nicht anders betragen können, wenn sie gesehen hätte, daß noch eine Menge Banknoten in meinem Portemonnaie geblieben wäre!“

Alle Sorgen und Unannehmlichkeiten hatte Mama für sich behalten, um uns unsere festliche Stimmung nicht zu verderben. Ungefähr nach zwei Tagen gingen wir gemeinsam hin, um die Rechnung zu begleichen, und Mama brachte dem Fräulein dazu noch zwei entzückende, geschmackvolle Anstecknadeln mit, mit denen man damals Schürzen mit einem „Latz“ befestigte: es waren Korallen, die die Form von Händchen hatten. Dieser noble Hof

hieß *Meierei Krieau,* und es gaben sich dort die oberen Zehntausend ein Stelldichein, wenn sie von den Pferderennen hier durchkamen.

Die Firmung

[...] Der Festtag brach an. Ein wunderschöner Tag. Das ganze Haus war auf den Beinen, alle Welt kam uns bewundern!

Wir hatten Kleidchen aus rosa Batist mit cremefarbener Spitze darüber an. Man trug damals ein ganz glattes Leibchen und hinten am Röckchen eine mit zwei Reifen vergrößerte Tunika. Es ist mir heute schleierhaft, wie man darauf sitzen konnte.

Herr Rausch drehte uns kunstvolle Locken, man nannte sie „Stoppellocken", er hatte einen sehr guten Geschmack und bemerkte sofort, daß bei einer derartigen Haarfülle nicht zuviel „Stoppellocken" sein sollten, daher machte er möglichst wenige, aber breite, die hinten am Rücken herunterhingen wie glänzende Hobelspäne aus Seide; vorne ließ er den Haaren die Naturwelle und flocht eine rosa Schleife ohne jegliche Rosette wie ein Diadem und so, als würde sie sich in den Haaren verlieren, hinein. Es war so schön, daß wir von seinem großen Spiegel gar nicht weichen wollten!

Die Equipage kam, eine viersitzige Kutsche, zu der man in Wien Landauer sagte. Der Kutscher mit einem Zylinder, vor dem Haus alles voller Leute, es war wie bei einer Hochzeit!

Unser Karli setzte durch, daß er neben dem Kutscher Platz nehmen durfte; Karli war durch und durch neu, ein brauner Samtanzug, gelbe Schuhe, ein breiter feiner Strohhut.

Schon die Fahrt in den Stephansdom war aufregend! Aus allen Richtungen kamen Kutschen angefahren, eine Menge Frauen winkten dort mit weißen, schmalen Bändern (ich weiß gar nicht mehr, wozu das war). Von den Zeremonien ist mir nichts erinnerlich, außer daß sie, wie uns vorkam, sinnlos lange dauerten. Draußen scheint doch die Sonne, der Kutscher wartet, die Pferde scharren ungeduldig mit den Hufen, und diese Herrlichkeit wird nur bis Sonnenuntergang dauern, und weiß Gott, ob uns in unserem ganzen Leben noch etwas Ähnliches geboten werden wird!

Endlich! Schon ist alles fertig, und jetzt nichts wie hinaus!

Herrschaften, gut saß es sich auf dieser Federung, und wie fein das Hirschleder dieser glatten Polster war!

Unterwegs begegneten wir lauter Adeligen, die in die gleiche Richtung fuhren wie wir, zum Prater natürlich!

Als wir in der Hauptallee angelangt waren, wartete dort schon Herr Hauptmann Kessler auf einem schönen braunen Pferd und ritt den ganzen Weg neben uns durch die Allee, die nur Reitern vorbehalten war; es war genau jene Allee, wo wir damals zeitig in der Früh der Kaiserin Elisabeth begegnet waren.

Und als Frau Kessler ihre goldene Lorgnette an die Augen hielt und der Herr Hauptmann salutierte und sein Pferdchen auf den Hinterbeinen stehen ließ, fehlte uns nur mehr ein Fotograf! Würde ein gewöhnlicher Sterblicher so etwas denn gleich auf Anhieb glauben?

Und die Rast im Ersten oder, ich weiß schon nicht mehr, in welchem Kaffeehaus – aber seien Sie versichert, es war das nobelste! Schokolade, Eis und weiß Gott welche Errungenschaften! [...]

Wie wir übersiedelten

Wie wir es verabredet hatten, wartete Mutter auf mich bei der Rochuskirche auf der Landstraßer Hauptstraße. „Komm", sagte sie, „wir werden uns auch von dem Ort verabschieden, wo Papa und ich geheiratet haben, und wo ihr alle getauft worden seid!"

Als wir aus der Kirche traten, bemerkte Mama: „Warten wir nicht auf die Tramway und gehen wir lieber ein Stück zu Fuß, den Möbelwagen werden wir schon noch einholen!"

Weiß Gott, warum mir unser Umzug ein wenig wie ein Begräbnis vorkommt, schließlich ziehen wir doch in ein besseres, in unser eigenes, Haus, und es läßt sich mit dem alten und unserer früheren Wohnung gar nicht vergleichen?

Daraufhin erklärte mir Mama: „Mein liebes Kind, das kommt davon, daß du nicht nur ein altes Haus und eine ärmliche Wohnung verläßt, sondern dort deine Kindheit zurückläßt und wir nicht wissen, was das Leben bringen wird!" Sie dachte ein Weilchen nach und meinte dann: „Ich komme mir selbst wie eine Schwalbe vor, die zum ersten Mal ihre Jungen ausführt. Im Nu werdet ihr in alle Himmelsrichtungen auseinanderfliegen, und ich werde nicht bei allen gleichzeitig sein können!"

Wir verstummten beide und ließen unsere Gedanken in die Vergangenheit und in die Zukunft schweifen. Eine ganze Reihe von

Straßenbahnen hatten uns in der Zwischenzeit bereits überholt, und am Schottenring bei der Votivkirche setzten wir uns in einen Wagen, der bis zur Endstation in Weinhaus fuhr, und von dort gingen wir ungefähr zwanzig Minuten bis zu unserem neuen Heim. Der Möbelwagen war noch nicht da, aber Lída, die mit den Buben schon eine geraume Zeit vor uns gefahren war, tummelte sich schon im Garten. Am vorhergehenden Tag hatten wir die Fußböden reiben, die Fenster waschen lassen, und das ganze Haus duftete vor Neuheit. [...]

Das Viertel, in dem unser Häuschen stand, war in lauter Parzellen für Einfamilienhäuser von Staatsbeamten aufgeteilt (*Beamtenviertel, Cottage*). Es durfte hier nur nach bestimmten Vorschriften gebaut werden. Vor dem Haus mußte ein Garten sein und hinter dem Haus ebenfalls. Geschäfte durfte es dort keine geben. Schon der Name der Straße, Bergsteiggasse, deutete an, daß sie auf einen Hügel hinaufführte, und wir befanden uns schon ziemlich weit oben. Unser Haus war in diesem neuen Stadtviertel das zweite an der linken Seite und trug die Nummer 37. Ursprünglich hätte das Kabinett die Küche sein sollen, damit wir Mädchen jedoch mehr von der Sonne hätten, verlegte Mama die Küche ins Erdgeschoß (eigentlich war es ein etwas erhöhtes Souterrain). Am sonnigsten war der hintere Garten, weil er gegen Süden gerichtet war; es fiel kein Schatten auf ihn, denn er grenzte wieder nur an lauter Gärten. Vorne befand sich ein kleinerer Garten, gegen die Straße abgegrenzt durch eine Mauer, die aus mit Zement verbundenen Ziegeln bestand, und darauf war ein später mit wildem Wein bewachsener Lattenzaun. An der Straße vor dem Haus hatte man Bäumchen gepflanzt.

Unser Viertel hieß Neugersthof, und ab dem zweiten Haus unterhalb von uns lag Altgersthof. Von der rechten Seite aus hatten wir eine Aussicht auf die Türkenschanzen mit der Sternwarte und von den vorderen Zimmern blickten wir auf den Kahlenberg, den Leopoldsberg und den Hermannskogel. Und als die ganze Gasse mit Häusern verbaut und die Gärtchen voller Vögel und Blumen waren, war es hier wahrlich schön zu wohnen, es kam uns gar nicht mehr in den Sinn, daß wir in Wien lebten.

Als wir einmal an einem klaren Abend etwa zwanzig Minuten lang durch unsere Gasse bergauf gingen und die Häuschen und den Friedhof hinter uns ließen und oben auf dem Schafberg angelangt waren, von dem man sagte, er läge in der gleichen Höhe wie

der Stephansturm, breitete sich, als wir zurückschauten, das großartige Panorama der Stadt Wien vor uns aus. Der ganze Horizont, so weit das Auge reichte, war in einem Halbkreis wie mit Hunderttausenden Lichtern beschrieben, mit deren Linien die Hauptstraßen gleichsam unterstrichen waren; am meisten leuchtete, als wäre sie sich ihres Ziels bewußt, die Schönbrunner Straße, die bis zum kaiserlichen Schloß führte. [...]

Die politische und soziale Tätigkeit unseres Vaters

Im Frühling des Jahres 1881 trafen sich die Vertrauensmänner fast aller Wiener Slawenvereine und beschlossen, eine große Unterhaltung zugunsten des „Komenský"-Schulvereins zu veranstalten. Dieses Unternehmen kam am 29. Mai zustande und war sehr gelungen. Die Vertrauensmänner, zu denen auch unser Vater gehörte, versammelten sich daraufhin öfter, um sich über die Bedürfnisse des slawischen Elements in Wien zu beraten, und als die traurige Nachricht von der Verwüstung des Nationaltheaters in Prag eintraf, veranstalteten sie wieder eine große Unterhaltung zu Gunsten seines Wiederaufbaus und gleichfalls mit großem Erfolg. Es handelte sich nicht um Unterhaltungen im heutigen Sinn, eher waren es große Treffen zu gemütlichem Plausch [sog. „Besedy"] bei denen die Tschechen einander kennenlernten, einander ihre Erfahrungen, Freuden und Leiden anvertrauten und sich so für das Leben in der Fremde stärkten. Gerade bei diesen Veranstaltungen wurde uns lebhaft bewußt, daß wir eine große Familie bilden, daß wir Tschechen und Slawen, alle zusammen also wie Brüder und Schwestern sind, weil Menschen einer Sprache und eines Blutes. Damals existierten unter uns weder Klassenunterschiede, noch religiöse, und daher scheint es, als wären diese beiden Gifte unserem Volk erst mit seiner politischen Selbständigkeit in die Wiege gelegt worden.

Bei jenen Unterhaltungen – und es gab im Laufe eines Jahres genug, größere und kleinere – erfuhren wir eine innerliche Klärung und Stärkung, gleichsam allein vor uns selbst und allein für uns, aber schon damals, am Beginn der achtziger Jahre, tauchte der Gedanke auf, auch so einen Verein einzurichten, der uns nach außen hin nützen würde, einen politischen Verein, der die Rechte und Bedürfnisse der Wiener Tschechen verteidigen und vertreten

und uns zum Patriotismus aufrütteln würde, damit wir im verderblichen deutschen Element in nationaler Hinsicht nicht untergingen. Die älteren, in Wien schon jahrelang ansässigen und daher angepaßten, Bürger lehnten die Gründung des neuen Vereins ab. Bei diesem inneren Konflikt führte der Chefredakteur des Wiener Blattes „Tribüne", J. St. Skrejšovský, eine Entscheidung herbei; er kam in die Versammlung der Vertrauensmänner und schilderte mit triftigen Gründen den dringenden Bedarf eines politischen Vereins in Wien. Auf seine Initiative hin bildete sich ein vorläufiger Arbeitsausschuß, insgesamt 17 Herren, und zwar: (unser Vater) *Jan Balík*, Vorsitzender des „Záboj", Josef Dlouhý, Vorsitzender des „Lumír", Antonín Dvořák, Kaufmann und Wiener Bürger, František Evanžín, k. k. Rechnungsrat, Jan Jiřík, k. k. Postbeamter, Josef Krček, Vorsitzender des „Komenský", Josef Maruška, Vorsitzender des „Kollár", Václav Miláček, Vorsitzender der „Beseda" in Simmering und Vorsitzender bei den Versammlungen der Vertrauensmänner, Kliment Pech, Geschäftsführer der „Občanská Beseda" im IV. Bezirk, Antonín Riegel, stellvertretender Vorsitzender der „Beseda" in Simmering, J. St. Skrejšovský, Publizist und Chefredakteur der „Tribüne" und des „Parlamentär", Josef Šámal, Vorsitzender des „Pokrok", Julius Šimíček, Vertrauensmann der „Občanská Beseda" in der Leopoldstadt, Václav Seidl, Vorsitzender der „Občanská Beseda" in der Leopoldstadt, Václav Tureček, Vertrauensmann des „Lumír", František Zíb, Vorsitzender der „Občanská Beseda" im IV. Bezirk, und Václav Zikmund, Geschäftsführer des „Záboj". Diese Herren vereinbarten, am 19. September 1881 eine größere Anzahl namhafter Wiener Tschechoslawen in den Musikvereinssaal einzuladen. Zur anberaumten Sitzung stellten sich von 250 geladenen Personen 67 ein. Skrejšovský begann vor diesem Forum den Bedarf eines solchen politischen Vereins nachzuweisen, der nicht nur unserer böhmischen, sondern ebenso auch den übrigen österreichischen Nationalitäten zusagen würde, und schlug am Schluß vor, dieser Verein sollte „Klub rakouských národností" heißen. Der Vorschlag wurde einstimmig angenommen, und aus 67 Mitgliedern, die sich gemeldet hatten, ein zehn Mitglieder umfassendes Komitee gewählt, um die Statuten auszuarbeiten und erste Maßnahmen zu treffen. Die Mitglieder dieses Komitees waren: *unser Vater*, Josef Maruška, Václav Miláček, Rudolf Panz, Kliment Pech, Josef Procházka, Josef Šámal, Julius Šimíček, J. St. Skrejšovský und Josef Šnajberk. Die Statuten verfaßte Skrejšovský, sie wurden nach geringen Verän-

derungen vom Komitee angenommen, und so trat der „Klub rakouských národností“ eigentlich ins Leben. Man beriet im Komitee, auf welche Weise man für den Klub das für die Organisation benötigte Geld beschaffen sollte, aber bei diesem Problem half wieder Herr Skrejšovský, indem er versprach, sich um irgendeinen Fonds zu kümmern. Im Vertrauen darauf wurden die Statuten den Ämtern übergeben und von der Niederösterreichischen Statthalterei mit Erlaß vom 12. November 1881 Nr. 44.477 genehmigt. Der Geschäftsführer des Komitees, Herr Šimíček, lud am 11. Dezember insgesamt 341 Personen zur konstituierenden Sitzung ein und kündigte die Sitzung außerdem in den Zeitungen an. Es erschienen 90 Personen, darunter auch genug Deutsche, von denen jedoch nur drei dem Klub beitraten. Hauptpunkt der Tagesordnung war die Wahl eines zehngliedrigen Verwaltungsrates und dreier Ordner. Zum Vorsitzenden wurde per Akklamation Karel Šindler gewählt,



Eugen Karl Graf Černín (1796-1868), Foto von L. Angerer

obwohl er bei der Sitzung nicht anwesend war, und als Stellvertreter J. St. Skrejšovský; in den Rat dann unser Vater (*Jan Balík*), Alois Danělovský, Josef Draždík, J. Kment, Václav Miláček, Fr. Ryška, Dr. Ant. Vallach und Josef Zahner; als Ordner: Josef Maruška, Rudolf Panz und V. Zikmund.

Die erste Versammlung des Verwaltungsrates wurde am 13. XII. 1881 im Hotel „Zum König von Ungarn" abgehalten.

Die erste Generalversammlung dieses „Klub rakouských národností" fand am 22. Juni 1882 im I. Bezirk in der Kleppersteiggasse 5 statt, und gewählt wurden: J. St. Skrejšovský als Vorsitzender, *unser Vater* als Stellvertreter und in den Verwaltungsrat Eugen Baron d'Albon, V. Bárta, Alois Danělovský, V. Miláček, Jan Urbančík, Valdemar Vaněk, Fr. Zeman und Fr. Zíb; als Ordner Hugo Hoffmann, Josef Maruška und Rudolf Panz.

Aber gleich am Beginn machte der Klub eine große Krise durch. Einerseits war er gemäß seinen Statuten auf einer zu breiten Basis begründet, andererseits blieb der versprochene größere Fonds aus, und außerdem herrschte damals in den tschechischen Wiener Kreisen eine fast schreckliche Gleichgültigkeit gegenüber politischer Tätigkeit. Außerdem war Skrejšovský lange krank und konnte sich nicht um den Klub kümmern, so daß der stellvertretende Vorsitzende, *Jan Balík*, und noch zwei Mitglieder des Verwaltungsrates, vor allem Herr Zíb, alle Kräfte dafür aufwenden mußten, damit der kaum gegründete Klub nicht zerfiel. [...]

Die „Slovanská Beseda"

Papa, hast du schon den letzten „Věstník" gelesen. Nein. – Dann hör' zu, was hier steht: Graf Leopold Lažansky hat sein Haus auf dem Stephansplatz den Wiener Tschechen vermacht. – Was sagst du dazu? Das ist schön, gelt? – Papa war sehr erfreut und lobte: „Solche böhmischen Adeligen sollten wir mehr haben!" Aber Papa, für unsere Verhältnisse gibt es genug, die treu zu uns halten! Schau, in diesem alten „Věstník" habe ich die Namen der Gründer der „Slovanská Beseda" gelesen, es sind fast neunzig und unter ihnen so viele aus unserem Adel. Hör zu: Fürst Heinrich und Fürst Constantin Czartoryski, Fürst Lubomirski ... „Das sind ja Polen!" protestierte Papa. Macht nichts, entgegne ich, Slawen sind es trotzdem; ferner sind da Fürst Adolf Schwarzenberg, die Grafen Belcredi,

Berchtold, Clam-Martinic, Jaromír Černín von Chudenic und sein Bruder Eugen, der der erste Vorsitzende der „Slovanská Beseda“ war, Graf Franz Harrach, Graf Kolowrat-Krakowsky, und nach dem Tod von Graf Černín i. J. 1868 ist Graf Jan Harrach Vorsitzender der „Slovanská Beseda“ geworden. Und er wird seither immer per Akklamation gewählt, Jahr für Jahr, dreiundzwanzig Jahre werden es heuer schon! Und er kommt in unsere Mitte, unterstützt die „Beseda“ fürstlich, und für uns Wiener Tschechen ist es ja doch sehr wichtig, wenn ein so vorbildlicher Adeliger unserem führenden Eliteverein vorsteht und sich öffentlich zum tschechischen Volk bekennt! – Das alles teilte ich Papa mit, während er sein Mittagessen aß. Diese lange Einleitung hatte nur das eine Ziel, Papa zu bitten, daß er sich als Mitglied der „Slovanská Beseda“ eintragen ließe. Ich muß fertig sein, bevor Papa sich in die „Národní listy“ vertieft, denn dann läßt er sich nicht mehr stören, und die schöne Gelegenheit wäre wieder vertan. Aber unerwartet kam mir Mama zu Hilfe, die sich daneben im Zimmer an etwas zu schaffen machte. Sie hatte meinen letzten Satz aufgeschnappt und fragte: Was habt ihr denn da zu besprechen? – „Wir reden von der ‚Slovanská Beseda‘, Mama, und ich wollte Papa gerade bitten, er soll sich als Mitglied einschreiben lassen!“ Papa hatte soeben sein Essen beendet und legte sich die „Národní“ zurecht. Er blickte mich an und bemerkte: „Aha, jetzt geht mir ein Licht auf! Hab’ ich’s mir doch gedacht, daß diese lange Einleitung nicht einfach nur so für die Katz’ gewesen ist!“

Welches Glück ich heute habe: Wie gerufen läutete jemand an der Tür, und ich schlüpfte erfreut und so schnell wie möglich hinaus, weil ich meine Sache in so guten Händen zurückließ.

Es war Lída, die geklingelt hatte, und ich gab ihr sofort mit dem Finger auf dem Mund zu verstehen, daß sie auf Zehenspitzen gehen solle, und jetzt lauschten wir beide hinter der Tür, wie alles ausgehen würde. Gerade hörten wir: „Es nützt nichts, Vati, du mußt dich als Mitglied der ‚Slovanská Beseda‘ eintragen lassen! Die Mädchen müssen in Gesellschaft kommen, und wir gehören unter unsere Landsleute. Daß wir uns in irgend so eine deutsche ‚*Tanzschule*‘ verirren, darf uns nicht mehr passieren, und es ist uns damals recht geschehen, wir haben einen Denkzettel bekommen. Es stimmt: Der Weg in die Wallnerstraße ist im Winter wirklich bedenklich; für eine Kutsche reicht es bei uns nicht, und Straßenbahnen fahren keine in der Nacht, und zu Fuß dauert es gut fünf viertel Stunden, aber die Mädchen sind jung, und du, Vater, gehst gerne; und die 16

Gulden Mitgliedsbeitrag pro Jahr werden wir mit Gottes Hilfe auch irgendwie zusammenläppern!“ [...]

Nach ein paar Monaten überraschte uns unser Papa zum „Christkind“ mit der Mitteilung, daß wir vom neuen Jahr (1892) an Mitglieder der „Slovanská Beseda“ seien! Das war ein Jubel! Gleichzeitig gab er uns das Programm, das in der „Beseda“ immer für das ganze Jahr im voraus festgelegt wird. Und jetzt nahmen die Debatten keine Ende, an welcher Unterhaltung wir zuerst teilnehmen würden. Den Konzerten schenkten wir keine besondere Beachtung, aber die „Maskenbälle“, Herrschaft: Da waren wir sofort Feuer und Flamme! Mama hatte uns im Nu gebändigt, damit uns nicht zu sehr der Kamm schwoll. Sie sagte: „Meine Damen, den Gusto auf die Maskenbälle könnte ihr euch noch vergehen lassen , haltet euch zuerst schön an die Tanzstunden, schließt dort Bekanntschaften und seht zu, daß ihr euch in Gesellschaft, wie es sich gehört, bewegen könnt!“ [...]

Unser gesellschaftliches Leben

Es stellt eigentlich eine in sich abgeschlossene Periode dar, und sie dauerte fünf Jahre: von 1892 bis 1897, als wir Mitglieder der „Slovanská Beseda“ waren, und ich außerdem Mitglied des Gesangsvereins „Lumír“ und des Damengesangszirkel in der „Slovanská Beseda“. Hätte es insbesonders diese beiden letzten Umstände nicht gegeben, wären wir sicherlich hundertmal weniger in den Genuß dieses Gesellschaftslebens gekommen, so jedoch mußte ich wie ein Soldat gestellt sein, wann auch immer der „Lumír“ oder die „Beseda“ mich riefen, schließlich gehörte ich zu den führenden Kräften im Chor und konnte sowohl Sopran als auch Alt singen, je nachdem, was gerade gebraucht wurde. Meine Schwester Lída sang zwar nicht, nahm aber wie ich an allen Festivitäten und Unterhaltungen teil, nur daß ich zusätzlich einmal oder auch mehrmals wöchentlich zu den Gesangsproben mußte, die im VI. Bezirk in der Mariahilfer Straße 30 im Hotel „Zur goldenen Birne“ stattfanden. Es war kein geringes Opfer, weil ich von uns daheim eine gute Stunde Weges hatte, und selbst wenn die Probe nur zwei Stunden dauerte, immer erst gegen elf Uhr nachts nach Hause kam. [...]

Zu diesen Feiern und Lustbarkeiten begleitete uns stets nur Papa, während Mama nirgendwo hinging, sie beteuerte, daß sie

einerseits keine Zeit habe, und es ihr andererseits um das Geld für das Festgewand leid täte. Dafür sah sie aber immer gerne Gäste bei uns in Gersthof.

Das Jahr 1892 war besonders bedeutsam für den „Komenský"-Verein. Vor allem mußte er den 300. Geburtstag von Johann Amos Comenius feierlich begehen. Diese Feier wurde unter Mitwirkung aller tschechoslawischer Vereine am 27. März im Ronachersaal abgehalten. Die Publikumsbeteiligung war ganz außergewöhnlich.

Im gleichen Jahr und ebenfalls im Ronacher feierte der „Komenský"-Verein am 12. November das Jubiläum seines zwanzigjährigen Bestehens. Um halb elf Uhr vormittags wurde in der Pfarrkirche St. Johann Evangelist an einem Nebenaltar eine stille Messe gelesen, zu singen war uns aber verboten. [...]

Am 12. Juni 1893 feiert der „Akademický spolek" sein fünfundzwanzigjähriges Bestehen. Diese Feier findet in der „Slovanská Beseda" statt. Es waren dort alle Akademikervereine vertreten, die „Slovanská Beseda", der „Slovanský zpěvácký spolek", der „Sokol Vídeňský", die „Ústřední jednota nepolitických spolků slovanských v Dolních Rakousích" und der „Komenský". Anwesend waren Masaryk, Ščerbacký aus Moskau, Dr. Murko, Franko, Machar, Fuks, Jelenský, Bouchal, Lenoch, Březina. Kalandra eröffnete den Abend und gab den Vorsitz an Masaryk ab, der in seiner Rede die Geschichte des Vereins schilderte. Es folgten Toasts von: Vacha, Lazar, Karásek und Franko. Radković sprach im Namen der „Zora" Masaryk seinen Dank dafür aus, daß er die Bosnier so furchtlos verteidigt hatte. Blaho hielt eine Rede für den Verein „Tatran". Es folgten noch Ansprachen von Kolařík, Dr. Březina, Dr. Murko und Dr. Lenoch.

Am 16. Dezember 1893 eine Feier zu Ehren des Grafen Jan Harrach, der 25 Jahre lang ohne Unterbrechung per Akklamation zum Vorsitzenden der „Slovanská Beseda" gewählt worden war. Das Programm dieses Abends war überaus reich. [...]

In Wien gab es in diesen Jahren fünf Sokolvereine: Den „Sokol Vídeňský", die „Jednota Tyrš", den „Sokol Fügner", den „Sokol Favoritský" und den „Sokol Leopoldovský". Diese fünf Vereine verbanden sich zur „Sokolská župa dolnorakouská". Bei der Generalversammlung wurde ein Freund unseres Vaters, Dr. Emanuel Březina, zum Gauobmann gewählt.

Am 7. April 1894 fand in den herrlichen Sälen des Ronacher die Gründungsfeier statt, die zu einer großartigen Manifestation

des Wiener Sokoltums wurde. Zu dieser Festlichkeit stellten sich Deputationen fast aller Wiener Slawenvereine ein, außerdem Reichsratsabgeordnete und auch hohe ausländische Gäste, Dr. Podlipný, der Vertreter der „Moravsko-Slezská Obec Sokolská", des „Sokol Brněnský" usw.

Der Erfolg dieses ersten repräsentativen Auftritts des neuen Sokolgaus war überaus glänzend und entsprach in allem der tiefen Bedeutung des für die weitere Entwicklung des tschechischen Elements in Wien so hochwichtigen Ereignisses. [...]

Am 28. Februar 1894 veranstaltete der „Akademický spolek" in den Räumlichkeiten der „Slovanská Beseda" einen Abend zur Feier des dreißigsten Geburtstages des Dichters J. S. Machar. Es wurden seine Verse rezitiert, und Dr. Karásek und der Akademiker Roman Rössl (ein lieber, feiner Mensch) betonten in ihren Reden seine Bedeutung. Machar war überrascht und gerührt und sagte in seiner Danksagung unter anderem: „Ich habe in meinem Leben drei unvergeßliche Tage erlebt: Den ersten, als mein erstes Gedicht im „Světozor" erschien, den zweiten, als mein erster Lyrikband „Confiteor" herauskam, und den dritten heute, da die Gemeinschaft der Wiener Tschechen meine Arbeit gewürdigt hat."

Ich erinnere mich, daß die Akademiker bei dieser Feier den Dichter auf den Schultern trugen und ihn dabei hochleben ließen. Ich verspürte eine solche Hochachtung vor ihm, daß ich mich wunderte, wie sie ihn überhaupt berühren konnten, und ernsthaft Angst hatte, es könnte ihn beleidigen. [...]

Am Ende der sechziger Jahre hatten die Wiener Tschechen schon Gesangs-, Laientheater-, Unterhaltungs- und Turnvereine besessen, auch schon die erste Vorschußkasse – nur für die Schulbildung der zarten und herangewachsenen Jugend war in keiner Weise gesorgt. Dieser grobe Mangel bedrückte am meisten die Arbeiterklasse. Gerade der tschechische Arbeiter empfand das Manko, das ihn von seinem fortschrittlicheren deutschen Kollegen trennte, am stärksten. In den deutschen Schulen erntete ein tschechisches Kind nur Spott und Verachtung. Aus diesen traurigen Erfahrungen erwuchs das Verlangen nach Schulen mit einem Unterricht in der Muttersprache; daher wurden 1869 der „Československý spolek dělnický" und nach umfassender dreijähriger Sammeltätigkeit 1872 auch der „Komenský"-Verein ins Leben gerufen.

Der Zweck des „Komenský“ bestand damals darin:

1. Errichtung und Erhaltung von nationalen und gewerblichen Schulen in Wien, in denen die Wiener tschechoslawischen Kinder, Lehrlinge und Arbeiter die gesetzlich vorgeschriebene fachliche Ausbildung, besonders aber die deutsche Sprache erlernen sollen.
2. Veranstaltung von wissenschaftlichen und handelstechnischen Vorträgen.

Ende 1872 verfügte der „Komenský“ schon über ein Vermögen von über 10.000 Gulden, aber an ein eigenes Schulgebäude war vorerst nicht einmal zu denken, ja, es war nicht einmal möglich, irgendein Lokal zu mieten, und der Ausschuß des „Komenský“ wandte sich vergeblich an den Stadtrat und auch an die Gewerbekommission. [...]

Im ganzen Volk wurde jährlich zugunsten des „Komenský“ eine Sankt-Wenzels-Sammlung veranstaltet, auch verschiedenste Unterhaltungen und Maskenbälle brachten für diesen Zweck viel ein. Drei dieser Faschingsfeste besuchten auch meine Schwester Lída und ich, immer mit irgendeiner bekannten Familie, weil unseren Vater dort niemand hinbekommen hätte, er ging mit uns am liebsten nur in die „Beseda“, wo er sich dann entweder im Leseraum aufhielt oder in einem Nebenzimmer mit einigen älteren Herren vor einem guten Pilsner saß, manchmal auch bei einer Tarockpartie.

Diese Maskenbälle fanden meistens in den Blumensälen der „Gartenbaugesellschaft“ an einer Ecke bei der Ringstraße statt. Getanzt wurde in mehreren Sälen zu den Klängen einer Militärmusikkapelle, oben waren Galerien, von denen aus man einen schönen Blick auf die Tanzenden hatte; es zogen auch jedesmal Maskenumzüge mit verschiedenen Gruppen durch diese Säle, und am lebhaftesten in Erinnerung blieb mir der Mitternachtsumzug des „König Menelik“: Herolde stießen in die Trompeten, und die, mindestens 100 Personen zählende, Truppe marschierte würdig vorwärts. Sie können sich denken, welchen Eindruck auf das Publikum „König Menelik, Chef der XIX. Batterie“, machte, der sich durch absolut naturgetreues Aussehen auszeichnete! Er wurde zusammen mit seinem gesamten Hofstaat und Gefolge von allen Galerien und Seiten lautstark begrüßt! Besondere Aufmerksamkeit erregten Meneliks weibliche „Leibwache“ und eine Kanone der Wirklichkeit entsprechender Ausmaße, auf der fünf arabisch gekleidete Artille-

ristinnen saßen: Gezogen wurde sie mit Hilfe anderer „Sklaven“ von Sahib Sabah, einem echten Schwarzen.

Bei diesen Maskenbällen tanzten 1.000 Paare ... Ich kam nie kostümiert, ich tanzte auch nie, ich sah nur zu. Dafür hopste Lída für drei hier herum; ich vertraute sie dem Architekten Jakub Krásný an mit der Bitte, sie, sofern es möglich war, nicht aus der Hand zu geben, damit sie unter diesen Faschingsnarren nicht ganz zur Wilden wurde. Dieser Krásný war ein lieber Mensch!

Wir erlebten in diesen Räumlichkeiten noch einen „Komenský“-Maskenball, das dritte Mal, am 26. Jänner 1896, waren wir jedoch beim „Schwender“ im XIV. Bezirk in der Schönbrunnerstraße 65. Damals waren 4.000 Personen anwesend.

Die Kaiserin ermordet

Am zehnten September 1898 wurde die österreichische Kaiserin von dem italienischen Anarchisten Luccheni ermordet, als sie am Genfersee gerade ein Schiff bestieg, das zur Abfahrt bereitstand.

Elisabeth war den Wienern nie sehr geneigt gewesen, und sie wußten das. Dessenungeachtet fand die Überführung der ermordeten Monarchin in die kaiserliche Burg unter riesiger Anteilnahme des Volkes statt.

Den Kaiser hatte ich kein einziges Mal gesehen und mich auch nicht danach gesehnt. Ich erblickte in ihm nie *unseren* Kaiser; für mich war er nur ein Herrscher, der sein Versprechen nicht gehalten hatte, sich zum böhmischen König krönen zu lassen. Die Kaiserin hätte ich gerne öfter gesehen, aber vor



Leopold Horovits, Kaiserin Elisabeth von Österreich (posthumes Gemälde, 1899)

allem deswegen, weil sie schön war, und die Schönheit einer Frau hat mich immer stark beeindruckt. Ich habe sie jedoch nur einmal zufällig zu Gesicht bekommen, damals im Prater auf der Hauptallee, als ich mich zeitig in der Früh mit meiner Mutter dort aufgehalten hatte.

Als ich von der Ermordung der Kaiserin hörte, tat sie mir sehr leid. Sie war eine Kaiserin gewesen, und eine der schönsten Frauen ihrer Zeit, trozdem war ihr kein einziges Leid erspart geblieben, welches sonst gewöhnlich den einfachsten Frauen beschieden ist.

Ich weiß nicht, durch welchen Zufall es dazu kam, aber ich erinnere mich, daß ich mich damals, als sie die Kaiserin brachten, auf der Ringstraße, nicht weit von der Burg in einer riesigen Menschenmenge befand, und zufällig in der ersten Reihe stand. Die Stille in diesen ungeheuren Massen meist schwarz gekleideter Menschen war beeindruckend. Als der Wagen vorüberfuhr, hörte man nur, wie die Pferde vorsichtig und fast zärtlich ihre Beine aufsetzten, als ob sie sich bewußt wären, wen sie zum Begräbnis geleiteten. Tausende Köpfe neigten sich tief ...

KAREL ČAPEK

Gespräche mit Masaryk

Erstdr. 1928–1935
(Auszug)



Karel Čapek
Geb. 1890 in Swatonowitz, gest. 1938 in Prag

Der am Fuße des Riesengebirges aufgewachsene Sohn eines Landarztes, der von 1909 bis 1915 an der Prager Karlsuniversität Philosophie und Ästhetik studierte und mit einer Arbeit über den Pragmatismus dissertierte (1917), veröffentlichte bereits als Gymnasiast Gedichte. Seine frühen, 1916 erschienenen Erzählungen entstanden in Zusammenarbeit mit seinem Bruder, dem Maler und Schriftsteller Josef Čapek (1887–1945, KZ Bergen-Belsen). Bereits im ersten allein verfaßten Erzählband, „Boží muka“ (1917, Gottesmarter, dt. 1918), stellte Čapek die Möglichkeit, die Wirklichkeit objektiv erkennen zu können, in Frage, ein Thema, das er später in der sog. noetischen Trilogie „Hordubal“ (Eigenname, 1933, dt. 1966), „Povětroň“ (Der Meteor) und „Obyčejný život“ (Ein gewöhnliches Leben), beide 1934, ausführlich abhandelte. In den zwanziger Jahren entstanden seine phantastisch-utopischen und zivilisationskritischen Dramen und Romane wie „R. U. R.“ (Rossum's Universal Robots, 1920, deutsch 1922, 1968) oder „Krakatit“ (1924, deutsch 1949). In dem 1936 veröffentlichten Roman „Válka s mloky“ (Der Krieg mit den Molchen, deutsch 1954) wandte er sich diesem Genre neuerlich zu. Neben zahlreichen Romanen und Erzählungen hinterließ Čapek, der von 1921 bis zu seinem Tod in der Redaktion der „Lidové noviny“ (Volkszeitung) arbeitete, ein umfangreiches feuilletonistisches Œuvre, Reiseberichte und Kolumnen. Als persönlicher Freund und Gesinnungsgenosse von Präsident Masaryk und Vertreter einer demokratischen Politik prägte er wesentlich das kulturelle Leben der Ersten Tschechoslowakischen Republik mit. In der von ihm auf Grund gemeinsamer Gespräche aufgezeichneten Biographie Masaryks schildert er dessen Lebensweg von der Geburt bis zur Annahme der Präsidentschaft.

Das Kind und seine Welt

[…] Von Prag und von Böhmen wußte ich damals nichts. Für die Slowaken meiner Gegend gab es damals nur eine einzige Stadt: Wien. Nach Wien ging man von uns in die Lehre und zur Arbeit, mitunter bekamen wir herausgeputzten Besuch aus Wien. Einmal kam ein Fleischergeselle aus Budapest in ungarischer Tracht, mit Sporen an den Stiefeln, den Tschagan in der Hand – schade nur, daß er einäugig war; irgendwie paßte das nicht zu seiner Montur. Er kam in die Kirche; man sah ihn von allen Seiten an, als seine Sporen auf dem Pflaster klirrten. Über Wien schwadronierte uns ein slowakischer Wiener vor, da sei eine Brücke aus Gummielastikum; sie biege sich durch, wenn man über sie gehe und fahre. Die Tschechen nannte man „die goldenen Herren"; angeblich sagten sie immerzu „mein Goldener". Von Prag erfuhr ich zum erstenmal etwas aus einem Buch aus der Reihe „Das Erbe der Kleinen", in dem geschildert wurde, wie irgendeine Wanderfamilie in ihrem Wagen nach Prag fuhr und wie schön dieses Prag wäre. Ich fühlte mich als Slowake. Die Großmutter aus Kopčany hatte mir stets weiße slowakische Hosen zum Geschenk gemacht; ich ging aber städtisch angezogen. Als ich in die Realschule geschickt wurde, ließ man mir einen Anzug aus Vaters Kutscheruniform nähen; er war blau mit Metallknöpfen – in Hustopeče lachten mich die Jungen deswegen aus.

Hodonín war für mich schon eine große Stadt, besonders weil es einen Turm hatte, während in Čejkovice nur ein Glockenstuhl da war, eine Kirche ohne Turm. Hustopeče lernte ich auch bald kennen; Mutters Familie lebte dort. […]

Lehrjahre

[…] Nach zwei Realschulklassen sollte ich an die Lehrer-Vorbereitungsanstalt kommen; dort wurden aber erst Knaben mit sechzehn Jahren aufgenommen, und so entstand das Problem, was man in-

zwischen mit mir beginnen sollte. Ich ging einige Zeit müßig und schlenderte herum. Das war in Hodonín; auf den Rat meiner früherern Herrschaft gaben mich meine Eltern nach Wien in eine Kunstschlosserei, weil ich ein wenig zeichnen konnte. Dort stellte mich der Meister bei einer Maschine zur Herstellung von Beschlägen für Stiefelabsätze ein. Man steckte einen Eisenstab in die kleine Maschine, zog den Hebel, und der gebogene Beschlag fiel heraus. Ich machte das einen, zwei Tage. Nachdem ich es aber eine Woche, zwei Wochen, drei Wochen gemacht hatte, entlief ich nach Hause. Ich arbeitete immer gern; aber die stets gleiche Fabrikarbeit, die stets gleichen ein oder zwei Handgriffe hielt ich nicht aus! Vielleicht hätte ich noch ausgeharrt, aber einer meiner Mitlehrlinge stahl mir meine Bücher aus der Realschule; ich griff jedesmal, sobald ich mit der Arbeit fertig war, nach diesen Büchern und las in ihnen; als ich sie nicht mehr hatte, wurde mir so bange, daß ich nach Čejč davonlief. Besonders am Verlust eines Atlas trug ich schwer; darin war ich jeden Abend in der ganzen Welt herumgereist.

In Čejč gab mich Vater zum Herrschaftsschmied, unserm Nachbarn, in die Lehre. Warum nicht? Die Schmiedearbeit gefiel mir. […]

In Wien

Wien hatte für meine geistige Entwicklung große Bedeutung; ich verbrachte dort nicht weniger als zwölf Jahre, von 1869 bis 1882, dazwischen war ich ein Jahr (1876 bis 1877) in Leipzig. Mähren neigte damals zu Wien, und Brünn war, wie man zu sagen pflegte, eine Vorstadt von Wien.

Zum erstenmal war ich dort als Schlosserlehrling, einmal ging ich als Gymnasiast in den Ferien zu Fuß nach Wien. Beidemal lief ich eigentlich von dort weg, so bang wurde mir; durch den Aufenthalt in reiferen Jahren gewöhnte ich mich an die Stadt um so mehr, als ich hier eine Möglichkeit für meine Bildung und meinen Lebensunterhalt fand.

Ich kam am Wiener Akademischen Gymnasium in die sechste Klasse. Das Abitur legte ich 1872 ab. Die Oberschule wurde mir bald peinlich; ich hatte sozusagen viele Lebenserfahrungen, war verhältnismäßig alt und mußte mich selbst ernähren. In den ersten Jahren in Brünn schrieb ich den Zeugnisnoten noch einen Wert

zu; ich war auch mehrere Semester Primus, aber bald sagte ich mir, daß es genüge, die Schule anständig zu absolvieren und mich dafür nebenher mit Sprachen, den Dichtern, der Kunst und der Lektüre von Historikern, Philosophen usw. zu befassen. Ich war immer ein leidenschaftlicher Leser.

Einen starken Antrieb zum Lesen und Denken gab mir das Interesse für Religion, Politik und Nationalität. In Brünn kam ich durch den Pater Procházka zur Theorie des christlichen Sozialismus; dort konnte und mußte ich mir auch der nationalen Probleme bewußt werden, wie die Schule sie selbst bot – Schüler und Professoren schieden sich nach der Nationalität – und wie sie die tschechisch-deutsche Atmosphäre von Brünn, allerdings auch die tschechische und die deutsch-österreichische Politik, soweit ich sie verfolgen konnte, mit sich brachte. In Wien suchte ich tschechische Vereine auf, namentlich den Akademischen Verein [Akademický spolek]. Als Gymnasiast konnte ich noch nicht Mitglied werden. Ich vereinbarte mit dem Ausschuß, mich als Philosophiekandidat anzumelden, weil die zwei letzten Gymnasialklassen noch kurze Zeit vorher „philosophische Klassen" oder kurz „die Philosophie" genannt wurden. Nach einiger Zeit trat dasselbe Mitglied, das den Einfall mit der „Philosophie" gehabt hatte, gegen mich auf, ich hätte kein Recht, Mitglied des Vereins zu sein; das war richtig, und so zahlte ich wieder Lehrgeld. Jede Lüge hat kurze Beine, auch die fraus pia.

Was ich werden würde, darüber dachte ich nicht viel nach. Als Gymnasiast wollte ich Diplomat werden; ich hätte gern die Orientalische Akademie besucht. Deshalb machte ich praktische Kurse der arabischen Sprache mit. Als ich dann sah, daß man in die Orientalische Akademie nur Adelige aufnahm, ließ ich diesen Gedanken fallen. Ich glaube, daß ich mir unter Diplomatie vor allem Reisen in ferne Länder vorstellte. Ich reiste immer gern, sei es auch nur im Atlas. Noch heute liebe ich Landkarten. Und immer interessierten mich die Statistik, die Verhältnisse in allen Ländern. Beim Abitur stellte mir der Geographieprofessor eine Frage aus der nationalen und religiösen Statistik Ungarns; ich wußte darüber mehr als er, und das nahm ihn und den Schulrat so sehr für mich ein, daß sie dann über meine Unkenntnis in andern Fächern, die mir nicht besonders lagen, hinwegsahen.

Nach dem Abitur ging ich an die Wiener Universität. Die Philosophie hatte mich schon lange interessiert; ich erinnere mich, wie

ich Professor Zimmermann, einen Herbart-Ästhetiker, aufsuchte, er möchte mir raten, wie ich die Philosophie fachgemäß anpacken solle. Er riet mir, die ganze Geschichte der Philosophie durchzulesen; welcher Philosoph mir am meisten zusage, den solle ich mir zu eingehenderem Studium wählen. […]

Ich lebte vom Stundengeben; ein Tscheche namens Bílka hatte in Wien eine Erziehungsanstalt und brachte mich als Präzeptor in die Familie des Bankiers Schlesinger, des Direktors der Anglo-Österreichischen Bank; dort bekam ich ganze hundert Gulden und volle Verpflegung, was mehr als genug war. Im Kreise dieser Familie und ihrer Bekannten erhielt ich einen Einblick in das Leben reicher Leute. Die Reichen sind keineswegs glücklich, das viele Geld isoliert sie von den andern Menschen wie eine Mauer, und oft tragen sie alle mögliche Unvernunft und Widernatürlichkeit mit sich herum.

Freundschaft ist für einen jungen Menschen ein ebenso starkes Gefühl wie Liebe. Ich hatte einen lieben Freund, Herbert hieß er, ein Mitschüler vom Gymnasium, ein zarter und braver Junge, ein Historiker und Geograph; er war ein kranker Mensch und starb am Ende der Studienzeit. Sein Vater war Arzt bei einem siebenbürgischen Grafen gewesen. Ich besuchte Herberts Familie; er hatte zwei Schwestern. Ich denke noch heute an ihn; mein erster Sohn bekam zur Erinnerung an diesen Freund meiner Jugend den Namen Herbert.

Herbert besaß als Vermächtnis seines Vaters eine große Bibliothek, und so lasen wir zusammen die deutschen Klassiker aus dem 18. bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts. Ich selbst vergrub mich damals in die französische Literatur, in Chateaubriand, Musset und andere. Die Jugend in Wien befaßte sich mit Hebbel. Ich war stets skeptisch gegen modische Strömungen. Eine solche Strömung war unter den deutschen Studenten damals der Wagnersche Nationalismus, sowohl die Musik, als auch die germanische Philosophie Richard Wagners und seiner Kommentatoren. Mir blieb auch seine Musik fremd. Zu den Nationalisten gehörten Viktor Adler und Pernerstorfer, die späteren sozialistischen Abgeordneten; damals kam ich nur von ferne mit ihnen in Fühlung. […]

Die Welt des Lesers

Mrs. Browning sagt in „Aurora Leigh“, daß der Dichter zweierlei Nationalität haben könne – aber das weiß ich nicht; man sagt oft, daß die Kenntnis einer Fremdsprache bedeute, ein Leben mehr zu leben – und darin habe ich einige Erfahrungen.

Deutsch konnte ich schon als Kind, von der Mutter her; aber die deutsche Sprache war mir doch nie eine zweite Muttersprache. Das erfuhr ich nur zu gut, als ich an die deutsche Realschule in Hustopeče kam. Die Jungen verlachten mein Deutsch, mit den deutschen Schulaufgaben hatte ich Schwierigkeiten; das hörte erst mit dem Gymnasium auf, und auch da nicht ganz. Als ich meinen „Selbstmord“ herausgab, las ihn ein deutscher Schriftsteller auf das Sprachliche hin durch; er fand etwa ein Dutzend Slawismen in dem Buch. In der deutschen Umgebung sprach ich fast immer tschechisch, zu Hause, mit Kameraden, in tschechischen Vereinen; deutsch hörte ich nur in der Schule, und Stunden gab ich in deutscher Sprache; aber vor allem las ich deutsch.

Ich kam bald auf Goethe und Lessing. Goethe packte mich anfangs mehr durch seine Lyrik als durch den „Faust“, und Lessing lenkte mich auf die Griechen und Römer hin. Außerdem eröffnete mir die deutsche Sprache die Bildungsliteratur und in Übersetzungen vor allem die Weltliteratur. Shakespeare und die andern großen Dichter lernte ich zuerst durch deutsche Übersetzungen kennen.

Unter dem Einfluß Wiens befaßte ich mich ziemlich viel mit der österreichischen Literatur, mit Grillparzer und anderen; ich versuchte, durch diese Literatur Österreich und Wien zu verstehen. Mit Interesse verfolgte ich die Literatur aus Böhmen (Hartmann, Meißner) und lese unsere deutschen Schriftsteller noch heute mit Aufmerksamkeit. Von den Dichtern, die ungarischer Herkunft waren, fesselte mich Lenau durch seine Poesie und sein Leben; auch Karl Beck stammte aus Ungarn, in Wien kam ich indirekt in Berührung mit ihm. […]

Erst an der Universität in Wien und später, wo und wann immer ich Zutritt zu Bibliotheken hatte, studierte ich die französische Literatur systematischer; ich kam auch auf Rabelais – in ihm fand ich den eigentlichen französischen Charakter. Sehr fesselte mich Molière; von den Lyrikern liebte ich Musset am meisten; aus Chateaubriand übersetzte ich mir dieses und jenes sogar selbst, so nahe war

er meinem Romantismus. Von Denkern beschäftigte mich Descartes und dann Comte; tief ergriff mich Pascal, in Maistre studierte ich den Katholizismus. Rousseau hielt mich durch seine „Heloïse" ebenso gefangen wie durch seinen „Gesellschaftsvertrag". Voltaire las ich, aber er machte keinen besonderen Eindruck auf mich, im Gegensatz zu d'Alembert. […]

Als Europäer bin ich Westler – das sage ich für die Slawophilen, die in Rußland und im Slawentum etwas Übereuropäisches erblikken. Die besten Russen waren gleichfalls Westler.

Und unsere Literatur, die tschechische und die slowakische? Ich las sie viel und kenne sie, wie ich sagen kann, ziemlich gründlich; aber die junge Generation ist in und mit ihr aufgewachsen und kann sie daher besser schätzen. In meiner Kindheit und Schulzeit war sie keine so umfangreiche und vollendete Literatur wie jetzt. Ich kam zur tschechischen Literatur, als ich mich schon in die Weltliteratur eingelesen hatte, der Vergleich mit den Weltvorbildern ließ keine Begeisterung zu; darum waren meine Kritiken unserer Dichter zumeist negativ.

Am liebsten ist mir Mácha, obwohl ich in ihm nur einen Anlauf und etwas Unfertiges sehe, allerdings etwas Geniales; ich liebe Němcová, Neruda, Havlíček, nicht nur den Publizisten, sondern auch den Dichter. Immer interessierte mich Vrchlický. In seiner Lyrik ist viel Ausgezeichnetes, aber man muß es aus seiner Überproduktion herausfinden. Ich kenne wohl alle unsere und alle slowakischen Romane – ich bemerkte, daß unsere Lyrik stärker ist als die Romane. Vor allem fehlt uns *ein* tschechischer und slowakischer Roman, nämlich einer, in dem unsere gegenwärtigen nationalen und nun auch staatlichen Probleme behandelt werden und aus dem der heimische wie der fremde Leser den Geist der Nation schöpfen könnte; man vergleiche zum Beispiel die Höhe des skandinavischen Romans mit dem unsrigen. […]

In unseren Jungen spüre ich ein starkes künstlerisches Streben und die Sehnsucht nach der Welt, nach dem Weltniveau. Vor dem Krieg und kurz danach waren unsere geistigen Kräfte einseitig politisch befangen; auch die allgemeine Armut engte uns ein, der tschechische Schriftsteller konnte sich durch Literatur nicht ernähren. Die Selbständigkeit, die Republik kann unser Geistesleben freier machen; das wird der Literatur zugute kommen und kommt ihr schon zugute, wie man an dem Interesse des Auslandes für sie und unsere Kunst überhaupt sieht. […]

Universitätsjahre

Während meiner Wiener Studentenjahre übte der Philosoph Franz Brentano als Lehrer und Mensch den größten Einfluß auf mich aus. Ich besuchte ihn sehr häufig. Seine Vorlesungen, die an Nachmittagen lagen, konnte ich nicht hören, weil ich durch meine Privatstunden gebunden war.

Franz Brentano war katholischer Priester gewesen, aber aus der Kirche ausgetreten, weil er dem vatikanischen Konzil und dem Dogma von der Unfehlbarkeit nicht zustimmte. Dieses Konzil war auch für mich ein Stein des Anstoßes. […]

Das tschechische Leben in Wien sammelte sich in den Arbeitervereinen, dann in der „Beseda“ und im Akademischen Verein. In diesem gab es zumeist Leute aus Mähren; einige Prager gefielen mir weniger. Drei Semester lang war ich auch Vorsitzender des Akademischen Vereins – warum? Nun, jemand mußte Vorsitzender sein, und ich hatte ein wenig Geld – ich ließ es fast ganz in dem Verein, wenn er etwas brauchte. Geld aufzuheben, kam mir niemals in den Sinn. […]

Meine erste gedruckte tschechische Arbeit war ein Artikel über Platos Vaterlandsliebe, der in einem mährischen Almanach erschien; dann ein Essay über den Fortschritt, auch in einem Almanach. Damals gab ich mir den nom de plume Vlastimil; in meinen späteren Fehden in Prag klagten mich meine patriotisierenden Gegner an, daß ich ihn abgelegt habe, als ich an die deutsche Universität kam. Ich aber hatte mich geschämt, meinen Patriotismus so auszurufen. Als Wiener Dozent hatte ich doch meinen Vortrag über den Hypnotismus tschechisch herausgegeben.



T. G. Masaryk nach der Promotion (1876)

Meine Doktorthese (1876) lautete „Plato über die Unsterblichkeit“. Ich habe sie mit vielen anderen Manuskripten verbrannt. Etwas Gutes mag an ihr gewesen sein, aber wer wollte so etwas aufbewahren!

Nach Leipzig ging ich schon als Doktor der Philosophie im Herbst 1878. Leipzig ist der Ort, wo ich meine Frau kennengelernt habe.

An der Universität befaßte ich mich mit Philosophie und Theologie. Ich studierte den Protestantismus, wie er sich in dem protestantischen und gebildeten Lande offenbarte. Wenn ich mich richtig erinnere, schrieb ich in Leipzig einen Artikel über den Fortschritt; er läßt erkennen, wie ich mich in der religiösen Frage entwickelte und reifer wurde. Im ganzen war ich noch nicht klar, nicht entschieden genug.

Mit den Kameraden in Wien stand ich in Briefwechsel. […]

An der Schwelle

Ja, meine Ehe vollendete meine Erziehung, meine Lehr- und Wanderjahre. Ich war 28 Jahre alt, als ich heiratete; bis zum Jahre 1882 dozierte ich in Wien.

Tag um Tag hatte ich Sorgen ums Brot, und dabei kamen Bankiers zu mir, die mir im Hinblick auf meine erheirateten „amerikanischen Millionen“ ihre Dienste anboten! In den Ferien in Klobouky kam eine Deputation aus dem ganzen Bezirk zu mir, ich möchte eine Bahn von Hustopeče nach Klobouky bauen lassen. Ironie des Schicksals! Aber es lag darin auch viel Humor. Ein Mitbürger von Klobouky kam zu Besuch und machte viele Umschweife, bis er schließlich gestand, daß er gekommen sei, um meine Frau zu sehen, weil er noch niemals – eine Schwarze gesehen habe.

Die Sorgen ums Brot verschlimmerten sich noch, als ich während der nächsten Ferien an Typhus erkrankte und verspätet nach Wien zurückkehrte; aber ich bekam wieder Stunden, mit Hilfe der Frau Hartmann, der Witwe unseres deutschen Revolutionsdichters Moritz Hartmann. Unter anderm hielt ich Vorträge in einem Kreis von Damen im Hause des bekannten Chirurgen Billroth. Meine ersten Vorlesungen an der Universität handelten über den Pessimismus. Geistig mußte ich damals als Dozent meine Kenntnisse vermehren; der Umfang meines Wissens war ziemlich groß, bedurf-

te aber der Vertiefung und Systematisierung. Wie ich Ihnen schon mehrmals gesagt habe, studierte ich die Literatur der großen Nationen und bemühte mich theoretisch und praktisch um eine philosophische Synthese.

Durch die aktive Politik unserer Abgeordneten wurde die Errichtung der tschechischen Universität in Prag erreicht. Dorthin wurde ich im Jahre 1882 als Professor der Philosophie berufen.

Im Grunde hätte ich lieber den Lehrstuhl für Soziologie gehabt, aber den gab es in Österreich nicht. Die Soziologie war in Frankreich, England, Amerika, Italien und anderswo schon als Wissenschaft anerkannt, aber in Deutschland und Österreich wollten die Fachmänner nichts von ihr hören. In Deutschland war eigentlich nur die Geschichtsphilosophie anerkannt, doch war es unklar, in welchem Verhältnis sie zur Soziologie und Geschichte stand. Auch meine Arbeit über den Selbstmord, mit der ich mich an der Universität habilitiert hatte, gehörte gleichsam in kein Universitätsfach. Ein Professor der Philosophie meinte, ich sollte sie bei der Rechtsfakultät einreichen, einem andern schien sie etwas Sozialistisches zu sein –, ich muß Brentano und Zimmermann dafür danken, daß sie mich trotzdem habilitierten. […]

Mein Übergang von Wien nach Prag bedeutete für mich eine neue Krise, die ich schon in Wien durchmachte. Ich fürchtete die Kleinheit Prags, ich war den Menschen dort ganz unbekannt, dem nationalen Leben entfremdet, obgleich ich gelegentlich als kleiner tschechischer Schriftsteller aufgetreten war. Diese Entfremdung steigerte sich in Prag in gewissem Maße nicht nur während der Handschriftenkämpfe, sondern auch durch die darauf folgende Beteiligung an der Politik.

Ich gründete Nationalität und Staatlichkeit auf Moralität und geriet so in Konflikt nicht allein mit den politischen Parteien, sondern auch mit dem engen Kreis von Bekannten, die den sogenannten Nationalismus über alles stellten und als vis motrix allen Lebens, des Einzelmenschen und der Gesellschaft, betrachteten. Ich sehe heute, daß ich mir noch nicht klar genug war und darum Fehler beging, Fehler nicht nur in der politischen Praxis, sondern auch in der Theorie.

Sehen Sie, seit der Zeit, in der ich in Čejč das Schmiedehandwerk gelernt hatte, kam ich aus dem Arbeiten nicht heraus. Als ich schon Präsident geworden war, suchte mich der deutsche Philo-

soph Fritz Mauthner auf, er wollte nichts anderes, als sehen, wie ein glücklicher Mensch aussehe.

Glücklich! Warum nicht? Aber wenn ich Schmied in Čejč geblieben wäre, wäre ich wohl ebenso glücklich, wie ich es jetzt bin. Die Hauptsache ist, ein an Ereignissen und innerer Entwicklung reiches Leben zu haben – und damit kann ich zufrieden sein. Visuri!

Der Privatdozent

Als ich in Wien als verheirateter Privatdozent begann, war das kein leichtes Leben. Wir wohnten in einer Stube mit einem Fenster und einem Vorraum, durch einen eigentümlichen Zufall gerade neben dem Haus, wo ich als Junge Schlosserlehrling gewesen war. Das Frühstück bereiteten wir uns zu Hause, sonst aßen wir in einem billigen Wirtshaus um die Ecke – was lag daran, es war ein Studentenleben, aber es ging. Schwerer wurde es, als die Kinder kamen.

In jener Zeit arbeitete ich meinen „Selbstmord" um. […]

Privatdozenten bezogen kein Gehalt. Für kurze Zeit nahm ich eine Hilfslehrerstelle an einem Wiener Gymnasium an; aber diese Art Schule bekam mir nicht. Ich unterrichtete privat den Sohn des Professors Theodor Gomperz, des Philosophen und klassischen Philologen. Dieser Sohn, Harry Gomperz, ist jetzt Professor der Philosophie in Wien. Ich gab ihm auch Lateinunterricht. Dazu hatte ich mir eine besondere Methode zurechtgelegt: ich ließ meinen Schüler Sätze übersetzen, die von dem handelten, was ihn im täglichen Leben interessierte; wenn er zum Beispiel im Rechnen bei der Multiplikation hielt, so lernte er sie lateinisch. Die Methode bewährte sich sehr gut.

Am bittersten war es, wenn ich mir Geld leihen mußte. Selbst von Brentano borgte ich mir einmal 80 Gulden, die ich ihm erst von Prag aus abzahlte. Ja, das Schuldenmachen war mir schrecklich, aber ich hatte mir vorgenommen, meiner Frau keine materiellen Sorgen zu bereiten, und das half mir dabei, auch das Unangenehme zu tun. Einmal ging es mir schlecht, da suchte mich ein junger Wiener auf, Herr Oelzelt-Newin, später Dozent der Philosophie; er wollte in die Philosophie eingeführt werden, ich sollte mit ihm die Philosophen, vor allem Kant, lesen. Er honorierte mich sehr anständig. Damals hatten wir schon zwei Kinder, Alice und Herbert. Ich machte eine Typhuserkrankung durch, und auch meine Frau

wurde krank; Herr Oelzelt-Newin lieh mir einige Tausend Gulden – das war viel Geld. Ich gab sie ihm auch erst zurück, als ich in Prag lebte. Die Not dauerte drei Jahre, 1879–1882.

Das Leben spielte sich so ab: Vormittags bereitete ich mich auf die Vorlesungen vor und sammelte Quellenmaterial in der Bibliothek; zweimal wöchentlich hatte ich Vorlesung, nachmittags gab ich Stunden, am Abend machte ich den „Selbstmord" druckfertig. Für gesellschaftliche Beziehungen hatte ich weder Zeit noch Lust. In den Ferien fuhren wir nach Klobouky bei Brünn zu den Eltern.

Ich wußte, daß ich in Wien nicht so bald Professor werden würde; es handelte sich also darum, etwa nach Czernowitz an die Universität zu gehen oder nach Deutschland. Dessen wurde ich mir bewußt: ging ich dorthin, so wurde ich deutscher Schriftsteller, würde deutsche Bücher herausgeben müssen, bliebe aber doch Tscheche, wenn auch ein verlorener Tscheche wie irgendein Schneider in Berlin oder ein Farmer in Texas. Der Mensch ist das, als was er geboren wird.

In jener Zeit wurde nun die tschechische Universität in Prag begründet, und ich bekam eine Berufung. Ich ging.

*

Gern? Eigentlich ungern. Ich hatte Befürchtungen wegen meines Tschechisch, und vor den damaligen tschechischen literarischen und philosophischen Verhältnissen war mir bange. Prag kannte ich nicht; bis dahin hatte ich es nur auf Reisen berührt.

Die tschechische Literatur kannte ich unvollständig. In der Schule in Brünn hatte es gleichsam keine gegeben, erst in Wien suchte ich mir zusammen, was ich erlangen konnte. Die Tschechen in Wien waren zumeist Arbeiter; ich hatte keine Zeit, regelmäßig mit ihnen zusammenzukommen. Es gab tschechische Beamte genug in den Ministerien, aber die waren Honoratioren, an die ich als Student nicht herankam, und als Dozent hatte ich keine Zeit dazu. Ich kam also nach Prag, ohne das tschechische Leben und die Menschen zu kennen. Ich las mich in unsere Literatur und Geschichte ein und faßte auch allmählich Fuß in der Prager Gesellschaft. Meine Frau lernte Tschechisch und war von der Mission unseres Volkes überzeugt. Das war eine große moralische Stärkung für mich, besonders als ich bald darauf in Opposition zu den bei uns landläufigen Anschauungen trat.

Meine Frau hatte Wien nicht geliebt; ich war an Wien gewöhnt, denn ich hatte zwölf Jahre dort verlebt. In den Familien, wo ich unterrichtete, hatte ich auch das gebildete und liberale Wien kennengelernt – aber verwachsen war ich nicht damit; das Wienertum stand mir im Wege. Von dem kulturellen Wien stand und blieb mir der Philosoph Brentano am nächsten. Ich machte den gleichen Konflikt mit dem Katholizismus durch wie er, wegen des Dogmas der Unfehlbarkeit.

Auch für mich war damals meine Trennung von der katholischen Kirche die Hauptsache. In meinem „Selbstmord" sieht man, wie ich die Religion und vor allem den Verlust des Glaubens bewertete. In diesem Buch habe ich dargelegt, daß das Leben ohne Glauben an Sicherheit und Kraft verliert. Das besagt eigentlich alles. Ich habe schon erwähnt, daß es ein unfertiges Buch ist – ich bin auch heute noch nicht damit fertig. Und sehen Sie, trotzdem hat man mich wegen des Buches für gottlos erklärt. […]

Nach Prag

Nach Prag kam ich im Jahre 1882. Das geschah so: In Wien produzierte sich der Hypnotiseur Hansen. Ich ging hin, um mir seine Produktionen anzusehen, und besuchte ihn. Dann luden mich unsere Studenten ein, ihnen im tschechischen Akademischen Verein darüber einen Vortrag zu halten. Man erblickte damals in der Hypnose noch etwas Geheimnisvolles, einen „Magnetismus" und ähnliches. Ich erklärte Hansens Versuche psychologisch, also als Hypnose. Für die Erklärung der hypnotischen Körperstarre fehlten mir die Fachkenntnisse. Nach dem Vortrag riet mir Herr Penížek, damals mein Hörer und später Journalist, meine Ausführungen drucken zu lassen. Er half mir selbst, mein mangelhaftes Tschechisch zu verbessern, und schickte die Arbeit nach Prag. Sie sollte irgend woanders erscheinen, aber schließlich bekamen sie die Professoren Goll und Hostinský in die Hände – sie redigierten nämlich eine Folge von Vorträgen – veröffentlichten sie und machten Professor Kvíčala auf mich aufmerksam. Kvíčala war Abgeordneter und hatte bei der Gründung der tschechischen Universität in Prag viel mitzureden. Daraus wurde ein Antrag an mich, als Extraordinarius der Philosophie nach Prag zu kommen. Kvíčala und das Wiener Ministerium versprachen mir, ich würde nach drei Jahren Ordinarius werden. So ging ich. […]

Ein Extraordinarius bezog ein Jahresgehalt von 1.800 Gulden. Vielleicht hätte ich durch irgendein kleines Nebenamt etwas dazuverdienen können, aber ich wollte unabhängig bleiben. Selbstverständlich ging es uns unterschiedlich, auch Geld ausleihen mußte ich mir wieder manches Mal. Nach drei Jahren sollte ich Ordinarius werden; der Antrag auf Ernennung war schon vorbereitet, aber ich verwickelte mich nolens volens in den Handschriftenstreit. Ein Teil der Professoren war deshalb gegen mich, und die Abstimmung über meine ordentliche Professur fiel so aus, daß elf Stimmen für mich waren, elf gegen mich. Darauf sollte das Ministerium in Wien die Entscheidung fällen. Es ließ die Sache aber in salomonischer Weise unentschieden; man mochte mich nicht, man wollte an der Universität Ruhe haben. Aus Prag kamen Denunzianten nach Wien, ich sei ein Jugendverderber, ein Chauvinist, verwürfe Kant und die deutsche Philosophie u. a. Erzbischof Schönborn und einige unserer einflußreichsten Leute waren gegen mich. Man sandte einen Bericht über meine Vorlesungen über praktische Philosophie nach Wien, ich spräche über Prostitution und verdürbe dadurch die Jugend. Man stelle sich vor, daß vor Juristen und Philosophen über ein so furchtbares moralisches Problem wie die Prostitution nicht gesprochen werden sollte! Als ich nach Rußland reiste, wurde nach Wien gemeldet, ich wäre ein Russophile und Panslawist. Solcher Dinge gab es viele – jetzt ärgere ich mich darüber nicht mehr. Ich sah daran, wie verkrümmt die Menschen durch Unfreiheit werden. Selbstverständlich mißtraute man mir in Wien. Deshalb mußte ich dreizehn Jahre warten, bevor ich Ordinarius wurde. Erst Minister Hartel war so vernünftig, daß er sich nicht fürchtete, all den Klagen und Denunziationen entgegenzutreten.

So hatte ich anfangs eine Menge Sorgen. Damals, ich glaube im Jahre 1884 oder so herum, geschah auch folgendes: Ich hatte in Wien einen Schüler gehabt, namens Flesch, den Sohn eines bekannten Brünner Fabrikanten. Er kam mir nach Prag nach und besuchte mich. Es war ein melancholischer Junge. Dann ging er nach Berlin weiter, und dort erschoß er sich. Mir vermachte er Geld. Ich erbte ungefähr 60.000 Gulden. Das hielt mich über Wasser. Ich konnte meine Schulden bezahlen, den Eltern helfen, meinem Bruder Ludvík in Hustopeče eine Druckerei einrichten, das „Athenaeum“ herausgeben.

Lange reichte das Geld nicht aus. Und damals sagte man, ich

hätte das Geld von einem Selbstmörder erhalten, weil ich den Selbstmord verteidigt hätte! […]

Universität und andere Interessen

Als ich von Wien nach Prag ging, dachte ich nur an eine Professorenlaufbahn; ich fürchtete Konflikte und wäre ihnen lieber ausgewichen. Es ist nicht richtig, daß ich von Natur aus ein Kampfmensch bin. Niemals wollte ich im Vordergrund all der verschiedenen Affären und Polemiken stehen; gewöhnlich brachten mich andere hinein.

An unserer neuen Universität fand ich recht kleine Verhältnisse vor: keine Kritik, keinen Meinungsaustausch. Da ich sah, daß uns ein fachkritisches Organ fehlte, gründete ich die Monatsschrift „Athenaeum", sie brachte Rezensionen heimischer und fremder Fachschriften, aber auch belletristischer Werke; für mich bildete ja die Belletristik stets eine ebenso wichtige Quelle der Erkenntnis wie die Wissenschaft. Das „Athenaeum" erschien ungefähr zehn Jahre. Es fehlte ihm viel, um eine gute Revue zu sein, aber es war wenigstens etwas.

Ich bemerkte auch, daß sich unsere neue Universität nicht genug um die Volksbildung kümmerte. Deshalb schlug ich vor, Kurse für breitere Kreise zu veranstalten, und hielt selbst solche Kurse und Vorträge ab. Ich schrieb, daß wir eine zweite tschechische Universität haben müßten. Ich sah, daß uns auch ein Lexikon fehlte; Riegers Wörterbuch war für seine Zeit gut gewesen, aber schon veraltet. Ich setzte mich mehr für eine wissenschaftliche Enzyklopädie ein, etwa wie die „Encyclopedia Britannica", fand Mitarbeiter und einen Verleger. Aber der Handschriftenstreit kam dazwischen […]. […]

Politik

Die Politik hat mich stets interessiert. Schon die Dorfstreitigkeiten zwischen Slowaken und Hanaken, später zwischen uns tschechischen und deutschen Jungen in Brünn waren Politik im kleinen – ich mußte mir des Verhältnisses zwischen Tschechen und Deutschen bewußt werden. Auch meine Absicht, die Konsularakademie zu besuchen, war halb Romantik, halb unbewußtes politisches Interesse.

Meine Beziehung zur Politik war anfangs nur theoretisch; da fesselte mich schon Plato durch sein Philosophieren über Politik, und als ich mich mit Soziologie zu beschäftigen begann, geriet ich eo ipso mitten in die politischen Probleme.

Natürlich reagierte ich immer auf politische Ereignisse. Schon als Student schrieb ich für die „Moravská orlice" meine ersten Artikel gegen die Politik der Passivität. In Wien pflegte ich zur Bahn zu gehen, um zu sehen, wie die tschechischen Abgeordneten zur Parlamentstagung ankamen. Damals verfolgte ich beständig den Kampf der Tschechen mit den Deutschen; aber ich begriff schon damals, daß dies eigentlich ein Kampf gegen Österreich war, und hatte zu Österreich ein ziemlich negatives Verhältnis.

Als ich nach Prag kam, war ich zunächst von kulturellen und wissenschaftlichen Interessen erfüllt. Da war das „Athenaeum", die Universität, das Konversationslexikon, die Handschriftenfrage, und aus dem Handschriftenstreit wurde eine journalistische und politische Affäre. Die Revision der angeblichen altslawischen Kultur wurde zur Revision des ganzen Kulturlebens der Gegenwart. Eigentlich brachten mich diese Kämpfe und Polemiken in die aktive Politik hinein. Ich lernte unsere Mängel, das niedrigere Niveau unserer Presse und der öffentlichen Meinung kennen, aber auch anständige und feine Menschen. Auch das kam mir zugute, daß ich oft unwillkürlich und manchmal aus Torheit soviel Zorn und Feindschaft gegen mich erregte. Damals sagte ich mir. „Es geschieht dir recht, was mischst du dich ein!" Heute sehe ich, daß man auch durch Haß bekannt und eine Autorität wird. Der Haß vergeht, der Name aber bleibt den Menschen im Gedächtnis haften. Das sage ich heute auch denjenigen, die sich nach allen Seiten wehren müssen …

Damals fanden wir uns zusammen, ein paar Männer, es war eine Gruppe von Professoren: Kaizl, Kramář, auch Heyrovský und Rezek; Goll wurde gleichfalls zu uns gezählt, aber zu Unrecht.

Ein richtiges politisches Programm besaßen wir nicht, vielmehr hielten wir als Generation zusammen. Irgendwie wollten wir die Verhältnisse verändern, die Zeitungen und die Universität verbessern; wir waren für eine positive und aktive Politik – ein klares Programm war das nicht, vielmehr eine Richtung, eine kritische und wissenschaftliche Richtung […]. […]

Ich glaube, es war im Jahre 1889, da siegten die Jungtschechen in den Wahlen. De facto war zwischen ihnen und den Alttschechen

kein so großer Unterschied mehr, wie es nach ihren journalistischen Streitigkeiten hätte scheinen können. Die Jungtschechen brauchten neue Leute für das Parlament. Deshalb traten sie an uns heran, und wir hielten es für unsere Pflicht, uns ihnen zur Verfügung zu stellen. Die Alttschechen hatten im ganzen bessere Männer und waren gebildeter, aber politisch starrer. In den nächsten Parlamentswahlen, es war 1891, wurde ich als jungtschechischer Abgeordneter im Bezirk von Domažlice (Taus) gewählt.

Im Wiener Reichsrat interessierte mich zunächst das Parlament selbst. Ich nahm mir mehrmals die Konstitution und die Geschäftsordnung vor, aber zwischen Verfassung und Parlamentspraxis besteht etwa ein Unterschied wie zwischen dem Evangelium und den Kirchen. Ich beobachtete und machte mir meine Gedanken. Die Regierungstribüne kam mir wie der Altar vor, wir darunter waren die Gläubigen. Bald entdeckte ich im Parlament die gute Bibliothek; ich ließ nach Möglichkeit keine Sitzung aus und las während der Sitzungen politische Literatur. Damals war ich politisch noch sehr unreif und unerfahren. […]

Die neunziger Jahre

[…] In der Literatur gärte es zu jener Zeit. Damals kam die fremde Literatur in vollen Strömen zu uns, die französische, von Zola angefangen bis über die Symbolisten hinaus, dann die nordischen Autoren, Ibsen begann zu wirken. Ein Symptom dieser Bewegung war Machar mit den „Konfessionen“. Die russische Literatur, namentlich Tolstoj und Dostojewskij begannen ihren Einfluß auszuüben. Auf einmal war eine Fülle neuer Eindrücke und Maßstäbe da. Auch die Universität wurde dadurch sehr einflußreich, daß sie national war. Der Realismus betonte die Wissenschaft als wichtigen Bestandteil der Nationalität. Kurzum, die neunziger Jahre waren eine starke und wichtige Zeit. Es war ein Auftun von Fenstern und Wegen in die Welt und ein Suchen nach sich selbst.

Ich gab damals, nach dem „Athenaeum“, die Zeitschrift „Nasě doba“ heraus. Der neue Verlag Laichter verbreitete wissenschaftliche und philosophische Bücher. Politisch versenkte ich mich nach den zweijährigen Erfahrungen im Wiener Parlament in das Studium der Entwicklung unserer Parteien und der tschechischen Politik seit dem Jahre 1848. […]

Slowakei

Eigentlich war ich von klein auf halb ein Slowake. Mein Vater war ein Slowake aus Kopčany, sprach bis zum Tode slowakisch, und auch ich sprach slowakisch; eines Unterschieds zwischen den ungarischen und den mährischen Slowaken, unter denen ich als Kind aufwuchs, war ich mir nicht bewußt. Wenn die Großmutter aus Kopčany uns besuchte, brachte sie mir jedesmal breite slowakische Hosen als Geschenk mit; ich zog sie über Nacht im Bett an, weil ich sonst, wie man sagte, nach Herrenart gekleidet ging. Die Beziehungen meiner Familie zu Kopčany und Holič waren eng; in Kopčany kam ich schon als Kind mit dem Ungarischen in Berührung. In der Familie blieben ein paar ungarische Worte haften; wir sagten zum Beispiel „halgas“ (schweig) und ähnliches. Ein, zwei Sprößlinge aus Vaters Familie wurden völlig magyarisiert. Noch nach Prag kamen mir Kusinen aus Ungarn nach. In Wien suchte ich auch Spuren von Slowaken, die früher dort gelebt hatten, wie Kollár und wie Kuzmány, der, glaube ich, den ersten Versuch eines slowakischen Romans unternommen hat. […]

Die Jahre 1900–1910

[…] Das politische Parteiwesen ist natürlich, aber es hat seine guten und schlechten Seiten, wie alles Menschliche. Alles läßt sich mißbrauchen; es kommt darauf an, ob die Menschen anständig und gebildet sind. Ich für meine Person glaube auch in diesem Fall mehr an die Menschen als an die Einrichtungen, an die Parteien.

Gewiß ist es ein interessantes Problem, warum bei uns so viele Parteien entstanden sind, während die Engländer oder Amerikaner mit zweien oder dreien auskommen. Es ist nicht unser Spezifikum, unsere Deutschen sind analog geteilt. In beiden Fällen lag die Ursache dieser Zersplitterung eigentlich in Wien. Wien herrschte und verwaltete, der Reichsrat und die Landtage waren der Regierung und der Krone untergeordnet; dadurch trugen die Parteien nicht die Last der Verantwortung, und der Regierung schadete es nicht, wenn sie sich zersplitterten.

Diese österreichische Erziehung ist bisher nicht überwunden; wir wünschen uns die Entösterreichifizierung, leben aber tatsächlich nach der alten Gewohnheit. Daß nach dem Umsturz 1918 die

kleineren Parteien sich einigten und die Nationaldemokratie bildeten, war in der Idee ein guter Versuch ebenso wie der, daß man an die Bildung größerer Blocks zu denken beginnt. Darin ist schon ein größeres Verständnis für den Staat zu erblicken.

Staatsmänner sind nur diejenigen Politiker und Persönlichkeiten, die in allem, was sie tun, wirklich das Interesse des Staates im Sinn haben. Für sie gibt es nur *eine* wahre Politik: die Harmonisierung kleinerer Teile zu einem Ganzen, die Zusammenfassung von Organisationen, die Vereinheitlichung aller Bestrebungen. Eine solche Politik überschreitet auch die Grenzen des Staates. Einer solchen Politik bedarf unsere Zeit, die Nachkriegszeit.

*

Mir stand zeitlebens das literarische Organ der Politik nahe: die Zeitung. Auch heute wäre ich wohl Journalist, wenn ich nicht ein anderes Handwerk ausübte.

Als Student, etwa im Jahre 1876, schrieb ich von Wien aus unter dem Kennzeichen -y- in Zeitungen. In Prag vereinbarte ich, es mag 1885 gewesen sein, die wissenschaftliche Rubrik der „Národní listy“ zu leiten. […]

Seit 1900 erschien »Čas« als Tageszeitung, seitdem ging ich regelmäßig in die Redaktion und gab mehr Ratschläge, als daß ich selber geschrieben hätte. Die beste Erinnerung an die Zusammenarbeit habe ich aus dem Jahre 1914, als der Krieg begann; wir trafen uns – Dr. Herben, Ingenieur Pfeffermann, Kunte ich und später auch Beneš – und studierten die Kriegslage; daraus entstanden gute Artikel, sofern es die damalige Zensur zuließ. Ich selbst schrieb damals zwei Artikel für »Naše doba«, in denen ich die Kräfte der beiden kämpfenden Lager verglich.

Ich befürchtete, daß der Krieg, wenn er kurz war, uns nicht befreien werde, selbst wenn Österreich eine Niederlage erlitt; wir waren unvorbereitet, und die kriegführenden Mächte wußten fast gar nichts von uns. Nun, ich stellte Überlegungen an, wer länger durchhalten werde – ich fürchtete, daß der Krieg nur kurze Zeit dauern werde, und machte mir selber Vorwürfe wegen meiner Grausamkeit, einen langen Krieg zu wünschen. […]

Vor dem Krieg

Die letzten Jahre vor dem Kriege war ich als Abgeordneter tätig. Außerdem schrieb ich und gab mein Buch „Rußland und Europa“ heraus. Der deutsche Verleger Diederichs hatte meinen Nekrolog für Tolstoi gelesen, besuchte mich, und ich verabredete mit ihm, meine Studien über Rußland zu sammeln und bei ihm herauszugeben. Zwei Teile sind schon erschienen; den dritten, über Dostojewski, habe ich im Manuskript liegen. Ich möchte noch mancherlei schreiben, aber die Zeit, die Zeit fehlt mir dazu.

Im Jahre 1911 wurde ich zum Abgeordneten gewählt, Professor Drtina wurde nicht mehr gewählt. Wir hatten einen gemeinsamen Klub mit den Staatsrechtlern Prunar und Kalina und den mährischen Fortschrittlern Stránský sen. und Votruba. […]

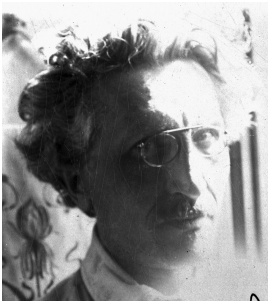
Merkwürdig, in meinem Leben wurde ich so oft in verschiedene Fragen und Konflikte verwickelt, häufig auch gegen meinen Willen; ich meinte manchmal, durch so verschiedene Interessen meine Zeit zu verlieren. Erst während des Krieges erkannte ich, daß alles, fast alles, was ich je getan habe und was mir begegnet ist, zu etwas gut war.

Gut war und kam mir während des Krieges zustatten, daß ich halb als Slowake geboren war, daß ich unter Slowaken gelebt und mit ihnen gearbeitet hatte; ich konnte während des Krieges für sie und mit ihnen sprechen wie einer von ihnen. Gut war, daß ich in Wien studiert hatte und dort bekannt war. Als Abgeordneter beobachtete und verfolgte ich bewußt den Wiener Hof, die Militärs, den Adel und die hohe Bürokratie. Alle diese Kenntnisse kamen mir zustatten, als ich während des Krieges auf den moralischen Zusammenbruch und den unabwendbaren Untergang Österreichs hinwies. […]

JOSEF VÁCHAL

Ein Maler an der Front

Erstdr. 1929
(Auszug)



Josef Váchal
Geb. 1884 in Milawetsch bei Taus, gest. 1969 in Studňany

Der uneheliche Sohn von Josef Aleš (1862–1927), einem Lehrer, verbrachte die Kindheit bei den Großeltern väterlicherseits in Pisek. Sein Vater war der Cousin des berühmten Malers Mikoláš Aleš (1852–1913) und machte sich einen Namen als Pionier des Skisports. 1898 ging Váchal nach Prag, wo er bis 1902 eine Buchbinderlehre absolvierte und sich anschließend in privaten Malschulen zum Maler und Graphiker ausbildete. Unter dem Einfluß seines Vaters begann er sich für Esoterik und Okkultismus zu interessieren und trat 1903 der Prager Theosophischen Gesellschaft bei, verkehrte aber auch mit der sog. Anarchoboheme. 1910 bis 1912 schloß er sich der postsymbolistischen Künstlergruppe „Sursum“ an. Kurze Zeit wendete er sich dem Katholizismus zu und kam mit Jakub Deml in Kontakt, dessen Erzählung „Hrad smrti“ (1912) er illustrierte. Váchals umfangreiches und vielfältiges bildnerisches Werk formte sich unter dem Einfluß des Symbolismus und Expressionismus. Besondere Meisterschaft entwickelte er im Farbholzschnitt und als Buchkünstler. Von seinen eigenen literarischen Werken, die er mit selbst gegossenen oder geschnitzten Lettern setzte, druckte, mit Holzstichen illustrierte und oft auch band, wurden „Ďáblova zahrádka aneb Přírodopis strašidel“ (Garten des Teufels oder Naturgeschichte der Gespenster) und der „Krvavý román“ (Blutroman), die Travestie eines Gruselromans, beide 1924, am bekanntesten. Obwohl Váchal internationale Anerkennung genoß, war sein Werk während des Kommunismus, mit Ausnahme der Zeit des Prager Frühlings, in seiner Heimat verboten. Seine Erinnerungen an den Ersten Weltkrieg, aus dem er 1918 als überzeugter Antimilitarist nach Prag heimgekehrt war, erschienen mit dem Titel „Malíř na frontě“ (Ein Maler an der Front) 1929 als Privatdruck in Prag. In Wien hielt sich Váchal im Jänner und Februar 1917 auf.

Bei den Kanonieren in Wien
(Auszug)

Am 19. Jänner reisten 270 angehende Artilleristen aus Rumburg nach Wien ab – eine Fahrt über alle möglichen Bahnstrecken, die ziemlich lange dauern sollte. Wir fuhren in Viehwaggons zu je 33 Mann. Es wurde geradezu grimmig geheizt, mit bei diversen Zugaufenthalten gestohlener Kohle. Zu Mittag „menagierten" wir in Jung-Bunzlau, um ein Uhr nachts „jausneten" wir in Kolin Tee und Wurst, „zum Nachtmahl" aßen wir um 12 Uhr mittags in Hruschowan wieder Wurst, ein Achtelkilo Brot und Kaffee. Nach drei Uhr nachmittags näherten wir uns Wien und schauderten dabei über die ausgedehnten Krankenbaracken, an denen wir vorüberkamen. Wir bestaunten das herrliche Grün der Donau; es mangelte aber nicht an Stimmen einfacher Gemüter, daß dieses Grün wahrscheinlich nur den Abwässern von Fabriken entstamme. Schon bei Dunkelheit trafen wir am Westbahnhof ein; jeder von uns wurde dort mit vier Schnitten hervorragenden Brotes, Tee und Zigaretten, soviel er wollte, bewirtet. Die Verteilung nahmen Damen und Jünglinge offensichtlich semitischer Abstammung vor; wohltätige Damen, später so oft im „Buriantheater" oder im „Adria" karikiert.

Wir mußten dem Monarchen kein Hoch! und dem wackeren Heer kein Heil! ausbringen; man las uns Loyalität und Dankbarkeit von den Augen ab. Schließlich fütterten sie ja Vieh vor der Schlachtung; jene, die sich beim Einzug in Wien „Ave Caesar, morituri ..." gedacht hatten, waren sicher in der Minderheit gewesen. Die Mehrheit – frisches tschechisches Fleisch zum Ausschlachten! – Es folgte ein triumphaler Marsch tschechischen Blutes durch Wien, sogar durch die Hauptstraßen. Die beleuchteten Straßenzüge und die großen Gebäude beeindruckten mich gewaltig; ich fand, daß Prag im Vergleich zu Wien ein bloßes Dorf sei. Etwa gegen elf Uhr trafen wir in den Kasernen im XIII. Bezirk ein, sehr weiträumigen Kasernen, wo wir in einem Speisesaal eine anständige Portion großer Graupen und ein Stück Wurst, sicherlich Pferdewurst, zum Nacht-

mahl aßen; nachdem damit unsere Mägen befriedigt waren, schliefen wir ausgezeichnet.

Am nächsten Tag lernte ich bei schrecklichem Frost zwischen Baracken, von denen Meter hohe Eiszapfen hingen, B. kennen, der später, wie wir aus der Zeitung erfuhren, irgendeines Kornwuchers wegen strafweise abgeführt wurde und der eine Reihe meiner Kameraden in Zivil kannte. Er war im großen und ganzen ein guter Mann, dieser Jude, und brachte es später zu einer wichtigen Position bei unserer Batterie; er arbeitete dort in der Kanzlei und zensurierte die Briefe. Seinem Wohlwollen verdanke ich es, daß alle meine rappeligen und stark nach Hochverrat riechenden Briefe von der Front immer korrekt bei den Adressaten ankamen. – Noch am gleichen Tag streiften sie uns die alte Montur ab und gaben uns eine hübsche neue. Wieder war es irgendein Jude, Carmin, mit dem zusammen ich die der Mannschaft abgenommenen Rumburger Uniformen übernahm; ich meldete die Anzahl der abgegebenen Stücke und er registrierte sie. Später zu Mittag, als alle fortgegangen waren, fiel uns ein, die Taschen der abgeführten Mäntel, Röcke und Hosen zu visitieren. Unglaublich, was sich alles darin fand, was aus Vergeßlichkeit der Soldaten darin zurückgeblieben war: ungefähr drei lederne Tabaksbeutel, ein paar Taschenmesser und rund 1 Krone 16 Heller Kleingeld an Barschaft. Da niemand sich zu diesem Reichtum bekannte, requirierten wir alles zu ungeteilter Hand.

Am Nachmittag brachte man uns in den Prater, wo es wie in Prag nach Ausstellungsschluß aussah, und quartierte uns in irgendeinem Holzpavillon eines Vergnügungsbetriebes ein, der dem Wiener Stadtrat Gustav Schäfer gehörte, einem Christsozialen, der uns später auch den reinsten Hundefraß kochte, allerlei klein gehackte Muscheln in Form von Leberwürsten. Den deutschen Fliegern neben uns tischte er natürlich Fleisch auf. Unser neues Domizil in der Nähe des berühmten Riesenrades zeichnete sich aus durch kolossale Luftigkeit und die Möglichkeit, daß die Wärme durch eine Menge Glastüren, Fenster und Löcher entweichen konnte; sich aus dem Staub zu machen und wann auch immer zu verduften, ging sehr leicht. – Die Stimmung unter den Rumburger Zugewanderten war unterschiedlich und sehr wechselnd je nach den sich ändernden Gerüchten, ob wir nämlich ins Arsenal zur Ausbildung kommen würden, was einen längeren Aufenthalt in Wien versprach, oder ob wir dort nur neue Kanonen fassen würden, und es direkt irgendwohin nach Görz ginge. – [...]

Meine neue Adresse lautete jetzt: *Kanonier Váchal, k. k. Land. Res. Kanonen Reg. 3, Batt. 3 (derzeit bei der Umbewaffnungsgruppe Major Knispel, Wien X, Arsenal, Objekt III.)*. Wie daraus zu ersehen ist, ein recht erhebender und bei den einfachen Landwehrlern Respekt erregender Titel! – Unter dem Einfluß von Lektüre hatte ich mir das Arsenal ein wenig anders vorgestellt, als es in Wirklichkeit war, nämlich ein Magazin für verschiedenstes Material. Man konnte in den Höfen gut fünfhundert Schritt rund um drei Meter hohe Trümmerhaufen zerschlagener, aus allen Himmelsrichtungen der Monarchie herbeigeschaffter Glocken herumspazieren; es lagen hier kleine Splitter bis zu Stücken, so groß wie der Rumpf eines Menschen, in allen möglichen Farben und Metalllegierungen von so perfekter Mischung, wie sie neuen Gießereien vielfach nie mehr gelingen wird. Weil mich das Rufen von den Minaretten immer mehr ergreift als die Stimme der Glocken aus unseren Kirchen, blieb ich dem Schicksal der Glocken gegenüber ziemlich kalt. – Was wir in Wien alles getan haben? Vor allem: die Montur gewechselt. Jene erste, nach der Ankunft in Wien gewonnene, streiften sie uns gleich am dritten Tag ab wie einem Säugling die Windeln; dafür erhielten wir eine schöne neue, grüne, und dazu einen Kanoniershirschfänger an die Hüfte. Als wir dieses Gewand durch Im-Stroh-Liegen gründlich besudelt hatten, faßten wir eine andere, gebrauchte, Uniform aus; da nicht einmal diese unseren Führern genehm war, geleiteten sie uns einzeln irgendwohin in bizarr gebaute Kommißgebäude, wo sie uns, die wir uns auf der Pawlatsche drängelten, einzelne Uniformteile durchs Fenster zuwarfen. Meine Klamotten mußte wirklich irgendein schadenfroher Teufel persönlich ausgesucht haben, sicher zu meinem Gaudium, denn früher hatte sie irgendein Geck von der Armee getragen; der Mantel hatte einen seltsamen Schnitt, und seine Farbe war etwas zwischen Grasgrün und Strohgelb. Die Mützen hingegen waren eine Zeitlang ohne Schild, weil die Putzsucht der Mannschaft keine Grenzen kannte und natürlich die Herren vom Militär ärgerte, die einschritten. Ich war also zur Freude der Soldaten und vor allem der Zivilisten ausgesucht ausgemustert: ein echter Trainsoldat in einem Jugendstilmantel, einem richtigen kurzen und zehn Zentimenter über den Knien endenden Paletot, mit einem Zwicker auf der Nase! Erst später, kurz vor dem Abmarsch aus Wien, kleideten sie uns in ordentliche Feldmontur. [...]

Eines Tages, wir waren definitiv in ein Regiment zusammengetrieben worden, rief man uns in die Kanzlei, einen schön nach dem anderen. An einem Tisch die Schreiber und ein Wiener Feldwebel, der die Vernehmung führt. Er verhört auf deutsch; was sind Sie in Zivil, fragt er mich. Ich antworte: *Bildermaler*. Der Feldwebel: *Was, Zimmermaler*? Ich: *Nein, Bildermaler*! Donner und Blitz, brauste der Feldwebel auf, ich kenn' nur Zimmer- und Schriftenmaler, noch einmal, was sind Sie in Zivil? Ich wiederhole ihm abermals, daß ich Bilder male, daß ich akademischer Maler bin. „Kruzifix", brüllt der Kapo fuchsteufelswild, „das hat's hier noch nicht gegeben! Hier gilt keine *Akademie,* Sie werden mir doch nicht behaupten wollen, daß *Sie Bilder malen!*" Ich streite weiter mit dem Burschen herum, weil ich nicht den ganzen Ruhm daheim lassen will; durch den Lärm angelockt, kam ein Offizier aus dem Nebenzimmer. Der Feldwebel erklärt ihm alles und regt sich auf, auch ich gebe Erklärungen ab. Es stellen sich noch andere Offiziere ein, Deutsche, sie führen mich nach nebenan ab. Dort ein Verhör. Einer von ihnen kennt dem Namen und auch den Arbeiten nach Kalvoda, Bílek und andere tschechische bildende Künstler; ich habe den Verdacht, daß er ein Tscheche ist, sich aber nicht zu seiner Nationalität bekennt. Er spricht sehr nett mit mir. Dann holt er von dem Feldwebel die Bögen und trägt dort ein, daß ich einer der Munitionskolonnen zugeteilt bin. „Das ist das beste, was ich für Sie tun kann", sagt er mir. – Noch am gleichen Tag, bei herrlichem Sonnenschein, der Befehl: Feldausstattung ausfassen! – Auf dem Rasen, hübsch ausgebreitet, die Haufen einer traurigen Bescherung: Zelte, Decken, Schafspelze, Handschuhe etc. Und darunter vor allem das traurigste Memento: ein Verbandspäckchen und die „Leichenkapsel". (Die Legitimationskarte in einer kleinen Blechkapsel.) Wir tragen jeder unseren Schatz in unsere Spelunken; die mutigeren, die eine Visitation nicht scheuen, besprechen miteinander, wo man etwas von dieser Bescherung bereits in Wien veräußern kann. [...]

Unter Tschechen verschlug es uns in Wien nur einmal, und das in den Budweiser Bierkeller im II. Bezirk in der Fahrgasse. Außerdem gingen wir mit Česal ins Dianabad baden, damit sich in dieser eleganten Badeanstalt der Schmutz der Wiener auch mit böhmischem Schmutz vermische; desgleichen verabsäumten wir es nicht, ein wenig Odeur aus den Ställen (die ich überaus häufig mit Besen eigener Erzeugung aufkehrte, so daß meine Hände voller Blasen waren) unter das Parfum der Wienerinnen in den Rathauskeller zu



Das Arsenal in Wien (1895)

Offiziere der K.u.K. Armee
im Arsenal (1914)



tragen. Nur von Museen und Gemäldegalerien hielt ich mich fern, dem Sprichwort Genüge tuend, daß im Krieg die Musen schweigen. Und vielleicht war das gut so.

Das Innere des Arsenals kam mir immer wie ein Ausschnitt aus einer monumentalen Radierung von Brangwyn vor, nur daß alle auf diesen radierten Szenerien dargestellte Belebtheit und Bewegung, an diesem Ort hier erblickt zu einer toten Wirklichkeit verblühten, denn das Arsenal war ein offenes, die Überreste von Leichen bloßlegendes Grab. Millionen von alten, rostigen Gewehrläufen, von Schrapnell- und Granatzündern, Überreste von Kanonen, Lafetten, Räder und Wagen warteten hier auf ihre Wiederverkörperung in neuer Form. Dazwischen unüberschaubare Vorräte an herrlichem Holz und Metallteilen, großartige Verlobungen von Neuem mit dem Schmutz beschädigten Materials. An dem allen vorbei eilen Tausende Männer und Frauen, mit Namensschildern an der Brust, sie gehen durch Höfe und Gäßchen, durch die auch ganze Züge auf Geleisen und eine Menge Autos fahren. In einer Ecke liegt ein totes Pferd, das sich durch die Arbeit hier zu Tode geschunden hat; vielleicht wird wenigstens seine Haut wieder hierher zurückkehren, wo riesige Berge von Leder die finsteren Treppenhäuser füllen, in denen Frauen registrieren, sortieren und schichten; für wie viele Jahre würden diese Tierhäute Bat'a reichen? Der Geruch von Juchtenstiefeln, Schuhwichse, verschiedenen Stoffen, Eisen und Metallen, daß einem schwindelt. Dieser Basar, diese aus langen Jahren resultierenden Produkte von Maschinen, Händen und Leben kommen mir gewaltig vor, ebenso wie die riesigen Portionen Selchfleisch unten in der Kantine, die um eine Krone verkauft werden! Welche Erquickung für den Gaumen nach den in Leberwürste gefüllten, klein gehackten Miesmuscheln und dem Szegediner Gulasch, die Portion zu 2 K 60 H! – Das Betreten und Verlassen des Arsenals gehen mit beträchtlichen Zeremonien vor sich, dafür können jene, die ins Innere der Höfe eindringen, sich hier auf verschiedene Art und Weise verdrücken, verlieren oder nach Belieben herumlungern. An einigen Kreuzungen herrscht das reinste Chaos. Ich hatte an einem einzigen Tag riesiges Pech: Ein Pferd trat mir ordentlich auf ein Hühnerauge und kurz darauf drückte ein anderes Pferd mit seinem Schenkel meine Brust gegen einen Wagen. Am Nachmittag des gleichen Tages schleuderte mich eine Wagendeichsel in hohem Bogen über ein Barrel Petroleum, und am Abend verlor ich in der Ubikation im Stroh meinen Zwicker, dessen

Auffindung durch einen Kollegen mich zwei Kronen österreichischer Währung kostete.

Dem Prater waren wir Anfang Februar entronnen. Zwei Stunden dauerte damals unser Marsch durch die kotigen Straßen nach Favoriten, X. Bezirk; unter der Last von Rucksäcken, Karabinern und Kriegsausstattung trafen wir sehr erschöpft vor Ort ein. Gegen unseren Gartenpavillon, den wir gerade verlassen hatten, muteten uns die Baracken der Artilleristen geradezu göttlich schön an; besonders überraschte uns die Sauberkeit um sie herum und in ihrem Inneren. Man hatte uns in ein ehemaliges, vom Kriegsbeginn stammendes Krankenhaus einquartiert; wir schliefen in ordentlichen Eisenbetten und zu unserem vollkommenen Glück gab es hier auch



Waschräume. Meine Freude wurde durch mehrere „Wertsendungen“ gesteigert; ich lebte gleich auf und fühlte mich wieder gesund, fröhlich und stark, nachdem ich mich ordentlich satt gegessen hatte. Noch am gleichen Tag hallte der Saal vom Rufen meines Namens und von Geschrei wider: *Móla, wo ist Móla?* Weil ich den Wiener Dialekt nicht verstand, schimpfte ich den nach mir Rufenden tüchtig aus, daß ich kein Blödian, keine „moula“ sei; bis ich herausfand, daß sie mich, den Maler, gerufen hatten, weil ich einige „Kopfzettel“ schreiben sollte.

Am nächsten Tag hatten wir frei, wir benutzten die freie Zeit zu einem Feldzug gegen alles, mit dem viele hier zum ersten Mal Bekanntschaft gemacht hatten. Das Hospiz duftete nach Pulver und



J. Váchal, Holzschnitte aus der tschechischen Erstausgabe des Buches „Ein Maler an der Front“, Prag 1929 (Reprint, Verlag Paseka, Prag 1996)

Salbe gegen Parasiten, und auch nach eingebrannter Sellerie, die man in der Kantine in ausreichender Menge kaufen konnte. Am Samstag nahmen wir ein Bad, ergingen uns ein wenig auf dem Exerzierplatz, wo ein paar krepierte Krähen lagen, wohl zur abergläubischen Deutung einiger simpler Gemüter.

Am Montag befanden die Chargen, daß nur wenige von uns ein Gewehr in den Händen gehabt hatten, wenigstens wollte niemand es zugeben, daß er exerzieren konnte, also wurde eine kurze Übung angeordnet, die jedoch von keinem der Ausbildner und Exerzierenden ernst genommen wurde. Nach der Menage trat ich vor die Kaserne, und als ich vor dem Tor stand, belauschte ich einen Kanonier, der den Beweis führte, daß er auf Grund seines Bandwurms vom Militär heimkommen müßte; durch dieses Zuhören versäumte ich es, ins Quartier zurückzukehren, das bereits alle verlassen hatten. Und dadurch fiel einem Kapo aus einem anderen Kanonierskommando ein hier auf dem Hof herumlungender Kanonier auf, und er las meine Wenigkeit auf, der er befahl, mit ihm nach St. Marx Stroh und Heu fassen zu fahren. Gott mußte mich damals geliebt haben, denn ich entging dadurch einer großen Unannehmlichkeit, da unsere ganze Munitionskolonne, egal ob in ihr Schuster, Schreiber oder Viehtreiber waren, sich unterdessen in andere Regionen Wiens zum Fassen von Pferden und Mauleseln begab. Bei meiner Rückkehr aus St. Marx, schön auf einer Heufuhre sitzend und wie Schwejk in aller Ruhe eine Gipspfeife rauchend, begegnete ich ihrem Galamarsch durch Wien mit sich sträubenden Vierbeinern. Später fuhr ich mit einigen unserer Trainsoldaten noch mehrmals um „Futter“. Was in Prag keinen Anklang fand, war in Wien Befehl, nämlich mit ohrenbetäubendem Wagengerassel wild und schnell durch die Gassen zu rasen. Ja, mehrere Male hielt ich sogar selbst die Zügel, beim ersten Mal durch die Zuvorkommenheit eines gewissen Dragoun aus Alt-Knin, ohne daß es zu einem Unglück gekommen wäre. – Am nächsten Tag, bei schönem Sonnenschein, kam der Befehl, die Pferde aus den Ställen zu holen und sie auf dem Exerzierplatz herumzuführen, und auch mir wurde die Ehre zuteil, ein Pferdchen hübsch am Zügel zu nehmen und mit ihm in einer Reihe hinter den anderen rund um den Exerzierplatz zu spazieren; bei jeder Bewegung meines Zöglings starb ich vor Angst. [...]

Bis Ende Februar gab es keinen Tag, an dem wir für unsere Munitionskolonne nicht irgendwohin etwas fassen fuhren. Schön

waren diese Fahrten durch Wien! Später kutschierte ich öfter allein herum, unterwegs mit Štěpnička, neben dem ich immer meinen Schlafplatz hatte; sofern ich allerdings nicht in der Nacht bei den Wagen Wache schob. – Abermals schlugen der Winter und neue Fröste bis 15 Grad unter Null zu. In den Zinshäusern hinter der Kaserne war die ganze Nacht eine Menge Fenster erleuchtet; bei der Beleuchtung sparten die Wiener nicht. Ich besuchte zur Abwechslung das „Garnisonsspital", um meine Augen prüfen zu lassen; die Kolonne hatte zwar einen Betrag für den Kauf einer Brille bewilligt, aber das Geld teilten sie sich woanders auf, meine Sehkraft erhöhte man nicht mit neuen Gläsern. Die zweite Kolonne, bei der ich war, faßte nur Proviant, Munition besorgte die erste Kolonne. Ich lernte wenigstens, Plachen über die Wagen zu ziehen, wobei ich zwei Felgen zerbrach; wer sie bezahlt hat, weiß ich nicht. Bei uns wurde nur mit Heu- und Strohballen gekämpft und – mit Besen. Einmal schleppte ich säuberlich gezählte zweihundert Schritt weit fünfundsechzig Kilo Stiefel in einer Zeltdecke; wie lange, weiß ich nicht mehr, aber es ging, weil die Hungerzeit etwas nachgelassen hatte. Anfang März drückte die über unseren Köpfen schwebende Stunde der Abreise auf unser aller Inneres, von Tschechen und Deutschen, die beim Singen und Spielen verschiedener Musikinstrumente in Sentimentalität verfielen; der damals in Wien sehr beliebte „Herkulesbad"-Walzer erfüllte unsere Ohren mit seinen Melodien. Die Deutschen waren geselliger miteinander, und das gegenseitige Duzen klang bei ihnen herzlicher als bei den Tschechen, die sich ihrem Temperament entsprechend mehr oder weniger auf eigene Faust und in der ihnen eigenen Art von Herzensverschlossenheit in die unbekannte Zukunft versenkten.

Die letzten Vorräte beschafft, eine Art Generalparade von Wagen, Pferden und Menschen, ein Defilee der „Todgeweihten", und man verließ Wien. Die Artillerie war einen Tag vor uns abgefahren. Die Reise war lang, mit vielen Aufenthalten; sie führte nach Tarvis.

In Kleinreifling teilten sie Kaffee und Wurst an uns aus, in Selzthal eine ausgezeichnete Suppe mit Graupen und Fleisch und in St. Michael um neun Uhr abends wieder Kaffee und Wurst; Brot erhielten wir nie.

JAROSLAV DURYCH

Pilgerfahrt nach Spanien

Erstdr. 1929
(Auszug)



Jaroslav Durych
Geb. 1886 in Königgrätz, gest. 1962 in Prag

Der Sohn eines Journalisten, der als Elfjähriger seinen Vater verlor, studierte als Militärstipendiat in Prag Medizin und arbeitete von 1913 bis 1918 als Militärarzt in der österreichisch-ungarischen und dann bis 1939 in der tschechoslowakischen Armee. Während des Ersten Weltkriegs kämpfte er an der Front in Galizien und Italien. Durych, der 1915 als Literat an die Öffentlichkeit getreten war, wurde zum bedeutendsten Repräsentanten der sich in der Zwischenkriegszeit entwickelnden tschechischen katholischen Literatur. Er verfaßte auch Lyrik und Dramen, zeichnete sich aber vor allem als Prosaiker aus. Mit „Bloudění“ (Irrungen, 1929, deutsch 1933 als „Friedland“) und „Rekviem“ (Requiem, 1930, deutsch 1934 als „Die Kartause von Walditz“), zwei historischen Trilogien über Wallenstein und den Dreißigjährigen Krieg, wurde er auch außerhalb seiner Heimat bekannt. Diese Werke spiegeln Durychs Vorliebe für das Zeitalter des Barocks wider, im Gegensatz zur traditionellen Ablehnung der Gegenreformation bei den Tschechen, die als Zeit des „Temno“ (der „Finsternis“) gewertet wurde. Mit dem Abschnitt „Der Schönbrunner Tiergarten“ ließ Durych seine Erinnerungen an eine Spanienreise im Jahre 1928 beginnen, die unter dem Titel „Pout’ do Španělska“ (Pilgerfahrt nach Spanien) 1929 in Prag veröffentlicht wurden.

Der Schönbrunner Tiergarten

Des öfteren hören und lesen wir Klagen darüber, daß jeder ohne Eignungsprüfung und ohne Vorbereitung Schriftsteller werden kann. Wir stimmen im wesentlichen mit diesen Beschwerden überein, denn oft zeigt sich in einem Buch, daß der Schriftsteller das, was er schreibt, selber nicht versteht. Aber worin sollte eine Vorbereitung bestehen? Es steht außer Frage, daß es mehr Dinge gibt, die ein Autor kennen und beherrschen sollte, als es auf den ersten Blick scheint. Vor allem jedoch muß er das Leben und die Psychologie kennen und er muß die angeborene und gleichzeitig von ihm kultivierte Fähigkeit besitzen, neue Bilder zu erfinden und zu schaffen. Die Literatur verfügt über eine reichliche Menge feststehender Bilder, aber der Schriftsteller, der das Leben um sich herum beobachtet und auf sein Herz hört, stellt, wenn er etwas Neues sagen will, häufig fest, daß ihm nicht nur sein eigener Vorrat an Bildern, sondern auch der der ganzen Welt nicht genügt. Er muß sich daher auf die Suche begeben, und seine Perfektion wird sich darin zeigen, ob er ehrlich suchen will und ob er zu finden versteht.

Ich fühlte mich damals im Schönbrunner Tiergarten wie in Babylon; ich bekam dort tausenderlei Sprachen, oder eher Tierrachen, zu hören, ich sah Formen, Farben, Blicke, Körperhaltungen, Bewegungen und Stimmungen in so überraschender und bezaubernder Fülle, daß ich erkannte, daß auch die Geschichte der menschlichen Sprache noch weit davon entfernt war, abgeschlossen zu sein. Tiere haben in ihrer Gestalt viel Menschenähnliches an sich, sie zeigen aber auch die köstlichsten menschlichen Besonderheiten wie Pathos, Stolz, Grausamkeit, Sinnlichkeit, Anmut und Wunderlichkeit. Nicht nur Maler, sondern vor allem Schauspieler sollten zu diesen Tieren pilgern; sie würden unendlich viel lernen, oder vielmehr, sie wären nicht imstande, diesen ganzen Reichtum zu umfassen.

Man muß ihnen in die Augen sehen und sich die Größe, Form und Stellung der Pupillen merken, auf Farbe und Transparenz der

Häute auf den Augäpfeln achten, auf die Bewegung der Lider und die Eigenheiten des Blicks, wenn das Tier in Ruhestellung, wenn es träge ist, wenn es gereizt wird, wenn ein Tier frißt oder sein Futter abrupft, wenn es seinen Gefährten liebkost, wenn es spielt, wenn es neugierig oder traurig ist; es gibt scheue, ängstliche, gleichgültige, verächtliche, stolze, mißtrauische, bösartige und grausame Tiere. Man muß ihre Körper, ihren Gang, ihr Gähnen, ihre Art zu picken beobachten, die Bewegungen der Pfoten, Flügel, Schwänze, das Spitzen der Ohren. Sie zu betrachten, öffnet die Augen dem Verstand und innerer Intuition.

Am vornehmsten benimmt sich der Adler; sein einziger Defekt liegt in der Art und Weise, wie er auf der Erde geht; ansonsten zeichnet er sich in allen Lagen und Bewegungen aus durch Formen, die vollkommen sind wie die einer Katze, nur noch weit vollkommener. In Schönbrunn haben die Adler ihre eigene Burg mit Felsen und Baumstrünken. Gleichgültig wie sie sitzen, ob sie die Flügel, den Kopf, die Klaue heben, ob sie sich umsehen, recken, sich hinhocken, immer tun sie es wie geborene Könige, und ihr Blick hört nicht auf, den Zuschauer mit seiner majestätischen Schönheit zu bezaubern. Sie sind wie Patriarchen.

Schrecklich ist der Zorn der Papageien; das sind die satanischsten Vögel; ihre Augen brüllen nicht minder böse wie ihre Kehlen. Sie tragen kurze, blaue und sehr dicke Zungen in ihnen, die Haut um den Schnabel herum und unter dem Schnabel ist blau; vielleicht ruft der Zorn diese Bläue hervor. Sie kratzen sich mit ihren bläulichen Krallen in Nasen und Schlünden. Ihre Schnäbel sind roh. Zeitweise verfällt eine ganze Schar in cholerische Anfälle, und dann steigern sich ihre Verwünschungen zu einem rachsüchtigen, babylonischen Gebrüll, das nicht von dieser Erde ist. Ihr Gefieder sprüht ein herausforderndes Wunder aller Farben.

Es gibt Adler mit gelber Schnabelhaut und mit blauer Schnabelhaut. Die Tukane haben riesige Schnäbel wie Trinkhörner. Der Strauß besitzt sehr starke Beine. Der Flamingo gleicht einem impotenten und eitlen Künstler. Zwei Eulen saßen dort nebeneinander und schmiegten zärtlich ihre aufgeplusterten Köpfe aneinander wie zwei alte Schwestern, Eigentümerinnen eines gemeinsamen Hauses, die sich kurz zuvor niedergemacht haben und jetzt einander umarmen. Sie waren grau, hatten weiße Bäuche, und machten ein unschuldiges Gesicht, ähnlich wie Äbtissinnen eines Ordens adeliger Damen.

Der Schakal ist nicht so häßlich, wie es die Tradition vorgibt; er hat einen melancholischen Blick und wirkt passiv wie der alte und weise Hund Wořech. Aber außer roten Schakalen haben sie dort auch einen einzigen schwarzen Schakal, mit blau glänzenden Augen, schön wie der Schatten einer satanischen Versuchung, tückisch und wild, mit der Schnellkraft einer Schlange und einem gefangenen, aber stolzen Teufel gleichend. Auch die Hyäne ist nicht so häßlich, wie man erzählt, außer daß sie einen etwas stupid wirkenden Kopf aufweist, wie ihn einfältige Soldatendirnen oft haben.

Es war kurz nach der Rückkehr von meinen Reisen gewesen, daß ich den Tiergarten und den Zirkus Konradi besuchte. Das ist allerdings etwas ganz anderes. Sie trieben dort ein etwas schmutziges Lama durch, das wie eine dumme Ziege herumlief. Dabei ist ein Lama ein aristokratisch-degeneriertes Tier; eine morbide Erzherzogin mit prachtvoller, feiner, frostig-weißer Wolle und einem langen Hals, der ständig vom fieberhaften Wiederkäuen zittert; die großen Augen sind halb verdeckt von durchsichtigen bläulichen Häutchen, es hat scharf zugespitzte Ohren, die vornehm gebogen sind, und die Noblesse dieses Tieres äußert sich vor allem darin, wie es die Ohren aufstellt. Seine Hoheit haben etwas schwache Beine, sie knicken fast unter ihr ein. In der Einsamkeit eines Parks geht es ihm gut – es jedoch in einem Zirkus herumzuhetzen – das ist eine Art demagogischer Rache.

Ein sitzendes Känguruh, ähnlich unserem Kaninchen, wirkt fromm.

In einem Zirkus bekommt man die Bewegung der Elefantenohren selten zu sehen; damit ein Elefant die stolze Pracht seiner Ohren zeigt, braucht er mehr Freiheit.

Interessant ist der Unterschied zwischen dem Blick des Löwen und des Büffels. Der Löwe hat Ähnlichkeit mit einem Richter, den die Sünder und Verbrecher ständig zu gerechtem Zorn reizen, und der gewillt ist, dem Recht Geltung zu verschaffen; der Büffel ist ein Egoist, bösartig und sehr beschränkt.

Und erst diese Affen mit ihren scharlachroten Gesäßen und Schenkeln, nichtswürdige und schamlose Putznocken und Zierpuppen! Es gibt dort viele Tiere, deren Namen meinem Gedächtnis vor langer, langer Zeit entschwunden waren, und jedes erinnert mich durch sein besonderes Benehmen an die Gestalt und an Eigenschaften von Menschen. Ich hatte damals nur ungefähr zwei Stunden dort zugebracht, aber Erkenntnisse gewonnen, daß man hier

eine Enzyklopädie einer neuen Dichtersprache in Angriff nehmen könnte. Die menschlichen Gewohnheiten bringen instinktiv den Weg der Vorstellungskraft hin zu den Tieren ans Licht, weil Menschen sich mit mannigfaltigsten Tiernamen beschimpfen. Ein Schimpfwort ist schon seit Homers Zeiten eine dichterische Metapher, und die kuhäugige Hera war ein Symbol der Vornehmheit. Hier bei diesen Tieren eröffnet sich die Erkenntnis der Triebe, Gefühle, der Leidenschaft und der ganzen Beschaffenheit des Körpers. Das, was imaginär, unvorstellbar ist, muß in irgendeiner Form verkörpert werden, und es verkörpert sich auch in der Natur in dieser Form. Der Schriftsteller würde oft gerne etwas Neues und Schönes sagen; er sieht und fühlt es, kann es jedoch nicht benennen, weil die bisherigen Bilder der menschlichen Sprache und des literarischen Vokabulariums ungenügend sind, und er nicht über soviel Erfahrung aus der Welt der Materie verfügt, um dafür einen verständlichen Vergleich zu finden. Und indessen gibt es hier in so einem Tiergarten einen ganzen babylonischen Schatz, eine babylonische Welt neuer Gleichnisse und Bilder, soviel Stolz, Ruhm, Grausamkeit und nicht genug gewürdigter Äußerungen; die Summe dieser Tierphysiognomien ist reicher, ausdrucksvoller und interessanter als der Komplex der menschlichen Physiognomien, weil die Gesichter und der Gesichtsausdruck von Menschen zu sehr der Schablone unterlagen. Wieviel Ironien, Entdeckungen, Trauer, Zärtlichkeitsgefühl, Stolz, Freude und Schrecken, innere Bewegung, Erinnerungen und Forderungen erweckt, erhellt, begleitet und bewertet der Blick in diese Tierdomänen! So wie die Künstler nach Italien, Holland, ans Meer gepilgert sind, könnten die Schriftsteller hierher ziehen, zu dieser universalen Fakultät, die gerade jetzt so wichtig ist, weil die bisherige Schriftsprache und literarische Kultur den neuen, stets delikateren, komplizierteren und schwereren Aufgaben nicht gewachsen sind, welche einem die liebevolle Sorgfalt dem Leben, dem Volk, den Herzen und den Seelen gegenüber auferlegt, damit das Brot der Poesie nicht hart wird und nicht Geschmack und Frische verliert.

JIŘÍ KARÁSEK ZE LVOVIC

Die Anfänge der „Moderní revue“

Erstdr. 1931–1932
(Auszug)

„Ich kam [...] halbtot in Gmünd an, verbrachte den ganzen Rest der Nacht ohne einen Traum, verlebte dafür jedoch einen schönen Morgen, als ich durch die Wälder um Gmünd streifte, ein Gebiet, das einst vom böhmischen Königreich abgetrennt und jetzt teilweise wieder an die Tschechoslowakische Republik zurückgefallen war. Ich ging nicht mit meinen anderen Kollegen in ein verrauchtes niederösterreichisches Wirtshaus, sondern besuchte zu den Mahlzeiten mittags und abends die geräumige, elegante Bahnhofsrestauration und beobachtete das Treiben der aus Wien ankommenden oder nach Wien abreisenden Fremden. Meine Sehnsucht war auf die große Stadt gerichtet, und ich nahm mir vor, diese neue amtliche Beschäftigung doch nicht niederzulegen, damit ich wenigstens nur für ein paar Tage nach Wien gelänge. Es mußte sein ... Das Schicksal wartete dort auf mich. Die Entscheidung über meine künftigen literarischen Arbeiten wartete dort auf mich, und wäre ich nicht nach Wien gekommen, würde es in meinem literarischen Œuvre die „Trilogie der drei Magier“ sicher nicht geben.

*

Es dauerte nur kurze Zeit, und ich wurde für die Fahrt nach Wien eingeteilt. Ich hatte mich allmählich an die Atmosphäre der Postwaggons gewöhnt, und Wien sollte mich für alle Unannehmlichkeiten, die der Dienst in den Postambulanzen mit sich brachte, entschädigen. Ich hatte den Stadtplan von Wien durchstudiert, um Briefe mit Adressen von Wiener Bezirken richtig sortieren zu können, und bestieg daher in Gmünd den Wiener Postwaggon, der von Eger über Budweis nach Wien fuhr, mit mehr Courage, um mit den Wiener Kollegen zusammenarbeiten zu können. Die Wiener Kollegen empfingen mich sehr freundschaftlich und staunten nur über meine Jugend. Als ich zu arbeiten begann, wunderten sie sich abermals, daß ich nie in Wien gewesen war und es trotzdem so gut kannte.

Als ich am Wiener Kaiser-Franz-Josefs-Bahnhof den Zug verließ, blieb ich eine Zeitlang wie betäubt stehen. Ein derartiges Getüm-

mel um mich herum war für mich etwas Neues. Und es wurde mir schwindlig, als ich aus dem Bahnhof trat und diese ungeheure Geschwindigkeit aller möglichen Fahrzeuge und Straßenbahnen erblickte, an die ich aus Prag nicht gewöhnt war. Ich wußte nicht, wo ich die Straße überqueren sollte, und es dauerte lange, bevor ich es wagte.

Ich machte die Wohnung ausfindig, die unsere Ambulanten bei einem Kollegen von der Wiener Post gemietet hatten, und jetzt konnte sich wieder die Quartierfrau nicht genug wundern, daß der „neue Herr Ambulant" so jung war. Und noch verwunderter war sie, daß ich mich, nachdem ich gefrühstückt hatte, nach einer ganz und gar durchwachten Nacht nicht schlafen legte, sondern mich wusch und zurechtmachte und sofort zur Besichtigung Wiens aufbrach.

Ich eilte in den Stephansdom und anschließend ging ich ins Kunsthistorische Museum. Und die Zeit verflog, und ich aß nicht einmal zu Mittag und schaute nur immerfort die Auslagen der Geschäfte an. Eine kleine japanische „Glücks"-Vase hatte ich bereits in der Tasche und ich suchte auch ein Antiquariat auf, wo ich mir für billiges Geld ein paar französische Bücher kaufte. Ich gewöhnte mich an Wien und hatte den Eindruck, daß ich hier ein angenehmes Leben führen würde. Ich lebe gerne inmitten von Menschen, auch wenn ich mich unter ihnen immer als Sonderling gefühlt habe. Ich liebe es, sie zu beobachten, und das Treiben um mich herum erfüllt mich mit Lebensfreude. In einer Einschicht am Land, selbst in noch so schönster Natur, zu leben, würde ich nicht aushalten. Ich bin ein wenig wie Flaubert, den sogar tote Menschen mehr interessierten als die lebendigste Natur, und der auch die Vatikanischen Museen den schönsten Alpengletschern vorzog. In Wien hielt ich mich abwechselnd in Museen und in Vergnügungslokalen auf, wo ich die Leute beobachtete. Ich besichtigte nicht nur die Hofschatzkammer, sondern auch alle Ringelspiele im Prater.

Ich fuhr jetzt öfter nach Wien, weil mir die Kollegen diese Fahrt, die einen dreitägigen Aufenthalt in Wien erforderte, bereitwillig überließen. Und am häufigsten hielt ich mich nun im Prater auf. Und hier erblickte ich einmal gegen Abend, als ich in einem Sommerrestaurant vor einem Kaffee mit Milch saß, einen erlesen gekleideten Herrn unbestimmten Alters, der sich meinem Tisch näherte und sich mit einer leichten Verbeugung zu mir setzte. Ich war sofort von ihm gefesselt, aber gleichzeitig bemächtigte sich meiner Furcht vor ihm. Er hatte einen dunklen Teint, scharf geschnittene

Gesichtszüge, und in seinen Augen lag etwas Gebieterisches. Ich erkannte sofort, daß dieser Mann von sehr kultivierter Art war. Nach einer Weile holte er ein Zigarettenetui hervor und bot mir eine Zigarette an. Obwohl ich bisher noch nie geraucht hatte, nahm ich sie an, und der Unbekannte gab mir Feuer und knüpfte sofort ein Gespräch mit mir an. Er begann mich auszufragen, wer ich war und woher ich kam, und ich hatte große Mühe, ihm nicht alles zu beichten. Über sich selbst erzählte er nichts, er blieb mysteriös für mich.

Den weiteren Verlauf dieses für mein Leben entscheidenden Abends werde ich nicht schildern. Der schöne Mann unbestimmten Alters war der Sproß einer, in der Geschichte Österreichs berühmten, böhmischen Grafenfamilie, und als ich in sein Zimmer in einem Wiener Palais kam, fand ich dort in seiner Bibliothek die seltenste dekadente Literatur vor. Auf dem Schreibtisch hatte er ein Porträt von Oscar Wilde stehen und er zeigte mir auch einen Brief dieses mir teuersten Dichters, den er erhalten hatte, als er einmal seine Liebe zu den Poesien Oscar Wildes zum Ausdruck gebracht hatte. Mit der Zeit lernte ich auch die übrigen schönen Gemächer des denkwürdigen Palastes kennen und beschrieb diesen in meinem Werk „Manfred Macmillens Roman“.

Als ich nach der Bekanntschaft mit meinem Wiener Freund nach Prag heimkam, war mir, als kehrte ich in eine fremde, unwirtliche Stadt zurück. Und als ich mich in die Redaktion der „Moderní revue“ begab, schien mir, als wäre ich mit meinem Schiff in einen toten Flußarm eingelaufen. Alle Dinge, denen der gute Arnošt solche Bedeutung beimaß, hatten mich auf einmal zu interessieren aufgehört, es kam mir unwichtig vor, daß ich gegen Feinde kämpfen sollte, die mir gleichgültig geworden waren, und ich sehnte mich nur nach dem Tag, an dem ich wieder nach Wien abreisen würde.

Kein Ereignis hatte einen größeren Einfluß auf mein literarisches Schaffen als dieser Aufenthalt in Wien und das Zusammenleben mit meinem neuen Freund. Der Graf war ausnehmend kultiviert, wiewohl ich in seiner Kaste umgekehrt auch absolut kulturlose Menschen sah. Ich hatte ihm viel zu verdanken, weil er mich mit einer Literatur bekanntmachte, die auf mein Schaffen Einfluß haben konnte. Ich durfte an nichts größeres Interesse bekunden, weil er mir, was mir gefiel, sofort schenken wollte. Die Gedichte von Édouard Dubus faszinierten mich so, daß ich sie nach Prag mitnahm. Ich war es, der dieses Exemplar mitgebracht hatte, das nicht

für mich, aber für einen anderen tschechischen Dichter schicksalhaft wurde, für Karel Hlaváček, auf den die Gedichte von Dubus einen solchen Eindruck machten, daß er sich nicht mehr aus ihrer verführerischen Atmosphäre befreien konnte. Aber davon werde ich später erzählen.

Ich habe diese meine Wiener Zeit in der „Trilogie der drei Magier" geschildert. Ich stelle dort meinen Freund auf dreierlei Art dar, immer von einer anderen Seite. Die Trilogie würde nicht existieren, wäre mein Wiener Freund mir nicht in den Weg getreten. Was J. K. Huysmans in dem Roman „A rebours" beschreibt, war mir wie eine köstliche Mystifikation vorgekommen. Nachdem ich jedoch meinen Wiener Freund kennengelernt hatte, erkannte ich, daß Huysmans die Realität beschrieb, und später kam ich auch dahinter, daß Huysmans in dem Roman „A rebours" seinen Freund, den Dichter Robert de Montesquiou-Fezensac, abgebildet hat. Mein Freund verstand es, aus Unwirklichem Wirkliches zu schaffen, und konnte die Wirklichkeit so leicht verwerfen, daß sie unwirklich erschien. Schönheit war für ihn das höchste Gebot, aber es war nicht die ästhetische Schönheit anderer Menschen, es war *seine* Schönheit. Er wußte in den Galerien unbeachtete Werke weniger bekannter Meister für mich zu finden, und ließ mich Schönheiten entdecken, die das Auge eines gewöhnlichen Kenners nicht sah. Er erzog mich zu dem, was später die größte Freude meines Lebens werden sollte, zur Sammlertätigkeit, und er erschloß mir auch die Schönheit von Zeichnungen, die wir gemeinsam in der Wiener Albertina besahen. Ich trachtete, mich meinem Freund in allem anzupassen, und er machte mit großer Lust ein anderes Wesen aus mir. Es wundert mich nicht, daß die Leute in Prag staunten, wenn ich auf der Gasse in makellosen Anzügen neuester Fasson und mit schönen Krawatten erschien, die mein Wiener Freund für mich ausgesucht hatte, und so wurde ich eine gewisse Zeit lang für die Prager Straßen ein wenig zum „arbiter elegantiarum". Ich habe das Dandytum in die „Moderní revue" gebracht, und auch Arnošt Procházka begann sich elegant zu kleiden, leider hatte er nur einen Prager Schneider, und ich, ohne mein Verdienst freilich, den berühmtesten Schneider Wiens. Diese scheinbar unbedeutenden Details führe ich deswegen an, weil sie auch auf die Verwandlung meines literarischen Schaffens Einfluß hatten. So wie ich in meinem Äußeren anders aussah (Pepa Mařáková, die Tochter des berühmten Julius Mařák, zeichnete damals von meiner modischen

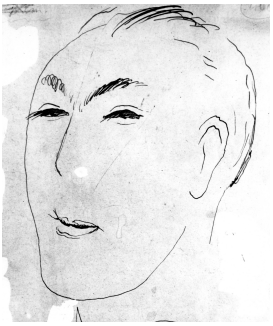
Erscheinung eine, sehr gelungene, Karikatur, die ich aus ihrem Nachlaß von Frau Růžena Pokorná von Purkyně geschenkt bekam), bemühte ich mich, in nichts dem Typus des durchschnittlichen Prager Literaten zu gleichen. Das größte Kompliment, das mir jemals von jemandem gemacht wurde, äußerte ein polnischer Dichterfreund, der mir, nachdem er die tschechische Literatur studiert hatte, sagte, daß es in der tschechischen Literatur nichts Vergleichbares zu meinen Werken gäbe, und daß sie von einem Ausländer in tschechischem Milieu geschaffen zu sein scheinen. Allerdings stimmt das nicht aufs Wort genau. Sowohl meine Lyrik als auch meine Romane wachsen aus der tschechischen Tradition hervor, der Stil, die Bearbeitung, die äußere Form jedoch fußen auf nichts Tschechischem, ich ließ mich dankbar von glücklicheren Kollegen der Weltliteratur, vor allem der französischen, belehren. Und das Verdienst dafür gebührt meinem Wiener Freund.

Die Vorkommnisse meiner sich über vier Jahre erstreckenden Fahrten nach Wien, die mich geistig so maßlos bereicherten, werde ich ein andermal schildern. Ich weiß nicht, wie Wien heute ist. Aber wenn in Prag im Frühjahr der Flieder zu blühen beginnt, gedenke ich der vier schönen Frühlinge im vom Duft des weißen und blauen Flieders erfüllten Wien, und es dünkt mich, als ob zu dieser Zeit, von irgendwoher aus unendlicher Ferne, die Stimme meines längst verstorbenen Freundes, der der Lehrer meines Lebens und der ausschlaggebende Geleiter auf meinem literarischen Weg war, ertönte. Er war nicht nur der Freund von Loris (dem späteren Hugo von Hofmannsthal), sondern auch von Leopold Andrian, der ein einziges Buch herausgab, „Der Garten der Erkenntnis“, und der damit meinen Roman „Gotická duše“ beeinflußt hat. Ich habe auch viele Dichter des damaligen Wien kennengelernt, wurde selbst mit Bohemiens wie Peter Altenberg bekannt, alle waren interessant und herzlich, und ich kam auch in die Nähe eines schönen Menschen und großen Ästheten, des Fürsten Philipp Eulenburg. Ich wandelte mit meinem Freund auf den Spuren der geheimnisvollen Kaiserin Elisabeth, drang durch seine Protektion zu ihrer Privatmanege vor, wo sie täglich allein auf dem Pferd ritt, und das Attentat auf sie empfand ich als persönliches Unglück und ihren Tod besang ich in einem Sonett meines Werks „Kniha aristokratická“. Und von Elisabeth war es nicht weit zu Ludwig von Bayern, der zweiten Liebe meines Wiener Freundes, zu jenem König, dem ich die „Legenda o melancholickém princi“ widmete. [...]

VÍTĚZSLAV NEZVAL

Lebewohl und ein Winken

Erstdr. 1934
(Auszug)



Vítězslav Nezval
Geb. 1900 in Biskoupky bei Trebitsch, gest. 1958 in Prag

Nach der Matura in Trebitsch (1919) studierte der Sohn eines Lehrers an der Karlsuniversität Literaturgeschichte und Philosophie. 1922 trat er dem zwei Jahre zuvor gegründeten linksgerichteten „Devětsil“ bei, der durch seine sich auf alle Kunstgebiete erstreckenden Aktivitäten bald internationale Geltung erlangte. Zusammen mit dem Theoretiker Karel Teige (1900–1951) entwickelte Nezval 1923/24 das künstlerische Programm der Avantgardegruppe, den Poetismus, und verwirklichte die von ihm propagierte kubofuturistische Poetik u. a. in dem Gedichtband „Pantomima“ (Pantomime, 1924). Am Beginn der dreißiger Jahre wandte er sich dem Surrealismus zu, zu dem er schon weitaus früher inkliniert hatte, wie es seine 1930 unter dem Titel „Básně noci“ (Gedichte der Nacht) veröffentlichten sog. polythematischen Poeme zeigen. 1934 gründete er die „Surrealistická skupina“ (Gruppe der Surrealisten) und verfaßte drei für den tschechischen Surrealismus repräsentative Gedichtbände, u. a. „Absolutní hrobař“ (Der absolute Totengräber, 1937). Kurz darauf brach er mit der Avantgarde und identifizierte sich nach 1948 mit dem stalinistischen Regime. Ein kurzer Aufenthalt in der Stadt während einer Reise nach Frankreich und Italien im Frühjahr 1933 hatte Nezval zu zwei kritischen Wien-Gedichten („Vídeň“ [Wien] und „Ringstraße“) inspiriert, die er in die zum Surrealismus überleitende Sammlung „Sbohem a šáteček“ (Lebewohl und ein Winken, 1934) einreihte.

Wien

An einem Sonntag um fünf Uhr nachmittag
ging ich ganz allein um Schönbrunn
Die Sonne senkte ihre goldene Krone
auf die höchste Säule dieser fast elenden Ruine
auf die höchste Säule dieser heute schon elenden Ruine
auf die höchste Säule des Palastes von Schönbrunn
damals am Sonntag um fünf Uhr nachmittag

Wie wenn die Monstranz in einer Kirche erstrahlt
die goldene Monstranz die in Träumen erscheint
die erscheint und schrecklich wirkt
die schrecklicher ist als ein Schatz im Kasten
noch furchtbarer als ein Schatz im Kasten
erschien mir jetzt plötzlich wie im Traum
eine strahlende gotische Meßmonstranz

In ihren Kleinodien erkannte ich die Augen von Mägden
Augen kleiner Mädchen im Gebirge geboren
Dochte rauchend in mitternächtigen Kammern
Augen mit Zöpfen diese Augen von der Farbe der Bänder
blauer grüner und violetter Bänder
die man bei uns dort in den Bergen trug
die Augen junger lächelnder tschechischer Mägde

Der weiße elfenbeinerne und funkelnde Rücken
der funkelnde Rücken dieser Monstranz entsetzte mich
ich seufzte auf und ließ traurig den Kopf hängen
wieviele Dutzende wieviele Hunderte von ihnen waren es gewesen

wieviele Tausende wieviele Hunderte waren gefallen
Bevor sich dieser Rücken wölbte der mich so entsetzte
der weiße elfenbeinerne und funkelnde Rücken

Damals am Sonntag um fünf Uhr nachmittag
als ich so allein um Schönbrunn ging
verfluchte ich hundertmal die Kaiserkrone
alle Kronen die dieser einen dort ähneln
alle verfluchte ich und wünschte ihnen den Fall
den wie dieser einen die ich auf dem Hofe in Schönbrunn sah
damals am Sonntag um fünf Uhr nachmittag

einmal am Sonntag um fünf Uhr nachmittag

FRANTIŠEK HALAS

Weit aufgetan

Erstdr. 1936
(Auszug)



František Halas
Geb. 1901 in Brünn, gest. 1949 in Prag

Der Sohn eines Textilarbeiters und Arbeiterfunktionärs besuchte in Brünn die Bürgerschule und arbeitete nach dem Abschluß einer Buchhändlerlehre (1916 bis 1919) in einer Brünner Buchhandlung. Mitte der zwanziger Jahre schloß er sich dem „Devětsil“ an und veröffentlichte in Prag, wo er seit 1926 als Verlagsredakteur arbeitete, seinen ersten, noch poetistischen Gedichtband. Bald entwickelte er eine markante eigene Poetik, die bis in die sechziger Jahre spätere Dichtergenerationen beeinflußte. Im Gegensatz zum Poetismus brachte Halas in seiner Lyrik ein tragisches Lebensgefühl zum Ausdruck, und beginnend bei „Kohout plaší smrt“ (Der Hahn verscheucht den Tod, 1930, deutsch: Der Hahn verscheucht die Finsternis, 1970) blieb der Tod ein zentrales Motiv seiner Dichtung. Mit Sammlungen wie „Tvář“ (Das Antlitz, 1931) oder „Staré ženy“ (Die alten Frauen, 1936) wurde er zum führenden Vertreter der sog. präexistentialistischen Lyrik. Daneben verlor Halas nie den Blick für aktuelle politische und soziale Probleme. So reagierte er in „Dokořán“ (Weit aufgetan, 1936) auf den spanischen Bürgerkrieg und auf die Ereignisse des Jahres 1934 in Wien und mit „Torzo naděje“ (Torso der Hoffnung, 1938) auf das Münchener Abkommen. Obwohl der Lyriker zeit seines Lebens auf seiten der Linken aktiv gewesen war und nach 1945 bedeutende öffentliche Funktionen ausgeübt hatte, wurde er nach 1948 von den stalinistischen Kulturdogmatikern mit Bann belegt.

Wien 1934

Abermals ein paar Tage erlebt
mit Pulvergeruch aus der Ferne
abermals ein paar Tage den Traum gehabt
der Aufstand wäre endlich da

Abermals statt nutzloser Palaver
das Krachen der Karabiner
abermals nur Dutzende Witwen
abermals nur Händeringen

Abermals endloses Warten
und ein wenig Glauben mehr
abermals die Aufforderungen vernommen
die von diesen Galgen kommen

Abermals mischen sich Klagen und Schreie
tönen die Glocken der Körper der Toten
abermals nur Hunger und Not
Wer schweigt Der Feind

JAKUB DEML

Fußspuren

Erstdr. 1941
(Auszug)

Am 17. April 1929 suche ich in Wien nach dem Elternhaus von Pavla Kytlicová. Bergsteiggasse 37 soll das sein, im XVII. Bezirk, glaube ich. Ich suche und suche, wie Frau Pavla es mir beschrieben hat, endlich stehe ich nach langem Herumfragen vor diesem Haus – nein, das ist unmöglich. Die Villen sind verschwunden, statt dessen zwei Reihen Vorstadthäuser, eine traurige Gasse, das Gelände würde darauf hindeuten, daß es einmal hier stand, die Gasse führt bergauf, aber wo sind diese Villen und die Gärtchen zu den Einfamilienhäusern?

Ich trete also in dieses Haus, es hat zwei Stockwerke, eine, nun ja, ganz anspruchslose, Fassade, ganz links in der Ecke ein großes Tor, daneben eine Tür und darüber die Aufschrift;

Leopold Hundrieser, Gastwirtschaft zum Jörgerbad

Ich nehme in der Schankstube Platz und bestelle Wein, den mir ein älterer magerer, bescheidener Kellner bringt.

Über der Tür ins Extrazimmer ein Rehkopf, neben der Tür auf einem Gestell ein Grammophon, ein mit Blech beschlagener Schanktisch, darauf – außer Gläsern – auf ein Stäbchen gesteckte Brezeln über einer Art Glassarg mit Gurken, Quargeln und Geselchtem, daneben eine Stufe und auf dieser ein Katheder für die Frau Wirtin, die das Grammophon aufzieht und von den Gästen Geld entgegennimmt.

Der Raum ist klein, daher gemütlich, es sitzen schon einige Männer da – oder noch da, denn wir haben Nachmittag – die Frau Wirtin kümmert sich redlich um die Unterhaltung der Gäste und ist besorgt, die Langeweile zu vertreiben, und setzt daher ohne jegliche Aufforderung das Grammophon in Gang:

Trink, trink, Brüderlein, trink!
Lasse die Sorgen zu Haus'!

Trink, trink, Brüderlein, trink!
Zieh nicht die Stirne so kraus!

Meide den Kummer, meide den Schmerz,
dann ist das Leben ein Scherz!

Der österreichische Wein schmeckt gut, aber das Elternhaus von Pavla Kytlicová ist futsch. Die lieben Mitgäste sagten mir, die Suche gestalte sich heute nicht leicht, weil alles umgebaut, verbaut sei, ganze Viertel neu wären und weil die Gassen auch andere Namen trügen. Ich brach daher die ganze weitere Suche und meine Nachforschungen ab, einerseits, weil ich in den Süden fahren sollte, andererseits, weil ein alter Wiener, der Maler und Kunstfotograf Anton Josef Trčka, vulgo Antios (wohl ein lautliches Pendant zu Antios' Anna Pammrová) auch schon die Hoffnung aufgegeben hatte.

Ant. Jos. Trčka
Wien VIII., Alserstraße 35

Dort hatte er in der Mansarde sein Atelier. Dort ist er auch vor einem Jahr gestorben, erstickt am Ofenrauch.
Diesen Herrn Trčka hatte ich im gleichen Jahr, also 1929, in Jarmeritz, nach dem Begräbnis von Otokar Březina kennengelernt. Da ich flüchtige Bekanntschaften nicht leiden kann, blieb auch die mit Herrn Trčka nicht ohne Folgen. Als ich also vom Begräbnis heimfuhr, nahm ich Herrn Trčka mit. Pavla Kytlicová freute sich über jeden Gast und so empfing sie auch Herrn Trčka herzlich. Allein, Frau Pavla war eine Frohnatur (von mir rede ich gar nicht), und deswegen fielen wir beide, wie man sagt, bald in Verlegenheit. Wie auch nicht? Wir sitzen an der Tafel, aber Trčka ißt kein Fleisch. Er trinkt auch nicht. Ich weiß nicht, was er gegessen und getrunken hat. Vielleicht Milch. Vielleicht nur Wasser. Möglicherweise Kaffee. Vielleicht nur ein Stück Brot.

Aber zum Teufel, soll er halt nicht essen und trinken, warum jedoch spricht er nicht? Er sitzt da wie ein Buddha, obwohl er nicht dick ist, er sitzt da wie eine lebendige Leiche, er ist auch blaß und wirkt, als hätte er auf jedem Augenlid einen Zentner. Ja, er hat auffällig schwere Lider, und so gleicht sein Gesicht einem Kaufhaus, in dem man die Jalousien heruntergelassen hat. Endlich hob er diese Lider auch ein wenig hoch und beantwortete eine Frage, aber sein Satz ging monoton, ganz langsam und stumpf im Schritt eines alten Ochsen, und außerdem schwammen seine Augen, wie man sagt, in Tränen. Aber nicht einmal dieser Tränenerguß war heftig, es war eher ein Rinnen und noch mehr ein Nässen, wie es in den Augen von Kindern vorkommt, die schon zu weinen aufgehört haben. Aber hie und da, ja sogar ziemlich häufig, wie man



Anonyme Photographie der Gemischtwarenhandlung der Familie Trčka (links außen: Anton Josef), um 1920

A. J. Trčka, Selbstporträt mit eingezeichnetem Vogel (um 1924)



sagt, entrang sich seiner Brust ein Seufzer. Es war ein unwillkürliches, unaufhaltbares Schluchzen.

Was hätten wir tun sollen?

Wenn es nicht einmal Frau Pavla Kytlicová gelang, den Gast seelisch aufzurichten, wer soll es dann können? Es war peinlich, wie man sagt. Er hockte auf uns, dieser Herr Trčka, wie jene unheimliche Wolke auf dem Südpol, von der Poe schreibt.

Ich hatte nur einen einzigen Gedanken, und Frau Pavla wahrscheinlich auch: Schau, wie dieser Mann Otokar Březina geliebt hat!

Wenn Sie Menschen weinen sehen, machen Sie mit ihnen, was Sie können, aber machen Sie keine Konklusionen.

Eins freute mich, denn das hätte ich von Otokar Březina nie behauptet: daß er sich wünschte, von Herrn Trčka fotografiert zu werden! Und Herr Trčka hatte ihn nur deshalb nicht fotografiert, weil er seinen famosen Apparat in Wien stehen hatte und kein Geld besaß, um ihn nach Jarmeritz zu schaffen, aber Otokar Březina ist inzwischen gestorben.

Herr Trčka kam überall zu spät.

Doch wehe, wenn ihn jemand „Herr Trčka" angesprochen hätte. Ich schrieb einmal als Adresse: Herrn Ant. Josef Trčka – das hätten Sie sehen sollen! Übrigens, Sie können es sehen. Er hat mir schriftlich den Kopf gewaschen, was da in mich gefahren wäre, daß er kein „Herr Trčka", daß jeder Schuster ein „Herr" sei, er aber bloß Anton Josef Trčka, oder Antios! Auf mein Wort, ich wurde tüchtig gescholten, weil ich vergessen hatte, daß zwischen einem Herrn und einem Meister ein wesentlicher und grundsätzlicher Unterschied besteht. Seither falle ich auch in große Verlegenheit – es ist schon wie ein Komplex! – sooft ich einem Dichter, oder Maler, oder Fotografen schreibe, der zufällig auch Stadtrat oder Beamter in einer Krankenversicherungsanstalt ist, ob ich mich für den Herrn, oder vielleicht doch nur für den Meister entscheiden soll.

Pavla Kytlicová gelang es schließlich dennoch, Anton Josef Trčka ein wenig den Mund zu öffnen, und so erfuhren wir, daß er verheiratet gewesen war (wir waren baff!, dieser steife Baron?), daß seine Frau Jüdin war, und er mit ihr ein Kind, ich glaube, eine Tochter hatte, und daß er dieses Kind so sehr geliebt, seine Frau ihm aber verboten hätte, es auch nur anzusehen, daß er dieses Kind so gern gezeichnet und gemalt hätte, manchmal hätte er sich schon an die Wiege angeschlichen, aber die Jüdin sei aufgesprungen wie eine

Tigerin, und er, ihr Ehemann, mußte sich in einen Winkel verkriechen. Schließlich sei sie ihm angeblich samt dem Kind überhaupt fortgelaufen und habe weit weg in Österreich irgendwo in einem Dorf einen Bauern geheiratet, und der drosch sie wie das Korn, und sie liebte ihn angeblich trotzdem und hatte drei Kinder mit ihm usw.

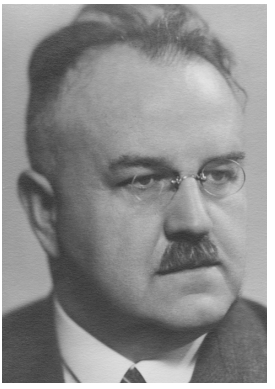
„Und von da an haben Sie einander schon nie wieder gesehen?“ fragte Frau Pavla. Antios sagte, ja, daß sie angeblich noch einmal zu ihm gekommen wäre und erzählte, wie sie geschlagen wurde, aber daß sie von ihm nichts hätte nehmen wollen.

Das ist noch nicht alles mit diesem Herrn Trčka, aber ich denke mir halt, daß Ernest Hello recht hat, daß manche Menschen von der Leidenschaft des Unglücks gepackt werden: Sie müssen tatsächlich um jeden Preis unglücklich sein. Müssen mit aller Gewalt irgendeinen Roman durchleben, und je trauriger, desto lieber und besser! Lauter Szenen, die reinste Hölle, nichts als Intrigen! Und die Hauptsache, so viel Öffentlichkeit wie nur möglich! Recht viel Theater, recht viel Pose, recht viel Grausamkeit!
Und so frühstücken wir am 18. April 1929 in Tarvis, 750 m über dem Meer.

MILOSLAV HÝSEK

Erinnerungen

Entst. nach 1945 · Erstdr. 1970
(Auszug)



Miloslav Hýsek
Geb. 1885 in Niemtschitz bei Blansko, gest. 1957 in Prag

Der Sohn eines Dorfschullehrers studierte nach der Matura an einem Brünner Gymnasium von 1904 bis 1908 in Prag Bohemistik und Germanistik und habilitierte sich nach dem 1909/10 in Wien geleisteten Militärdienst ein Jahr später mit der Arbeit „Literární Morava v letech 1849–1885“ (Das literarische Mähren in den Jahren 1849–1885). Seit 1922 lehrte er als außerordentlicher und ab 1927 als ordentlicher Professor für tschechische Literatur an der Prager Karlsuniversität. Im Jahre 1939 wurde Hýsek zum Vorsitzenden der „Kulturní rada“, des für kulturelle Aktivitäten verantwortlichen und unter Aufsicht der Deutschen stehenden „Kulturrats“, bestellt. Bis der Verdacht der Kollaboration i. J. 1947 für gegenstandslos erklärt wurde, war ihm seit Kriegsende jegliche pädagogische und wissenschaftliche Tätigkeit verboten gewesen. Obwohl er Ende 1947 wieder an die Universität zurückkehren durfte, wurde er nach dem kommunistischen Umsturz 1948 beurlaubt und ein Jahr später pensioniert. Hýsek hinterließ ein umfangreiches wissenschaftliches und editorisches Werk, verfaßte Beiträge für Ottos und Masaryks Konversationslexikon („Ottův slovník naučný“, „Masarykův slovník naučný“) und gehörte von 1929 bis 1945 der Redaktion der „Listy filologické“ (Philologische Blätter) an. Die Arbeit an seinen unvollendet gebliebenen „Paměti“ (Erinnerungen), in denen er auch seinen Studienaufenthalt in Wien (1906/07) beschrieb, hatte Hýsek nach 1945 begonnen, im Wissen, daß eine Publikation seiner Memoiren unter den damaligen Zeitumständen unmöglich sein würde.

Ich kam in Wien an, ging mir die Universität ansehen und begab mich auf Wohnungssuche. Es war schrecklich, ich rannte ganze halbe Tage lang herum, ohne irgendwo etwas zu finden. Ich übernachtete in einem Hotel in der Mariahilfer Straße, am Morgen suchte ich ein Kaffeehaus auf, um zu frühstücken, und kaum hatte ich Platz genommen, lief der Kellner herbei, man solle sich erheben – *„Der Kaiser fährt!“* Damals sah ich Franz Joseph zum ersten Mal: Er fuhr in einer offenen Kutsche und salutierte ununterbrochen. Die Wiener grüßten ihn ehrerbietig. Aber ich konnte den ganzen Tag wieder nichts finden, obwohl ich auch in den abgelegeneren Bezirken jenseits des Gürtels suchte; am dritten Tag erging es mir ebenso, und ich machte mich schon bereit, Wien Wien sein zu lassen und nach Prag zu fahren, da entdeckte ich am vierten Tag in der Halbgasse im siebten Bezirk schließlich doch ein kleines Zimmer und zog sofort ein, glücklich, ein Dach über dem Kopf zu haben.

Ich hatte nur ein Semester lang in Wien bleiben wollen, aber Wien begann mir so zu gefallen, daß ich ein ganzes Jahr dort blieb. Alles gefiel mir: die Stadt, die Universität, die Bibliotheken, der „Akademický spolek“, die Theater und die deutschen Literaturabende, das tschechische Milieu in der „Slovanská Beseda“ und die Kollegen, mit denen ich mich bald anfreundete, und auch andere Freunde, die ich gewann – kurz und gut, selbst nach den starken Berliner Eindrücken war das mein schönstes Studentenjahr. Ich nahm mir Erich Schmidts Rat zu Herzen und bemühte mich, so viel wie möglich von Wien kennenzulernen, arbeitete dabei aber sehr viel und vergeudete, denke ich, keinen einzigen Tag.

Auf der Fahrt nach Wien hatte ich in Brünn Josef Merhaut in der Redaktion der „Moravská orlice“ besucht. [...] Er wünschte sich [...], ich möge in Wien nicht auf die „Moravská orlice“ vergessen, und erzählte mir, daß ihr ständiger Wiener Mitarbeiter Dr. Josef Karásek sein werde, mit dem ich mich bekanntmachen sollte. Ich kannte Karáseks Namen, in Göschens Bibliothek war kurz zuvor seine *Slavische Literaturgeschichte* erschienen, die ich in Berlin gele-

sen hatte, aber ich wußte nichts Näheres über ihn. Nach ein paar Wochen erreichte mich dann plötzlich in Wien im Seminar von Jagić eine Einladung von Dr. Karásek, ihn zu besuchen. Karásek wohnte damals in der Nähe von Schönbrunn in der Schwenkgasse in Meidling, und ich fuhr zu ihm. Das war der Beginn unserer zehnjährigen Freundschaft, die bis zum Tode Karáseks dauerte. [...] Auch die Frau von Karásek war mit uns zusammen, eine Fachlehrerin, eine feine, hochgebildete Dame – eine wirkliche Dame –, seine Mitarbeiterin und Pflegerin, eine so gute, wie ich mit der Zeit erkannte, daß er keine bessere hätte haben können; es bestand eine echte Seelenverschmelzung zwischen den beiden. Frau Melanie war die Tochter eines alten Wiener Patrioten, eines Beamten namens Hora, die Nichte eines Pilsener Polonophilen, eine Verwandte des Probstes von St. Veit; sie selbst war übersetzerisch tätig, und als später die von Kraus herausgegebene „Čechische Revue" zu erscheinen begann, setzte ich mich bei Kraus für sie ein, er möge ihr einige Übersetzungen abdrucken, die sie mit der Chiffre Kara-Mela unterschrieb. [...]

An der Universität inskribierte ich die Vorlesungen von Jagić und seine beiden Seminarübungen, Jirečeks Vorlesung und Übung, Vondráks Kirchenslawisch-Seminar und Rešetars Vorlesung über die serbokroatische Literatur – das war die ganze Wiener Slawistik. Tschechischlektor war Ferdinand Menčík. Von den Germanisten hörte ich mir Jakob Minor und Dozent Stefan Hock an, von den Philosophen Friedrich Jodl und Müllner. Im Sommersemester kamen Seemüller und Jellinek von den Germanisten hinzu, von den Philosophen inskribierte ich Jerusalem. Abermals besuchte ich jedoch auch andere Professoren, Emil Reich von den Philosophen, Oswald Redlich und August Fournier von den Historikern, Emil Reisch und Max Dvořák von den Kunsthistorikern, Guido Adler von der Musikwissenschaft, Hauler von den klassischen Philologen, Alexander Weil von Weilen und Robert F. Arnold von den deutschen Literaturhistorikern, und ich bedauere neuerlich, daß ich von den Wiener Gelehrten aus anderen Fächern so wenig wußte und mir nicht mehr angehört habe. Es las bereits unser Bedřich Hrozný, aber die mir ferne sumerische Grammatik.

Das slawistische Leben konzentrierte sich rund um das „Slawische Seminar", das von der übrigen universitären Welt abgesondert war: Es befand sich in Räumen, die ursprünglich den Universitäts-

bediensteten vorbehalten gewesen waren, im Parterre des Flügels neben dem Rathauspark, und man betrat das Seminar direkt von der Straße aus, nicht über den Haupteingang auf der monumentalen Rampe. Gleich in der ersten Seminarstunde erinnerte Jagić daran, daß das „Slawische Seminar" ins Jahr seines zwanzigjährigen Jubiläums eintrete: Er hatte sich seine Gründung ausbedungen, als man mit ihm über die Miklosich-Nachfolge verhandelt hatte. Es herrschte dort Assistent Dr. Kidrič, heute Universitätsprofessor in Laibach, der Vater des Ministerpräsidenten der Slowenischen Republik nach dem Krieg. Er war ein netter Mensch, machte keine großen Worte, verhielt sich aber zu jedem zuvorkommend; wir trafen einander nach Jahren bei uns in Prag wieder bei einem Kongreß slawischer Philologen anläßlich eines Dobrovský-Gedenktages. Das Seminar hatte eine schöne Bibliothek, allerdings bei weitem bescheidener als jene, die wir in der Ersten Republik in Prag aufbauten, aber alles, was man brauchte, enthielt sie – an die slawische Belletristik durfte man jedoch nicht denken.

Vatroslav Jagić! [...] Erst bei Brückner hatte ich Jagić's Bedeutung als Wissenschafter kennengelernt, und es war der Grund gewesen, warum ich nach Wien ging. Und ich bin stolz, der letzte tschechische, wenn auch auf die tschechische Literatur beschränkte Slawist zu sein, der ein Schüler von Bartoš, Gebauer und Jagić gewesen ist; in den Genuß von Bartoš und Gebauer bin ich zwar wenig gekommen, aber Jagić habe ich als Lehrer in seiner ganzen Größe kennengelernt. So wie ich vor zwei Jahren auf Gebauer gewartet hatte, wartete ich wieder in der ersten Seminarstunde, bis Jagić eintreten würde. Auch ein alter weißhaariger Herr, auch etwas beleibt, aber viel lebhafter und temperamentvoller als Gebauer. Er setzte sich hinter den Katheder und begann dem Jubiläum entsprechend mit Erinnerungen. Er sprach gut, ein echter Rhetor war er aber ebenfalls nicht, wie ich bald an seinen Vorlesungen über die kirchenslawische Literatur erkannte, die er, den Kopf in seine Unterlagen getaucht, keineswegs besonders ausdrucksvoll herunterlas; was er jedoch brachte, war die Ausbeute der gesamten bisherigen Forschung, auch seiner eigenen. Im Seminar jemandes zu gedenken, liebte er überhaupt, den Anlaß dazu boten ihm die Todesfälle bedeutender Slawisten, für die er dann in seinem „Archiv für slavische Philologie" Nekrologe schrieb; darin wiederholte er, was er uns im Seminar erzählt hatte. [...]

Zwei Stunden pro Woche lasen wir irgendein klassisches slawisches Werk und interpretierten es, zwei Stunden wurden Arbeiten und Referate vorgetragen und darüber diskutiert. [...]

Sowohl die Arbeiten und Referate, als auch die Lektüre der Klassiker hielten das ganze Seminar in ständiger Spannung. Mitten unter der Lektüre stellte Jagić eine Frage, sofort entwickelte sich eine Diskussion, und dabei erkannten wir die ungeheure Breite und Tiefe von Jagić's Wissen; tschechisch reden konnte er nicht, auch das Lesen bereitete ihm Schwierigkeiten, aber die Entstehung und Entwicklung eines jeden Wortes kannte er perfekt. Natürlich wußten wir Tschechen verschiedenes aus den slawischen Sprachen nicht, und in diesem Zusammenhang ereiferte sich Jagić wiederholt gegen die Prager Spezialisierung auf die Bohemistik, wofür er Gebauer die Schuld gab; ich vertiefte mich damals unter Jagić's Einfluß noch mehr als bei Brückner in alle slawischen Sprachen, ging die slawischen philologischen Zeitschriften durch, exzerpierte verschiedenste Artikel, und die Linguistik interessierte mich wirklich; hätte damals jemand zu mir gesagt, ich solle mich zur Habilitation vorbereiten, an die ich überhaupt nicht dachte, hätte ich mich schwer zwischen der Linguistik und der Literaturgeschichte entscheiden können. [...]

Josef Konstantin Jireček war ganz anders: ein großer schöner Mann mit einem edlen Haupt und langem Vollbart und mit rührenden weichen Augen. Er betrat den Hörsaal, der nicht ganz mit Südslawen besetzt war, denen seine historischen Ausführungen galten, nahm hinter dem Katheder Platz und begann aus dem Stegreif vorzutragen. Die Worte sprudelten nur so von seinen Lippen, nie stand der Strom seiner Erklärungen still, nie hatte er auch nur eine einziges Papier mit; und in diesen Erklärungen ein Datum nach dem anderen. Er wußte von jedem Dubrovniker Dokument, mit welchem Tag, Monat und Jahr es datiert war, und seine Geschichte Dubrovniks war nichts als eine Urkunde und ihr Inhalt. Ich erkannte rasch, daß ich aus diesen Vorlesungen für die Literatur nichts profitieren würde, und hörte daher nach ein paar Wochen auf, sie zu besuchen. Jireček lebte sichtlich isoliert, er pflegte keinen Kontakt mit der tschechischen Wiener Kolonie, kam nicht in die „Slovanská Beseda", aber ich habe seine schöne Erscheinung nicht vergessen; er hatte sich sein Paradies gefunden und verließ es nicht.

Milan Rešetar las über die Dubrovniker Literatur, und ich ging

gerne zu seinen Vorlesungen; er tat uns einen Blick auf in eine Welt, die ich kaum kannte. Er trug interessant vor, mit Brückner hätte man ihn jedoch schwerlich vergleichen können. Er war ein Literaturhistoriker der alten philologischen Schule, der auch bei den Interpretationen, zum Beispiel von Gundulić's „Osman", nur genau eruierte Fakten anführte und dem rein künstlerische Werte entgingen. Nicht einmal in seinem Äußeren gab es etwas, was angedeutet hätte, daß er bei der wissenschaftlichen Arbeit mit den Musen verkehrte; obwohl er ein Adeliger war, erinnerte er eher an einen dalmatinischen Bauern, hart und von den Winden gepeitscht. [...]

Rešetar war außerordentlicher Professor, und auch Václav Vondrák, ein Fachmann für Altkirchenslawisch, der neben seiner Professur, glaube ich, noch ein Kustodenamt in der Hofbibliothek bekleidete. Vondrák war ein typischer Tscheche ländlichen Charakters; als wir ihn zu einem Kränzchen des „Akademický spolek" einluden, sagte er offen, er fühle sich in Gesellschaft wie ein Bär auf dem Eis. Sein Deutsch war hart, obwohl er perfekt deutsch sprach; uns Hörern gegenüber benahm er sich sehr freundschaftlich. [...] Ich hatte in Wien öfter gehört, seine Frau wäre eine Deutsche, was unseren besten Männern in fremdem Milieu zu passieren pflegte, während der Okkupation jedoch, als ich im Namen der Akademie mit seiner Witwe über Vondráks Nachlaß verhandelte, überraschte es mich, daß sie mir nicht nur auf deutsch schrieb, sondern als Absender auch ihren Namen deutsch und ohne Längenzeichen mit „Vondrak" anführte und sich in ihrem Brief auf ihren Sohn berief, der angeblich in Hamburg eingerückt wäre. Vondrák hatte also seine Familie nicht tschechisiert, nicht einmal, als er aus Wien in die Heimat zurückgekehrt war, in der er allerdings nur wenige Jahre lebte, sondern das Deutschtum war in dieser Familie wahrscheinlich zu eingewurzelt, so daß sie nach seinem Tod ihr altes Wiener Leben weiterlebte und wie in Wien auch im Brünner Milieu ruhig deutsch parlierte. [...]

Mit dem Lektor Ferdinand Menčík machte ich Bekanntschaft in der Hofbibliothek, wo ich ihn aufsuchte, sooft ich seine Hilfe brauchte; er war ein wahrhaft volksnaher Tscheche. Eines Abends fuhren wir vom „Akademický spolek" aus in einen Vorstadtbezirk, um eine Bücherei zu überprüfen; sie befand sich allerdings in einem Wirtshaus, wo die dortigen Tschechen zusammenkamen. An einem ungedeckten Tisch inmitten biederer tschechischer Schnei-

der und Schuster saß Menčík; wir setzten uns dazu und bemerkten, daß sie mit Menčík als mit einem Gleichen unter Gleichen umgingen. Er behandelte sie in keiner Weise von oben herab, er war einfach einer von ihnen. Menčík hatte an der Universität das Tschechischlektorat erhalten, in welches Šemberas Professur umgewandelt worden war, die eigentlich trotz Šemberas Professorentitel keine größere Bedeutung hatte; er erhielt es gleich nach Šembera. Als ich später in Bruck an der Leitha als Soldat diente, traf ich dort Menčík im Caféhaus am Hauptplatz; Menčík war auch Archivar des Grafen Harrach und verbrachte in dessen Schloß in Bruck wahrscheinlich seinen Urlaub. Dort verkehrten wir dann auch miteinander, und diese Gespräche sind mir unvergeßlich. Der edle und gutherzige Menčík war ein ausgezeichneter Experte in unserer Kulturgeschichte und vollbrachte auf diesem Feld eine große, in Prag, denke ich, nicht genug gewürdigte Arbeit, wo er doch während des Ersten Weltkrieges starb, ohne Mitglied der „Böhmischen Akademie“ geworden zu sein. [...]

Mein universitäres Leben konzentrierte sich natürlich auf das „Slawische Seminar“. Sein Hörsaal und das Arbeitszimmer waren nicht groß, so daß Jagić und auch Jireček ihre Vorlesungen in den Hörsälen des Hauptgebäudes abhielten und hier nur die Übungen veranstalteten, aber es war dort immer voll. Außer Tschechen gab es hier am meisten Südslawen und Bulgaren; ein Pole ist mir nicht in Erinnerung, aus Galizien und der Bukowina kamen ein paar auf Leben und Tod verfeindete Ukrainer und Großrussen her, aber es waren auch Deutsche aus Mähren da, zum Großteil Landesstipendiaten, die Tschechischprofessoren an deutschen Landesrealschulen werden sollten.

Mit tschechischen Kollegen hatte ich sowohl im „Slawischen Seminar“, als auch im „Akademický spolek“ Umgang. Am meisten näherte ich mich Josef Bernat an, mit dem mich bald eine aufrichtige Freundschaft verband. [...]

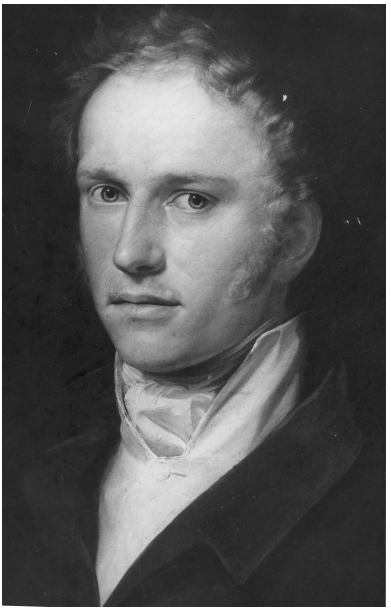
Häufigen Kontakt hatte ich auch mit Agathon Konířˇ und seinem treuen Freund Jan Heyer. [...]

Jan Heyer betätigte sich [später] im Wiener Milieu in sehr positiver Weise. Er kehrte nach dem ersten Weltkrieg aus Mähren, wo er als Professor gewirkt hatte, als tschechischer Bibliothekar nach Wien zurück und war die Seele der tschechischen Wiener Revue „Dunaj“, für die er eine Menge wertvoller Beiträge aus der Kultur- und Literaturgeschichte des tschechischen Wien schrieb. Nachdem

ich Wien verlassen hatte, sahen wir einander nicht wieder, korrespondierten aber zeitweilig miteinander während der Ersten Republik.

Ins Seminar von Jagić kam in den späten Nachmittagsstunden mitunter ein bärtiger, griesgrämiger Kollege mit Brille und mit einer Aktentasche, die damals das Privileg besserer Beamter war, er trug einen Jägeranzug und einen Jagdhut, und Bernat, der alle Welt kannte, erzählte mir, daß das Jaromír Doležal, ein Beamter aus dem Handelsministerium wäre, der für die „Lidové noviny" [in Prag] Erzählungen übersetze und sich mit allen slawischen Sprachen befasse; die Universität könne er erst nach der Arbeit im Amt besuchen. Mit der Zeit schlossen wir Bekanntschaft, und bald wurden wir gute Freunde. [...]

Der zweite Treffpunkt, der mich mit den tschechischen Wiener Kollegen verband, war der „Akademický spolek", dessen Vorsitzender einst Masaryk gewesen war, und der fast vierzig Jahre lang die Wiener tschechischen Akademiker vereinigte. Seine Räumlichkeiten befanden sich nicht weit von Doležals Wohnung in der Neudeggergasse; sie waren allerdings nicht groß: Im Vorzimmer saß, Strümpfe strickend, die Kustodin des Vereins, eine liebenswürdige ältere Dame, eine wirkliche Studentenmutter, und in einem zweiten, größeren Zimmer führte rund um die Wände eine Bibliothek und in der Mitte stand ein großer Tisch, an dem sich der Vorstand zu versammeln pflegte, Vorträge gehalten wurden, gelesen und überhaupt gearbeitet wurde. Überfüllt war es allerdings nie, aber täglich kam jemand die Zeitungen lesen. Obmann war der Arzt Hugo Zuckermann, heute Röntgenologe in Prag, aus Pisek gebürtig, über die Ohren verliebt in diese Stadt, die für ihn die schönste auf der Welt war; wir kamen immer sehr gut miteinander aus, wir waren gute Freunde. Zuckermann führte den Verein vorbildlich.
Und die Aktivitäten des Vereins? An erster Stelle standen immer die Vorträge; sie sind am leichtesten zu veranstalten. Ich trug einige Male vor, aber auch andere hielten Vorträge. Nach den Vorträgen fanden gewöhnlich Debatten statt; sie verliefen immer ganz normal. [...] Der „Akademický spolek" bemühte sich jedoch auch um das politische Bewußtsein seiner Mitglieder und darum, es zu vertiefen; damals ging es um das allgemeine Wahlrecht und die ersten Wahlen in den Reichsrat auf dessen Grundlage. So entstand der Gedanke eines Vortragszyklus über unsere einzelnen politischen Parteien, bei dem politische Exponenten über ihre Pro-









Oben links: František Palacký (1798–1876); oben rechts: Jan Kollár (1793–1852), sowie unten links: Eduard Albert (1841–1900), Büsten in den Arkaden der Universität Wien; unten rechts: Das Ehrengrab des Afrikaforschers Emil Holub (1847–1902) auf dem Wiener Zentralfriedhof

gramme sprechen sollten. Ich erinnere mich, daß wir zusammen mit Zuckermann über diese Angelegenheit mit Dr. Kramář, Dr. Stojan und Dr. Sobotka redeten, aber keiner von ihnen hatte damals Zeit, auch wenn sie die Idee mit Sympathie aufnahmen; einzig der Brünner Josef Hybeš kam in unsere Mitte zum Langmaier in der Alserstraße, wo wir uns manchmal am Abend in tschechischem Milieu zu freundschaftlichen Unterhaltungen versammelten, und dort plauschten wir nach seinem volkstümlich angelegten Vortrag angenehm mit dem alten Herrn, der in Brünn die Säule der Sozialdemokratie war. Das Programm wurde erst im nächsten Jahr im Verein verwirklicht. Die Reichsratswahlen verlebten wir in heller Aufregung, es ging uns vor allem um den Sieg Masaryks und Drtinas; Masaryks Sieg nahmen wir mit Jubel auf und schickten ihm natürlich sofort ein begeistertes Telegramm. [...]

Wien war das Zentrum der österreichischen Politik; das Parlament liegt in der Nachbarschaft der Universität, durch die wie in Berlin an einem Tag der Woche die Burschenschaften promenierten, und unter den Hörern der verschiedenen Völker kam es bei zufälligen Anlässen auch auf akademischem Boden zu Zusammenstößen; zur damaligen Zeit war die Frage der italienischen Universität ein brennendes Problem, und ich erinnere mich, daß es einmal zwischen Deutschen und Italienern zu einer stürmischen Begegnung auf der Universitätsrampe kam, so daß ein großes Stück der Steinbrüstung einstürzte. Die Polizei schritt damals ein, und um die Universität herum ging es bewegt zu; aber kaum war die Polizei aufgetaucht, verbündeten sich beide Parteien einträchtig gegen sie, die Feindschaft ließ kurz nach, und erst als die Polizei sich zurückzog, gingen Deutschen und Italiener wieder aufeinander los. Sie hatten die Unverletzlichkeit des akademischen Bodens für sich bewahrt – mir wurde bewußt, daß selbst über nationalen Zwisten etwas Höheres existieren kann. Ins Parlament ging ich ziemlich oft; ein zweistündiges „Fenster“ zwischen den Vorlesungen genügte, und, wenn es eine Sitzung gab, lief ich wenigstens für diesen Zeitraum auf einen Sprung hinüber. Man konnte sich einfach irgendeinen tschechischen Abgeordneten herausrufen lassen, sich vorstellen und ihn um eine Eintrittskarte für die Galerie bitten; einem Akademiker kam jeder bereitwillig entgegen. Und so lernte ich noch das alte Parlament kennen, dem Moritz Graf Vetter von Lilie vorstand, ein ehemaliger Boskowitzer Bezirkshauptmann, der einmal nach Niemtschitz gekommen war, um unsere neue Schule zu

besichtigen; in den Ministerbänken sah ich unsere Minister Fořt und Pacák, die häufige Gäste in der „Slovanska Beseda“ waren, von den Deutschen erinnere ich mich an Justizminister Klein, einen einstigen Mitschüler Masaryks. Ich hörte den Führer der Polen Abrahamowicz reden, die Götter der Sozialdemokraten Adler und Pernerstorfer. Doležal zeigte mir in der Parlamentshalle Dr. Kramář, den alten Josef Sokol, Erwin Spindler, den Proßnitzer Fabrikanten Skála, den Wildfang Graf Vojta Sternberg, den Deutschen Prof. Gross mit einem langen roten Bart, und wer damals sonst noch Abgeordneter war. Ich machte mich erst in Wien mit unserem und dem politischen Leben Österreichs überhaupt vertraut; es interessierte mich, der Umstand, daß ich seine Repräsentanten öfters sah, vermittelte mir eine konkretere Vorstellung davon, aber nie und nimmer verspürte ich Sehnsucht, dabei mitzuwirken. [...]

Langsam war ich im Parlament wie zu Hause. Es war interessant für mich: Wir lechzten damals so sehr nach unserer Selbständigkeit und glaubten, sie doch einmal zu erlangen.

Diese Besuche und Interessen führten aber nie zu einer Zersplitterung bei mir, die Hauptsache blieb für mich immer die Kultur. Ich arbeitete gerne in der Hofbibliothek, wo ich slowenische und polnische Zeitschriften durchging und mich systematischer mit der literarischen Vergangenheit Mährens zu beschäftigen begann; ich legte dort den Grundstein für meine spätere Arbeit. Eifrig las ich immer die alten Jahrgänge des „Ljubljanski Zvon“, wie mich die slowenische Literatur überhaupt sehr anzog: Ich hatte oft von Cankar und Župančič gehört, die in Wien gelebt hatten, und bedauerte sehr, daß ihre Wiener Zeit schon geendet hatte. [...]

Manchmal ging ich ins Theater, manchmal in ein Konzert, ein anderes Mal zu irgendeinem Vortrag oder einer Rezitation, oft in eine Ausstellung. Der Abgott Wiens war Josef Kainz; ich sah ihn als Hamlet, aber Kainz kränkelte schon und starb bald; ich hatte keine Ahnung, daß er ein eingefleischter Deutscher war und die Tschechen haßte, und so sah ich mir entblößten Hauptes seinen Trauerzug an. Auch Eleonora Duse gastierte in Wien; ich bemühte mich vergeblich, eine Eintrittskarte zu ergattern. Ich ging mehr in andere Theater, vor allem ins nahe Volkstheater, das ein gutes Programm hatte; dort lernte ich einige klassische Werke von Grillparzer, Raimund und Anzengruber kennen und amüsierte mich prächtig beim Tiroler Jodeln bei den Gastspielen des Schlierseer Theaters.

In einem anderen Theater trat einmal Frank Wedekind mit seiner Frau in seinem Stück „Hidalla“ auf; er spielte neben ihr den tragischen Helden, sein eigenes Porträt; ich sehe ihn, als wäre es heute, wie er, groß, häßlich, mit gelangweiltem Schmerz und dann wieder mit ätzendem Zynismus seine streitbaren und defätistischen Bekenntnisse heruntersagte, und auch seine junge, zarte, anmutige Frau, die mir fast leid tat. Doležal führte mich auch in die Vergnügungsetablissements im Ronacher, wo man damals einen Einakter von der Geschichte eines einsamen alten Mannes spielte, der von einem spät erwachten sexuellen Verlangen getrieben wird – es war wirklich auf des Messers Schneide; und außerdem nahm er mich mit zu den Tänzen der drei Wiesenthal-Schwestern, die damals in Mode waren, zu Roda-Roda, der Tag für Tag in Frack und mit weißer Krawatte seine eigenen ironischen Geschichtchen las – auch er erweckte ein wenig mein Mitleid, daß er sich ständig so wiederholen mußte!

Bei den Ausstellungen im Hagenbund stellten auch tschechische Künstler aus, damals schrieb man begeistert über Boettinger; auch Ludvík Kuba stellte dort aus, mit dem mich Dr. Karásek bekannt gemacht hatte, als ich Kubas Vortrag über die Malerei besuchte. Und ich erinnere mich an die damalige Sensation der Bildenden Kunst Wiens, an die Ausstellung des jungen Ivan Meštrović, die mich stark beeindruckte.

Sehr gut organisiert war die Wiener Arbeitervolkshochschule; sie veranstaltete Sonntag nachmittags in verschiedenen Bezirken musikalische Konzerte mit Vorträgen. Einen kleinen Saal hatte sie auch in der Langegasse, und deshalb bin ich zweimal dortgewesen. Einmal bei einem Konzert mit Kompositionen des alten Komponisten Ignaz Brüll, der die Interpreten seiner Lieder selbst auf dem Klavier begleitete, und das zweite Mal bei einem Konzert mit Musik von tschechischen Komponisten – ich glaube, nur von Smetana und Dvořák – wobei Professor Guido Adler zur Einleitung begeistert über die tschechische Musik sprach. Der Saal war jedoch nicht einmal halb voll; die Besucher, vorwiegend Besucherinnen, kamen sichtlich aus reichen jüdischen Schichten, Arbeiter sah ich keinen. So war das also ... Einmal gab Hermann Bahr einen Rezitationsabend; er sah aus wie ein Prophet mit zerzaustem Haar und langem, weiß schimmerndem Vollbart; er rezitierte Liliencron und andere Zeitgenossen von ihm auf eine wunderbare Art. Ein anderes Mal las Elsa Jerusalem, eine vornehme füllige Dame, aus ihren Arbei-

ten; an ihrem Abend machte mich Emil Saudek auf den Kritiker Franz Servaes aufmerksam. Peter Altenberg sah ich öfters im Café Central, das er am Abend aufsuchte; er durchquerte es immer, um irgendwohin in die hinteren Räume zu verschwinden, eine unvergeßliche, ein wenig exotisch gekleidete Figur.

Auf den Abend der Jerusalem hatte mich Emil Saudek hingewiesen. Ich kannte seinen Namen aus der „Čechischen Revue", wo er seine Übersetzungen von Machar veröffentlichte. Einmal las ich, daß er im „Pokrokový klub" über Machar vortragen würde; natürlich ging ich hin, um ihn mir anzuhören. Dort lernten wir einander kennen. Saudek, ziemlich klein, rundlich, augenscheinlich jüdischer Herkunft, war damals ein Mann von ungefähr dreißig Jahren. Nach dem Vortrag entwickelte sich ein langes Gespräch, ich erinnere mich, daß sich I. Hošťálek, zur Zeit der Republik Direktor der Burgpost, daran beteiligte. Die meisten waren Realisten. Ich erzählte von Březina, es wurde überhaupt von moderner Literatur gesprochen, und als Resultat von allem kam heraus, daß ich einen Vortrag zu diesem Thema versprechen mußte; es blieb aber nicht nur bei dem einen. Saudek und ich kehrten noch in einem Kaffeehaus ein, und ich überredete ihn, auch etwas von Březina zu übersetzen. Saudek, der damals ein reiner Macharanhänger war, fehlte für Březina noch das Verständnis, und er sträubte sich um so mehr, als er dessen Vers nicht gewachsen wäre. Ich machte ihn auf das Gedicht „Čisté jitro" aus der Sammlung „Ruce" aufmerksam, das er zunächst ohne Reime übersetzen könne. Angeblich würde er es versuchen, und nach einiger Zeit erhielt ich auf einmal von ihm eine ungereimte Version von „Čisté jitro" zugeschickt. Und ich konnte ihn neuerlich überreden, so daß er mir schließlich „Čisté jitro" in Reimen sandte, und so ging es weiter, Saudeks Ehrgeiz als Übersetzer wuchs, er begann mit der Arbeit an weiteren Gedichten, und im nächsten Jahr vor Weihnachten erschienen die ganzen „Hände" in seiner Übersetzung, die er mir sofort gerade zu meiner Promotion schicken konnte. Saudek gab sich aber nicht damit zufrieden, ließ seine Übertragung führenden deutschen Dichtern zukommen, und was sie ihm über Březina schrieben, veröffentlichte er sofort im Prager „Přehled" – Březina wurde durch Saudeks Verdienst nicht nur den Deutschen, sondern auch uns daheim entdeckt. [...]

Im Herbst und im darauffolgenden Frühjahr unternahmen wir, einige Freunde aus dem „Akademický spolek", am Sonntag immer

einen Ausflug irgendwohin in die Umgebung Wiens; dabei unterhielten wir uns über alles mögliche, kurzum, es herrschte eine Atmosphäre, in der sich junge Leute wirklich nahekommen konnten. Wir waren auf dem Kahlenberg, und so sah ich den Blick auf Wien, aus dem eines der stärksten Gedichte Machars geboren worden war; am niederösterreichischen Leopolditag fuhren wir nach Klosterneuburg und beteiligten uns dort an einer Wiener Volksunterhaltung, dem *„Faßlrutschen"* – wir kletterten auf ein riesiges Faß und ließen uns von ihm herunterziehen – zur fröhlichen Stimmung trug anschließend der ausgezeichnete Wein seinen Teil bei; und meinetwegen marschierte unsere Expedition auch nach Weidling, wo ich mir, unter dem Eindruck von Lenaus Maske im Wiener Stadtmuseum und meines Berliner Besuchs am Grab von Kleist in Wannsee wünschte, das Grab des unglücklichen Lenau zu besuchen. In Wien fuhr ich natürlich auf den Zentralfriedhof mit dem eindrucksvollen Kreis der Ehrengräber mit kunstvollen Monumenten; ich fand darunter das Grab Eduard Alberts, den auch die Wiener Universität mit einem Porträtrelief von Šaff in ihren Arkaden geehrt hatte, die durch die Gedenksteine, Büsten und Reliefs in eine Art Pantheon ihrer großen Lehrer verwandelt worden waren. Geburts- und Sterbehäuser von Dichtern und Künstlern übten eine Anziehung auf mich aus; wie in Berlin streifte ich auch in Wien durch die Gassen, um sie aufzusuchen, und auf diese Art und Weise wurde das alte Wien für mich immer mehr lebendig. Ich begab mich auch zum ehemaligen Universitätsgebäude im ersten Bezirk, wo Zlobický, Hromádko, Miklosich, Šembera gewirkt, wo František Bartoš und andere studiert hatten – und auch hier gilt in abgewandelter Form das Dichterwort, daß derjenige, der die Vergangenheit verstehen will, die Orte aufsuchen muß, wo sie entstanden ist.

Und noch andere „Ausflüge" unternahmen wir, gewöhnlich am Samstag, wenn es sich traf: Ausflüge durchs nächtliche Wien. Doležal hatte mich mit Prof. K. Polesný, einem Historiker, bekanntgemacht, der damals in Wien als Einjährig-Freiwilliger diente, und als vierter schloß sich uns Bernat an, und so trafen wir uns manchmal zu einem Abendessen, wechselten dann ins Café Central und von dort irgendwohin zu einer Zigeunermusik, wo wir uns bis über Mitternacht aufhielten. Keiner von uns war ein Lebemann, aber in der Donaustadt sein und die Zigeuner nicht spielen hören? Das war eine ganz andere Atmosphäre, als jene, an die ich gewöhnt war; –

eine Herrenrunde, die dort hinging und Champagner trank mit irgendeiner eleganten Schönen, die ein Liebesabenteuer suchte, und wenn sie in Stimmung war, sich „in ihr süßes kleine Ohr“ spielen ließ, und die Zigeuner spielten leidenschaftlich wie die Teufel. Sie sind anschließend sicher nicht direkt heimgegangen wie wir; für uns war das nur ein kleines Guckfenster ins nächtliche Wien gewesen. Mich lockte der Wiener Prater nicht.

Etwas habe ich in Wien nicht gelernt: österreichischen Patriotismus. Ich war nie ein österreichischer Patriot, und es kam mir, wie den übrigen Mitschülern am Gymnasium, das Lachen, wenn unsere Herrn Professoren am 2. Dezember in ihren Uniformen ausrückten, und Herr Direktor Ouředníček oder Tůma über den erhabenen Monarchen sprachen, der unser Volk wie ein besorgter Vater liebe; uns hatten die Brünner Deutschen bereits von Jugend an zu innerem Widerstand erzogen, und das war mir dann schon geblieben. Der Aufenthalt in Berlin hatte mich noch mehr in der Überzeugung bestärkt, daß die Deutschen nicht mit sich reden ließen; das sah ich auch in Wien. Ich verspürte keine besondere Ehrfurcht vor Rängen und Titeln und konnte Dr. Karásek nie verstehen, der in Adelshäusern Tschechisch unterrichtete, auch den Präsidenten des Herrenhauses, Fürst Windischgrätz, und einen gewissen Fürsten Khevenhüller, – wie aufgeregt er und seine Frau Melanka in Niemtschitz gewesen waren, als irgendeine Frau Fürstin sie dort besuchen wollte! – und der gerne und mit aufrichtiger Hochachtung von diesen hohen Herren sprach; für mich stellte Jagić mehr dar als alle diese Fürsten zusammen. Einmal habe ich das in fast zu anmaßender Weise manifestiert: In den Zeitungen schrieb man von einer schweren Krankheit Erzherzog Ottos, und so rollte einmal, als ich zu Mittag aus der Universität trat, von der Votivkirche her die Kutsche mit dem Kaiser heran und hinter ihr eine zweite mit Erzherzog Franz Ferdinand d’Este. Der Kaiser blickte zum Eingang in die Universität hinauf, alle zogen den Hut, nur ich behielt ihn auf dem Kopf, obwohl ich ganz vorne stand. Die Kutschen fuhren vorüber, ich fühlte mich als Held – was bedeutete schon für mich der österreichische Herr Kaiser? Erst mit der Zeit stiegen in mir, sooft ich mich an diese Szene erinnerte, Zweifel auf, ob ich richtig gehandelt hatte. Es stimmt, er war ein Habsburger, aber er war damals schon ein hochbetagter Herr gewesen, trotz aller Unzufriedenheit der Tschechen und des ganzen politischen Kampfes war er der Repräsentant der Monarchie und ich ein Nichts, bloß ein Jüng-

ling, und daher wäre mir kein Stein aus der Krone gefallen, wenn ich auch den Hut abgenommen hätte. [...]

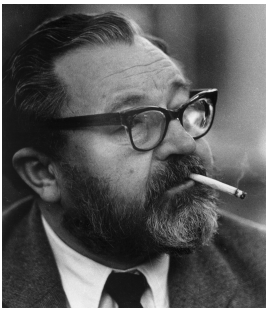
Das Sommersemester ging zu Ende, die Zeit der Abreise aus Wien nahte heran. Im „Akademický spolek" fand eine Revision der Bibliothek statt, und der Ausschuß beschloß, die Duplikate der Bücher zu verkaufen. Jungmanns „Slovník" war dabei; die Kollegen wußten, daß ich ihn brauchen konnte, und boten ihn mir sofort an. Ich kaufte ihn gerne und legte ihn in die Kiste zu den Büchern, die ich nach Hause schickte. Das Geld, das ich dafür ausgegeben hatte, fehlte mir allerdings beim Abschiedsabendessen beim Langmaier, das aus diesem Grund bescheiden ausfiel; und am nächsten Tag fuhr ich. Nicht gerade gern; es gefiel mir in Wien, ich hatte dort viel profitiert, das Leben dort war reich und voll, und deswegen wundere ich mich nicht, daß viele Tschechen gerne in Wien blieben und sich nicht von der Stadt trennen konnten. Und ich wundere mich nicht, wenn sie dort Deutsche heirateten, sie nicht tschechisierten und wie Eduard Albert oder Vondrák deutsche Familien hatten; Emil Saudeks Frau und auch sein Sohn Erik konnten noch in der Zeit, als ich als Soldat in Wien war, nicht Tschechisch und lernten es erst nach dem Umsturz – heute ist E. A. Saudek ein tschechischer Übersetzer und der Gatte von Eva Vrchlická. Auch Machar hatte sich bis zum Umsturz nicht nach Prag gesehnt. Schwache Charaktere schlugen aus der Art, stärkere, aber friedfertige paßten sich an, auch wenn sie weiterhin tschechisch fühlten und in tschechischen Vereinen von mir aus auch ehrlich arbeiteten. Und wenn es zu einer Enttäuschung kam, wenn für ihre Arbeit der typisch tschechische Undank an den Tag gelegt wurde, war es nicht mehr schwer, sich seinem Volk zu entfremden; von dieser Warte aus ist mir der Fall von Šemberas Sohn nicht unverständlich. Einen Wiener Tschechen konnte nur eine national selbstbewußte tschechische Frau retten.

Bei der Abreise aus Wien hatte ich über diese Dinge noch nicht nachgedacht, aber heute, da ich mich nach vierzig Jahren erinnere, sind sie von selbst in mir aufgetaucht. Denn ich habe in Wien das schönste Jahr meiner studentischen Jugend verlebt.

JAN WERICH

Italienische Ferien

Erstdr. 1960
(Auszug)



Jan Werich
Geb. 1905 in Prag, gest. 1980 ebd.

Die Karriere des populären Theater- und Filmschauspielers, der sich auch als Dramaturg und Schriftsteller betätigte, nahm im 1925 vom „Devětsil“ gegründeten „Osvobozené divadlo“ (Befreites Theater) ihren Anfang. Dort führte der Jusstudent mit seinem Kommilitonen Jiří Voskovec (1905–1981) 1927 die „Vest pocket revue“ auf, die ursprünglich nur für den Freundeskreis bestimmt gewesen war. Bis zum Jahre 1938 brachte das Duo, das als V+W in die Theatergeschichte einging, insgesamt siebenundzwanzig Stücke zur Aufführung, mit denen es eine witzige und intellektuell anspruchsvolle Theaterform mit Revuecharakter begründete, auf der zum Teil das in den sechziger Jahren in Prag aufblühende sog. „Theater der kleinen Formen“ fußte. In den dreißiger Jahren traten im Repertoire der beiden Künstler die dadaistischen, clownesken Inszenierungen auf Grund der politischen Entwicklung zurück hinter antifaschistischen Satiren wie „Cäsar“ (1932), „Osel a stín“ (Der Esel und der Schatten, 1933) oder „Kat a blázen“ (Der Henker und der Narr, 1934). Nach der Rückkehr aus dem amerikanischen Exil (1939–1945) spielten sie bis Voskovec's nunmehr endgültiger Emigration in die USA im Jahre 1948 in ihrem eigenen Theater „Divadlo V+W“. 1974 trafen die beiden einander ein letztes Mal in Wien, um eine später in New York herausgekommene Schallplatte aufzunehmen. Neben von seinen Reisen inspirierten Erzählungen, wie „Italské prázdniny“ (Italienische Ferien, 1960) oder „Americké příběhy“ (Erlebnisse in Amerika, Toronto 1983, als „Lincoln 1933“, Prag 1990), veröffentlichte Werich 1960 eine Sammlung von Märchen mit dem Titel „Fimfarum“. Die Reiseerzählung „Wien bleibt Wien“ steht am Beginn einer neuen Annäherung tschechischer Schriftsteller an die einst so kritisierte Metropole der Monarchie.

„Wien bleibt Wien“

[...] Na, und wir fuhren los in Richtung Wien.

Bestrebt, meine Tochter zu informieren, wohin wir eigentlich fuhren, begann ich mich zu erinnern, wie viele Wien ich kannte.

Ich begann bei den Zeiten, als wir in der Schule „Gott, erhalte“ gesungen hatten. Der erste Weltkrieg hatte in dem zehnjährigen Buben, dem er nur durch die Kohlrüben zum Mittag- und die Blutwürste zum Abendessen Verletzungen zugefügt hatte, ein seltsames Gemisch von Erinnerungen zurückgelassen. Und von allen am meisten war der ganz merkwürdige Geschmack eines ganz merkwürdigen Patriotismus zurückgeblieben, der sich, wo auch immer in Böhmen vor dem Jahr 1918, in allegorischer Form hätte ausgezeichnet auf den Vorhang eines Laientheaterspielervereins einer Handwerkerbeseda malen lassen. Libussa gäbe es dort, bestimmt einen Bienenkorb der Sparsamkeit, ein Zahnrad schon damals der Arbeit wegen, und irgendwo in einer Ecke würde ein Student sitzen und auf seinen Knien mit einem Federkiel etwas gegen Wien schreiben.

Gegen Wien zu sein, lag in Böhmen in der Luft. Bei uns in der Familie war das materiell begründet durch eine gewisse Wienerin namens Mitzi, die sich einer meiner drei Onkel aus Wien mitgebracht hatte. Mein Kinderverstand konnte nicht begreifen, worin ihr Vergehen bestand, besonders, weil sie mir so gut gefiel. Später dämmerte mir, daß sie meinem Onkel wahrscheinlich teuer war, kurzum, daß Geld dabei eine Rolle spielte, und das mußte Wien büßen, denn ein Prager hatte mit einer Tschechin zu gehen, das war billiger und patriotisch. Im großen und ganzen, mit Ausnahme der Operette, die wir an Wien tolerierten und bis heute tolerieren, gehörte es zu einem Prager und zur damaligen Zeit, gegen Wien zu sein.

Jana belustigten diese Mythen. Sie verglich die einstigen Chauvinismen mit den heutigen und gelangte zu der Ansicht, daß es sich damals im Vergleich zum Heute um eine Fassung für die Jugend



Blick über die Wiener Innenstadt (um 1970)

„Einmal vor Jahren, flog ich von Prag nach Brünn. Europa war im Nebel verschwunden, nur Wien rettete die Schiffbrüchigen. Damals war Österreich für uns noch terra prohibita. Die Busfahrt durch die weihnachtlich geschmückte Mariahilfer Straße war ein Traum, unwirklich. Ebenso unwirklich war heute nachmittag Rom.“

P. Kohout, „Aus dem Tagebuch eines Konterrevolutionärs“ (1969)

Blick über das Gartenparterre und das Untere Belvedere auf die Wiener Innenstadt (1955)



gehandelt hätte. Ich glaube nicht, daß sie recht hatte. Es ist eigenartig auf der Welt: Was sich am raschesten in der Erinnerung verflüchtigt, wenn Menschen sich dumm verhalten haben, ist die Grausamkeit. Die Menschen vergessen sie aus dem natürlichen animalischen Verlangen, nicht ständig an Häßliches denken zu müssen. Wenn die Grausamkeit verflogen ist, bleiben nur das Lächerliche und Dumme zurück, und die Jungen haben dann den Eindruck, daß das gegenüber der grausamen Gegenwart nichts gewesen sei. Der Chauvinismus war eine böse Dummheit und wird es auch stets bleiben.

Wir fuhren ins Zentrum von Wien hinein, an einem Theater vorüber, wo Voskovec und ich vor Jahren etwas angestellt hatten, was wir vielleicht nicht hätten tun sollen, was sich aber trotzdem gelohnt hat.

Das war so: Nach langen Vorbesprechungen ließ ein Mann, der vielleicht ein Verrückter, vielleicht ein Betrüger, vielleicht ein bißchen was von beidem war, unser Stück „Cäsar" übersetzen. Er mietete ein Theater und begann mit den Proben. Unsere beiden Rollen vertraute er zwei Wiener Schauspielern, bekannten und erfahrenen Veteranen, an. Regie führte der Herr Unternehmer.

Als wir die Einladung zur Premiere erhielten, reisten wir nach Wien. Es war eine festliche Premiere, das heißt, sie wollte festlich sein. In der Proszeniumsloge saß der Bürgermeister der Stadt Wien, ein alter Herr, mit seiner Familie. Das Theater war nicht voll, im Gegenteil. Man könnte auch sagen, das Theater war halbleer. Der Herr Unternehmer hatte nicht das Vertrauen der gewiegten Wiener gewinnen können, und den Herrn Bürgermeister hatte es durch weiß Gott welches Mißverständnis dorthin verschlagen.

Nach einem sehr mißlungenen Vorspiel ging der Vorhang auf, und das Spiel begann. Jeder Autor eines Theaterstücks wird Ihnen bestätigen, daß es immer schockierend ist, wenn man sein Stück zum ersten Mal auf der Bühne sieht. Für uns jedoch war es kein Schock, weil das Stück, das wir zu sehen bekamen, nicht unser Stück war. Da und dort gab es zwar eine gewisse Ähnlichkeit, Cäsar und Kleopatra bewegten sich auf der Bühne, das stimmt, aber das war wahrscheinlich schon alles. Wir warteten auf die Szene, in der die Schauspieler, die unsere Rollen spielten, auftreten sollten. Sie kamen. Sie taten uns unendlich leid. Sie erfüllten die Wünsche des Regisseurs, so gut sie konnten. Die Rolle beherrschten sie nicht. Sie

konnten es nicht. Der Herr Unternehmer hatte unentwegt dazugeschrieben, gestrichen und umgeschrieben.

Im Zuschauerraum wurde ein ungutes Geräusch laut. Die spärlich besetzten Reihen lichteten sich, und es trat die Gefahr ein, daß in der Pause keine Menschenseele mehr im Zuschauerraum sein würde.

„Es wundert mich", sagte ich zu Voskovec, „daß die Leute nicht zu pfeifen beginnen." Er blickte mich verträumt an. „Wie wär's, wenn wir, als Autoren ... was meinst du?" Und so erhoben sich zwei Autoren in ihrer Loge und begannen zu pfeifen. Die Wiener schlossen sich an, es wurde gepfiffen, gebuht, der Herr Bürgermeister räumte samt Familie die Loge. Das Licht ging an vor Ende der Vorstellung, und der Vorhang wurde heruntergelassen.

Wir gingen ins Hotel. Wir verspürten leichte Gewissensbisse wegen dieses kleinen Skandals und auch etwas Freude über die Rache an dem Herrn Unternehmer. Wir hatten vor, uns aus Verlegenheit zu besaufen, unsere Frauen jedoch brachten uns davon ab. Sie hatten gut daran getan, denn der Herr Unternehmer kam uns ins Hotel nach, zeterte auf deutsch herum und wollte uns ohrfeigen. Weil wir zwei, außerstande auf deutsch zu schimpfen, nur würdevoll schwiegen, wurde er vom Hotelportier als Betrunkener eingestuft und als ein solcher weggebracht. Ich sah ihn nie wieder.

Auf Grund der Umleitungen gelangte ich mit Jana immer wieder von neuem in Vorstädte von Wien, so daß wir genug Zeit hatten, um zu bemerken, daß Ende des vorigen Jahrhunderts zwischen dem Aussehen Smichows oder Karolinenthals in Prag und einigen Wiener Bezirken kein großer Unterschied hatte sein können. Sie sind alle auf gleiche Weise trostlos *bürgerlich* häßlich.

Nach dem Ersten Weltkrieg war es nicht empfehlenswert gewesen, in Prag über gemeinsame Eigenschaften von Prag und Wien zu sprechen. Immer fand sich irgendein Biederer, der mit der Faust auf den Tisch drosch, daß die Bierkrügel klirrten, und mit der Stimme eines Alttschechen ausrief: „Es reicht! Dreihundert Jahre lang haben wir gelitten!"

Heute, fast ein halbes Jahrhundert nach der Abtrennung von der Stiefmutter Wien, kann mich niemand einer österreichisch-monarchistischen Gesinnung verdächtigen, wenn ich erkläre, daß Wien und Prag vieles gemeinsam haben, und ich eben deswegen Wien mag. Die gemeinsame Zunge. Durchaus nicht die, mit der



Ansichtskarte: „Wiener Walzer“
(Edition Skye)

Ansichtskarte: Schloß Schönbrunn mit
Gloriette (Horowitz & Weege)



man spricht. Die, mit der man schmeckt. Beuschel auf Wiener Art, kennen Sie das? Oder Wienerschnitzel, Wiener Gulasch? Und das Theater, die Oper, die Kaffeehäuser und die Weinlokale. Und wenn es Leute gibt, denen ein gutes Essen nichts sagt, dann sollen sie eine Wiener Galerie aufsuchen. Und anschließend können sie sich einen Tafelspitz mit Essigkren gönnen, statt einer Mehlspeise mit der Tramway über die Mariahilfer Straße fahren, wo man mit dem Schaffner tschechisch reden kann. Das ist bei mir kein Ausland mehr, das ist Wien, nämlich eines von vielen Wien, denn es gibt mehrere Wien, damit haben wir begonnen.

Das komisch-nostalgische Wien hängt in den Auslagen der Papierhändler. Es schaut aus Fotografien, die aus Negativa angefertigt wurden, die man durch das Fotografieren von Positiva erhalten hat, deren Negativa schon verlorengegangen waren. Es blickt uns aus den Augen Seiner in verschiedene Uniformen gekleideten Majestät Franz Joseph des Ersten an. Ich ging mir ein solches Foto kaufen – schließlich hatte ich im Realgymnasium immer über ihn gesungen: „ ... gib, daß ihm vom Glauben die Macht vergeht!“ – und ich mußte warten, weil irgendein uraltes Fräulein in Schwarz sich lange nicht zwischen dem Monarchen in der Fronleichnamsfestuniform und dem Monarchen in Tiroler Lederhosen mit Hosenträgern entscheiden konnte. Ich beschloß, es sei die Gräfin Mariza.

Nicht weit von der Karlskirche gibt es ein kleines Hotel, wo ich gerne absteige. Zu seinen vielen Vorteilen zähle ich auch sein Interieur. Es stammt sichtlich aus der Blütezeit der Monarchie, es ist sehr österreichisch-ungarisch in Hinblick auf die Höhe der Zimmer und die geätzten Glasscheiben in den Türen. Doppeltüren bis zum Plafond auf langen Gängen mit einem roten Läufer, zwei Paar Schuhe vor jedem Zimmer, Herrenschuhe und Damenschuhe – Stöckelschuhe, das genügt, daß die Erinnerung an sehr junge Jahre und an eine sehr frühe Vorstellung von Pikanterie in mir wach wird. Gäbe es da nicht den Expreßlift und den Espresso, wäre es, glaube ich, leicht möglich, daß mir in jenem kleinen Hotel ein Schnurrbart hervorsprießen würde, zu dem sich noch eine Bartbinde, ein Zelluloidkragen am Hals und ein Zylinder oder eine Melone auf dem Kopf gesellen würden. Ich würde an einem Marmortischchen sitzen und einen Capuccino schlürfen, währenddessen sich eine mit ihrem Seidenunterrock raschelnde Dame zu mir setzen und sagen würde: „Ich bin Josefine Mutzenbacher und möchte gerne Ihre Bekanntschaft machen.“

Träume sind Träume, und das Gestern ist ein Trümmerhaufen, heute haben wir elektronische Gehirne, und ich sitze hier mit meinem Sprößling auf dem Weg nach Rom.

Ich schlürfe an meinem Espresso und studiere den Werbeprospekt eines Reisebüros, das mir eine Stadtrundfahrt durch Wien per Omnibus anbietet.

Ich hatte einmal vor langer Zeit in einem Film einen Fremdenführer im Omnibus gespielt, in Wirklichkeit aber war ich nie als Tourist in einem Autobus gesessen. Immer hatte ich mich allein in fremden Städten herumgedrückt, ohne einen Fremdenführer, und die Leute, die mit Fotooptik behangen die Fremdenführer umringten und ihre Köpfe in die Richtung drehten, die diese ihnen vorgaben, sogar verachtet.

Ich entschloß mich, das Versäumte nachzuholen, umsomehr als das Reisebüro meine Theorie von der Vielheit Wiens in der Praxis umsetzte. Es bot mir das historische Wien, das klassische Wien, das nächtliche Wien, Wien bei Tag, ein klassisches nächtliches und viele weitere verschiedene Wien zur Besichtigung an. Wir kauften Tickets für das historische.

Heute weiß ich, daß es ziemlich gleichgültig ist, welches Wien Sie wählen. Sobald Sie eingefangen sind, werden Sie herumgekarrt, wohin die wollen, und es gibt keine Gegenwehr, weil Sie ein Ausländer sind. Der Fremdenführer beherrschte viele Sprachen, von denen er in dreien Erläuterungen abgab: in englisch mit schwerem italienischen Akzent, in französisch mit leichtem englischen Akzent und in italienisch völlig akzentfrei, zeitweise half er sich aber mit Deutsch aus. Der Autobus dürfte ursprünglich für Zwerge vorgesehen gewesen sein, so daß wir, als man uns beim Belvedere das erste Mal aus ihm hinausjagte, lange mit gebeugten Knien herumzockelten, und die Leute von den anderen Bustouren sich nach uns umdrehten. Mir fiel später ein, ob man uns vielleicht nicht den anderen Touristen gegen Bezahlung herzeigte.

Der Omnibus fuhr, ohne anzuhalten, durch Wien. Der Sprecher gab Erklärungen ab, und die Insassen des Busses drehten die Köpfe hin und her wie das Publikum bei einem Tennismatch. Irgendwo hinter dem Burgtheater kam ich aus dem Rhythmus und drehte meinen Kopf immer gegen die Richtung der übrigen, so daß ich vom Burgtheater bis zum Riesenrad nur das kenne, was den Sehenswürdigkeiten *gegenüber* liegt. Es ist erwähnenswert, daß sich gegenüber dem Haus, wo Johann Strauß gewohnt hat,

eine große Firma mit dem christlichen Mädchennamen Olla befindet.

Eine Stadtführung in drei Sprachen ist keine schlechte Idee. Was man in der einen Sprache nicht verstanden hat, schnappt man in der anderen auf, und wenn man das nachher in seiner Muttersprache zu Ende denkt, sieht man ein völlig neues Wien. Unser Reisebegleiter betonte, vor allem bei auf einen Konsonanten auslautenden Wörtern, die Endungen so suggestiv, daß ich meine Tochter unter seinem Einfluß mit ganz untschechischer Betonung auf der letzten Silbe fragte: „Máš ten aparát-T? Nemáš hla-D? Co říká ten šarlatá-N?" – „Hast du den Apparat? Hast du keinen Hunger? Was sagt dieser Scharlatan?"

Zu meiner Rechten saß ein Ehepaar. Ehepaare in einem Omnibus erkennt man daran, daß sie miteinander nicht reden. Diese Dame befand sich bereits in einem Alter, in dem ein jeder Flirt geeignet ist, das weibliche Selbstvertrauen aufzurichten. Meinen Gegenrhythmus bei der Besichtigung hielt sie für einen Don Juan'schen Trick und vertraute sich ihrem Mann an. Wo immer wir dann gebückt ausstiegen, ging er diskret fort und hoffte, seine Frau würde ihm in Wien mit mir durchbrennen, und für ihn würden endlich die Ferien ausbrechen.

Mir kam der Gedanke, daß meine Tochter kein Kind mehr war und sie das Leben ganz ungeschminkt sehen sollte, daher lenkte ich ihre Aufmerksamkeit auf die Situation, die entstanden war.

Ihr Standpunkt erstaunte mich allerdings. Freundschaftlich und taktvoll, mit vorsichtig gewählten Worten begann sie mir zuzureden. Kurz und gut, ich gewann aus ihrer Rede den Eindruck, daß ich als ihr Vater und als ihr Freund das Recht hätte, mich für eine Person, vielleicht sogar für eine Persönlichkeit zu halten, als Verführer reisender Ehefrauen jedoch den Höhepunkt meines Reizes zwar nicht weit, aber dennoch überschritten hätte. Ich war nicht auf Reisen gegangen, um meine freundschaftlichen Beziehungen zu Jana zu trüben, daher redete ich ihr den offensichtlichen Irrtum aus. Übrigens hatte mir die Dame gar nicht so gut gefallen.

Mir gefiel eine Französin, die sich auf dem Wege der Genesung befand. Ihrer Figur wegen. Sie trug Blue Jeans, und weil sie wahrscheinlich eine lange Krankheit hinter sich hatte, hatte sie in ihnen so dünne, in Schühchen auf Nadeln endende Beine, daß sie an die berühmten Elefanten Salvador Dalís erinnerte.

Endlich kamen wir in Schönbrunn an. Das ist etwas fast so Schönes wie das berühmte Schloß in Dobřiš. Traurig ließ ich meinen Blick über die Millionen Fenster schweifen. Ich suchte vergeblich den lächelnden Glatzkopf des Monarchen. Er war nicht daheim, dafür gab es aber drinnen keine Wand, an der er nicht in einem Rahmen gehangen hätte. Sogar als Baby.

Schönbrunn ist für alle Fremdenführer etwas wie ein feierliches Te-Schoenbrunnum-laudamus. Von allen Seiten wurden wir darauf hingewiesen, was wo passiert war, wo wer gelegen hatte, wie was gewesen war und wieviel es gekostet hatte.

Zwei blutjunge Touristinnen unterhielten sich in der Nähe meines besseren Ohres.

„Du mußt mich irgendwie komisch fotografieren."

„Fein. Du mich auch."

„Sure. Aber wie?"

„Well, zum Beispiel wie ich von den Treppen falle. Mama wird lachen."

„Meine Familie mag ausgeflippte Ferienfotos."

„Meine auch. Mein Bruder hat ein Foto, wie er an seiner Krawatte an einem Baum hängt."

„Dann komm', geh'n wir nach vorn. Ich laß mich vor dir fallen."

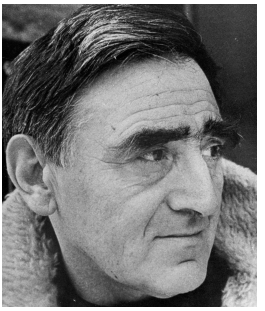
Als wir zurückfuhren, schwieg der Führer. Er hatte nichts mehr, was er uns hätte erklären können. Alle waren wir alte Wiener gewesen. Bei der Oper steigt man aus und gibt ein Trinkgeld.

Die Frau sah sich noch einmal nach mir um und bog dann hinter ihrem Mann in die Kärntnerstraße ein.

JAN SKÁCEL

Das elfte weiße Pferd

Erstdr. 1964
(Auszug)



Jan Skácel
Geb. 1922 in Znorow bei Straßnitz, gest. 1989 in Brünn

Der Sohn eines Lehrers kam 1942, ein Jahr nach der Matura, als Zwangsarbeiter nach Österreich und mußte dort bis 1945 in St. Valentin, Wiener Neustadt und Ebensee arbeiten. Das in Brünn nach Kriegsende begonnene Studium der Bohemistik und Russistik brach er 1948 ab und wurde Redakteur, zuerst in der Brünner Tageszeitung „Rovnost“ (Gleichheit) und seit 1953 in der Literaturabteilung des Tschechoslowakischen Rundfunks. Von 1963 bis 1969 leitete er als Chefredakteur die 1970 verbotene Literaturzeitschrift „Host do domu“ (Ein Gast ins Haus). Skácel, der 1989 für sein dichterisches Werk den Petrarca-Preis erhalten sollte, hatte bis zum Prager Frühling fünf Gedichtbände veröffentlicht, u. a. „Hodina mezi psem a vlkem“ (Die Stunde zwischen Hund und Wolf, 1962), „Smuténka“ (Frau Trauer, 1965) und „Metličky“ (Kleine Ruten, 1968). In den siebziger Jahren durfte er nicht publizieren. Seine Werke erschienen im Samisdat und in Exilverlagen. 1981 trat er mit dem Gedichtband „Dávné proso“ (Die längst vergangene Hirse) wieder an die Öffentlichkeit. Ein Teil der von ihm als „Kursivglossen“ oder „Kleine Rezensionen“ bezeichneten Feuilletons und Kurzgeschichten, die er seit 1963 vor allem für „Host do domu“ oder den Rundfunk geschrieben hatte, erschien 1964 unter dem Titel „Jedenáctý bílý kůň“ (Das elfte weiße Pferd). Der von ihm geplante Folgeband „Třináctý černý kůň“ konnte zu seinen Lebzeiten nicht realisiert werden und wurde 1993 von einem der führenden tschechischen Bohemisten, Jiří Opelík, ediert.

Unsentimentale Reise nach Österreich

Wir fuhren über die Grenze, befanden uns ein paar Sekunden in schamlosem Niemandsland, der Autobus blieb bei der österreichischen Zollstation stehen, wir stiegen aus, das taubedeckte Gras schien wie aus Glas, und ich sagte zu mir: Hier warst du also schon einmal, dieses Land kenne ich, hier ließ ich vier Jahre meines Lebens. Und gleich wurde mir klar, daß ich mich nicht erinnern darf, daß das niemanden was angeht, daß ich nichts mehr finden werde, man darf sich nicht erinnern, was geschehen ist, ist geschehen, warum sollte ich sekkant sein. Ich hatte nur schlagartig Durst, wollte Wasser trinken und suchte einen Brunnen.

Und schließlich erinnerten wir uns trotzdem, Josef Pleva und ich, aber nur untereinander, damit es die anderen nicht hörten, Nebel vor uns, Nebel hinter uns, für sie war dieses Land Österreich gegenwärtig, ein Silonland, verglast mit Schaufensterscheiben, aber für uns nicht so sehr, ständig sahen wir es mit alten Augen, Pleva mit den Augen eines Soldaten aus dem Ersten Weltkrieg, und ich mit diesem Schwarz unter den Augen eines Zwangsarbeiters. In Linz sagte ich zu Pleva: Hier habe ich auch gearbeitet und einmal sperrte man mich hier zwei Tage lang ein, Pleva sagte nichts darauf, aber in Villach ließ er die Bemerkung fallen: Hier faßten wir die Kanonen aus, Haubitzen und an dieses Standbild erinnere ich mich, damals war es noch ein bißchen weniger angeschissen von den Tauben.

Dann fuhren wir um einen schönen See herum, durch stille Wälder, über einen supermodernen Paß, und in Wiener Neustadt überkam es mich wieder, dort konnte ich mich nicht beherrschen und trank Wein und erinnerte mich laut, das soll man nicht, ich erzählte ihnen, wie wir da am Friedhof nach den Fliegerangriffen die Toten begruben, wieviele Menschen in ein Grab zehn-mal-vier-mal-drei hineinpassen, wieviele Fuhren ungelöschten Kalk man dazu braucht, wie ein französischer Gefangener von hier flüchtete, wie sie ihn an der französischen Grenze erschossen, in einem un-

lackierten Sarg zurückbrachten, und wie wir auch ihn begruben, sie hörten mir zu und waren rücksichtsvoll zu mir, sagten aber, ich sollte ein Drehbuch für einen Film daraus machen, und das brachte mich in Wut, vielleicht schreibe ich wirklich einmal darüber, aber trotzdem sage ich mir, daß man bestimmte Dinge für sich bewahren sollte, damit man auch was hat, damit einem etwas bleibt, was man allein hat.

In Wiener Neustadt war ein ausgezeichneter Wirt, der uns Wein zum Tisch schicken ließ und uns auf seine Kosten bewirtete, er leitete den örtlichen Fußballklub, in Prag waren sie verdroschen worden, deswegen hatte er – von uns unverdiente – Hochachtung vor uns und äußerte sich beifällig, wie sauber bei uns alles ist und wie zuvorkommend die Leute sind, wir waren gerade ordentlich traurig über diesen Schmutz und die Ungefälligkeit, aber so ist es halt.

In diesem Hotel schlief einst Napoleon, eine Gedenktafel daran hatten sie dort, mir imponierte dieser Marmor nicht sehr, bei uns in Mähren in Nikolsburg hat er auch übernachtet und in der Chronik ist eine Inschrift erhalten, daß „er nichts von Wein verstand, mit dem Trinkgeld geizte".

Diese Erinnerungen drängten sich aber fortwährend in mein Hirn, ich verscheuchte sie vergeblich, selbst in Wien ließen sie mich nicht in Ruhe, hier durch war ich mit dem Schiff auf der Donau heimgekehrt, an den Ufern brannten die Speicher, die Stadt flatterte wie eine zerrissene Fahne, hinter der keiner geht, erst als mich der Lyriker Jiří Kolář zu einem jungen österreichischen konkreten Dichter mitnahm, erst dann konnte ich mich befreien davon, denn als ich in den Alpen Tunnels bohrte, lebten zu der Zeit noch keine konkreten Dichter in der Ostmark, das war neu für mich und es rettete mich.

Nicht im Traum fällt mir ein, die konkrete Poesie herabzuwürdigen.

Der junge Mann war schrecklich lieb, arbeitete hart und mit Leidenschaft, schwamm nicht in Geld, seine Frau, eine Polin, kochte uns Krautsuppe, sie schmeckte mir sehr, nachher hatten sie nur mehr ganz dünn bestrichene Butterbrote, auf zwei Schnitten lagen sogar zwei Scheiben Speck, aber wir waren gut erzogen, die Speckbrote blieben übrig und wir aßen in einem Gasthaus zu Ende. Er war konkret (der Dichter) und sagte uns ganz offen: *Ich bin pleite.*

Er zeigte uns seine Gedichte. Ich erinnere mich an eines, das Einsamkeit hieß. Ein großes Blatt gehämmertes Papier bedeckt mit Tusche und in der linken Ecke dieser Schwärze der traurige und einsame kleine weiße Buchstabe: u. Das gefiel mir, und Jiří Kolář versprach, dieses Gedicht ins Tschechische zu übersetzen. Viel verstehe ich nicht von dieser konkreten Poesie, man muß sie offensichtlich sehr gut kennen, um sie ganz zu verstehen, das sind Poeten, bildende Künstler, Ingenieure, Philosophen, Soziologen und weiß Gott, was noch zusammen, sie schreiben auch taktile Gedichte, nehmen eine kleine Schachtel, geben Watte in sie hinein und in diese kuscheln sie die diversesten lieben Gegenstände hinein, wie zum Beispiel eine Kamee, einen Spielwürfel, eine Sicherheitsnadel, eine Kastanie, ein Steinchen, in einem solchen Gedicht muß der Leser mit geschlossenen Augen herumstöbern, und es ist eine Lektüre voll sinnlicher Überraschungen. Im Grunde genommen wahrscheinlich so eine, wie wenn man die Unordnung in einer Damenhandtasche untersucht. Ich fragte diesen Burschen, ob er auch Geruchspoesie schreibt, er sagte, daß er gerade an diesem Problem arbeitet, aber auf unerwartete Hindernisse stößt, er sei nicht einverstanden mit dem Formalismus und die Frage des Inhalts in der Poesie für den Geruch sei bis jetzt theoretisch nicht geklärt.

Ich schaute mir ein Büchlein bei ihm durch, das er selbst geschrieben, eigentlich eingeschwärzt hatte, weil es ein Goethe war, eine schöne Originalausgabe, ein bißchen hatte das was mit dieser Nasenpoesie zu tun, das Buch duftete sanft nach Mäusedreck und Antiquariat, welcher Goethe es war, weiß ich nicht, der Titel war mit Schwärze bedeckt, auch die Seiten, auf jeder Seite war in einem weißen Rechteck nur ein einziges Wort übriggelassen, zum Beispiel: Wolke, darauf: Wind, sodann: Sehnsucht, weiters: Rose, einige Blätter waren ganz blind, ich begann diese konkrete Poesie ein bißchen zu begreifen, ich erriet, daß das wegen der Steigerung der Spannung so ist, und es war wirklich so. Ich gestehe, daß es sich in diesem Büchlein ganz angenehm las, die vereinsamten Wörter knüpften Assoziationen an, ja es ließe sich sogar auf diese Weise aus einem schlechten Buch ein gutes Buch machen, ich habe viele im Auge, nur Johann Wolfgang tat mir ein bißchen leid.

Wirklich, die konkrete Poesie half mir auf die Beine, ich war nicht sentimental, erinnerte mich nur ganz wenig, bloß an Čedok denke ich mit Tränen in den Augen. Hemingway sagte einmal (aber

ich hörte es schon längst vorher von Jaromír Tomeček), daß drei Dinge großer Literatur schaden: zuviel Geld, zuviele Frauen, zuviel Saufen, unmittelbar darauf korrigierte er sich aber und fügte hinzu, daß gar kein Geld, keine Frauen und kein Saufen auch ein Hindernis sind. Na, ums Geld habe ich keine Angst, um das schröpfte uns damals Čedok, und mit dem übrigen weiß ich mir schon selbst zu helfen, es ist ungeheuer nett vom Reisebüro Čedok, daß es sich so sehr um die tschechische Literatur kümmert. In Wien quartierten sie uns in einem winzigen Hotel in der Nähe des Praters ein, ich schlief in einem Einbettzimmer und das Bett war mehr breit als lang, ich witterte dort Menschenfleisch und irdische Liebe, in der Nacht bekam ich davon Kopfschmerzen, ging auf die Straße hinunter und alles war mir klar. Aus dem Prater kamen Paare und der Portier fertigte sie hochtrabend ab: *Wir sind heute leider besetzt, wir haben hier eine Gruppe der tschechischen Schriftsteller.* Was ich nachher an die Adresse der tschechischen Schriftsteller gerichtet zu hören bekam, war absolut unsentimental und eines Šalda würdig.

Und nach Hause fuhren wir mit dem Autobus über Hatě bei Znaim, weil das weiter ist.

JAN SKÁCEL

Das dreizehnte schwarze Pferd

Erstdr. 1993
(Auszug)

Kleine Rezension über Tauben

Erstdr. 1966

Nirgendwo, nicht einmal vor der Stephanskirche, den Bildern Jan Bruegels des Älteren, ja selbst vor dem Standbild des Kaisers nicht, den in Ehren zu halten, mich Josef Schwejk gelehrt hatte, blieb ich in Wien in stummem Nachdenken so lange stehen wie bei dem auf einem in den Rasen gerammten Holzpflock befestigten Schild in der Nähe der Hofburg.

Dort stand ich lange und setzte mich schließlich nieder.

Immer wieder las ich: *Bitte Taubenfütterung wegen der Rattenplage unterlassen.*

Auf tschechisch bedeutet das ungefähr, daß ich gebeten wurde, dort nicht die Tauben zu füttern wegen der Ratten. Oder: Füttert nicht die Tauben, damit ihr nicht die Ratten nährt.

So irgendwie, und in mir lehnte sich etwas auf.

Ich hatte mich immer eher zu den Tauben gezählt.

Eher zu den Tauben als zu den Ratten. Ohnmächtige Wut stieg in meiner Kehle hoch, und ich sagte mir, daß auf dieser Welt immer alles gleichbleiben wird. Damit die Ratten ausgerottet werden, müssen vorher alle Tauben krepieren. Wenigstens stellen es sich die Behörden so vor. Bei uns und auch bei ihnen.

Ich mag Tauben und gehöre gewissermaßen zu ihnen. Ich füttere sie auf den Plätzen mit Puffmais. Wir sind gute Freunde von wegen der Flügel.

Menschen gingen vorbei und machten ganz zufriedene Gesichter, als ob alles in Ordnung sei, sogar absolut in Ordnung. Schon wollte ich einen nach dem anderen beim Rock packen und ihnen erklären, daß das nicht stimmt, daß alles in Unordnung ist, in schrecklicher Unordnung sogar. Ich blickte sie fragend an, aber es stand keine Antwort in ihren glattrasierten Gesichtern. Selbst die Tauben, die sich auf dem Rasen herumtrieben, ahnten nichts. Sie konnten nicht lesen.

Angst ergriff mich und ich bekam Lust zu weinen.

Wegen der Tauben, der Menschen und der Ratten.

Zuerst stand ich dort lange, dann setzte ich mich nieder, aber es half mir nicht um die Burg. Nur angst und bang wurde mir von dem Gedanken, daß ich, zumindest im Schlaf, zu den Tauben gehöre. Und daß ich das, obwohl ich keine Ratte bin, büßen muß, weil es Ratten gibt auf der Welt.

Ich saß den halben Tag lang dort, und alles war vergeblich.

Gegen den Abend zu trabte ein Paar Lipizzaner vorbei, die vor einen Fiaker auf Rädern mit Gummireifen gespannt waren. Die Pferdchen trabten gerade vorbei und waren weder Tauben, noch Ratten, noch Menschen. So überließ ich ihnen dieses Nachdenken. Diesen Pferden.

Sie hatten einen größeren Kopf als ich.

Und auch einen schöneren.

Kleine Rezension über den Papst

Erstdr. 1967

Aus dem Wiener Rundfunk erfuhr ich, daß Papst Paul VI. die katholischen Christen aufforderte, für die Journalisten, Schriftsteller, Regisseure, Filmproduzenten und einfach für alle zu beten, die etwas mit Massenmedien zu tun haben.

Wenn sich jetzt jemand einbildet, daß ich den Papst für diesen guten Willen auf satirische Weise auszulachen beginne, irrt er gewaltig. Im Gegenteil. Ich bin Seiner Heiligkeit aufrichtig dankbar und der Meinung, daß wir alle, die wir genannt sind, diese Gebete notwendig haben wie ein Stück Brot.

Der Papst bezeugte mit seinem Appell ungewöhnliche geistige Noblesse. Sagen wir ihm dafür einfach und dankbar danke. Es kommt vielleicht zum ersten Mal in der Geschichte der Menschheit vor, daß jemand für uns betet.

Ich habe fast Lust, ein bescheidenes Gebet für die Kollegen von den Kulturzeitschriften (nicht einmal *Impuls* und *Sešity* würde ich auslassen) und ein besonders inständiges und aufrichtiges für die Redakteure der Tageszeitungen von Weltformat abzufassen, weil ich mir einbilde, je größer das Format, desto größer sind die Sünden. Diese Gebete würde ich gerne Seiner Apostolischen Heiligkeit zur Verfügung stellen, aber ich befürchte, abgewiesen zu werden. Meine theologischen Kenntnisse sind nicht abgerundet, und mein

Glaube durch die alltägliche Praxis erschüttert. Es würde mir vielleicht ein bißchen nützen, daß ich in der Zeitschrift *Host, Gast* heißt das, beschäftigt bin, weil man zu sagen pflegt: Ein Gast ins Haus, Gott ins Haus. Es wäre allerdings nett vom Papst und für uns überaus nützlich, wenn er den Kreis der Gebete etwas erweiterte. Ich bitte darum mit Tränen in den Augen und in christlichem Geist. Es steht geschrieben, daß wir unsere Feinde lieben sollen. Ich werde nicht sagen, wen ich im Bereich der Massenmedien im Sinn habe, solange es mir nicht gelingt, den Papst zu überzeugen und man diese Gebete nicht annektiert. Die Gründe sind naheliegend. Aber vielleicht erleuchtet der Heilige Geist Paul VI. und er begreift von selbst. Er weiß schließlich sehr gut, was Imprimatur ist, weil er Latein kann. Sonst würde die Gnade der Gebete in geschmälerter Form zu uns gelangen und viel würde uns dieses Beten nicht nützen. Aber auch so. Wenn ich einmal nach Rom komme, gehe ich dem Papst die Hand küssen.

Kleine Rezension über den Papagei des Prinzen Eugen

Erstdr. 1969

Immer, wenn ich mir einbilde, schon alles zu kennen und schon alles gesehen zu haben (was vielleicht zweimal im Jahr vorkommt), passiert etwas, was mich wieder auf das richtige Maß zurückbringt und Bescheidenheit lehrt.

Zuletzt war es Vilém Mužík, der mit dem Papagei des Prinzen Eugen bekannt war. Wenn ich seinerzeit in der Schule gut aufgepaßt habe, dann hat Prinz Eugen ungefähr im siebzehnten Jahrhundert gelebt und gegen die Türken gekämpft. Ungefähr, ich bin mir nicht so ganz sicher.

Vorsichtig erkundigte ich mich, ob der Papagei noch immer lebte und wo man ihn sehen könnte. Vilém Mužík, akademischer Maler, Absolvent der k. k. Marinekadettenschule und ein Freund beim Wein und unter Bäumen, belehrte mich, daß der Papagei bereits tot wäre. Er hatte in der Zeit der Ersten Republik Abschied vom Leben genommen. Er war in Wien entschlafen. „Diesen Papagei", berichtete Vilém Mužík, „hat Prinz Eugen dem Hause Habsburg vermacht. Er wurde in einem vergoldeten Käfig gehalten in Schloß Schönbrunn, wo er seine Pension verbrachte. Dort bekam

ich ihn auch im Jahr 1932 zu Gesicht. Trotz seines hohen Alters war er noch immer ein stattlicher, prächtig gefärbter Vogel mit martialischem Schnabel. Er genoß hohes Ansehen bei Kaiser Franz Joseph, der sich besonders gern mit ihm unterhielt."

„Dieser Papagei konnte also sprechen?" sagte ich.

„Er sprach perfekt und deutlich drei Sprachen. Er hatte eine sonore, gebieterische Stimme und krächzte ein wenig. Wenn er gut aufgelegt war, schnarrte er Soldatenlieder vor sich hin. Es war selbstverständlich ein Männchen."

Ich fragte: „Und was sagte dieser Papagei?"

Vilém Mužík blickte mich unter den Augengläsern hervor verständnislos an und antwortete: „Er schimpfte." Einigermaßen betroffen schwieg ich lange, aber dann ließ es mir keine Ruhe.

Ich war neugierig, über wen der Papagei des Prinzen Eugen geschimpft hatte.

Vilém Mužík trank einen Schluck Wein, stellte das Glas sorgfältig auf den Tisch und rief aus: „Na, über den Kaiser natürlich."

VÁCLAV ČERNÝ

Erinnerungen

Erstdr. 1983
(Auszug)



Václav Černý
Geboren 1905 in Jisbitz bei Nachod, gest. 1987 in Prag

Der Sohn eines Literaturhistorikers studierte nach dem Besuch des Gymnasiums in Nachod und Dijon (1921–1924) an der Karlsuniversität Bohemistik, Romanistik und Philosophie. Nachdem er sich 1931 in Genf als Komparatist und 1936 in Prag als Romanist habilitiert hatte, lehrte er von 1938 bis zur Schließung der tschechischen Hochschulen durch die Deutschen im November 1939 als außerordentlicher Professor für Romanistik in Brünn. Dann unterrichtete er an einem Prager Gymnasium. Von 1944 bis zum Ende des Krieges war er wegen seiner Aktivitäten in der Widerstandsbewegung in Haft. Im Jahre 1950 wurde Černý, der seit 1945 als Professor für vergleichende und allgemeine Literatur an der Karlsuniversität gewirkt hatte, die Lehre verboten. Nach Auflösung der Komparatistik mußte er die Universität verlassen und wurde 1952 bis 1953 wegen angeblicher staatsfeindlicher Tätigkeit eingesperrt. Bis zum Prager Frühling arbeitete er in der Tschechoslowakischen Akademie der Wissenschaften. 1963 entdeckte er in seiner Eigenschaft als Archivar der „Komise pro soupis rukopisů“ (Handschriften-Kommission) in der Schloßbibliothek von Jung-Woschitz das verschollen geglaubte Drama „El Gran Duque de Gandía“ von Calderón de la Barca und veröffentlichte es. 1968 konnte er an die Karlsuniversität zurückkehren, wurde aber 1970 neuerlich entlassen und bis zu seinem Tod als prominenter Dissident und geistige Autorität der inoffiziellen Kultur verfolgt. Černý hinterließ ein umfangreiches wissenschaftliches Werk, in den siebziger und achtziger Jahren konzentrierte er sich vor allem auf die Niederschrift seiner Erinnerungen. Diese in mehreren Bänden zuerst in Exilverlagen erschienenen „Paměti“ stellen eine reiche Quelle des tschechischen Kultur- und Geisteslebens und der politischen Geschichte des 20. Jahrhunderts dar.

[...] Die Neuigkeit von meiner Entdeckung des Calderón-Dramas verbreitete sich um die Welt, und als erste meldeten sich Spanien und Österreich bei mir. Also keineswegs die Tschechoslowakei, unter den gegebenen Umständen war es ausgeschlossen, daß dieses religiöse und katholische Stück auf eine tschechoslowakische Bühne kommen konnte, nicht ein einziger Theaterdirektor und Regisseur brachen das Schweigen und interessierten sich für das Stück, sie hatten Angst, und sei es auch nur ein kulturelles, Interesse zu zeigen, alle waren sie wie eine richtige Viehherde. [...] Im Jahre 1963 kam Dr. Ulrich Baumgartner, leitender Intendant der alljährlich stattfindenden Wiener Festspiele, über Prag, wo er mich vergeblich gesucht hatte, zu mir nach Čermná, um mich um Erlaubnis zu bitten, ob er das Drama als Glanzpunkt der Festspiele feierlich aufführen dürfe; ich gab ihm meine Einwilligung, ohne Schwierigkeiten zu machen. Am Beginn des Jahres 1964 traf eine offizielle Einladung in Prag ein, zuerst nach Bregenz an den Bodensee, wo im Juli die Bregenzer Festspiele, das Pendant zu den Salzburger Mozartfestivitäten, stattfanden und in deren Rahmen das Institut für Theaterwissenschaft an der Universität Wien beziehungsweise seine Leiter, die Theaterwissenschafter Professor Heinz Kindermann und Professor Margarete Dietrich, als Teil ihres internationalen Theaterseminars eine Vortragsreihe veranstalteten, ich sollte in dieser Reihe über meine Entdeckung und deren Begleitumstände sprechen. Würde es mir überhaupt gelingen, hinzukommen?, nach so vielen Jahren und zahllosen erfolglosen Einladungen? Im März (1964) schrieb ich einen ausführlichen Brief an Dr. Lubomír Štrougal, den damaligen Innenminister: [...] Nun, man stellte mir einen Paß aus, und ich fuhr nach Bregenz. Dort trat ich am 29. Juli (1964) auf, und mein von der Lektüre ausgewählter Textstellen begleiteter Vortrag (– die komplette Übersetzung des Dramas war noch lange nicht fertig –) erfreute sich großer Aufmerksamkeit; er wurde später in der Vierteljahresschrift für Theaterwissenschaft „Maske und Kothurn“ (Jg. 1965, Nr.1) unter dem Titel „Das unbekannte Weltdrama Calderóns“ abgedruckt. Zu diesem Vortrag kam

auch der alte Max Haller herbeigeeilt, Abgeordneter der kommunistischen Partei Österreichs, Übersetzer von García-Lorca und ein Freund von Aragon, Picasso und Léger, in seiner mit moderner Weltliteratur bestückten Bibliothek, in der auch die spanischen Klassiker, selbst Calderón, ja, sogar Theresia von Ávila, nicht fehlten, verbrachten wir anschließend einen Abend voller Erinnerungen an Paris, mich regten diese Stunden bei Haller zu einem Vergleich mit dem kulturellen Niveau unserer Parteinotabeln, von mir aus auch vom Range von Ministern, an. Aus Bregenz reiste ich dann für drei Tage nach Wien, ich konnte gar nicht satt werden, die Luft der Freiheit zu schöpfen; ich war noch nie in Österreich gewesen, aber es gab von Linz bis Wien – wo ich in der Nacht ankam – keine Station, deren Name nicht mit der Sprache uralter Erinnerungen zu mir gesprochen hätte: Tulln [sic!], Sankt Pölten, in diese Stadt war im Jahre 1916 mein älterer Bruder als Siebzehnjähriger zum Militär eingerückt, von hier kamen seine ersten Kriegspostkarten zu uns, von hier schickten sie ihn an die russische Front. Dann Wien, ich war drei Tage auf den Beinen und besichtigte die ganze Stadt, ich wohnte nahe der Oper, die großen Straßen, Hofburg, Prater, Schönbrunn, Sankt Stephan, auch auf die Kapuzinergruft vergaß ich nicht, ich stattete ihr einen Besuch ab, um mich vor den Schatten der Habsburgermonarchen, vor Maria Theresia, Josef II., Franz Joseph, Karl dem Letzten, ohne die geringste Bitterkeit, was rede ich, fast mit den Gefühlen eines reuigen verlorenen Sohnes zu verneigen. Am dritten Tag die Heimfahrt. Meine nächste Begegnung mit Wien fand erst wieder in fast zwei Jahren, also 1966, statt, so lange hatten der Übersetzer für seine Arbeit an dem Drama und die Veranstalter der Festwochen für die Vorbereitung der prunkvollen Premiere des Stücks gebraucht. [...]

Am 9. Mai (1966) hielt ich in Wien im Palais Palffy, dem Sitz der Österreichischen literarhistorischen Gesellschaft [sic!, richtig: dem Veranstaltungsort der Österreichischen Gesellschaft für Literatur], vor deren Mitgliedern einen Vortrag über die Arbeit unserer Handschriften-Kommission und über die Umstände meiner Entdeckung, ich versichere, es war gar nicht leicht, vor diesem Publikum aufzutreten mit einer Rede über die Pflege und Rettung von Kulturgütern in einem Land, wo ganze Bibliotheken abtransportiert und zu Altpapier eingestampft oder verbrannt, wo Schlösser Kleinhäuslern aus den Dörfern zur Devastierung überlassen worden waren, und Tausende Skulpturen der antireligiösen Propaganda und boshafter

Zerstörungswut zum Opfer gefallen waren. *J'ai fait de mon mieux*, der Vortrag löste großes Medienecho aus, und es war ein positives Echo. Nach vierzehn Tagen war ich abermals in Wien, als Ehrengast der Wiener Festwochen, um der Premiere des Calderón-Stücks beizuwohnen, mit der die Festwochen überhaupt eröffnet wurden; sie fand am Abend des 22. Mai im Theater an der Wien statt, Arthur Rothbauer hatte das Drama unter dem Titel „Die Welt ist Trug" [...] übersetzt, und die Übersetzung erschien gleichzeitig im Universal-Verlag. Der Premiere wohnten der Bürgermeister von Wien, Kardinal Dr. König, der päpstliche Nuntius bei, von der gesamten österreichischen Presse wurde ihr am nächsten Tag große Aufmerksamkeit gewidmet – (die der kommunistischen Volksstimme mir gegenüber war eher ironisch und, was Calderón betraf, verächtlich, das sachlich beste Referat brachte die Frankfurter Allgemeine Zeitung) – und in den Erwähnungen, die mir persönlich galten – worauf es im übrigen nicht ankam, ein Interview mit dem staatlichen österreichischen Rundfunk hatte ich sogar abgelehnt – erlebte ich wenigstens eine kleine Kostprobe dessen, was unser Regime zum Ruhme der tschechischen Wissenschaft und zu Ehren unserer Kultur hätte verwenden können und was es den Bach hinunterschwimmen ließ, ja sogar unterdrückte.

BOHUMILA GRÖGEROVÁ / JOSEF HIRŠAL

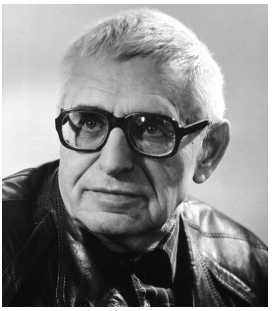
LET LET. Im Flug der Jahre

Entst. 1979 bis 1987 · Erstdr. 1987–1988
(Auszug)



Bohumila Grögerová (geb. Tauferová, verh. Límová)
Geb. 1921 in Prag

Die Tochter eines Armeegenerals maturierte 1940 an einem Prager Realgymnasium und studierte 1947 zwei Semester Bohemistik und Russistik an der Karlsuniversität. Von Beginn der fünfziger Jahre bis 1980 übte sie den Beruf einer Dokumentaristin und Fachredakteurin aus. Einen großen Teil ihres literarischen und übersetzerischen Œuvres verfaßte Grögerová, die seit 1954 literarisch tätig ist, in Zusammenarbeit mit Josef Hiršal, mit dem sie seit 1952 eine Arbeits- und Lebensgemeinschaft verband. Ihre erste gemeinsame Publikation war das typographische Kinderbuch „Co se slovy všechno poví“ (Was man alles mit Worten sagt, 1964) gewesen. International bekannt wurde das Paar in den sechziger Jahren durch die Aktivitäten auf dem Gebiet der konkreten und experimentellen Poesie. Als wichtigstes eigenes Werk gaben sie 1968 die Sammlung „JOB-BOJ“ mit konkreter, visueller und auditiver Poesie aus den Jahren 1960 bis 1962 heraus. Nach der Niederschlagung des Prager Frühlings wurden sie mit Publikationsverbot belegt, was auch die Übersetzungen betraf. Grögerová verfaßte u. a. Kinderbücher, ein absurdes Theaterstück und Hörspiele (z. B. „6 Briefe aus der fiktiven Korrespondenz mit Friederike Mayröcker“, gesendet 1990 in Berlin). Die sprachkritische Prosasammlung „Meandry“ (Mäander) aus den Jahren 1963 bis 1968 (auf deutsch unter dem Titel „Zivilisationsschemata“ 1970 ediert) erschien 1996 in Prag, das mit Hiršal im Samisdat publizierte Triptychon „Preludium“ (1975), „Mlýn“ (Die Mühle, 1976, dt. 1991) und „Kolotoč“ (Karussell, 1979) unter dem Titel „Trojcestí“ (Dreierlei Wege) i. J. 1991. Private Erinnerungen enthält das experimentell komponierte Memoirenwerk „Branka z pantů“ (Das windschiefe Tor, 1998, deutsch 2003).



Josef Hiršal
Geb. 1920 in Klein-Chomutitz, gest. 2003 in Prag

Der Sohn eines Landwirts maturierte 1940 in Jičin. Zwischen 1945 und 1965 übte er vorwiegend den Beruf eines Redakteurs aus, 1959 bis 1962 war er Werbereferent im Prager Theater „Laterna magica“. Seit 1965 arbeitete Hiršal, der im Alter von siebzehn Jahren zu schreiben begonnen hatte, als freiberuflicher Schriftsteller und literarischer Übersetzer. Gemeinsam mit Grögerová schuf er in den sechziger Jahren durch Literaturveranstaltungen („Bestiarium“, 1966), Editionen („Experimentální poezie“, 1967) und Übersetzungen (u. a. der Schriften Max Benses und Helmut Heißenbüttels) die Voraussetzungen zur Rezeption der experimentellen Poesie, 1968 gab er mit ihr die Sammlung „JOB-BOJ“ heraus. Ein Teil davon erschien 1969 auf deutsch mit dem Titel „Intertexte“. Ein mit Jiří Kolář (1914–2002) erstellter Querschnitt durch die tschechische experimentelle Poesie der sechziger Jahre, „Vrh kostek“ (Ein Würfelwurf), konnte auf Grund der politischen Situation erst 1993 in Prag ediert werden. Seit 1969 hatte Hiršal, der auch Kinderbücher und Hörspiele verfaßte, Publikationsverbot und publizierte im Samisdat, als Übersetzer benützte er zum Teil Decknamen. Für die zahlreichen Übertragungen von Werken der zeitgenössischen österreichischen Literatur, v. a. der „Wiener Gruppe“, wurde er zusammen mit Grögerová 1988 mit dem Österreichischen Staatspreis für literarische Übersetzung ausgezeichnet. Hiršals 1989 in England erschienene Memoiren der Jahre 1937 bis 1952, „Vínek vzpomínek“ (Kränzchen aus Erinnerungen), fanden eine Fortsetzung in dem seit 1979 zusammen mit Grögerová verfaßten dreiteiligen Erinnerungszyklus „Let let“ (Im Flug der Jahre), in dem das Paar in Form einer Collage die politische und kulturelle Entwicklung der tschechischen Kultur vom Stalinismus bis zum Prager Frühling festhielt und die eigenen künstlerischen Aktivitäten im internationalen Kontext darstellte. Eine gekürzte Fassung erschien 1994 in Graz in der deutschen Übersetzung von Johanna Posset.

1959

[…]

Am Freitag wurde im Dunaj-Palais auf der Národní die Ausstellung Das österreichische Buch *eröffnet. – Bei dieser Ausstellung sind nahezu 900 Exponate verschiedenster Art zu sehen: wissenschaftliche Werke aus dem Bereich der Medizin, Psychologie, Geschichte, Philosophie, technische Werke, Kunstbände, Belletristik u.ä.*

(*Lidová demokracie,* 17. 10.)

– was ist los? Nach Jahren der Isolation der Tschechoslowakei auf einmal eine Ausstellung österreichischer Bücher in Prag! Es ist ein Festtag, wir lassen alles liegen und stehen und eilen hin, bevor sie womöglich wieder geschlossen wird. Allein zeitgenössische, fremdsprachige Bücher, neue, unbekannte Namen, außergewöhnliche Themen und das perfekte graphische Layout zu sehen, ist aufregend! Meist handelt es sich natürlich um wissenschaftliche oder technische Bücher. Wir fanden nur ein einziges, das ganz der zeitgenössischen österreichischen Poesie gewidmet ist, mit dem sonderbaren Titel *hosn rosn baa – Dialektgedichte.* Heuer im Verlag Wilhelm Frick in Wien erschienen. Eine absolute Novität! Ich notiere mir den Titel und die unbekannten Namen der drei Autoren: Friedrich Achleitner, H. C. Artmann und Gerhard Rühm. Der Name Heimito von Doderer, der die Einleitung dazu verfaßt hat, bürgt für Qualität. Wir blättern in der Publikation und sind hingerissen. Achleitner hat hier z. B. den visuellen Text „wos na ge / ge na wos / na was ge“ usw. usw. mit Variationen, untereinandergeschrieben, oder kurze „hot-text“-Rhythmen wie „bfiaddö fraonz / kaddö bfiaddö / fraonz bfiaddö / bfiaddö kaddö“ mit vielen anderen Abänderungen; alles ist vorwiegend fürs Auge gemacht. Von Artmann stammen umfangreiche Dialektkompositionen mit schwarzem Humor und erbarmungsloser Ironie. Poesie von der Peripherie sozusagen. Rühm arbeitet in erster Linie mit den phonetischen Werten der Wörter, er hat Gedichte zum Lautlesen, überwiegend im Dialekt, und visuelle Gedichte, die auf wenige

graphisch hervorgehobene Wörter reduziert sind. Alles wirkt so unkonventionell und verwegen. – Du meinst: – Das da ist wirklich eine grundlegend neue Sicht der Lyrik, erweiterte Poesie. Aber Kolář arbeitet auch mit Jargon, und der hat einen Riecher dafür! Das würde ich als Wiener Neo-Dada bezeichnen. – Aber was sollen die eigenartigen Abstraktionen, die auf einer Seite verstreut sind? Ist das auch erweiterte Poesie? frage ich. Das kommt mir vor wie ein Konzentrat, wie eine chiffrierte Information, ein Kürzel, ein Stichwort. – Als wir das Buch zurück ins Regal legen, sind wir kaum klüger als zuvor. Aber beide hat es uns aufgerüttelt. So schreibt man also in der Welt der Poesie –

[…]

1962

[…]

Intervention Amerikas in Vietnam. Bereiten die USA ein zweites Korea vor?

(*Lidová demokracie,* 9. 3.)

– Joska dachte wie immer bei unseren gemeinsamen Arbeiten den Titel aus: *JOB-BOJ* (Josef-Bohumila – Bohumila-Josef). Die einzelnen Abschnitte füllen sich, und der ganze Band bekommt eine definitive Gestalt. Jetzt arbeiten wir am Nachwort, in dem wir einen Überblick über die Abschnitte geben: Entstehung des Textes, Grammatische Texte, Logische Texte, Stochastische Texte, Syngamische Texte, Intertexte, Objektagen, Sprichwörter, Partituren, Porträts, Mikrogramme, Koacervate –

1964

[…]

– Ende März kam aus Wien eine gemeinsame Karte von Ernst Jandl und Reinhard Döhl, unterzeichnet auch von Friederike Mayröcker und Heidi Döhl; beide wollen mit uns schriftlich und eventuell persönlich Kontakt anknüpfen. […]

[…]

– aus Graz meldet sich Alfred Kolleritsch vom „Forum Stadtpark" und schreibt an Joska: „Sehr geehrter Herr, Doktor Jandl aus Wien hat mir Ihre Adresse gegeben. Mit derselben Post schicke ich Ihnen unsere Literaturzeitschrift *manuskripte*. Wir bemühen uns, einen

Überblick über die zeitgenössische konkrete Poesie zu geben und ersuchen Sie um Mitarbeit …“ –

[…]

– „ich freue mich, mit ihnen in kontakt zu kommen, und wünsche mir sehr, dass es möglich sein wird, dass wir uns spätestens im sommer treffen“, antwortet Jandl umgehend. „Ich bin natürlich sehr daran interessiert zu erfahren, was in der Tschechoslowakei an konkreter poesie produziert wird und welche autoren sich damit beschäftigen … von meinen arbeiten werde ich ihnen demnächst einiges schicken und es wird mich freuen, wenn sie etwas darunter finden, das sie in ihre sprache übersetzen wollen. Momentan ist



J. Hiršal (links) mit J. Kolář in dessen Atelier (1965)

konrad balder schäuffelen, ein sehr interessanter deutscher autor, der darüber hinaus auch ein äusserst sympathischer mensch ist, hier in Wien. ich glaube, er wird in den nächsten tagen nach prag weiterreisen und dann auch sie besuchen. er kennt den literaturbetrieb in deutschland, viele der interessanten autoren und jetzt auch die wiener verhältnisse und wird ihnen eine menge erzählen können …" – Wir können uns also auf den nächsten Besuch freuen –

[…]

In der Städtischen Volksbücherei wird am Sonntag Der Balkon *von Genet aufgeführt. Einleitende Worte von Zdeněk Hořínek.*

(*Lidová demokracie*, 23. 5.)

– *Wovon wir leben und woran wir sterben* hieß das Hörspiel von Herbert Eisenreich, das Joska Čermák für den Prager Rundfunk übersetzt hatte. Als der Autor Prag besuchte, stellte ihn uns Čermák vor. Mit dem sympathischen Wiener verbrachten wir einige Stunden im Café des Hotels Palace, wo er wohnte. Ein paar Tage später unternahmen wir einen gemeinsamen zweitägigen Ausflug nach Lipno in Südböhmen. Außer Eisenreich, seiner Frau und ihrem fünfjährigen Sohn war auch Elisabeth Stengel, die Redakteurin der Zeitschrift *Forum*, mit von der Partie. Am Freitag spät am Nachmittag kamen wir beim Staudamm an und stellten unsere Zelte auf. Noch lange bis in die Nacht hinein unterhielten wir uns über Literatur, dabei entpuppte sich Eisenreich als österreichischer Patriot. Er legte uns ans Herz, den Roman *Der Gaulschreck im Rosennetz* von Fritz Ritter von Herzmanovsky-Orlando zu übersetzen. – Herbert sagte uns jegliche Hilfe bei der Besorgung von Literatur seitens der Österreichischen Gesellschaft für Literatur zu, und da er offenbar über genügend Einfluß verfügt, auch eine Einladung des Österreichischen College für das Symposium in Alpbach in Tirol im Sommer. Am vorjährigen Vortragszyklus hatten Jiří Valja und Jirka Kolář teilgenommen. Dieser wurde aufgefordert, neue Teilnehmer für das heurige Jahr zu empfehlen. Von seinen Freunden wählte er Ladislav Novák, Arsén Pohribný, Zdeněk Sýkora und mich aus. Valja wandte sich an den Schriftstellerverband, und der wird sicher eine eigene Delegation aussenden –

[…]

– die Einladung nach Alpbach kam expreß. Der Präsident des Österreichischen College, Prof. Dr. Auer, lädt mich zum Europäischen Forum ein, wo in Anwesenheit bedeutender Fachleute und

Persönlichkeiten des Kultur- und Wirtschaftslebens aus der ganzen Welt Vorträge, Seminare und Diskussionen über die verschiedensten Bereiche abgehalten werden. Das Forum findet vom 21. August bis zum 8. September statt – ich reiche sofort bei der Auslandsabteilung des Schriftstellerverbandes einen Ausreiseantrag ein –

[…]

– Joska ist vom 21. 8. bis zum 8. 9. in Alpbach und fragt Jandl, ob sie sich nicht in Innsbruck oder Wien treffen könnten. – Dieser antwortet umgehend, daß er und Friederike Mayröcker zwischen dem 22. und 30. 8. in Alpbach sein werden. Außerdem merkt er an, daß in Innsbruck der Konkretist Heinz Gappmayr lebt, den sie gemeinsam besuchen könnten –

[…]

– Doktor Wolfgang Kraus von der Österreichischen Gesellschaft für Literatur schreibt: „… unser gemeinsamer Freund Herbert Eisenreich hat uns auf Sie aufmerksam gemacht, und es ist mir eine Freude, mit Ihnen Kontakt aufzunehmen. Wir erlauben uns, Ihnen regelmäßig und kostenlos die Literaturzeitschrift *Wort in der Zeit* zuzuschicken, aus der Sie Informationen über die österreichische Literatur und über das Wirken unserer Institution beziehen können. Sollten Sie für Ihre Arbeiten Bücher oder Materialien mit Österreich-Bezug benötigen, so schreiben Sie uns bitte. Sollten Sie die Möglichkeit haben, nach Wien zu kommen, so lassen Sie uns das bitte rechtzeitig wissen. In letzter Zeit hatten wir einige Gäste aus der Tschechoslowakei hier, František Langer, Dr. Nesvadba, Hana Bělohradská, Jan Grossman und Jaroslav Langer …“ –

[…]

– endlich haben wir Kolleritsch unseren Artikel *Über das zeitgenössische dichterische Experiment* nach Graz geschickt und merken an, daß er als theoretischer und sachlicher Überblick über die tschechische konkrete Poesie zu verstehen ist. Joska fügte hinzu, daß er zum Europäischen Forum nach Alpbach fährt und sich bei dieser Gelegenheit gerne mit Kolleritsch treffen würde. Kolleritsch teilt umgehend mit, daß er seinen Mitarbeiter Gunter Falk nach Alpbach schickt, da er selbst zu dieser Zeit in Jugoslawien ist. Der Artikel gefällt ihm, er wartet auf Leseproben –

– auch ein Brief an den Generalsäkretär des Schriftstellerverbandes, Jiří Šotola, half nichts. Die Auslandsabteilung erledigte meine Reiseformalitäten nicht, und zwar mit der Begründung, daß der

Verband eine eigene Delegation zum Europäischen Forum aussendet. Ich wandte mich also an meinen höchsten Chef, Ing. Grohman, und innerhalb von drei Tagen wurde nicht nur meine Reise nach Österreich genehmigt, sondern auch der Ausreisevermerk für einen vierwöchigen Aufenthalt in Jugoslawien. Die anderen von Kolář und Eisenreich Vorgeschlagenen (Čermák, Kafka, Hrabal, Pohribný, Novák und Sýkora) haben ihre Formalitäten über das Außenministerium erledigt. Die Tschechoslowakei wird also ziemlich stark vertreten sein –

[…]

– in einem Coupé im Zug Prag–Linz: Novák, Pohribný, Sýkora und ich. In Linz schafften wir es gerade noch, in den Zug nach Salzburg umzusteigen. Dort kamen wir am frühen Abend an. In der Dämmerung besichtigten wir das Geburtshaus von Amadeus und staunten über die Sauberkeit und ansichtskartenhafte Schönheit. Im Morgengrauen fuhren wir weiter nach Wörgl und Jenbach, wo der Zug außerplanmäßig auf Ersuchen des Österreichischen College hielt. Weiter ging's dann nach acht mit einem Sonderautobus über schwindelerregende Straßen zwischen Abgründen und Schluchten nach Alpbach. Eine Ansammlung von Intellektuellen aus der ganzen Welt hatte sich hier eingefunden. Das Alpennest war gut gerüstet. […]

– auf dem Alpbacher Dorfplatz stieg Ernst Jandl aus dem Autobus, der Wiener Mittelschulprofessor und experimentelle Dichter, dem Typ und Namen nach wahrscheinlich tschechischer Herkunft. Gemeinsam mit ihm kamen auch die Dichterin Friederike Mayröcker und der Innsbrucker Experimentaldichter Heinz Gappmayr an, dessen asketische *Zeichen* mir Kolář vor meiner Abfahrt im Slávia zeigte. Ladislav Novák und ich begrüßten die drei Ankömmlinge. – Nach einem kurzen Spaziergang durch Alpbach kehrten wir im Jakober auf einen Kaffee ein. Wir führten ihnen sowohl *JOB-BOJ* als auch Nováks Kreationen aus dem *Glaslaboratorium* und ein paar Collagen vor. Ihre Anerkennung und Bewunderung versetzten uns in Euphorie. Vorerst blieb es jedoch leider bei einer platonischen Euphorie, weil niemand von uns genug Geld für eine Flasche Obstler hatte. Also lauschten wir ihren Erzählungen über die Wiener Gruppe, die Schriftsteller und Dichter aus Graz, zu denen außer Kolleritsch, Handke und Barbara Frischmuth auch Gunter Falk gehört, der sich in der Zwischenzeit eingefunden hatte und eine Runde Obstler ausgab. Die zweite kratzten die Österreicher zusam-

men, die dritte wir. Der Nachmittag verging in so angenehmer Atmosphäre, daß Österreicher und Tschechen in dem Gefühl auseinandergingen, wir seien alle Bürger einer Monarchie, und viel fehlte nicht, da hätten wir nach unseren schroffen poetischen Experimenten die alte österreichische Hymne angestimmt –

Prag öffnet seine Arme für die treuesten Freunde. Ovationen am Flughafen in Ruzyně. Manifestationen am Altstädter Ring. Die Prager Werktätigen begrüßten den Ersten Sekretär des ZK der KPdSU, N. S. Chruschtschov, und die übrigen sowjetischen Gäste in ihrer Mitte.

(*Lidová demokracie,* 28. 8.)

– die Korrespondenz muß ich jetzt allein erledigen. Endlich habe ich die Texte von Havel, Kolář und Novák beisammen und schicke sie mit den unsrigen und einem Übersetzungsschlüssel nach Graz. Von jedem Autor schicke ich je drei Texte –

– im Auto von Gunter Falk machten Novák, Kafka, Sýkora und ich uns auf den Weg, um Gappmayr in Innsbruck und Jandl und Mayröcker auf Schloß Ambras zu besuchen, wo sie ihre Ferien verbringen. Die Gappmayrs bewirteten uns mit Kaffee, Schönberg, Berg und Webern. Heinz Gappmayr widmete Novák und mir ein Exemplar seines *Zeichens* und rühmte sich mit Erstausgaben von Franz Kafka und anderen Raritäten aus dem Verlag Kurt Wolff. Das Zimmer, in dem wir uns unterhielten, war spärlich, ja asketisch eingerichtet. Außer einem Malevitsch und einer Fotografie lauter leere, weiße Wände. Ein paar Möbelstücke aus dem Bauhaus und eine Schallplattensammlung. – Ernst und Fritzi erwarteten uns mit der Verwalterin der Sammlungen auf dem Hof in Ambras. […]

[…]

– kaum war ich in Graz aus dem Zug gestiegen, erblickte ich Alfred Kolleritsch und Gunter Falk. Wir fuhren mit dem Auto zu den Jánoskas. Dozent Dr. Georg Jánoska und seine Frau stammen eigentlich aus Ungarn, sind aber schon richtige Österreicher, beide tragen an der Universität in Graz Sprachwissenschaft vor und beschäftigen sich mit dem Werk von Ludwig Wittgenstein. Zwei Tage lang gewährten sie mir Gastfreundschaft mit allem Drum und Dran. Diesen Abend war auch die Schriftstellerin Barbara Frischmuth bei uns, die eben erst von einem Studienaufenthalt aus Jugoslawien zurückgekehrt war. Nach Gesprächen und Debatten über den Inhalt der Zeitschrift *Forum,* über die Beziehung



J. Hiršal im Jahr 1964 bei Heinz Gappmayr in Innsbruck
(von links: L. Novák, E. Jandl, J. Hiršal, V. Kafka,
G. Falk, F. Mayröcker; stehend: H. Gappmayr)

J. Hiršal (links) mit G. Rühm beim
„Poesie-Kolloquium“ in Innsbruck (1968)



zwischen Sprachwissenschaft und Lyrik und die lettristischen Tendenzen in der bildenden Kunst brach eine schier barbarische Fröhlichkeit aus, begleitet von Gesang in vier Sprachen, Deutsch, Tschechisch, Ungarisch und Slowakisch. – Dann fuhr ich über Wiener Neustadt nach Wien. Vom Bahnhof wurde ich von Fritzi und Ernst abgeholt. Sie brachten mich mit dem Taxi zum Fleischmarkt 5, wo in der Wohnung von Elisabeth Stengel meine vorübergehende Unterkunft war. Am Morgen zeigte mir Jandl Wien: Kaisergruft, Schatzkammer, Albertina, Museum des XX. Jahrhunderts, dann tranken wir mit Friedrich Achleitner Kaffee im Café Hawelka, seinerzeit angeblich der tägliche Treffpunkt der Wiener Gruppe. Gegen Abend brach die letzte österreichische Lustbarkeit beim Heurigen an. Nach zehn am Abend lud Doris uns alle – wir waren etwa zwölf – zu sich in ihre Villa in der Springsiedelgasse 17 ein. Ich konnte nicht widerstehen und spielte auf dem Klavier und sang, was mir gerade einfiel. – Dann brachte mich Georg Madeja zum Fleischmarkt. Es hieß, Koffer packen. Am Franz-Josefs-Bahnhof begann eine lange, verwunschene und verschlafene Reise nach Prag –

[…]

– Joska brachte zwei Bücher von Jandl mit. Originell sind auch die *Zeichen* von Heinz Gappmayr aus dem Jahre 1962, asketisch, einfach und voll mit Andeutungen. Nie im Leben werde ich alles lesen können, was ich gerne möchte –

– eine Karte von Jandl brachte uns die traurige Nachricht, daß Konrad Bayer, Mitglied der Wiener Gruppe, Selbstmord begangen hat –

[…]

– Joska bittet um neue Texte von Jandl und Mayröcker, von denen wir etwas zusammen mit Texten von Rühm, Achleitner, Kolleritsch und Falk in der *Weltliteratur* veröffentlichen möchten. Joska lädt die beiden Wiener auch nach Prag ein. – Außer den *manuskripten* bringt auch die deutsche Zeitschrift *Nesyo* Informationen über die neue tschechische Poesie; Herausgeber ist Jürgen Willing, der gerne mit uns in Verbindung treten würde –

– Gappmayr dankt für die Exemplare der *Buchkultur*. Wie alle anderen lobt er sie, in ganz Österreich fände sich keine Zeitschrift mit einem solchen Niveau. Joska und Franta fühlen sich natürlich geschmeichelt. Aber ich bin mir nicht so sicher, ob auch die Obrig-

keit so zufrieden ist … Es würde mich gar nicht wundern, wenn man der Zeitschrift bald einmal den Hahn abdreht –

Lyndon B. Johnson wurde mit großer Mehrheit zum 37. Präsidenten der Vereinigten Staaten gewählt. Robert Kennedy wurde zum Senator gewählt.
(*Lidová demokracie,* 5. 11.)

[…]

– am zwölften rief mich Gerald Bisinger an, er sei in Prag, ob wir uns treffen könnten. Wo sonst als im Filmklub? Ein unauffälliger Mann mit Stummelpfeife, der als Freiberufler in Berlin lebt und für verschiedene Redaktionen tätig ist. Am nächsten Tag nahm ich ihn in die Redaktion von *Tvář* mit, wo man ganz formlos über eine Zusammenarbeit übereinkam –

Antonín Novotný wieder zum Präsidenten der Republik gewählt.
(*Lidová demokracie,* 13. 11.)

[…]

– „lieber Josef", schreibt Jandl, „heute schicke ich dir 20 Manuskripte von mir aus dem Sammelband *Laut und Luise,* für die ich noch immer keinen Verleger gefunden habe" –

[…]

1965

[…]

– der letzte Brief von Gappmayr an Joska endet wie folgt: „Es tut mir sehr leid, daß ich kein Tschechisch kann. Eure Sprache scheint mir aufgrund ihres Reichtums an Selbstlauten für die konkrete Poesie besonders geeignet. Trotzdem ist es für mich anregend, Deine Morgenstern-Übersetzung zu ‚lesen'. Das Lesen verläuft natürlich anders. Hie und da ahnt man die Bedeutung; vor allem aber wird man sich der Qualität der Zeichen bewußt. Dieses bloße ‚Erahnen' des Sinns ist – objektiv gesehen – eine gewisse ontologische Form, und zwar das Noch-Nicht von Etwas. – Was ist das doch für ein Wunder, daß wir fähig sind, aus ein paar Strichen einen Sinn zu erkennen, dies kommt uns bei der völligen Beherrschung einer Sprache gar nicht mehr zu Bewußtsein." –

[…]

– die Texte von Friederike Mayröcker, die Bense in der Reihe *Rot* herausgab, stellen für uns eine Entdeckung dar. Joska informiert Jandl über unsere Pläne mit der Anthologie und Benses

Theorie der Texte und schickt ihm seine *Privatgalerie.* Jandl antwortet sofort, daß er von unseren Aktivitäten begeistert sei, seinen Stellenwert in der österreichischen Kulturszene beurteilt er sehr skeptisch. Im Mai tritt er ein Stipendium des Unterrichtsministeriums in England und Schottland an und möchte in den Ferien mit Fritzi nach Prag kommen –

Südvietnam: in weiten Teilen schwere Kämpfe.

(*Rudé právo,* 26. 2.)

[…]

– für die *Privatgalerie,* die ich Gappmayr nach Innsbruck geschickt hatte, bedankte er sich in einem langen Brief. Die letzten Nummern der *Buchkultur* bewertete er mit „ausgezeichnet": „Es ist überraschend, wie sehr Euer Publikum die moderne Kunst mag. Glaub mir, bei uns in Österreich wäre eine solche Zeitschrift undenkbar. Mit Ausnahme der *manuskripte* gibt es bei uns nur zweit- und drittklassige Publikationen, die am ehesten von Lehrern ‚konsumiert' werden. Über diese Misere könnte ich noch ausführlicher schreiben. Vor allem ist es die intellektuelle Mittelmäßigkeit der Pädagogen, die das kulturelle Leben so negativ beeinflußt. Die ständige Selbsterniedrigung auf das Niveau von Kindern oder Jugendlichen läßt einen Infantilismus entstehen, der dann Ausdruck in jener Durchschnittlichkeit findet, die viel unerträglicher ist als die Naivität einfacher Leute. Etwas von dieser Verdrossenheit angesichts der österreichischen Verhältnisse fand sich schon bei Wittgenstein und Musil …" –

[…]

– Ende März informierte Joska Jandl, daß er auf Einladung Enzensbergers nach Norwegen fährt. Ich fügte eine Anmerkung über meinen Vortrag über die akustische Poesie hinzu und fragte Jandl, ob er nicht selbst oder jemand anderer in Österreich sich damit befaßt, da ich gerne zusätzliche Vorträge halten möchte. Bald darauf kam ein langer Brief von Jandl. Die Einladung von Enzensberger hatte ihn offenbar beeindruckt: „ich bin enzensberger einmal in Wien begegnet, und er weiss um meine existenz, obwohl sie ihn weniger beeindrucken dürfte als mich seine, und das vielleicht mit einigem recht. jedenfalls grüsse ihn, bitte, von mir als von einem, der seine publizistische und dichterische arbeit sehr schätzt, und der sich trotz aller ‚experimente' bemüht, nicht bloss strickmuster herzustellen …" – Mir versprach er, ein Band mit Texten zu schik-

ken, die er selbst aufgenommen hat, und ließ mich die Adresse eines Dichters wissen, der sich mit phonischer Poesie auseinandersetzt: Gerhard Rühm. Für Ernst und Fritzi ist der Weg nach Alpbach nun völlig verschlossen, da sie eine unüberwindbare Grenze von den Intellektuellenkreisen trennt, die über Alpbach zu entscheiden haben – überhaupt beklagt er seine Isolation. – Im April schickte er das versprochene Band: es ist witzig und amüsant und wurde auf Jandls unnachahmliche Art und Weise besprochen –

[…]

– noch im April erreichte uns ein Brief von Gappmayr, der auf eine Erzählung mit dem Titel *Amras* von Thomas Bernhard hinweist, in dem der Turm, in dem Fritzi und Ernst im Sommer wohnten, eine wichtige Rolle spielt. Die Erzählung sei sehr düster. Die Atmosphäre der Stadt, der Landschaft und des Bergs wohl das Symbol für die innere Bedrohung des Menschen. „Wer in diesem Lande lebt, weiß, wie genau diese Schilderung ist", so Gappmayr. Dann informierte er uns über eine Ausstellung moderner Malerei im Museum of Modern Art in New York mit dem Titel *The Responsive Eye*. Joska schrieb ihm, daß er heuer nicht nach Alpbach reist, und es am besten wäre, wenn Gappmayr mit seiner Familie nach Prag käme, damit wir hier seinen Beitrag für die geplante Anthologie und den Band mit den theoretischen Arbeiten besprechen können –

[…]

– Jandl und Fritzi kommen am 9. August für ca. 5 Tage nach Prag; er bittet uns, ein Zweibettzimmer zu bestellen. „Es sollte möglichst billig sein, da wir beide zur Zeit wenig Geld haben. Seit September 1964 bin ich freischaffender Künstler, und seitdem habe ich fast nichts verdient." Wir besorgen ihnen eine kostenlose Bleibe –

[…]

– meine teuren Freunde aus Alpbach und Wien, Ernst und Fritzi, suchten sich nicht gerade das beste Wetter für ihren Prag-Besuch aus. Die ganze Zeit vom 9. bis zum 12. August regnete es in Strömen. Und das Zimmer im Hotel Kriváň, das wir ihnen im letzten Augenblick besorgt hatten, war auch nicht gerade gemütlich. Aber das hat unserer Freundschaft keinen Abbruch getan. Für beide war es der erste Besuch in Prag, und wir machten einen Stadtrundgang mit ihnen. Die Prager Kaffeehäuser hatten für sie noch das Flair der K. u. k.-Monarchie. Joska Čermák führte sie zu den Wohnstätten

Kafkas und zum Grab des Dichters. Und wie hätten wir die Ateliers von Malich und Medek übergehen können! Ernst war beim Anblick von Medeks Bildern hingerissen. […]

– ich [B. G.] sehe die beiden zum ersten Mal. Der bebrillte, stämmige Jandl wirkt wie ein pedantischer und strenger Professor. Es verging aber kaum eine halbe Stunde, und er explodierte wie ein unberechenbarer Geysir mit Witz, grotesken Einfällen und irrationalem Humor, und nach einer weiteren halben Stunde drückten seine Augen und sein lautes Lachen wiederum Sensibilität, Verletzbarkeit und Wachsamkeit aus. Mayröcker – nun, wie soll ich sie beschreiben? Ich verwende ihre eigenen Worte: „Frau; schwarz; schwarz-knochig; rübenwärts, erdwärts; traurig; Bleitod Phänomen der Romantik!“ Ich ließ sie nicht aus den Augen, ich fürchtete, die Zugluft, vor der sie solche Angst hatte, könnte sie wegblasen; beim Abschied begann sie, leise zu weinen; graziös, zurückhaltend, ganz in Schwarz und bis ins Unerträgliche empfindsam; scheue Sehnsucht nach blühenden Kirschbäumen im ausgebleichten, von Motten zerfressenen Plüsch des alten Cafés Wilson beim Hauptbahnhof, bei einer Schale unappetitlichem Kaffee mit Satz, der zwischen den Zähnen knirschte; im kalten Gestank des Cafés die Vision von blühenden Kirschbaumzweigen; im Regenwetter, in der grauen Brühe, im frostigen Hundewetter Worte über Kirschenknospen; Tränen unter dem klassischen Pony. – Ich wünschte, ich hätte sie an der Hand nehmen und retten können. Aber sie ist stärker als wir alle miteinander, dessen bin ich mir sicher –

– nach ihrer Heimkehr schickt mir Fritzi ihre neuesten Texte, Ernst will bei Dr. Kraus von der Österreichischen Gesellschaft für Literatur eine offizielle Einladung für uns beide erwirken. Zu schön, um wahr zu sein! –

[…]

– der dreitägige Ausflug nach Österreich, der vom Kulturministerium bzw. von der Tschechoslowakischen Buchzentrale veranstaltet wurde, diente mir nur zu einem Zweck: mich mit meinen Freunden zu treffen. In Wien mit Jandl und Mayröcker, in Graz mit den Kolleritschs, Jánoskas und mit Gunter Falk. In Wien holten mich Fritzi und Ernst vom Hotel ab, und wir gingen in die beengte Junggesellenwohnung von Ernst in der Unteren Augartenstraße. Dort hatten sie für mich eine Überraschung parat: Fritzi hatte den Dichter Gerhard Rühm eingeladen. Etwas größer als ich, gewellte,

dunkle, nach hinten gekämmte Haare, funkelnde Augen, ein nicht versiegendes Lächeln und nachlässige Eleganz. Ein faszinierender Erzähler, egal, welches Thema er anpackt: die Anfänge der Wiener Gruppe, H. C. Artmann, die Technologie der neuen Texte, die böhmische Herkunft seiner Großmutter, die Vrba hieß, der Skandal, den er vor Jahren mit Artmann im Cáfe Hawelka auslöste, und viele andere Begebenheiten. Alles würzt er mit einem Anflug von Humor und Ironie. Ein großartiger Abend und dann eine herrliche Fahrt durchs nächtliche Wien –

[…]

1966

[…]

– eine fabelhafte Nachricht von Fritzi: im Herbst erscheinen ihre Gedichte im Hamburger Rowohlt-Verlag und nächstes Jahr ihre Prosa –

[…]

– Kolleritsch und seine Frau bereuten ihren Osterbesuch in Prag nicht. Sie genossen die Sehenswürdigkeiten, den Hradschin, Kafkas Prag, die Laterna magika, die Besuche bei Kolář, Malich, Medek und die Ausstellungen, Kaffeehäuser und Weinstuben. Alfred nahm neue Materialien für die *manuskripte* und einige Collagen von Kolář mit nach Hause –

[…]

Das ZK der KPTsch wählte Genossen Antonín Novotný zum Ersten Sekretär.

(*Rudé právo,* 5. 6.)

– ich schreibe an Jandl: „Die neue österreichische Poesie erscheint etwa Anfang August in der *Weltliteratur* Nr. 4. Damit hat es viele Schwierigkeiten gegeben: der Redaktion schienen die Texte zu ‚experimentell'. Man wollte nichts riskieren und hat Änderungen vorgenommen. Gappmayr wurde weggelassen, und statt Deinen beiden großen Texten wurden *Nasal* und *Wanderung* aufgenommen. Wir haben uns mit Händen und Füßen dagegen gewehrt – vergeblich. Ansonsten wäre die ganze Sache ins Wasser gefallen, und das wollten wir auf gar keinen Fall. Dafür entschloß man sich, eine größere Auswahl von Texten von Fritzi zu bringen, sobald ihr Buch bei Rowohlt erscheint …" –

[…]

– im Schweizer Verlag Walter ist der Band *Laut* und *Luise* von Ernst Jandl erschienen. Er schickt ihn uns mit der Anmerkung, daß der Verlag Mladá fronta, der an Mayröcker Interesse hat, auch eine Auswahl seiner Lyrik herausgeben könnte. Er würde selbst die Auswahl und die Zusammenstellung des Bandes übernehmen. Ansonsten freuen sich beide über die Veröffentlichung in der *Weltliteratur*. Sie möchten groß hinaus. Mladá fronta ist von Mayröcker eigentlich nicht gerade begeistert, sie ist zu extravagant. Das wird eine harte Nuß, sie durchzusetzen! Und als Draufgabe einen zweiten Autor aus Österreich, der noch extravaganter ist? Das kann ja heiter werden –

[…]

Die Bürger erwarten eine zügige Erledigung ihrer Reiseformalitäten.
(*Rudé právo,* 12. 10.)

– mit Fritzi Mayröcker beginnt eine unkonventionelle, ja man kann sogar sagen intime Korrespondenz. Sie vertraut mir ihre Sehnsucht „nach der Zukunft und nach dem Alter" an: „lange und ohne Schmerzen zu leben". Sie wird nämlich ständig von neuralgischen Kopfschmerzen gequält, die ihr die Arbeit erschweren. Trotzdem ist sie vom Schreiben besessen. Nach dem ersten Erfolg ihrer Gedichte bei Rowohlt will der Verlag nächstes Jahr einen Prosaband von ihr herausgeben. Auf meine Klagen darüber, daß ich in Arbeit ersticke, schreibt sie: „Das Du so überlastet bist, ist bedauerns- oder vielleicht begrüßenswert, ich weiß nicht. Oft aber fühlt man gerade in solchen Zeiten, wie prachtvoll das Leben und die Fähigkeit zu arbeiten ist." – Und zum Schluß schildert sie mir ihre schmerzlichen Prag-Erinnerungen: „Prag hatte ich mir ganz anders vorgestellt. Was mir in Wirklichkeit davon blieb, ist zum Weinen. Hauptsache aber ist, daß man auch dort literarisch ungestört arbeiten kann …" Teure Fritzi, wenn du doch wüßtest, daß unsere Möglichkeit, „literarisch ungestört zu arbeiten", an einem seidenen Faden hängt –

[…]

– Ende Oktober hatten wir in den vom Verlag Tschechoslowakischer Schriftsteller zugesagten Vertrag für *JOB-BOJ* in der Tasche. Ein Wunder, daß das Buch überhaupt noch erscheint. Wir haben es ausschließlich zum eigenen Vergnügen gemacht, es gibt darin nichts, was wegzulassen oder hinzuzufügen man uns zwingen könnte –

[…]

1967

[…]

– Joska erhielt eine Einladung zum heurigen 23. Europäischen Forum in Alpbach. Er will unbedingt hinfahren. Der verhärmte Herausgeber der *manuskripte*, Alfred Kolleritsch, ist verzweifelt, weil ihm die steirischen Behörden auf den Pelz rücken, die Zeitschrift als „entartet und pornografisch" bezeichnen und ihm die Subvention streichen wollen. Er bittet – wirklich ein SOS – Joska möge ihm einen Brief schreiben, in dem er die *manuskripte* lobt und ihre Bedeutung hervorhebt. Joska bat außerdem auch noch Vladimír Kafka, etwas Ähnliches auf dem Briefpapier von Mladá fronta aufzusetzen, damit sich für Alfred die Lage wieder zum besseren wendet –

Max Frisch in Prag

(*Literární noviny* Nr. 12, 25. 3.)

[…]

Mao Tse-tung über Fehler in der Kulturrevolution. Sowjetischer Journalist aus China ausgewiesen.

(*Rudé právo,* 7. 5.)

– Fritzi und Ernst scheint der Durchbruch gelungen zu sein. Fritzi schildert ihren erfolgreichen Aufenthalt in Berlin und den Wiener Abend in Hamburg, bei dem jeder seine Gedichte las. Besonders aufbauend waren die Jugendkulturwochen in Innsbruck, wo es außer Lyrik-Abenden und experimentellen Filmen auch Ausstellungen zu sehen gab. Ernst schreibt für den Westdeutschen Rundfunk, und bis zum Herbst soll er seinen nächsten Band für den Walter-Verlag zusammenstellen, der zu Luchterhand übergegangen ist. Fritzis Prosaband erscheint nächstes Jahr bei Rowohlt. Also haben es die beiden doch noch geschafft –

[…]

– nach zweijähriger Pause bekam ich wieder eine Einladung vom Österreichischen College zum heurigen Forum Alpbach. Das Thema des Seminars von Professor Max Imdahl und Professor W. Wild ist vielversprechend: *Probleme einer rationalen Ästhetik.* […]

[…]

– die 24 Stunden, die mir für Wien blieben, vergingen wie im Flug. Treffen mit Ernst und Fritzi im Café Hawelka und am Abend in der Wohnung von Elisabeth Stengel ein Zusammentreffen mit alten Bekannten, dem Filmemacher Georg Madeja und dem Schriftsteller und Hispanisten Fleischer. Es brach gerade der Tag

an, als ich vollbepackt mit Koffer, Büchern, Zeitschriften und unzähligen Nachrichten und Grüßen am alten Franz-Josefs-Bahnhof den Schnellzug nach Prag bestieg –

Ilja Ehrenburg tot.

(*Rudé právo,* 2. 9.)

[…]

Vor der Picasso-Ausstellung. Am Freitag wird im Prager Mánes-Saal eine der bemerkenswertesten Ausstellungen der letzten Zeit eröffnet. Pablo Picassos Werke aus den letzten vierzig Jahren werden gezeigt.

(*Rudé právo,* 19. 11.)

– die *Protokolle* von Václav Havel, die voriges Jahr bei Mladá fronta erschienen, und die beiden Stücke *Das Gartenfest* und *Die Benachrichtigung* sowie die *Antikoden,* die engagierte konkrete Poesie enthalten, haben nicht nur in der Tschechoslowakei, sondern auch im Ausland Erfolg. Jetzt erscheinen sie in deutscher Übersetzung bei Rowohlt –

[…]

– Artmann hat uns in seinen Bann gezogen. Ursprünglich fesselte er uns eher als Vertreter der literarischen Moderne und nicht so sehr als Dichterpersönlichkeit. Wir orientierten uns nahezu ausschließlich an seinen Dialekt-Gedichten, Laut-Gedichten, Inventionalismen und Texten, die auf rationelle Art und Weise entstehen. Daß sie eigentlich in der Minderzahl sind, begriffen wir erst nach eingehendem Studium seines Gesamtwerks. Überrascht stellten wir fest, daß Artmann eigentlich ein aufgeklärter, geradezu genialer Graphomane ist, ein authentischer Weltenbummler und ein naturbegabter Polyglotter. Die Poetik Artmanns entspringt wahrscheinlich der Wiener Gruppe, die vor allem den offenen und inspiratorischen Charakter seiner Arbeiten bestimmte. Was von ihm stammt, sind seine persönlichen Ergüsse, gewürzt mit Volksliedern, Ritterroman und Schundliteratur, verfeinert mit verspäteten Ausdrucksformen des Surrealismus und Dadaismus, bereichert durch lebendige und herzhafte Erfindungsgabe und gestützt auf die Arbeit mit der Sprache, die eine breite Palette seiner dichterischen Ausdrucksfähigkeiten ergibt, konsequent in seiner Inkonsequenz und modern in seiner Annahme der Vielförmigkeit und Vielschichtigkeit der Welt. Da die *Weltliteratur* die Veröffentlichung seiner Arbeiten in Erwägung zieht, haben wir mit der Übersetzung begonnen –

[…]

1968

[…]

– die Seele, besser gesagt, das Herz des Symposiums war mein seinerzeitiger Zimmergenosse in Alpbach, Peter Weiermair, die Veranstalter waren das Österreichische College, die Universität Innsbruck und der Kulturring Tirol. Noch vor Eröffnung dieses Poesie-Kolloquiums brachte die *Tiroler Tageszeitung* einen langen Artikel mit dem Titel *Innsbruck – Nicht nur Sport* über das geplante Symposium. Nach meiner Ankunft zeigte man mir die Sehenswürdigkeiten. Am Abend kam der Höhepunkt, ich traf die anderen geladenen Gäste, Gerhard Rühm, Pierre Garnier, S. J. Schmidt, Gerald Bisinger und viele andere. Am nächsten Tag trug Gerhard Rühm sein Referat *Zum Thema des Lyrikers* vor. Dabei schilderte er die neuen Prinzipien und Verfahren der konkreten Poesie und führte auch sein eigenes Schaffen und das seiner Dichterfreunde vor. Danach kam Dozent S. J. Schmidt von der Uni Karlsruhe mit dem umfangreichen Beitrag *Möglichkeiten und Grenzen der Bedeutungskonstitution der sog. modernen Poesie* an die Reihe. Am Nachmittag las Peter Weiermair für den abwesenden Schweizer Eugen Gomringer, den Urheber des Terminus „konkrete Poesie", das Referat *Konkrete Poesie als übernationale Sprache* vor. Unser Freund Pierre Garnier sprach mit unorthodoxer Offenheit. Sein Referat *Die Probleme der heutigen französischen Lyrik* enthielt die Charakteristik der vielen verschiedenen Spielarten der französischen Poesie seit Beginn des Jahrhunderts. Einen Teil seines Vortrags widmete er auch der phonischen und auditiven Poesie. Nach Garnier trat ich vors Mikro und analysierte einige konkrete Werkauszüge von uns. Großen Erfolg beim Publikum hatte der Text – *Variation auf einen Satz von Josef Stalin – „Der Friede wird erhalten und gefestigt, wenn das Volk die Sache des Friedens in die Hand nimmt und ihn bis zum Ende verteidigt"*. Bei der abendlichen Lesung von Texten von Gomringer, Rühm, Garnier und mir war der Saal voll. „Für viele aus dem Publikum war es überraschend, daß die experimentellen Autoren unter Beibehaltung von Humor und Aussagekraft gegen die Bagatellisierung der Sprache und deren Sinnentleerung kämpfen", schrieb der *Volksbote*. […] – Nach der Verabschiedung fuhr ich mit dem Zug nach Wien. Vier Stunden verbrachte ich in der Gesellschaft von Gerhard Rühm, die durch seine spannenden Erzählungen wie im Flug vergingen. Seine Laune konnte sich blitzartig ändern, von Fröhlichkeit und Übermut in Melancholie und Traurigkeit, vor allem als er über die Tragödie eines seiner engsten Freunde, Konrad Bayer, sprach. – Das

Treffen mit Mayröcker und Jandl im Hawelka war nicht mehr so angenehm. Fritzi war herzlich und gesprächig. Ernst dafür einsilbig und mürrisch. Warum? Erst im Zug nach Prag konnte ich das Rätsel lösen. Ich hatte begeistert vom Innsbrucker Kolloquium und all den Dichter-Freunden erzählt, und Ernst war nicht eingeladen worden. Trotzdem war die Verabschiedung herzlich –

[…]

– nach unserer Rückkehr aus München [25. 4.] eine erfreuliche Nachricht: ein Vertrag vom Nordböhmischen Verlag über die Übersetzung von 1.500 bis 2.000 Versen von Fritzi Mayröcker mit einer Auflage von 1.000 bis 1.500 Stück. Die Auswahl erfolgt in erster Linie aus ihrem neuesten Band *Tod durch Musen*, diesmal möchte ich die Übersetzung allein versuchen. Wahrlich eine Herausforderung, denn leicht sind die Gedichte nicht. – Das muß ich gleich der Fritzi schreiben, aber auch Jandl haben wir nicht vergessen: im Pilsner Rundfunk werden Gedichte von ihm in unserer Übersetzung ausgestrahlt. – Fritzi ist begeistert, es ist ihr erster Band im Ausland. Die pädagogischen Pflichten machen den beiden zur Zeit schwer zu schaffen, sie haben in der Schule schriftliche Matura –

25. 4. Die Rehabilitationskommission der Philosophischen Fakultät der Karlsuniversität hat folgende Professoren rehabilitiert: J. B. Čapek, V. Černý, J. Dvořák, J. Král, K. Krejčí, O. Vočadlo, J. Patočka, L. Černý und S. Segert.

[…]

– Vašek Daněk erhielt für die Sendereihe *Panorama ausländischer Lyrik* von uns eine Sendung mit dem Titel *Die Wiener Avantgarde*. H. C. Artmann, G. Rühm, F. Achleitner, K. Bayer und O. Wiener werden darin den tschechoslowakischen Hörern zum ersten Mal vorgestellt –

– beide sind wir stolze Besitzer einer Einladung zum heurigen Forum Alpbach, das vom 17. August bis zum 9. September stattfin det, zusammen mit dem Angebot eines Stipendiums vom Österreichischen College –

[…]

– die Wochenzeitschrift *Literární listy* mit einer Auflage von 300.000 Stück bringt auf der ersten Seite das Manifest *Zweitausend Worte*, „die den Arbeitern, Landwirten, Beamten, Wissenschaftern, Künstlern und allen anderen gehören". Verfaßt von Ludvík Vaculík, dem mährischen Robin Hood –

– das Manifest wurde zunächst von siebzig Bürgern aus den verschiedensten Sparten unterzeichnet. Bekannte und unbekannte Namen. Das Manifest wird auch von den Massenmedien verbreitet, und die Unterzeichner werden immer mehr. Das Echo der *Zweitausend Worte* bei den Partei- und Regierungsleuten ist höchst unterschiedlich. Josef Smrkovský beispielsweise meint, dieses Manifest sei ein nicht wieder gutzumachender Fehler –

[…]

– gleich Anfang Juli fährt Míša, meine ältere Tochter, mit einer Studienkollegin nach Wien, um ihr Deutsch aufzupolieren. Das Visum bekamen sie vorerst für einen Monat, sie haben auch eine Wohnung in der Semperstraße und sogar Arbeit bei einer Versandfirma gefunden. Wenn ihnen die Botschaft das Visum verlängert, hängen wir nach Alpbach noch einen Besuch in Wien an und unternehmen zusammen ein paar Ausflüge –

[…]

In Bratislava fand am 2. 8. eine Sitzung der Repräsentanten der kommunistischen Parteien der Tschechoslowakei, der Sowjetunion, der DDR, Polens, Ungarns und Bulgariens statt. In der Erklärung wird u. a. erwähnt, daß die Unterstützung, der Schutz und die Festigung der sozialistischen Errungenschaften „eine gemeinsame internationale Verpflichtung aller sozialistischen Länder ist."

– noch vierzehn Tage bis Alpbach. Unter den Teilnehmern befinden sich auch Leute von der Zeitschrift *Tvář*, Bohumil Doležal, Věra Linhartová, dann der Philosoph Ivan Sviták und viele andere. Wir freuen uns schon auf Sibi Schmidt und Pavel Tigrid. Zu den angenehmen Seiten dieses wahrhaft revolutionären Jahres gehören zweifelsohne auch die Reisemöglichkeiten. Alpbach ist auch im Slávia Gesprächsthema. – Die sich zuspitzende Lage zwischen uns und den Bruderstaaten, vor allem aber dem großen Bruder, läßt uns alle den Atem anhalten. Trotz lästiger und störender Zweifel bleiben wir optimistisch. Kolář verbietet sich ausdrücklich alle defätistischen Reden; unlängst herrschte er Fremund an, als dieser die Schreckensnachricht verbreitete, ein Teil der sowjetischen Armee sei in der Slowakei stationiert worden. Bei der allgemeinen Stimmung, die im Volk herrscht, ist ein Einschreiten der Staaten des Warschauer Paktes wirklich kaum vorstellbar –

[…]

– am 15. August traf eine rumänische Staats- und Parteidelegation mit N. Ceausescu an der Spitze zu einem dreitägigen Besuch in Prag ein, bei dem ein neuer Bündnisvertrag unterzeichnet wurde. Ceausescu erklärte unter anderem: „Ich habe volles Vertrauen in das tschechoslowakische Volk; seine kommunistische Partei … ist fähig, den Erneuerungsprozeß ohne Erschütterungen des Sozialismus zu leiten." Die Leute begrüßten ihn mit Jubeltransparenten. Wenn wir uns auch keine Illusionen machen, daß uns Tito und Ceausescu unter die Arme greifen könnten, so ist uns doch warm ums Herz, wenn wir sehen, daß wir nicht ganz allein dastehen. – Beide packen wir, morgen geht's ab nach Alpbach. Jeder von uns nimmt seine Sorgen mit: Joska sorgt sich um Kristina, die am einundzwanzigsten nach London fliegt, ich um meine



B. Grögerová mit J. Hiršal (Mitte) und S. J. Schmidt beim Europäischen Forum Alpbach (1968)

jüngere Tochter Bohunka, die allein in Prag zurückbleibt; beiden gemeinsam ist uns die Sorge, wie es wohl mit uns allen weitergehen wird –

– diesmal war es S. J. Schmidt, der unsere Einladung zum Forum Alpbach arrangiert hatte. Im Coupé haben wir zwei angenehme Reisebegleiter: Bohumil Doležal und Věra Linhartová. Auf der Fahrt debattieren wir, was wohl Bil'aks Dementi zu bedeuten habe, er hätte bei den verschiedenen Verhandlungen die Standpunkte Alexander Dubčeks nicht torpediert. – Dann ging's über Linz nach Salzburg, wo wir spät am Abend ankamen. Die Abenddämmerung in der Mozart-Stadt war bezaubernd, ebenso das Panorama mit der Festung Hohensalzburg und dem Mönchsberg im Hintergrund. In



H. C. Artmann in Prag (1969)

der Getreidegasse sahen wir uns das Mozart-Geburtshaus an und ließen uns dann auf einer Parkbank nieder. Noch vor Morgengrauen ging unser Schnellzug nach Tirol, in Jenbach stiegen wir verschlafen aus. Nach einer Stunde holte uns ein Autobus ab. Angesichts der steilen Schluchten und engen Serpentinen war es besser, die Augen zu schließen. In Alpbach erwarteten uns Sibi, seine Frau Monika und Professor Moser aus Karlsruhe –

– Alpbach hat eine Bilderbuchkulisse, alles ist sauber und ordentlich. – Angeblich hat sich Dubček inoffiziell in Komárno mit János Kádár getroffen, und der hat ihn gewarnt. Aber wovor? – Wir sind hundemüde und gehen früh schlafen –

– der nächste Vormittag begann mit Platzmusik, und der Präsident des Österreichischen Colleges, Dr. Prónay, begrüßte die Ehrengäste und die 750 Teilnehmer aus 25 Ländern. Nach dem Mittagessen versammelten wir Tschechen uns vor dem Radio und erfuhren, daß Breschnjev, Kádár, Ulbricht, Gomulka und Schivkov zu Geheimberatungen zusammengetroffen waren. Das will uns nicht im mindesten gefallen. – Am Nachmittag tragen wir uns für die Arbeitsgruppen ein, die uns am meisten interessieren: *Ideologie und ihre Kritik; Recht und Gerechtigkeit; Das Problem der Macht; Menschenrechte; Verweltlichte und christliche Moral; Opposition kontra Establishment* –

– nach dem gestrigen Konzert am Abend, bei dem wir uns wieder beruhigt hatten, schon wieder eine aufregende Nachricht: das in aller Eile einberufene ZK der KPdSU in Moskau erörtert die Lage in der ČSSR. Trotzdem nahmen wir an der Plenarveranstaltung *Macht, Recht und Moral im Rechtsstaat* teil. Am Abend des 20. August schwänzten wir das Programm und saßen in der Hotelhalle. Thema Nr. 1 war natürlich Politik, zumal sich unter uns zwei prominente Vertreter des tschechischen Exils befanden. Julius Firt, ehemaliger Direktor des Verlages Borový und später Direktor des Senders Freies Europa, und Pavel Tigrid, der Redakteur der Exilzeitschrift *Svědectví*. Die *Kronenzeitung* macht die Runde. – „Schaut euch diese Österreicher an, wie sie gleich Panik verbreiten! Sie behaupten, daß in der Slowakei Manöver des Warschauer Paktes abgehalten, Armeen entlang der tschechoslowakischen Grenze konzentriert würden und das sowjetische Politbüro tagt." Wir aus Prag waren voller Befürchtungen, während die Emigranten vor Optimismus übergingen. – „Was ist, wenn sie uns besetzen?" Tigrid

hatte sofort eine Antwort parat: „Du bist verrückt. Das wäre das Ende!“ – „Was hat dann die Tagung des Politbüros zu bedeuten?“ – „Wahrscheinlich, daß Breschnjev abberufen wird.“ Die Zeit verging wie im Flug, und der Wein floß in Strömen. Erst in den Morgenstunden des 21. August kamen wir endlich ins Bett –

– in der Früh kommt uns ein junger tschechischer Teilnehmer entgegengerannt. „Wißt ihr es schon?“ – „Was?“ – „Die Sowjets haben uns besetzt, und Novotný ist wieder Präsident!“ – „Nein!“ – „Ja!“ – Bohunka schreit: „Das darf doch nicht wahr sein!“ – Wir laufen zu Koni Moser in sein Geschäft, um die Radionachrichten zu hören. Die Leute hocken, knien und stehen um den Radioapparat herum. Eine tschechische Stimme: „Kurz nach Mitternacht des 20. August begannen die Armeen der fünf Staaten des Warschauer Pakts, der UdSSR, der DDR, Polens, Ungarns und Bulgariens mit der Okkupation der Tschechoslowakei.“ – Wir schalten um nach Wien: Österreich meldet die Besetzung der Grenzen. Jemand schreit: „Es wird Krieg geben!“ – Budweis: „Solange sie uns nicht wegjagen oder erschießen, werden wir von hier aus senden!“ – Prag: „Das Präsidium des ZK der KPTsch billigte um halb eins in der Nacht eine Proklamation an das Volk der ČSSR, die den Einmarsch der Armeen verurteilt. Die sowjetische Nachrichtenagentur TASS veröffentlichte eine Erklärung, derzufolge ungenannte Mitglieder des ZK der KPTsch, der Regierung und der Nationalversammlung die Regierungen und die kommunistischen Parteien der Bruderländer um Hilfe gebeten hätten.“ – Wie wird es wohl in Prag aussehen? Und zu Hause? Ich laufe ins Empfangsbüro, um nach Prag zu telefonieren. Kristina hätte heute nach London fliegen sollen, ist sie aber nicht, sie und Anita warten ab. – Panzer stehen vor dem Rundfunkgebäude, die Russen beschießen das Nationalmuseum –

– zu Hause in Břevnov geht niemand ans Telefon. Was ist denn los? Ist was passiert? Als ich halbtot vor Angst zu Mittag endlich Bohunka erreiche, schreit sie ins Telefon: „Mama, wenn du das sehen könntest! Die Russen finden sich überhaupt nicht zurecht, die Tschechen haben alle Aufschriften und Schilder abgenommen oder verdreht und malen Pfeile nach Moskau! Sie gehen sicher wieder weg! Wir waren draußen, alle Leute schreien die Soldaten an, was sie sich da von ihren Offizieren aufschwatzen haben lassen! Einem hab ich sogar seine Maschinenpistole weggenommen!“ – „Um Gottes willen, bist du verrückt geworden? Du läßt sofort alles

liegen und stehen, nimm dir Geld mit, sperr die Wohnung gut zu und komm nach Wien. Einen Paß hast du, an der Grenze geht's sowieso drunter und drüber, sag, daß du zu deiner Mutter fährst. Die Adresse von Míša in Wien hast du ja." – „Aber Mama, ich kann doch kein Wort Deutsch!" – „Das spielt jetzt keine Rolle. Mit Englisch kommst du schon durch! Ich komme auch nach Wien, ich weiß nur noch nicht genau, wann." –

– am Nachmittag versammeln sich wieder alle vor dem Radiogerät: Die Besatzungsarmee zählt 29 Divisionen, 7.500 Panzer und 1.000 Flugzeuge. – Dann die Fernsehübertragung: Hugo Portisch kommentiert die schrecklichen Aufnahmen: Panzer in der Stadt, Gruppen von bestürzten Pragern, apathische, junge sowjetische Soldaten, Barrikaden in den Straßen, überall Aufschriften wie „Ivan, geh nach Hause, Natascha wartet auf dich!" und Hakenkreuze auf den Panzern. – Danach eine Rede des Präsidenten des Österreichischen College, er mahnte zur Ruhe und warnte „die Herren vom Radio Freies Europa, die Lage nicht noch aufzuheizen". Von den Teilnehmern aus der BRD wurde er deswegen nach seiner Rede scharf kritisiert. Ergebnis war, daß wir 500 Schilling mehr Taschengeld bekamen. Im Buffet wurden wir mit Mandeldessert beschenkt. Am Abend hörten wir endlich eine offizielle Stellungnahme, der Sprecher las sie mit zugeschnürter Kehle:

An das gesamte Volk der Tschechoslowakischen Sozialistischen Republik!

Gestern, den 20. August 1968, um etwa 23 Uhr überschritten die Armeen der UdSSR, der Volksrepublik Polen, der Deutschen Demokratischen Republik, der Volksrepublik Ungarn und der Volksrepublik Bulgarien die Staatsgrenzen der ČSSR. Dies geschah ohne Wissen des Präsidenten der Republik, des Präsidiums der Nationalversammlung, des Präsidiums der Regierung und des Ersten Sekretärs des ZK der KPTsch sowie ohne Wissen dieser Organe. In diesen Stunden tagte das Präsidium des ZK der KPTsch und beriet über die Vorbereitungen zum XIV. Parteitag. Das Präsidium der ZK der KPTsch ruft alle Bürger dieser Republik auf, Ruhe zu bewahren und den voranrückenden Armeen keinen Widerstand entgegenzusetzen […] . […]

Das Präsidium des ZK der KPTsch

– am nächsten Morgen um zehn Uhr werde ich über Lautsprecher zum Telefon gerufen. „Hier spricht Marianne Burczik. Herr Hiršal, Ihre Frau und Ihre Tochter kommen nach Wien und wer-

den bei uns in der Schönlaterngasse wohnen." – Diese Familie war vor einiger Zeit einmal bei uns in Prag zu Besuch gewesen. Ich versprach, mich das nächste Mal telefonisch bei ihr zu melden –

– das Forum geht weiter. Die Reihen der Vortragenden und Zuhörer haben sich gelichtet. Das tschechische Publikum zerfällt. Einige verlassen Alpbach überstürzt in Richtung Heimat, Sviták und Linhartová reisen mit Tigrid und Firt nach Paris ab. […] – Nach dem Mittagessen telefonierte ich mit Anita und Kristina. Beide haben um ein Visum nach Österreich angesucht und hatten nicht die geringsten Probleme, wie auch viele andere, die die okkupierte Tschechoslowakei verlassen wollen. Ich möchte so lange wie möglich in Alpbach ausharren, hier fehlt es uns an nichts, unsere Kollegen sind außergewöhnlich aufopfernd. Sibi und Monika Schmidt bieten Bohunka und mir an, mit nach Deutschland zu kommen, wo sich an ihrem wissenschaftlichen Institut sicher eine Anstellung finden ließe. Das Angebot ist zwar ernst gemeint, aber nicht realisierbar. – Am Abend wieder allgemeines Radiohören in der Bibliothek. In unseren Köpfen dreht sich schon alles, der ORF überträgt non-stop aus Prag –

– endlich höre ich, daß Bohunka gut in Wien angekommen ist. Erst jetzt ist mir leichter, wir sind alle beisammen, alles andere wird sich weisen. Ebenso wie Joska habe ich beschlossen, bis zum Ende des Forums in Alpbach zu bleiben und dann nach Wien zu fahren. Ich gehe zwar noch zu den Vorträgen, kann mich aber so gut wie überhaupt nicht mehr konzentrieren. […]

[…]

– am Vormittag lauschten wir den Reden von Svoboda und Dubček im tschechoslowakischen Rundfunk. Beide hatten tränenerstickte Stimmen, Dubček konnte seine Rede fast nicht mehr zu Ende lesen. Die totale Resignation. Das Forum geht am 2. September vorzeitig zu Ende. Ich bin nervös, wenn ich doch schon bei meinen Mädchen in Wien wäre! Elisabeth Stengel bietet mir an, mich noch heute nach Wien zu bringen, ich sage sofort ja –

– in eine Decke eingewickelt, schlafe ich auf einer Matratze, die Mädchen in ihren Schlafsäcken auf dem Parkettboden eines leeren Zimmers in der Semperstraße. Eigentlich schlafe ich noch nicht. Bohunka verkriecht sich in ihrem Schlafsack, zieht sich die orange

Pelerine mit der Aufschrift *Abendkurier* über den Kopf und schläft. Es ist nach Mitternacht. Sie ist gerade erst gekommen, die Exemplare, die sie an ihrem Standort in der Mariahilfer Straße nicht verkaufen konnte, hat sie weggeworfen. Die Leute geben ihr ohnehin immer mehr und wollen kein Retourgeld, vielleicht „als Unterstützung der okkupierten Tschechoslowakei". Jeder Gedanke schmerzt mich, aber ich muß mir darüber klar werden, wie es weitergehen soll, wie ich mich entscheiden soll, ich bin verantwortlich für die beiden, unser ganzes Leben hängt davon ab, ob ich die richtige Entscheidung treffe –

– den feierlichen Abschluß des Forums konnte ich nicht mehr abwarten. – In der Wiener Schönlaterngasse läutete ich bei den Burcziks an, wo vor ein paar Stunden Anita und Kristina eingetroffen waren. Dort war schon eine Gesellschaft von Freunden versammelt, darunter auch Helmut Qualtinger. Alle waren neugierig, was sich eigentlich genau in der Tschechoslowakei abgespielt, aber Anita und Kristina schilderten, daß sie während der ganzen Zeit nicht die geringsten Schwierigkeiten gehabt hätten. Jetzt waren sie auf jeden Fall in Wien in Sicherheit. Aber was weiter? –

– die Hilfe, die uns die Österreichische Gesellschaft für Literatur angedeihen ließ, war wirklich großzügig. Dr. Wolfgang Kraus, der Leiter, bot mir ein monatliches Stipendium in der Höhe von 2.500 Schilling an. In der Herrengasse 5 stellte man uns Tschechoslowaken ein Büro mit Schreibtischen und Telefon zur Verfügung. – Heidi Döhl sagte mir, Reinhard sei auf dem Weg nach Wien. Nach ein paar Stunden kam er in der Gesellschaft von Jandl und Mayröcker. Döhl versuchte, uns zu überreden, nach Stuttgart mitzukommen, und versprach uns finanzielle Hilfe. Sein Angebot konnten wir aber nicht annehmen, was würde aus unseren Familien werden? Und daß wir alle nach Deutschland gehen würden, kein Drandenken! – Auch Schuldt war extra nach Wien gekommen und lud uns zu einem opulenten Mittagessen ein. – Eines Tages erhielten wir die Nachricht, alle tschechoslowakischen Staatsbürger mögen sich in einer Halle in der Nähe der Universität einfinden. Der Saal war voll, und das Fernsehen versuchte, sensationelle Aufnahmen zu ergattern. Aber niemand, nicht einmal der prominente Schauspieler Jan Werich, wollte vor die Kamera. Das hätte uns in der Tschechoslowakei so manche Schwierigkeiten einbringen können, also zogen wir unverrichteter Dinge wieder ab –

– Dr. Jiří Kosta vom Svoboda-Verlag ist ein Mann der Tat. Allen Alpbach-Teilnehmern aus der Tschechoslowakei ließ er ihr Visum um einen Monat verlängern. In Wien verständigte er uns von einem Treffen vor dem Schwarzenberg-Palais. Es erschien ein Mann in einem dunklen Zweireiher. Er sprach gebrochen Tschechisch und sagte uns, er würde uns sein Hotel zur Verfügung stellen. Das war Fürst Schwarzenberg –

– heute haben wir wieder mit jedem, der uns über den Weg gelaufen ist, bis ins Unendliche debattiert, was wir tun sollten. Die glücklichsten von uns haben gleich eine Entscheidung getroffen, ohne lange zu überlegen, wie im Fieber: entweder nach Hause zurückkehren oder sich von der Heimat für immer verabschieden. – Diese Schwelle hatten wir überschritten, und jetzt, je länger wir hier bleiben, desto schwieriger fällt uns eine Entscheidung. Es zieht mich in beide Richtungen gleichzeitig, und die Argumente gegen eine Rückkehr werden immer schlagender: nach Hause zurückkehren? In welches „Zuhause"? – Wieder fremden Soldaten in den Straßen von Prag begegnen, wie einst den graugrünen Uniformen der Wehrmacht, den schwarzen SS-Männern? Das Ende all unserer Arbeit, ein Todesstoß für die Kultur. – Oder mit Reinhard Döhl nach Stuttgart oder mit S. J. Schmidt nach Karlsruhe fahren, die uns beide ihre Hilfe anbieten? Ein Leben in einer fremden Umgebung, in einer fremden Kultur, wie würde man uns aufnehmen, die wir ganz von unserer Muttersprache abhängig sind? Könnten wir dort überhaupt eine nützliche Arbeit verrichten? Und wie lange? Könnten wir überhaupt jemals wieder zurückkehren? – Ich hatte ja keine Ahnung, welch unerträglich peinigender Zustand der Unfähigkeit entspringt, sich nicht entscheiden zu können –

– wir irren vom endlosen Morgen bis zum endlosen Abend durchs endlose Wien, auf der Suche nach einer Entscheidung. – Jeder für sich selbst und jeder für beide. Míša ist fest entschlossen, zurückzugehen, bis Ende August will sie noch in der Packabteilung arbeiten. Und dann nach Hause, zum Studium und vor allem zu ihrem Tomáš! Bohunka besorgte sich ein Visum für Frankreich und Spanien, das hat sicher mit ihrem Freund Jesús zu tun. Trotzdem glaube ich, daß sie sich letztendlich meiner Entscheidung fügen würde. Deine Kristina will in Wien bleiben, und Anita zögert: soll sie mit Kristina bleiben oder mit dir heimkehren? Und was ist mit uns beiden? Wir können uns nur eine gemeinsame Zukunft vorstellen.

Ständig verschieben wir die Entscheidung – vielleicht morgen, vielleicht übermorgen. Die Qual dauert an und wird übermächtig –

1. 9. Bei der militärischen Besetzung von Prag kamen 25 Bürger ums Leben, 421 wurden verletzt. Der größte Schaden entstand im Stadtteil Vinohrady, wo vier Gebäude zur Gänze ausbrannten.

– endlich! Am Morgen nach einem beklemmenden Traum, in dem ich blind nach den Möbeln in unserer Prager Wohnung tappe, habe ich plötzlich einen klaren Kopf. Ich packe und teile dir bei einem Türkischen im Café Museum meine Entscheidung mit: zurück. Ohne Zögern sagst du: – Ich auch, sobald mein Stipendium ausläuft. Hier bleibe ich nicht –

[…]

Bei den Vereinten Nationen wurde am Dienstag ein Kommuniqué der tschechoslowakischen Delegation bei der UNO veröffentlicht, in dem die Nachricht, daß der tschechoslowakische Außenminister Jiří Hájek eine „Exilregierung" etablieren wolle, als Fehlinformation bezeichnet wird.

– hier in Wien habe ich zwei große Sorgen: das eine Sorgenkind ist Bohunka und überhaupt das Leben in Prag, die andere Sorge ist, wie lange wir drei bei den Burcziks wohnen können. Kristina, die nach London hätte fliegen sollen, will davon überhaupt nichts mehr hören. Anita ist ziemlich ratlos, sie will sich vorübergehend einen Job suchen. Beide denken nicht daran, nach Prag zurückzugehen. Aber ich werde sicher für ein paar Tage hinschauen, solange die Grenzen noch offen sind. – Meinen Aufenthalt in Wien versüße ich mir durch Verabredungen mit Ernst und Fritzi, Friedrich Achleitner und den anderen. In der Österreichischen Gesellschaft für Literatur verbringe ich viel Zeit bei Gesprächen mit Emigranten. – Schon am 3. September veröffentlicht der Übersetzer Franz Peter Künzel in der *Süddeutschen Zeitung* einen eindringlichen Appell, den tschechischen Intellektuellen zu helfen. Er nennt alle, die er kennt, und führt nach jedem Namen eine kurze Charakteristik der Werke und den derzeitigen Aufenthaltsort an. Er ruft alle westlichen Kultureinrichtungen auf, den Exilanten ihr Leben und ihre Existenz zu erleichtern –

Der Erste Stellvertreter des Außenministers der UdSSR V. V. Kuznjetschov kam nach Prag, um individuell mit den tschechoslowakischen Staats- und Parteirepräsentanten über die Konzeption der sog. Normalisierung zu verhandeln.

– als ich nach meiner Ankunft aus Wien in die Halle unserer Prager Wohnung kam, hatte ich den Eindruck, gar nicht weg gewesen zu sein. Der Weg vom Bahnhof hierher bewies allerdings das Gegenteil, obwohl das Leben seinen normalen Lauf nimmt. Meine Tage in Prag waren bewegt. Wie bei einem Hürdenlauf schaute ich in den Verlagen Odeon, Mladá fronta und bei Lád'a Fikar im Verlag Tschechoslowakischer Schriftsteller vorbei. Lád'a erzählte mir, wie er nach der Besetzung des Verlages mit dem Kommandanten der sowjetischen Einheit über die Freigabe der Räumlichkeiten verhandelt hatte. Um ihn zu überzeugen, nahm Lád'a seine Übersetzung der *Liebesstrophen* von Stjepan Schtschipaschev mit. Dem jungen Hauptmann sagte dieser Name aber nichts, er kannte nur Puschkin und Majakovskij. Somit blieb der Verlag weiterhin besetzt. – An unserem Tisch im Slávia war alles beim alten geblieben. Kolář erzählte mir, sie hätten aus dem Fenster des Kaffeehauses die Bewegungen der sowjetischen Panzer verfolgt, und schilderte mir die dramatischen Tage im August, ich ihm dafür Alpbach und Wien. Diese Woche in Prag verging unglaublich rasch, und ich kehrte wieder nach Österreich zurück –

– die guten Nachrichten von meinen Mädels aus Wien und Joskas Besuch haben meine Arbeitsmoral gehoben. Gleich nach seiner Abreise machte ich mich an die definitive Anordnung meiner *Schemen*, zu denen mir Běla Kolářová hervorragende Fotos gemacht hat –

[…]

9. 9. Die Regierung billigte das Gesetz über die Nationalfront, die nunmehr die einzig mögliche Basis für die Tätigkeit von gesellschaftlichen und Interessensorganisationen ist.

– Fritzi liegt mit Fieber im Bett; Ernst suchte Bohunka vergeblich an der Kurier-Ecke, ging dann in die Semperstraße zu Míša und erfuhr, daß beide in der Zeitschriftenexpedition arbeiten. Er kümmert sich um sie. Fritzi schreibt: „Die ganze Zeit über habe ich an Dich und Deine Lieben gedacht und sie im Geiste mit Dir verbracht. Ernst und ich glauben, daß es für Dich das Beste war, zurückzugehen und weiterzuarbeiten, ebenso wie für Joska. Langsam wird sich wohl wieder alles beruhigen." – Vielleicht wirklich, aber um welchen Preis? Welche Entbehrungen werden wir für diese Ruhe in Kauf nehmen müssen? –

– am 13. September fuhr ich wieder mit dem Vindobona in Richtung Wien. Bei den Burcziks ist alles beim alten. Viele unserer Bekannten sind bereits nach Deutschland, Frankreich oder England abgereist, so manche sind nach Prag zurückgegangen, in Wien sind nur wenige geblieben. Im Mozart traf ich mich wie-der mit Fritzi und Ernst, die voll Sorge um Bohunka waren, und suchte dann noch die beiden Mädchen in der Semperstraße auf. – […]

[…]

– endlich habe ich die besten Fotos von Běla zu meinen *Schemen* ausgesucht und bringe das fertige Manuskript unter dem Titel „Zivilisationsschemata" zu Mladá fronta, obwohl ich skeptisch bin, ob man es annehmen wird –

– wieder Wien, eine Neuigkeit: wir haben eine neue Wohnung in Wien 3, Hainburgerstraße 54/7, ca. 20 Minuten vom Zentrum entfernt, die Miete beträgt 900 Schilling. Anita arbeitet in den Kammerlichtspielen für ca. 1.800 Schilling als Platzanweiserin, Kristina erhielt ein Stipendium für ein Vierteljahr an der Uni in der Höhe von 300 Schilling monatlich –

12. 10. In Moskau wurden K. Babickij, L. Bruchman, V. Djelonyj, V. Gremijug und P. Litvinov zu fünfeinhalb Jahren Gefängnis und 15 Jahren Verbannung verurteilt, weil „sie sich am 25. August auf dem Roten Platz im Zentrum von Moskau versammelt und versucht hatten, die Aufmerksamkeit der Passanten mit verschiedenen Ausrufen und Aktionen, die die Würde der sowjetischen Bürger verletzten, auf sich zu ziehen." – Sie hatten gegen die Invasion in der Tschechoslowakei protestiert.

[…]

– Fritzi hat alle Hände voll zu tun mit uns, erledigt Nachrichten, übergibt Briefe, und jetzt bitte ich sie zu alldem noch um Informationen über ein neues ausländisches Medikament, das gut wäre für meine Hüfte, die ich in der Zwischenzeit zur Kenntnis nehmen muß. Fritzi schreibt mir die chemische Zusammensetzung, und nach einer Konsultation mit dem Arzt bitte ich Joska, mir das Medikament aus Wien mitzubringen –

[…]

Man garantierte uns, daß sich niemand in unsere inneren Angelegenheiten einmischen würde. Es scheint, daß dieses Versprechen nicht ehrlich gemeint war. Für uns Schriftsteller gibt es keinen anderen Weg. Wir müssen sprechen. Wir haben ein Recht darauf, lügen können und wollen wir nicht.

Sollte man uns vor die Wahl stellen, so entscheiden wir uns lieber für das Schweigen. Hiermit ende ich.

(Jaroslav Seifert: Mit erhobener Stimme)
(*Listy* Nr. 1, 7. 11.)

– in Wien erwartet mich eine Lesung an der Universität zusammen mit Jandl, Mayröcker, Kolleritsch und Peter Weibel. Der Hörsaal war gesteckt voll, Applaus nach jedem Text –

– das Pendel kommt nicht zum Stillstand. Diesmal schlägt es von Wien nach Prag aus. Zu Hause quillt mein Postkasten über. Ein Brief des Schriftstellerverbandes vom 1. 11. ruft alle Mitglieder und Kandidaten des Verbandes und Mitglieder der Übersetzersektion auf, das sog. *Solidaritätsabkommen* zu unterzeichnen. Kern dieser Erklärung ist der folgende Absatz: „Sollte auch nur ein einziger tschechischer oder slowakischer Künstler, Wissenschafter oder Journalist wegen seiner Ansichten oder wegen seines Werkes Opfer einer Verfolgung werden, so würden dies alle Unterzeichneten als Angriff auf die gesamte tschechoslowakische Kulturgemeinde erachten. Ihren Protest würden sie kollektiv zum Ausdruck bringen." Ich unterschrieb –

[…]

– nach den aufregenden Stunden, Tagen und Wochen im Ausland bin ich wieder daheim. Wer weiß wie lange, vielleicht befinden wir uns bis ans Lebensende in den Fängen einer stärkeren Macht und einer fremden Kultur. Durch die Besetzung sind wir zu so etwas wie einem Vorraum von Asien geworden. Das europäische, mitteleuropäische demokratische Denken, das bei uns so rasch wieder seine Auferstehung feierte, sollte abgewürgt werden. Unsere raison d'être ist aber nicht die Politik, sondern die Literatur. Wir müssen die Zeit nützen. […]

[…]

– die Redakteure der Zeitschrift *Sešity* negieren auch weiterhin standhaft das Motto „Inter arma silent musae" und ersuchen uns um 200–250 Verse von Friederike Mayröcker. Wir bitten Fritzi auch um 5–8 Seiten Anmerkungen zu ihrer Arbeitsmethode. Vielleicht erfreut sie auch die Nachricht, daß der Verlag in Liberec fix mit ihrem Band *Tod durch Musen* rechnet –

[…]

– das Wien-Prag-Pendel schlug jetzt wieder nach Wien aus. Bevor ich von Prag nach Wien fuhr, wollte ich Anita über mein Kommen

informieren. In den Kammerlichtspielen sagte man mir aber: „Frau Hiršal ist nicht hier. Sie hat einen Unfall gehabt." Diese Nachricht beunruhigte mich, in ihrer Kürze war sie nicht eindeutig. Ich rief Kristina bei Bernt an, niemand ging ans Telefon. Später konnte ich sie erreichen. Unter Tränen der Verzweiflung sagte sie mir, daß ihre Mutter auf der Lothringerstraße von einem Auto gerammt worden sei, wahrscheinlich einen Schädelbruch habe und man sie bewußtlos auf die Unfallstation gebracht habe. „Komm bitte so bald wie möglich. Im Krankenhaus sagen sie, daß es sehr ernst ist. Komm, komm!" – Ich rief Bohunka an, packte die allernotwendigsten Sachen und fuhr um eins in der Nacht nach Wien. […]

– als ich Joskas Stimme am Telefon vernahm, wußte ich sofort, daß etwas passiert war. – Arme Kristina; wenn ich mir meine Kinder in einer ähnlichen Situation vorstelle, schnürt sich mir die Kehle zu. Joska packt und fährt voll Bangen, meine Befürchtungen und Gebete begleiten ihn –

– das unglückselige Jahr 1968 geht zu Ende. Zweimal täglich gehe ich mit Kristina in die Spitalgasse im 9. Wiener Gemeindebezirk. Anita ist sich des Unfalls schon bewußt, weiß aber noch nicht, wie er passiert ist. Bevor sie wieder voll zu Bewußtsein kommt, wirft sie uns ununterbrochen vor, daß wir sie nicht mit nach Hause nehmen, und fragt, warum sie in einer fremden Wohnung liegen muß. – Als ich mit Bernt bei der Polizei war, erzählte er mir unterwegs, daß er vor drei Jahren als Schiffskochvolonteur zur See gefahren war und bis nach Jamaika gekommen sei. Ich kriege also einen weitgereisten Schwiegersohn. Jetzt arbeitet er als Rundfunksprecher und will als Moderator im Fernsehen anfangen. Ich hoffe, Kristina wird glücklich sein mit ihm. – Ich weiß nicht, was ich getan hätte, wenn mir Dr. Wolfgang Kraus von der Österreichischen Gesellschaft für Literatur nicht ein Stipendium angeboten hätte, das mir half, diese schweren Tage zu überstehen. – Es kam Silvester, ganz und gar nicht fröhlich. Das Land, aus dem ich komme, ist von einer fremden Armee besetzt, Anitas Leben hängt an einem seidenen Faden, Kristinas Schicksal ist ungewiß, und ich weiß nicht, wo ich meine Heimat habe. In Prag? In Wien? Voll Sorge und Trübsal fand ich mich in einer kleinen Schar Gläubiger vor dem Hauptaltar im Stephansdom wieder. Vor dem Altar zündete ich eine große Wachskerze an. Die Flamme flackerte lange und drohte zu erlöschen, bis sie schließlich voll aufflammte und beständig brannte –



21. August 1968 auf dem Prager Wenzelsplatz

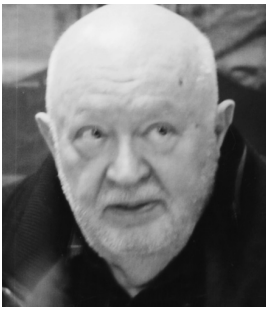
Verpflegung tschechischer Flüchtlinge im Hörndlwald in Wien am 27. August 1968



JOSEF NESVADBA

Geheimbericht aus Prag

Entst. 1967 bis 1969 · Erstdr. 1991
(Auszug)



Josef Nesvadba
Geb. 1926 in Prag

Der aus einer Professorenfamilie stammende Prosaist studierte 1945 bis 1950 in Prag Medizin und Philosophie und arbeitete ab 1956 als Psychotherapeut an der dortigen Universitätsklinik. Literarisch tätig war Josef Nesvadba als Übersetzer englischer Lyrik seit den vierziger Jahren. Mit eigenem Schaffen profilierte er sich vor allem Mitte der fünfziger Jahre als einer der Hauptrepräsentanten der tschechischen Science-fiction-Literatur in der Tradition Karel Čapeks. Besonders erfolgreich in diesem Genre wurden seine Sammlungen von Erzählungen „Tarzanova smrt“ (Tarzans Tod, 1958) und „Einsteinův mozek“ (Einsteins Gehirn, 1960, deutsch 1975), mit denen er sich auch im Ausland einen Namen machte. Die in diesen Werken stark präsente ethische Fragestellung zeichnet auch die Novelle „Dialog s doktorem Dongem“ (Dialog mit Doktor Dong, 1964, deutsch von F. P. Künzel als „Vinh Linh oder Die Entdeckung des Dr. Dong“, 1965) aus, die einen politischen Hintergrund hat. In dem 1978 in zensurierter Form erschienenen Roman „Tajná zpráva z Prahy“ (Geheimbericht aus Prag), der 1991 mit dem Titel „První zpráva z Prahy“ (Erster Bericht aus Prag) in der Urfassung neu aufgelegt (aber als „Geheimbericht aus Prag“ betitelt übersetzt) wurde, flossen die Erfahrungen zahlreicher Auslandsreisen Nesvadbas (u. a. 1964 und 1965 in die USA) und von seinen Wien-Aufenthalten (1964–1967) ein. Es gelang ihm auch in diesem Buch, die geistige Atmosphäre in tschechischen Intellektuellenkreisen Ende der sechziger Jahre, im Zusammenhang mit dem Prager Frühling, einzufangen. In „Peklo Beneš“ (Die Hölle Beneš, 2002), seinem bisher jüngsten Roman, kehrte Nesvadba zum Science-fiction-Genre zurück.

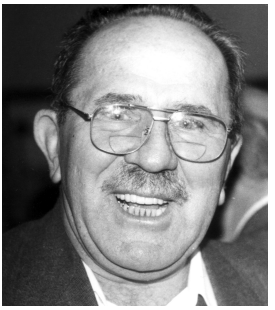
Von Prag nach Wien führt eine schöne Straße über Třeboň, die südböhmische Landschaft wirkt wie eine patriotische Kulisse, und an einer Stelle in Niederösterreich blickt man von oben plötzlich auf Weinberge. Der Charakter der Landschaft ändert sich, über eine Serpentine fährt man auf einmal in den Süden. Straßen und Städte ändern sich freilich schon früher, schon an der Staatsgrenze. Vor der letzten Tankstelle auf unserer Seite steht man noch Schlange um billiges Benzin, während man in Österreich dann mit ausgesuchter Höflichkeit bedient wird, denn hier herrscht Konkurrenz. Gleich nach der Grenze kann man einen Espresso trinken, den ein hübsches Fräulein serviert. Die Straße wird dann immer besser und vor Wien sogar eine Art Autobahn. Wien war eine westliche Stadt, zumindest um die Kärntnerstraße, die wir im Scherz den „nächsten Broadway südlich vom Wenzelsplatz" nannten, und die wie alle westlichen Citys aussieht. Einige Vorstädte glichen damals noch Prag, ich fühlte, wie viel beide Städte gemeinsam hatten. Manchmal tat es mir leid, daß es in Prag keine Wienerstraße gibt, denn nach Wien fährt man durch die Pragerstraße, In beiden Städten gibt es einen Graben und eine Herrengasse, der Wenzelsplatz könnte unter anderen politischen Umständen ein Pendant der Kärntnerstraße sein. Ich erinnerte mich, wie wir uns im berühmten Frühling, als dieser Platz mit riesigen Gemälden führender Künstler geschmückt war, vorstellten, der Wenzelsplatz würde zum Gegenstück der kapitalistischen Nachbarzentren werden, ein künstlerischer Mittelpunkt der Stadt. Die Wiener waren damals ungemein stolz auf ihren Lebensstandard, und ich fand für uns kein anderes Argument als das, daß unser Land seinen Standard seinen Idealen opfert. Jetzt aber brachen diese Ideale zusammen, und die Argumente schwanden dahin. Überrascht las ich die tschechischen Namensschilder an den Geschäften und war überaus verwundert, als ich beim Heurigen zum erstenmal „Počkaj, počkaj, šohajíčku" hörte. Die Familie, die sich neben mir schon eine Stunde lang deutsch unterhalten hatte, stimmte beim zweiten Liter tschechische Volkslieder an und beklagte sich in mährischem Dialekt darüber, daß die Tramwaytarife

wieder erhöht wurden und man nun fünf Schilling zahlen mußte, um mit der Straßenbahn nach Grinzing zu kommen. Ich war überrascht, denn ich, meine Generation, wurde erzogen, als ob es kein Wien gäbe, als ob zu der alten Hauptstadt keine Beziehungen bestünden. Wie oft wurde mir erzählt, daß Präsident Beneš auf seinen Reisen nach Paris nicht mit dem Zug durch Deutschland fahren wollte und lieber in der Nacht über Wien fuhr, um erst in der Schweiz aufzuwachen. Die erste Republik versteckte Wien vor uns, sie wollte es vergessen. Für uns war Wien ganz einfach die erste und nächste westliche Hauptstadt. Wir verstanden die versteckten Andeutungen nicht. Viele Wiener identifizierten alle Tschechen mit Kommunisten und betrachteten sie als die Totengräber der alten Monarchie. Die Legende vom angeblichen Verrat der Tschechen am alten Österreich wurde nach wie vor von den einfachen Leuten gerne geglaubt. Ich wunderte mich oft darüber, daß uns unsere Kollegen hier so herzlich aufnahmen. Doch die intelligenteren Wiener hatten die großen Möglichkeiten der Hauptstadt eines neutralen Landes erkannt und begannen auf großzügige Weise, Wissenschaftler und Künstler aus dem Osten zu „Dialogen“ einzuladen, wie man damals sagte. Wir liebten Wien wie eine zweite Heimat, wie eine uns verwandte Stadt, und vergaßen die Ressentiments unserer Väter, die in Wien die Hauptstadt der finsteren Gegenreformation sahen.

OTA FILIP

Die Himmelfahrt des Lojzek Lapáček aus Schlesisch Ostrau

Erstdr. 1973
(Auszug)



Ota Filip
Geb. 1930 in Schlesisch Ostrau

Nach der Matura im Jahre 1948 übte Filip bis Ende der sechziger Jahre die unterschiedlichsten Berufe aus. So war er Journalist, Bergarbeiter, Schleifer, Hilfsarbeiter und von 1968 bis 1969 Lektor bei einem Verlag in Ostrau. Im Jahre 1970 wurde er wegen „Unterwühlung von Staat und Gesellschaft" zu einer achtzehnmonatigen Gefängnisstrafe verurteilt. Nach Aberkennung der tschechoslowakischen Staatsbürgerschaft mußte Filip 1974 das Land verlassen. Seither lebt er als freischaffender Publizist und Autor in München und publiziert schon seit längerem auf deutsch. Die Romane „Cesta ke hřbitovu" (Der Weg zum Friedhof, deutsch „Das Café an der Straße zum Friedhof", 1968), „Ein Narr für jede Stadt" (1969, „Blázen ve městě", 1969 [eingestampft], Zürich 1975) und „Die Himmelfahrt des Lojzek Lapáček aus Schlesisch Ostrau" (1973, „Nanebevstoupení Lojzka Lapáčka ze Slezské Ostravy", Köln 1974) spielen in seiner nordmährischen Heimat und vermitteln einen Einblick in die Geschichte der von der Koexistenz verschiedener Nationalitäten geprägten Bergwerksstadt Ostrau von der Zwischenkriegszeit bis in die sechziger Jahre.

Im Jahre 1936, drei Monate vor dem berühmten Langstreckenlauf Schlesisch Ostrau–Wien und retour, hatte Herr Hyneš nur beschränkte Möglichkeiten: Er trat dem tschechoslowakischen Turnverein „Sokol“ bei, steigerte die Intensität seines Trainings und widmete dann seine freien Abende der Abfassung von Zeitungsartikeln über die Bedeutung des bevorstehenden Wettkampfes. Herr Hyneš überschwemmte im wahrsten Sinne des Wortes die Redaktionen aller tschechischen, polnischen und deutschen Zeitungen der Stadt mit seinen Beiträgen. Überdies knüpfte er Verbindungen mit mehreren Firmen an, denen er versprach, nach seinem siegreichen Wettkampf, nach dem die Popularität seiner Person gestiegen sein würde, ihre Waren zum Kommissionsverkauf zu übernehmen.

Anfang August war also für Hyneš der große Tag gekommen. Vor dem Start am Sonntag zum Langstreckenlauf Schlesisch Ostrau–Wien und retour brachte die Abendausgabe des „České Slovo“ eine umfangreiche Ankündigung, dieser Start zum größten Langstrecken-Wettkampf der modernen Sportgeschichte werde in der Pause nach der ersten Halbzeit der Fußballmeisterschaftsbegegnung auf dem Platz des F.C. Schlesisch Ostrau stattfinden. Die Strecke führe von Schlesisch Ostrau aus über die Brücke nach Mährisch Ostrau, von hier dann weiter in Richtung Freistadt unter dem Radhošt nach Zlín, wo die Firma Bat’a für die Erfrischung und Unterbringung der Wettkämpfer sorgen werde. Am nächsten Tag, so schrieb das Abendblatt des „České Slovo“, würden die Wettläufer durch Boskowitz kommen, wo die Ortsgemeinde der Faschistischen Partei den tapferen Läufern einen festlichen Empfang bereiten werde. Dann würden die Wettkämpfer ihren Lauf über Brünn nehmen und gegen Abend Nikolsburg erreichen, wo sich Herr Kovatschek um die Sportler kümmern werde. Der Start nach Wien sei für den frühen Morgen angesetzt, auf dem Opernring würden die Wettkämpfer wenden, und die Wiener Sokolgemeinde werde für ihren würdigen Empfang Sorge tragen. Entlang derselben Strecke sollten dann die Läufer nach Schlesisch Ostrau zurückkehren, wo

sie am Samstagnachmittag auf dem Platz des F.C. eine festliche Begrüßungsfeier erwarte.

Die Meldeliste zum Start sei noch nicht abgeschlossen, schrieb die Abendausgabe des „České Slovo“, doch könne man schon heute vor allem Herrn Karel Hyneš, den ehemaligen Spieler des F.C. Schlesisch Ostrau, als Favoriten nennen, über dessen sportliche Qualitäten auch in Fachkreisen keinerlei Zweifel bestünden. Für Herrn Hyneš zeuge überdies auch Herr Freddy Bogner, Inhaber des Warenhauses in Mährisch Ostrau, der auf seinen Sieg setze, und der diesem wackeren Sportler in Aussicht gestellt habe, er könne im Falle seines Sieges im Parade-Schaufenster der Firma verschiedene Garnituren von Herren-Unterwäsche und Sportbekleidung vorführen.

Soweit das „České Slovo“.

Einen Tag vor dem Wettkampf forderte die „Deutsche Landeszeitung“ ihre Volksgenossen auf, sich am Wettkampf zu beteiligen. Der Autor des Artikels, Herr Wenzel Deutscher, verurteilte, unter ausdrücklicher Nennung des Namens Bogner, den Schacher der jüdischen Geschäftemacher, die auch am Sport verdienen wollten und ihn für ihren unlauteren Wettbewerb mißbrauchten. Die „Deutsche Landeszeitung“ teilte gleichzeitig mit, daß der Verband der deutschen Beamten der Witkowitzer Eisenwerke bereit sei, sich finanziell zu engagieren und jeden deutschen Volksgenossen zu unterstützen, der entschlossen sei, für den Vorrang der germanischen Rasse auch im sportlichen Wettstreit zu kämpfen.

Die polnische „Sprawiedliwost“ kommentierte den Wettkampf in einer grundsätzlichen Erklärung, kein Sportler polnischer Nationalität werde an einem Wettkampf teilnehmen, dessen Ziel Wien sei.

Für die gemeinsame Konspiration der tschechischen und deutschen Minderheit, so schrieb die „Sprawiedliwost“, zeuge nichts deutlicher als die Tatsache, daß als Ziel des Langstreckenlaufes Wien gewählt wurde, eine Stadt, deren Name schon Jahrhunderte hindurch ein Symbol für die grausamste nationale Unterdrückung gewesen sei. Wir wären jedoch bereit gewesen, schrieb Herr Dr. Staniolowský in der „Sprawiedliwost“ weiter, uns an einem Langstreckenlauf mit dem Ziel Warschau zu beteiligen, der also ausschließlich durch slawisches Gebiet geführt hätte.

Die Tschechen hätten die slawischen Interessen verraten, so beendete Herr Dr. Staniolowský seinen Artikel, der Endzweck des

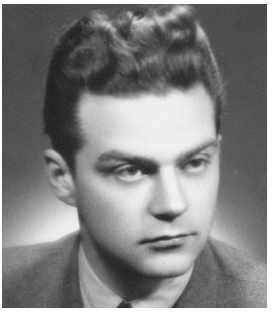
Wettkampfes liege klar auf der Hand: die Isolierung des polnischen Volkselements.

Auch mein Vater traf seine Vorbereitungen für diesen Wettkampf. Er buk einen Zentner Linzer Gebäck, das er mit Rosinen verzierte. In dem von ihm verfaßten und dem „České Slovo“ eingesandten Artikel verkündete er, diese Art von Gebäck sei von höchstem Nährwert, und er würde jedem zum Start antretenden Sportler ein Kilogramm seiner Kekse für den Weg spenden. […]

IVAN BLATNÝ

Alte Wohnsitze

Erstdr. 1979
(Auszug)



Ivan Blatný
Geb. 1919 in Brünn, gest. 1990 in Colchester (England)

Der Sohn des bekannten Brünner Prosaikers Lev Blatný (1894–1930) studierte von 1938 bis zur Schließung der tschechischen Hochschulen (1939) in Brünn Germanistik und Bohemistik und arbeitete dann als Optiker. Er debütierte 1940 mit der Gedichtsammlung „Paní Jitřenka“ (Frau Aurora) und gehörte der von 1942 bis 1948 aktiven Avantgardeformation „Skupina 42“ (Gruppe 42) an. Die von ihr propagierte „Poesie des Alltags“ realisierte er in dem Lyrikband „Tento večer“ (Dieser Abend, 1945). Einen Monat nach der kommunistischen Machtübernahme suchte er während eines Stipendienaufenthalts in England um politisches Asyl an. Bald darauf erkrankte Blatný an einer Geisteskrankheit, so daß er mit Ausnahme der Jahre zwischen 1951 und 1954 bis zu seinem Tod in einer psychiatrischen Klinik interniert war. Zwei Auswahlbände der dort entstandenen Gedichte, die nur durch die Aufmerksamkeit einer Krankenschwester erhalten blieben, wurden vom Exilverlag „Sixty-Eight-Publishers“ in Toronto mit den Titeln „Stará bydliště“ (Alte Wohnsitze, 1979) und „Pomocná škola Bixley“ (Hilfsschule Bixley, 1987) herausgegeben. Das alte Österreich ist ein Motiv, das in diesen Dokumenten eines verschütteten Gedächtnisses immer wieder auftaucht.

Wien

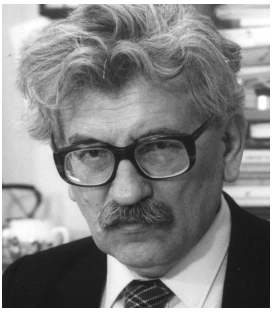
Einen Platz an der Donau hat der Bettler
Sehnsuchtsvoll spielt die Drehorgel
und ein Frühlingslüftchen aus Schönbrunn
umfächelt die alte Krone

Der März packt schon die Zelte aus
und Buden für Wachspuppen,
Waggons fliegen in die Ferne,
Isherwood geht Veilchen suchen.

LUDVÍK VACULÍK

Tschechisches Traumbuch

Erstdr. 1981
(Auszug)



Ludvík Vaculík
Geb. 1926 in Brumow bei Wallachisch-Klobouk

Der Sohn eines Zimmermanns arbeitete nach dem Besuch der Bürgerschule in der Schuhfabrik Bat'a in Zlin und absolvierte zwischen 1941 und 1946 die Schuhmacher-Fachschule und die Handelsschule für Außenhandel. Nach dem Studium der Journalistik (1946–1950) arbeitete Vaculík als Erzieher in Internaten für junge Arbeiter. Nach langjähriger Tätigkeit als Journalist und Redakteur bei verschiedenen Institutionen trat er 1965 in die Redaktion der „Literární noviny" ein. Mit dem Roman „Sekyra" (Das Beil, 1966, deutsch 1971), einer Auseinandersetzung mit seinem Vater und der Kindheit, schuf Vaculík ein zentrales Werk der sog. „Abrechnungsliteratur", in welcher die tschechoslowakische Geschichte seit Kriegsende und vor allem die Stalinzeit kritisch aufgearbeitet wurden. Das im Juni 1968 veröffentlichte Manifest der Zweitausend Worte, in dem er u. a. die Fortsetzung der Reformen einforderte, signalisierte Vaculíks Bruch mit dem Kommunismus und besiegelte sein künftiges Schicksal als Dissident. 1969 wurde er aus der Partei ausgeschlossen und mit Publikationsverbot belegt. Als Reaktion gründete Vaculík, später auch einer der ersten Signatare der Charta 77, die bedeutendste Editionsreihe des Samisdat, die „Edice Petlice" (Edition hinter Schloß und Riegel), und eröffnete sie 1973 mit dem satirisch-grotesken Roman „Morčata" (Die Meerschweinchen). Den Polizeischikanen zum Trotz gab er dort bis 1989 rund 400 Titel heraus. Im selbstverlegten Tagebuchroman „Český snář" (Tschechisches Traumbuch, deutsch: Tagträume – Alle Tage eines Jahres, 1981) dokumentierte Vaculík mit einer für die damaligen Umstände erstaunlichen und von den betroffenen Personen nicht immer geschätzten Offenheit den Alltag als Dissident zwischen Jänner 1979 und April 1980. Das Tagebuch stellt ein interessantes künstlerisches Dokument der sog. parallelen Kultur in der Husák-Ära dar. Die hier präsentierte Passage zeigt die Schwierigkeiten auf, im Ausland Samisdat-Literatur zu lancieren.

Montag, 28. Jänner 1980.
Ich trug den ersten Teil meines redigierten, umgeschriebenen Traktats, ungefähr ein Viertel, zu der Frau, die es tippte. Ich war über das Anfangsstadium hinaus und sah, daß das Manuskript in der Folge von allein besser wurde und sich rundete. Als hätte der Autor allmählich den Stil gefunden, wie er zum Schein sehr freimütig über sich schreibt, sich dabei aber dennoch nicht schadet. In einigen Kapiteln begegnen wir den bekannten Vaculíkschen Sprüngen zwischen Kraut und Rüben, jenen meisterhaften Kapriolen vom ersten Satz zur Pointe, wir erkennen darin den Verfasser hervorragender Feuilletons und ahnen schon, was doch auch er rechtzeitig ahnen möge: daß dies hier endlich ein Werk über das Heute in seiner Gesamtheit sein könnte.

Noch keine so günstige Meinung davon hat unterdessen Pavel Kohout in Wien. Er schrieb mir, daß er das, was ich ihm geschickt habe, wahrscheinlich nicht im Burgtheater herzeigen könne. Einerseits ist es sehr lang für einen Abend. Zweitens vermittelt jene Montage zwar eine Vorstellung von einer gedanklichen Linie meines Buches, aber keineswegs vom Charakter des ganzen Buches, was hier ein schwerwiegenderer Mangel ist, als es mir scheinen könnte; so ein Abend wird gleichzeitig als Reklame für das Buch aufgefaßt, dieses sei aber vorläufig nicht nur nicht auf den Ladentischen, sondern noch nicht einmal in einem Verlag! Drittens ist mir angeblich nicht bewußt, daß ich durch die Jahre literarischer Untätigkeit als Schriftsteller aus dem Bewußtsein der dortigen informierten Öffentlichkeit verschwunden bin, ich sei nur als politischer Skandalmacher bekannt (alles frei von mir aus dem Tschechischen ins Tschechische übersetzt), daher sähe er seine erste Aufgabe doch eher darin, eine Zusammenstellung aus meinen früheren Arbeiten vorzunehmen und mich dorthin zurückzuversetzen, wo ich hingehöre. Viertens. –

Viertens ist er in Verlegenheit über die Art und Weise, wie ich mich über Freunde äußere, es sei ungewöhnlich – na, bitte, ihm macht das nichts aus, denn er kennt mich, aber ein Zuhörer dieses Teils, der den Rest, den ich über diese Leute sicher noch schreiben

werde, nicht kennt, würde sich ein falsches Bild von ihnen machen und auch über meinen Umgang mit Freunden. Fünftens. –

Fünftens: „Wie die reuigere Gestalt, die Partei und Regierung von mir sehen möchten, ausschauen soll, kann ich mir vorstellen, aber auch Du? Was hast Du, was habt Ihr von meiner Zerknirschtheit, seid doch in Herrgottsnamen froh, daß überhaupt einer seine Angst und seine Niederlagen nicht offen in den Salons herumträgt. Ich, der ich seit meinem neunten Lebensjahr Cyrano de Bergerac auswendig kann. Und so vertraut doch in Gottes Namen Euren Frauen an, wie Euch Eure Geliebten ärgern, und den Freunden, wie Euch Eure Hämorrhoiden jucken, aber verlangt das nicht von mir! Ich freue mich schon – weil zensurieren werde ich Dich verständlicherweise nicht – wie irgendein berühmter Schauspieler hier Deine goldenen Worte rezitieren wird: ‚Meiner Meinung nach, sagte ich, hat Pavel es nötig, einen absoluten Zusammenbruch von außen in sein Inneres zu erleben. Es hatte die Hoffnung bestanden, daß er hier die Bedingungen dazu bekommt. Die fällt jetzt weg, und im Ausland wird ihn nichts dazu bringen.‘ – Ach, mein guter Freund, glaubst Du das im Ernst? Weißt Du, welche Zusammenbrüche ich schon erlitten habe, und welche Pfähle sie mir bei uns daheim von Mitte der fünfziger Jahre an bis Ende der sechziger Jahre unbedacht in die Seele gebohrt haben? Von allen von Euch hat man sich doch nur bei mir ständig daran erinnert, daß ich in der kommunistischen Partei gewesen bin, und man tut es immer noch – hier waren sie ein ganzes Jahr lang unglücklich, daß es sich irgendwie nicht schickt, das zu sagen. Wenn diese Hemmungen jetzt gefallen sind, weißt Du, was sie hier, vor allem unsere Landsleute, mit mir aufführen werden? Welche Bedingungen zum vollständigen Zusammenbruch hätte ich in Prag noch haben sollen, wenn sie mich zehn Jahre lang nicht brechen konnten? Es ist ja fast dumm, was Du sagst, in Prag sind wir bereits nur mehr nationale Märtyrer, und es ist fast eine Kunst, sich das kaputt zu machen; hier! hier geht es für mich um alles, um meine Ehre, um die Kunst und vielleicht auch ums Leben ... das ist ein größeres Unglück, Ludvík, als Du es Dir denkst, und mein Heimweh nach Prag ist eigentlich, welche Absurdität!, die Sehnsucht nach der Bequemlichkeit! Doch falls du es gestattest, sogar jetzt werde ich keinem meine Tränen und auch nicht meinen Geifer zeigen, höchstens, Ihr behandelt mich weiterhin so, Du, Karlík und auch Herr Pecka, Ihr könnt mich. – Dein Pavel“

JAROSLAV VEJVODA

Die Vögel

Erstdr. 1981
(Auszug)



Jaroslav Vejvoda (eigtl. Marek)
Geb. 1940 in Prag

Der Sohn eines Beamten und einer Journalistin maturierte 1957 und studierte bis 1962 an der Karlsuniversität Rechtswissenschaft. Nach dem Militärdienst arbeitete er in Prag als Jurist. Zur gleichen Zeit (1964) begann er in Zeitschriften Lyrik und Kurzprosa zu veröffentlichen. Im September 1968 emigrierte Vejvoda über Österreich in die Schweiz, wo er 1969 bis 1973 an der Universität Bern ein weiteres Studium absolvierte. Von 1975 bis zu seiner Rückkehr nach Prag i. J. 1997 lebte er in Zürich und übte den Beruf eines Medienanalytikers aus. Vejvoda, der seit 1970 auch auf deutsch publizierte und sich als Hörspiel- und Drehbuchautor profilierte, veröffentlichte bei „Sixty-Eight-Publishers“ in Toronto u. a. die Romane „Osel aneb Splynutí“ (Der Esel oder die Verschmelzung, 1977) und „Zelené víno“ (Der grüne Wein, 1986). Erzählungen, in denen er mit Humor und Selbstironie die Welt der tschechischen Emigranten und die westliche Gesellschaft aus der Optik des Zugewanderten beschreibt, enthält u. a. der Band „Plující andělé, letící ryby“ (Schwimmende Engel, fliegende Fische, 1974). In der in die Sammlung „Ptáci“ (Die Vögel, 1981) aufgenommenen Erzählung „Expreßzug nach Wien“ schildert er das Wiedersehen eines in der Schweiz eingebürgerten Tschechen mit einem in der ČSSR zurückgebliebenen Freund.

Expresszug nach Wien

[...] Die beiden suchten lange nach einander und konnten einander kaum wiedererkennen. Míla, den die ungewohnten Bewegungen des Schlafwagens um den Schlaf, und die Reise in die Vergangenheit um die herrliche Selbstsicherheit eines neuen Eidgenossen gebracht hatten, betrachtete verstört die Gesichter der um ihn Herumstehenden. Äußeren Merkmalen nach konnte er aus der Menge der Dombesucher mühelos zwei völlig unterschiedliche Gruppen aussondern: durch die Farben der Kleidung an ihre Heimatflagge erinnernde Gäste aus Übersee, deren perfektes Gegenstück Besucher vom anderen Ufer der Donau waren – farblos und ausdruckslos. Es gab dafür so viele von ihnen, daß Míla sich im Stephansdom zeitweilig wie im Veitsdom vorkam. Was ihm die Suche keineswegs leichter machte. Weil das Telegramm seines Freundes außer dem Dom keinen weiteren Orientierungspunkt enthalten hatte, spazierte er ununterbrochen in ihm herum und begann ihn dann auch von außen zu umkreisen, sofern ihm weitere untrügliche Anzeichen der Nähe Prags, die aufgegrabenen Straßen, dies erlaubten. Zum Glück herrschte trotz der Wettervorhersagen, oder entgegen dem, wie seine Frau Elisabeth diese interpretiert hatte, eine fast sommerliche Hitze. Míla, der seinen Koffer im Hotel abgestellt hatte, war seinen Landsleuten gegenüber sichtlich im Vorteil. Diese schleppten ihre Koffer redlich mit sich herum, beziehungsweise benützten sie als Sitzgelegenheit. Jene, die an den Gehsteigrändern herumsaßen, alle auf den gleichen runden Kartons, waren überhaupt in der Mehrzahl. Das Faktum, daß sich seine Landsleute, ohne irgendeines der zahlreichen Kaffeehäuser aufzusuchen, bedenkenlos dort niederließen, wo sie von Müdigkeit übermannt wurden, erstaunte Míla nicht. Von seinen eigenen Erfahrungen in dieser Stadt, wo er einst seine Illusionen weggeworfen und Zigarettenstummel aufgesammelt hatte, wußte er, daß Not von Skrupeln befreit. Selbst die gewisse Einförmigkeit ihrer Bekleidung wunderte ihn nicht, wo er doch einst selbst im gleichen Salon hat-

te nähen lassen, dessen romantischer Name „Konfektionsbetriebe Proßnitz“ schon von allein die Eleganz seiner Produkte insinuierte. Gleichwohl erweckte die Menge dieser Kartons seine Neugier. Es handelte sich nämlich um ein hiesiges Erzeugnis, die runde Familienpackung eines Waschmittels. Er hatte einst an seiner eigenen empfindlichen Haut so manches nicht planmäßige Desaster erlebt, zum Beispiel den Mangel an Toilettenpapier. Darum war man aber damals, soweit er sich erinnern konnte, nicht nach Wien gefahren. Jetzt schien es, als hätten sich die Warteschlangen vor den Geschäften aus der sozialistischen in die bürgerlich-demokratische Republik und aus der königlichen in die Kaiserstadt verlagert. Und warum dieses Waschpulver? fragte sich Míla. Irriger Weise, wie immer, sooft er sich aus der Position eines saturierten Konsumenten im Labyrinth des Distributionsnetzes seiner teuren, ja heute sogar schon überteuren Heimatstadt zu orientieren versuchte. Das erklärte ihm später der demütig auf besagtem Karton nahe dem Domeingang sitzende Zbyněk, an dem er mehrmals vorübergegangen war. „Hellau, altes Haus!“ grüßte Míla in jodelndem Ton und fragte sofort, als sie auf Tramperart die Arme kreuzten: „Wohin man schaut, lauter Pepíks, habt ihr denn in Böhmen schon mit Österreich den kleinen Grenzverkehr?“

„Hockey!“ lautete Zbyněks lakonische Erklärung, und erst jetzt erkannte der an Sport chronisch desinteressierte Míla die Bedeutung der Menschenmassen in den Straßen und der Flaggenparade an Mauern und auch in Fenstern. Es erinnerte fast an Prag im Mai oder an Zürich im August. Nicht, daß er bei der Lektüre der Zeitung nicht das Faktum registriert hätte, daß in Wien eine Eishokkeyweltmeisterschaft bevorstand und momentan bereits stattfand. Doch hatte dieser ehrgeizige Wettkampf gut bezahlter Amateure für ihn schon längst aufgehört, die Bedeutung eines Gottesurteils zu haben, wie sie ihm von seinem unkriegerischen Volk naiv beigemessen wurde. Er gehörte nicht zu den Emigranten, deren geistige Verbindung mit der Heimat sich auf den Sportteil der Zeitung beschränkte. Auf die gleiche Seite, die sie auch daheim gelesen hatten. Er war auch kein häufiger Besucher an den Tischen seiner Landsleute, wo, wie er wußte, der Ausgang von Meisterschaften längst vor ihrem Beginn feststand. Zu diesem Thema hatte er nichts beizutragen. Um die Stille, schleichender als eine Konterrevolution, zu vertreiben und auch die Verlegenheit, die sich seiner beim Anblick dieses fremden Gesichts bemächtigt hatte, in dem nur die

Augen Zbyněk gehörten – und die wichen ihm aus – fragte er: „Mit einer Bustour?“ Es war im Grunde eine substantielle Frage. Schließlich war Zbyněk kein leitender Genosse und auch nicht ein hohes Tier, um nicht zu sagen, ein Meister oder ein Herr Minister. Sondern ein einfacher Konstrukteur. Hatte er sich als solcher überhaupt durch das Rudel derer, die auf eine Rekreation erster Wahl warteten, durchboxen können? Oder war er trotz aller Schwierigkeiten mit dem unvorteilhaften Ressort der Turbinenkonstruktion Schwarzarbeiter geworden, und hatte ein Kuvert nachgeholfen? Oder hatte die Tschechoslowakei mit der industriellen Expansion in den Westen begonnen, und er war dienstlich hier? Keineswegs, Wunder geschehen nicht, wie sein Freund im nächsten Augenblick düster klarstellte: „Mit Čedok!“

Er zuckte mit den Achseln und machte ein saures Gesicht: „Um drei Blaue für drei Tage! Aber hinausgeworfen ist der Zaster nicht“, erklärte er sofort eilig, als wolle er sich selbst davon überzeugen, „anders wär’ ich ja nicht herausgekommen. Nur ist diese Fahrt so sündteuer gewesen, daß sie nicht einmal überlaufen war. Im Autobus sind sogar Plätze freigeblieben. Das heißt“, lachte er „auf der Heimfahrt werden wahrscheinlich noch mehr frei sein. Aber meiner nicht“, meinte er resigniert, „ich schwirr’ zu meiner Alten zurück!“ Er tupfte fast liebevoll mit der Fußspitze gegen den Karton, von dem er gerade aufgestanden war: „Dieses Wäschtselbst hier bring’ ich ihr mit. Da wird wieder Freude sein in der Alten Bleiche. Da wird die Waschmaschine brummen von früh bis spät!“

„Logo“, ließ sich Míla die Gelegenheit nicht entgehen zu zeigen, daß er die geistigen Bande mit der Heimat immer noch nicht verloren hatte, „Waschmaschinen haben sie geplant und aufs Pulver vergessen!“ Zbyněk überzeugte ihn aber umgehend, daß dort, wo menschliche Bedürfnisse an Kanzleitischen geplant werden, parallel dazu auch planmäßige Kalamitäten entstehen: „Nicht doch“, schüttelte er den Kopf, „auch das Pulver war geplant. Nur keines für Waschmaschinen! Das Waschpulver, das man dort zu kaufen bekommt, blubbert bis ins Wohnzimmer, verstehst du?“ Míla nickte fasziniert. Die Vorstellung nicht nur eines Kübels, sondern einer ganzen Küche voller Schaum, war für ihn berauschend. Nach kurzem Schweigen stellte er eine praktische Frage: „Wie viel Ausgang hast du?“ Ewig neben dem Dom herumlungern konnten sie nicht. Selbst wenn sie einander beim Sitzen auf diesem Waschpulverkarton abgewechselt hätten.

„Na, eben nicht viel“, wurde Zbyněk gesprächiger, „es wird bald das Match zwischen den unseren und den Rußkis stattfinden. Das muß ich mir anschauen. Ich hab’ es nicht nur bezahlt, es wird auch kontrolliert, ob man hingeht. Damit wir uns nicht zuviel in dem Kapitalismus herumtreiben!“

„Aber diese Schachtel wirst du doch nicht mit dir mitschleppen, oder?“ bückte Míla sich nach dem Karton. „Ich nehm’ ein Taxi und bring’ dich damit ins Hotel!“

„Bist du wahnsinnig“, riß ihm Zbyněk die Kostbarkeit aus der Hand, „damit sie mir wer stiehlt? Wir sind zu acht im Zimmer, und ich kenne keinen einzigen davon. Weißt du, was das in Prag für einen Wert hat?“ Er ließ den Karton hin und her schaukeln und fügte hinzu: „Sollte ich ohne Waschmittel heimkommen, würde mich meine Alte umbringen. Sie wäscht schon seit Weihnachten im Trog!“

„Also gut“, paßte sich Míla an, „dann bring’ ich dich halt direkt ins Stadion. Ich laß’ mir das auch nicht entgehen, wenn ich schon da bin. Ich freu’ mich schon auf dieses Rodeo!“

Zbyněk sah ihn mit einem Blick an, den er als Landsmann nicht verstehen konnte. „Treffen wir uns lieber wieder hier, ja?“ bat er. Míla nickte zustimmend mit dem Kopf. Nach Jahren steckte er für eine Weile wieder in der Haut eines Mannes, dem nichts anderes übrigbleibt, als zu nicken.

Sie aßen in einem der kleinen Wirtshäuser zu Abend, deren ausgehängte Speisekarten er seinerzeit mit den Augen verschlungen hatte. Jetzt ließ er genußvoll auch seine Zunge arbeiten und kühlte sie anschließend mit einer frisch gezapften Pilsener Delikatesse, die in seiner Flüchtlingsvergangenheit genauso eine Rarität dargestellt hatte, wie sie es in seiner gegenwärtigen Existenz als Eidgenosse war. Weder dieser bittere heimatliche Geschmack auf der Zunge, noch die nach Budweis und Prag zeigenden Hinweisschilder an den Kreuzungen brachten ihm die Heimat aber in irgendeiner Weise näher. Als ob ihre nahe Unerreichbarkeit die Distanz eher noch vergrößert hätte. Auch den Abstand der Jahre, den Abgrund der Zeit. Er tauchte nicht ein in die Vergangenheit südböhmischer Teiche, sondern kehrte zurück zu den Lachen des herbstlichen Wien des Jahres 1968, zurück zu den Anfängen seiner nicht endenden Gegenwart eines wandernden Müllerburschen. Er hatte das Gefühl, daß diese Stacheldrähte, die er damals bei der Durchfahrt zum ersten und hoffentlich auch zum letzten Mal zum Greifen

nahe und dann endlich auch hinter seinem Rücken gehabt hatte, das Reisen in seinen Träumen und Gedanken behinderten. In Griffweite saß jetzt auch Zbyněk, sein Freund und früher auch Steuermann in den Gewässern Südböhmens, neben ihm, aber nicht einmal mit ihm konnte er gegen den Strom der Zeit bis zu den Böhmerwaldquellen zurückschiffen. Er war im Wiener Schmutz steckengeblieben, im Wispern von Regen, die damals noch nicht kalt und auch nicht endlos gewesen waren, sondern frisch und erregend wie die exotischen Plakate, die beredten Blicke der Mädchen samt ihren ihm unverständlichen Worten. Heute konnte er die Worte zwar schon verstehen und er hatte sich auch von den Lockungen der Plakate befreit, aber wie der Regen begannen auch diese Blicke, ein Gefühl der Kälte in ihm auszulösen. Nur die Erinnerungen an die Zeit, als das alles umgekehrt gewesen war, und er mit durchgetretenen Sohlen die Welt erobern wollte, von der er damals noch gar nicht geahnt hatte, daß sie uneinnehmbar war, wärmten ihn. In diesem Moment half er sich sogar mit der toten Zeit gegen seinen lebendigen Gefährten, auf dessen unausgesprochene Fragen er keine Antwort wußte. Daß überall nur mit Wasser gekocht wurde, wußten sie beide. Und so wichen sie verletzenden Anspielungen lieber aus. Ihr Gespräch glich einem vorsichtigen Schlittern auf glattem Eis. Die Eiszapfen der Worte verströmten einen kalten Schmerz auf den Zähnen.

„Kruzitürken, denen haben wir's aber gezeigt!" hob Míla schlapp sein Glas mit einem erfolglosen Versuch, die Stimmung zu heben. Zbyněk stieß schüchtern mit ihm an, und Míla konnte nicht umhin, den wachsamen Blick zu registrieren, den sein Freund über die Schulter zum Eingang und auch in alle schummrigen Ecken warf. Es rief ihm das nur zum Teil besetzte und mehr als befangen jubelnde Stadion des heutigen Tags in Erinnerung. Seine Eintrittskarte hatte er tief unter ihrem Wert von einem der Spekulanten gekauft, die mit den Hockeyfans des nahen Prags, nicht aber mit den realen Devisenkapazitäten und Reisemöglichkeiten der Prager gerechnet hatten. Er hatte sich in der frohlockenden kleinen Insel von Emigranten zwischen leeren Sitzen und den traurig schweigenden Reihen der Čedokianer befunden. Ein paar Mal, wenn aus dem Haufen der ausländischen Landsleute das alttschechische „Los auf sie!" fast zu subversiv erschallt war, waren in den Reihen der Prager sogar gestrenge Herren aufgestanden und hatten die Skandierenden mit den Augen ermahnt. Sie hatten sich aber rasch wieder

hingesetzt, weil die Überwachten sofort lautstark kundtaten, daß die Kaderbeamten ihnen nicht beikommen konnten. Rufe wie „He, Svazák, dein Vater war kein Glaser!“ zählten noch zu den schriftsprachlicheren. Im letzten Drittel des Spiels halfen aber die statt auf die Eisfläche ins Publikum gerichteten scharfen Blicke oder sogar Fotoapparate selbst in den eigenen Reihen nichts mehr. Das Stadion dröhnte von einem einträchtigen: „Los, los auf sie!“ und so mancher Čedokianer fügte der schöpferischen Kraft des Volkes aus eigener Initiative eine Perle hinzu wie: „Nehmt den Chodenstock in die Hand, schießt die Asbuka in den Sand!“ oder „Haben sich die Russen in der Richtung vertan, nehmt sie beim Training in Sibirien dran!“ Ein patriotischer Schwärmer ließ sich sogar sentimental vernehmen: „Sind wir mit euch, seid ihr mit uns!“, wurde aber von den Neohussiten durch ein schlichtes „Zerlegt sie!“ übertönt. Der Sieg eines kleinen Volkes über den Giganten Gigantowitsch riß wieder einen Augenblick lang die Schlagbäume zwischen den Menschen nieder und ließ ein weiteres Jahrzehnt lang angenehm auf andere nationale Niederlagen vergessen, jene außerhalb des Spielfeldes, die irreparabel waren und daher lieber aus dem Gedächtnis gestrichen wurden. Die begeisterten Massen stimmten noch mit Tränen in den Augen: „Wo ist unsere Heimat …“ an, ohne daß so mancher von ihnen auf diese Frage eine Antwort wußte. Dann waren alle diszipliniert auseinandergegangen – die Genossen zu den prompt bereitgestellten Autobussen und die ausländischen Patrioten in die Wirtshäuser, wo sie an diesem Abend im Geiste nationaler Traditionen den glorreichen Sieg auf dem Eis durch einen nicht minder imposanten Sieg im Bierkonsum vollendeten. Auch der Antisportler Míla stürzte sich mit hussitischer Beherztheit in den Kampf mit der Mannschaft Pilsen – die Courage verging ihm nur in den Momenten, in denen er an seinen Züricher Arbeitsmontag dachte. An seiner Seite kämpfte der alte Krieger Zbyněk, der sich heldenhaft vom Gemeinschaftsabendessen verdrückt hatte – und sich jetzt unruhig bei jedem Knarren der Tür umsah. Schließlich beglich Míla die Rechnung und legte die Banknote auf ein Päckchen aus Pergamentpapier, in welches ihm der Kellner mit Wiener Charme den Rest seines Schnitzels eingepackt hatte. Das alles schob er zurück über den Tisch und verkündete stolz: „Wir haben gewonnen, Herr Ober!“ Der Ober verbeugte sich unmerklich. Vielleicht deshalb, damit man von seinem gesenkten Gesicht nicht so leicht ablesen konnte, was er sich eigentlich dachte. [...]

IVAN MARTIN JIROUS

Magors Schwanengesang

Entst. 1981–1985 · Erstdr. 1985
(Auszug)



Ivan Martin Jirous (alias Magor)
Geb. 1944 in Humpoletz

Der Sohn eines Steuerbeamten maturierte 1962 in Humpoletz. Nach dem Studium der Kunstgeschichte an der Karlsuniversität (1963–1969) lebte er als freischaffender Kunsttheoretiker in Prag und schrieb als externer Mitabeiter für die angesehene Zeitschrift „Výtvarná práce“ (Bildnerische Arbeit). Wie Eugen Brikcius gehörte er der inoffiziellen Künstlergruppe „Křižovnická škola čistého humoru bez vtipu“ (Kreuzherren-Schule des reinen Humors ohne Witz) an. Von 1969 bis zum Prozeß gegen die Musiker (1976) leitete er die legendär gewordene Rock-Formation The Plastic People of the Universe. Mit Egon Bondy (geb. 1930) organisierte er den tschechischen „Underground“, eine Bewegung, die sich politischer Vereinnahmung entzog und sich vom Establishment distanzierte, und legte sich den Beinamen „Magor“ (Narr) zu. Seinen Lebensunterhalt verdiente er als Nachtwächter und Hilfsarbeiter. Jirous, der umfassende Aktivitäten im Samisdat entwickelte, im Ausland publizierte und zu den ersten Signataren der Charta 77 gehörte, wurde seiner künstlerischen Aktivitäten wegen seit 1973 fünfmal verurteilt und büßte als politischer Gefangener insgesamt achteinhalb Jahre Haft ab. Die Gesamtausgabe seines umfangreichen theoretischen und dichterischen Werks erschien 1997 und 1998 in zwei Bänden in Prag. Die u. a. in Walditz, einer der berüchtigsten tschechischen Strafanstalten, zwischen 1981 und 1985 entstandene Sammlung „Magorovy labutí písně“ (Magors Schwanengesang, [Samisdat] 1985) ist eines der wichtigsten Zeugnisse der tschechischen Gefängnisliteratur aus der Zeit des Totalitarismus.

Das Haus mit dem blauen Lamm
(Auszug)

Traurig ist es bestellt um ein Mädchen mit einem Mann,
der ständig sitzt, der ständig im Gefängnis ist,
wo bleibt die Liebe mit einem Mann in der Kartause,
einmal wird es mit der Liebe bei ihr aus sein

*

Mein Freund Vráťa in Wien späht voll Ungeduld aus
nach den sich nähernden Tagen des Herbsts,
auf Wien weht der Föhn von der Pusta herauf,
und bei mir daheim auf den Böhmisch-Mährischen Höhen
wird man den Flachs heuer ohne mich ernten.
Es hat mich vielleicht bis nach Walditz verschlagen müssen,
damit mir aus diesem abgrundtiefen Loch heraus
wieder ein paar Klafter mehr an Erkenntnis erspriessen.
Zusammen mit Vráťa Malzkaffee trinken,
das geht jetzt nicht mehr, ich blieb ja hier.
Und du wirst alleine schlafen, Geliebte,
weit weg, dort hinter Iglau,
au, hinter Iglau.
Wirst zu Mittag vor einem Teller sitzen,
auf dem von einem Lüftchen,
wie von einem Fächer bewegt,
die Suppe leicht erbebt.
Es ist nur ein schwaches Nachweh'n
der Winde des Südens, des Pustaföhns.
Es ist ja nur ein Katzensprung über Znaim.
Und du wirst weiter auf mich warten, bei uns daheim
in diesem alten Land der Kelten.
In Wien – ein kleines Stück weiter dort unten –
trinken Maria und Vráťa ihren Malzkaffee.
Über Znaim ist's ja nur ein Katzensprung.

My lovers are over the oceans

Für Eugen Brikcius
(Auszug)

Schwer geht mir das Schreiben von der Hand,
ohne Brikcius bringe ich nur Torsi zustand',
ohne Eugen fällt mir das Leben schwer,
als wäre er eine Frau, nach der ich mich verzehr'

*

Während Liška und Brikcius
in Oxford unterwegs ins Pub sind,
kann ich hier vor Ekel kaum atmen:
wieder einmal auf die Schnauze gefallen!

Während Eugen und Tomáš
in Oxford ins Pub gehen,
stopf' ich mich im Gefängnis mit Gulasch voll:
wieder eine aufs Maul bekommen!

Während für mich im Refektorium
Tomáš und Brikcius beten,
verhöhnen mich die Tage im Kalender;
du bist hier geblieben – na jetzt hast du's!

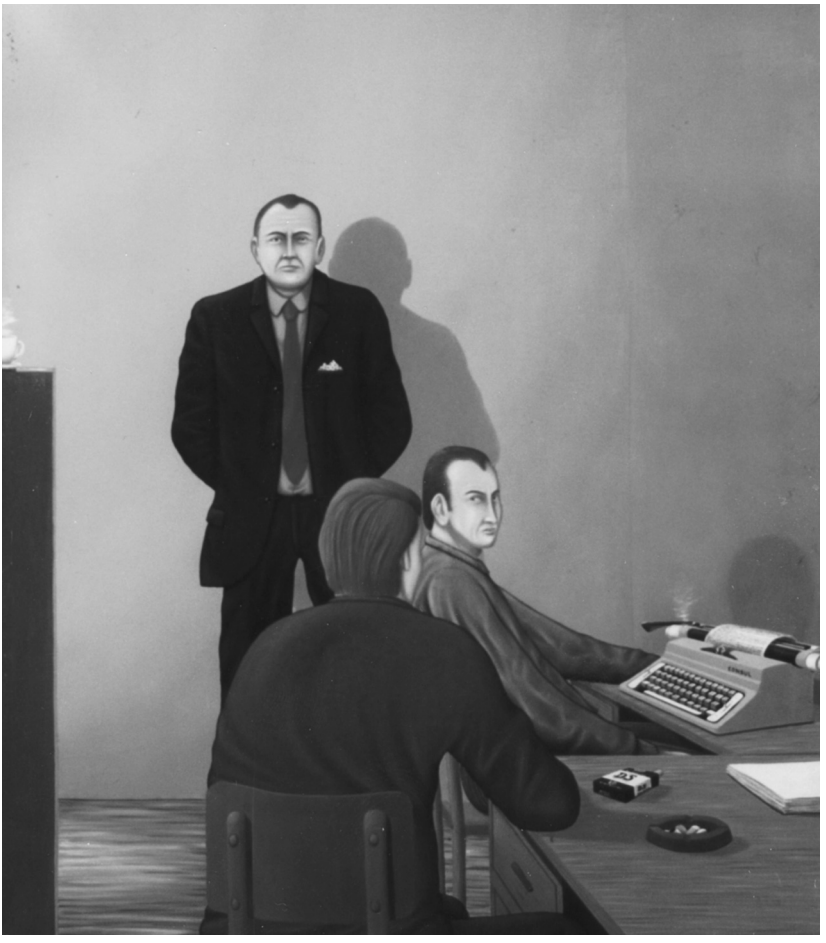
*

Dort in Wien besichtigt Freund Vráťa den Prater.
In der Schweiz lebt Karásek der Frater
und stellt seine Gottesliebe unter Beweis.
In der Provence treibt sich Charlie herum.
Nur ich, ich war so dumm?
Dazu meinte einst Laotse:
Ein Weiser muß nicht aus dem Haus.
Einen Weiseren als mich findet man wohl kaum:
ich hab' mein Zuhause für den Kerker getauscht.

*

Geht es den Dichtern hundsmiserabel,
suchen sie Zuflucht in Wien.
Wie leicht würde hier Míra Skalický
seine phallischen Blues komponieren,

doch er ist nach Österreich verduftet –
ich soll die Arbeit hier für ihn tun.
So singe ich Blues und auch Elegien,
daß in das ferne Australien
Freund Charlie will ziehen. Ich bin voll Schwermut
hier in dem Kloster bei Jičin,
doch auch ein Vorwurf kam dazu:
Was seid ihr, Dichter, doch für Idioten,
die Chance nicht zu wahren, die man euch hier hat geboten!

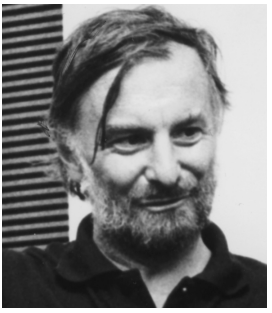


Jan Šafránek, Beim Verhör (1978)

EUGEN BRIKCIUS

Gott Mittwoch oder Stoßgebet für Scherzartikel

Erstdr. 1983



Eugen Brikcius
Geb. 1942 in Prag

Der Sohn eines Beamten übte nach der Matura bis Mitte der sechziger Jahre manuelle Berufe aus und war 1966 bis 1968 Programmierer und Berater der renommierten Špála-Galerie in Prag. Das 1966 begonnene Studium der Philosophie und Soziologie setzte er 1968 an der Universität London fort. Nach der Rückkehr (1970) lebte Brikcius, einer der Begründer des tschechischen Aktionismus, als freischaffender Künstler in Prag. 1973 wurde er auf Grund eines Liedes wegen Verhöhnung des russischen Volkes zu acht Monaten Haft verurteilt, zusammen mit Jirous, dem Lyriker Jiří Daníček und dem Publizisten und Übersetzer Jaroslav Kořán (1990/91 Bürgermeister von Prag). Nach der Entlassung arbeitete Brikcius, 1977 einer der Signatare der Charta, als Übersetzer und Wassermesser. 1980 mußte er die ČSSR verlassen, schloß in London (1981/82) sein Studium ab und ließ sich in Wien nieder. Nach 1990 führte er in Prag die Tradition der von ihm ab 1966 veranstalteten Happenings mit sogenannten konzeptuellen Aktionen fort und etablierte sich zusammen mit seiner Frau Suzana als Fernsehautor. 1991 bzw. 1993 gab er die Essaysammlung „Vyložení umělci aneb Kunsthistorické pohádky“ (Auswaggonierte Künstler oder Kunsthistorische Märchen), eine Hommage an im österreichischen Exil lebende tschechische Künstler, und seit 1979 im Samisdat publizierte lateinische Gedichte heraus („Cadus rotundus – Sud kulatý“), die der Lyriker Pavel Šrut (geb. 1940) ins Tschechische übersetzt hatte. Prosa mit teils österreichischer Thematik enthalten die Auswahl „Sebraný spis“ (Sammelwerk, 1992) und die Bücher „Eugeniální verše“ (Eugeniale Verse), „Sny Eugena Brikciuse“ (Eugen Brikcius’ Träume) und „Spanilá jízda“ (Brautfahrt), Prag 2000 und 2003.

GOTT MITTWOCH – und fort mit dem Bösen.
... auf daß auch der Aschermittwoch schön wird für uns.
Hört, wie Eman Habásko junior's Dissertation über den ontologischen Gottesbeweis beginnt:

„Der hl. Anselm sprach: ‚Ein Narr sagte in seinem Herzen: Gott existiert nicht.' Descartes hätte die Worte des Psalmisten modifizieren und zum besten geben können: ‚Ein Philosoph sagte in seinem Herzen: Gott existiert nicht.' Und ein kartesianischer Philosoph hätte wirklich in Versuchung kommen können, genau das zum besten zu geben, um – obwohl das paradox klingt – nicht wie der Narr zu sein, der das gleiche zum besten gab, und um am Ende in seinem Herzen sagen zu können: Gott existiert. Anselm braucht seinen Narren, um ihm selbst mit Zweifeln zuvorzukommen und eine Antwort auf sie zu geben. Das alles, um sich selbst, einen vorgeblich wissenden Gläubigen, in der erwünschten Rolle des sicher wissenden Gläubigen zu bestätigen. Descartes begibt sich selbst in die Rolle des zweifelnden Philosophen, um den außer Zweifel stehenden Gott zu bestätigen. Der Beweis der Existenz dieses Gottes soll dann unter anderem Descartes' eigene Existenz bestätigen. Obwohl die Motive der beiden ganz verschieden sind, kommen beide zum gleichen unzweifelhaften Schluß, daß nämlich Gott existiert, wodurch sie angeblich einen unverzeihlichen Frevel begehen – den illegitimen Schritt von Gott selbst, zu Dessen Eigenschaften auch die unentbehrliche Existenz gehört, zu Seiner wirklichen Existenz. Anselm behauptet, daß seine Version einen kristallklaren Gottesbegriff erbringe, so klar, daß selbst ein Narr nicht daran zweifeln könne ..."

Nun und jetzt vernehmt die Dreineumondsgeschichte des kommunalen Speisekammerverwalters /siehe Eman Habásko junior's Gedicht *Des Gefangenen ewige Rückkehr* aus der kulinarischen Sammlung *Nach dem Essen ist jedes Wesen traurig/*, der beim ersten Neumond als Weinbergverwalter, beim zweiten Neumond als Stadionverwalter und beim dritten Neumond schließlich als Hochzeitsverwalter auftritt. Die ganze Geschichte wird von einem Engelchor begleitet.

Erster Neumond: GUMPOLDSKIRCHEN

„Prost", sprach Eman Habásko junior und hob sein Glas mit Rotgipfler, wobei er gleichzeitig liebevoll kontrollierte, ob Emilka Šefelínová mit ihrem Viertel nicht zurückblieb.

„Prost", hauchte Emilka verliebt, bezaubert von Emans hübscher Larve.

Sie tranken eine Zeitlang und ebenso lange schwiegen sie, weil alles schon gesagt war und die nächste Peripetie erst kommen sollte. Endlich hatten sie ausgetrunken, und Eman ließ sich abermals vernehmen.

„Ich habe Durst wie ein Tram."

„Das paßt dir nicht in den Kram", entgegnete Emilka mit gerötetem Gesicht und fügte hinzu, *„das weiß ich, mein Lieber."*

Dieser Dialog übertrug sich gleichsam als akustisches Wunder von dem weißen Tischchen in der Oleanderlaube auf der obersten Terrasse des kaskadenartigen Gartens Glanz-Schlumbergers, des reichsten Winzers im Dorf, über das Labyrinth des Rosengartens auf den unteren Terrassen und den mit einer schattenspendenden Weinrebe bedeckten Hof bis zur Wienerstraße, die die zentrale Achse der famosen Topographie bildete und auf der eine aus Arbeitern aus Gottes Weinberg bestehende Blechmusikkapelle hinauf und hinunter, hinauf und hinunter, hinauf und hinunter marschierte. Das alles geschah – zur Zufriedenheit des Weinbergverwalters – zwischen den späten Nachmittags- und den frühen Abendstunden in Gumpoldskirchen, einem von Wien sozusagen einen Weinstein-Wurf entfernten Dorf, zur Zeit des Weinfestes, wenn das ansonsten – bekanntlich – fade Winzerjahr kulminiert. Zu beiden Seiten ihrer Marschroute bot sich der Kapelle durch fünfzehnerlei offene Tore mit über paradiesische Springbrunnen und Rosensträucher bis zu den erwähnten Oleanderlauben im perspektivischen Abschluß tief nach hinten reichenden Einsichten ein Blick in die Gehöfte der Winzer. Wie ein Bumerang kehrte unser Dialog genau in unsere Laube, von der letztendlich doch alle ihre Duplikate übertroffen wurden, zurück, als die Kapelle gerade auf der Wienerstraße am Glanz-Schlumberger-Tor vorbei zum fünften Weingarten hinaufging, und die Winzer mit tosender Stimme sangen:

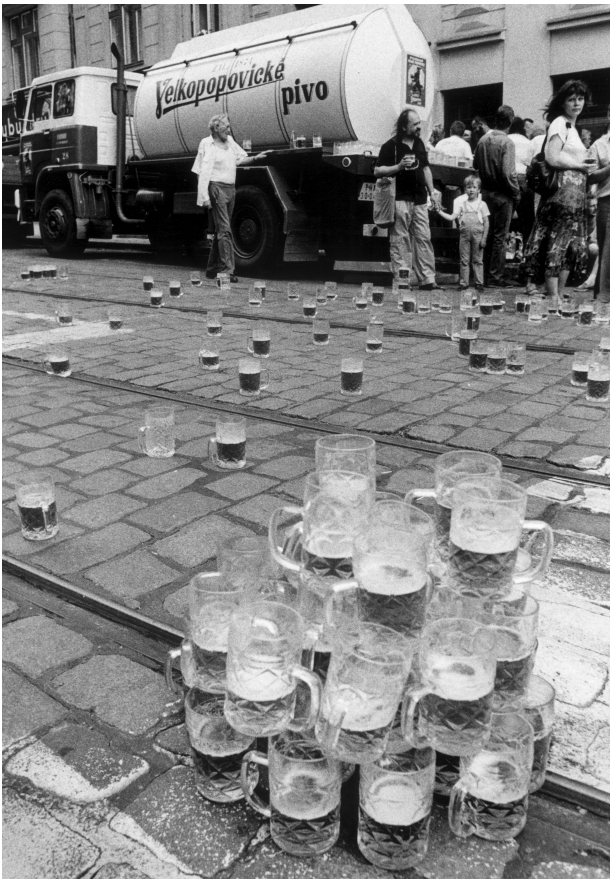
„Wir haben Durst wie ein Tram
Das paßt uns nicht in den Kram"

Das Echo erreichte die Laube und verhallte.

„Gott Mittwoch“, flüsterte Eman verblüfft und stockte unmittelbar darauf, denn er spürte, daß er sich unabwendbar ins Holbachsche Tollhaus der Teleologie hinüberkatapultiert hatte. Um seinen Fehltritt vor Emilka zu vertuschen, und weil schon lange, zu lange, nichts zu trinken da war, begann er zu lamentieren:

„Jetzt hat uns aber wirklich der Durst. Ein richtig grimmiger Durst.“

Emilka nickte zustimmend mit dem Kopf, weil sie sofort begriffen hatte, daß Eman sich auf ein Gedicht aus seiner frühen Schaffensperiode bezog, das *Ein Kosík ist gleich zwei Kopernikusse* hieß, und in dem es im Kern um eine Ehrenbezeugung vor Kosíks Umschwenken um 360 Grad ging. Nur die erste Strophe war erhalten geblieben, und es lohnt sich, sie in vollem Wortlaut anzuführen:



E. Brikcius, Pocta Mistru Horskému (Hommage an Meister Horský), Prag 1991

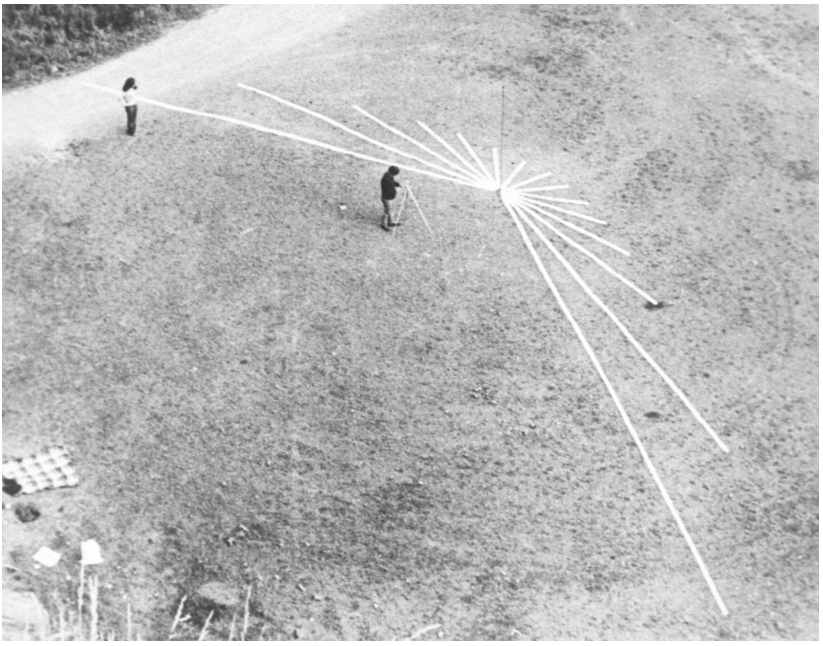
Gleich zweimal hat sich
Kosík wendig
um hundertsechs Grad um die eigene Achse gedreht

Die ungenauen „hundertsechs“ hatte Eman seinerzeit vor sich selbst mit dem Hinweis auf die dichterische Lizenz verteidigt.

Aber nun schleunigst zurück zu unserer Handlung. Kaum hatte Emilka mit ihrem kundigen Köpfchen zu nicken aufgehört, tauchte wie ein Deus ex machina ein Mädchen im Dirndlkleid auf und lud von einem riesigen Tablett eine neue Runde Vierteln auf dem Tisch ab. Das Tafelritual wiederholte sich fehlerfrei, nur das Lamentieren über die leeren Gefäße am Schluß umging Eman mit einem optimistischen Monolog, den nicht zu vermerken schade wäre:



E. Brikcius mit Václav Havel bei der Aktion „Pocta Mistru Horskému“



E. Brikcius, Sluneční hodiny (Sonnenuhr), Roztoky bei Prag, Juni 1970

E. Brikcius, Aktion anlässlich der Präsentation seines Buches „Sebraný spis“, Prag 1992



„Sei nicht traurig, Emilka. Nicht nur ein einziger Vorhang, sondern unzählige – wie gefallene Schutzengeln auf einer Nadelspitze – werden uns zuteil werden für unseren fröhlichen Auftritt vor – oder vielleicht hinter – diesem eisernen, und unser Auftritt wird so fröhlich sein, daß uns dafür unser Bondyscher Herrgott ein wenig länger dalassen wird."

Emilka senkte den Kopf, und vielleicht vernahm nur sie als einzige den Chor aller dieser gefallenen Schutzengel, wie sie gleichsam in unendlicher Ferne anstimmten:

„Pater Noster, qui es in caelo. Pater Noster, qui es quies, qui es quies …"

Und hierauf ergoß sich mit einem Schlag über alles die prophezeite Stille.

Die Dämmerung brach ein, am Ende wurde es finster und ganz zum Schluß erloschen auch die bunten Girlanden in unserer Laube – und auch in allen ihren Duplikaten. Emilka erwachte aus ihrem engelhaften Traumzustand, in den sie noch bei Gottes Licht versunken war, und erblickte, sofern das in einer Neumondnacht wie dieser überhaupt möglich war, die undeutliche Silhouette Emans, der dabei war, sich förmlich den Bart zu stutzen, was man in Neumondnächten tun soll, weil das nämlich bereits der aufgeklärte Graf Lew Nikolajewitsch glorreichen Angedenkens an den Rat seiner muslimischen Freunde immer getan hatte.

Zweiter Neumond: HÜTTELDORF

In fünf Minuten sollte es Mitternacht schlagen. Hand in Hand mit Emilka Šefelínová kletterte Eman Habásko junior über die Abzäunung und gesellte sich feierlich zu den genau eintausend grün-weiß livrierten Schlachtenbummlern, den regelmäßigen schwarzen Besuchern des Hanappistadions, auf der Westtribüne. Die Stille in der Neumondfinsternis war sozusagen heilig. Alle warteten auf das erste Wunder dieser Nacht.

Sie erlebten es und zwar beim letzten Schlag der Mitternachtsstunde, als der Stadionverwalter die Turmreflektoren an allen vier Ecken des magischen Rechtecks aufdrehte, wie er es in jeder Neumondnacht zu tun pflegte, damit die Vigilanten verfolgen konnten, wie das erleuchtete Gras wächst. Und auch die Vigilanten konnten verfolgt werden. Fasziniert gaben sie sich der negativen Massenhal-

luzination hin, bei der die Gläubigen dessen nicht ansichtig werden, wie unten zweiundzwanzig Fußballphantome mit vier Schlagschatten ihr ewiges Galamatch zelebrieren, aber dennoch daran glauben und glauben, wie sie es nur in Hütteldorf können.

Nur Eman als Skeptiker, wenngleich ebenfalls quasi Hütteldorfscher Provenienz, unterlag dem Hokuspokus nicht und zog aus seiner Tasche nüchtern das Programm hervor. Da hatte er sich aber etwas eingebrockt. Auf den Boden der Sitzreihe flatterte ein Gutschein für eine Mondtaschenuhr, den letzten, auf den Neumond eingestellten, Schlager einer Kampagne der Scherzartikel fördernden Linken. Eman hob den Gutschein auf und faltete gedankenverloren eine Schußwaffe daraus. Er musterte seine Mitmenschen um sich herum und wandte sich dann ratlos an Emilka. Diese beendete jedoch gerade ein kleines Nickerchen, das sie sich in der Zwischenzeit gegönnt hatte. Eman winkte daher wirkungsvoll mit der Knalle und fragte die erwachte Emilka alibistisch:

„Wovon hast du geträumt, Mäuschen?“

Und weil der Dialog sehr nett weiterging, können wir uns für eine Zeit des Kommentars enthalten.

„Von einem Schwarzen in einem Tunnel hat mir geträumt, Eman. Du weißt schon, von dem Deinem.“

„Da hast du gut geträumt. Schließlich ist dir ja bekannt, wieviel Arbeit ich mit diesem Epos hatte.“

„Na, gib nicht so an, mein Schatz. Unter den rassistischen Dichtern bist du nach Kipling ohnehin der zweitgrößte.“

„Halt’s Maul, Emilka ...“

Und jetzt ist es wieder an der Zeit, zum Kommentar zurückzukehren, weil nämlich Eman fast hinzugefügt hätte: „Du selbst bist die zweitgrößte“, aber zum Glück hatte er sich sofort zensuriert und fuhr bereits unkontroversiell fort:

„Siehe zum Beispiel mein Gedicht ‚Wenn und nur wenn‘, in dem ich den Meister übertrumpft habe, der, notabene, nie mein Meister war.“

Laßt uns einen Moment lang unsere Freunde verlassen und der Vollständigkeit halber besagtes Gedicht wiedergeben. Es wird in der Originalfassung sein, weil es zu Zeiten von Emans englischen Studien entstanden und bis auf den heutigen Tag unübersetzt geblieben war. Es ziemt sich nur, zur Erklärung hinzuzufügen, daß der prädikatsbildende Funktor „if and only if“ sich nach dem Code der Prädikatenlogik zu „iff“ verkürzt, welches sich allerdings vom blo-

ßen „if“ phonetisch nicht unterscheiden läßt. Das Gedicht selbst ist – wie übrigens im Untertitel gesagt wird – eine Ehrenbezeugung an die Grapscher, die in den sechziger Jahren der Schrecken der Londoner Metro waren. Dieses phantomartige Phänomen funktionierte so, daß es nicht vorkam, daß eine Lady in der Untergrundbahn auch nur eine einzige Station gefahren wäre, ohne daß ihr Gesäß nicht zur Zielscheibe der Aufmerksamkeit eines der wackeren Grapscher geworden wäre. Nun und jetzt das versprochene Gedicht:

Iff
or
Homage to All Brave Bottom-Pinchers on the London
Underground in the Years 1968–70

If and only if you're stiff
Your fair lady needs a clinch
Overground then have a tiff
Underground her bottom pinch

But if you're not manly gentle
Gentlemanly every inch
Who'll be far from sentimental
Levying your dental rental?

Her fair gentleman called Lynch!

„No jo“, sagte Emilka, die sich alle Gedichte Emans merkte, selbst wenn sie nicht bloß in einer einzigen Sprache verfaßt waren, in lokalem Dialekt.

„Na siehst du“, beruhigte sich Eman, „und auch wenn. Eigentlich bin ich selbst wie ein Schwarzer dran ...“

„Aber ein weißer, du mein Lieber“, fiel ihm Emilka schlagfertig ins Wort und drehte seine Hand mit der Innenfläche nach oben.

„Schwer nimmst ein Haar du dir auf dieser rosigen Hand ...“

„... eines weißen Schwarzen, wenn man es gar nicht bekommen kann“, reimte Eman den Satz fertig.

Der Hoffart war aber immer noch kein triftiges Ende.

„Andererseits läßt sich nicht verleugnen“, kam Eman neuerlich in Fahrt, „daß ich doch ein klein wenig ein Tabu gebrochen habe.“ Er verstummte, damit die Mitteilung ausklingen könne. „Und Tabu

– das ist schon ein besonderes Wort. Das erste, das selbst ein Dalí ausstieß, nachdem man ihn von seiner Mutter abgeschnitten hatte. Noch vor ‚Papá' und, notabene, vor dem Verbot, die Küche zu betreten."

Emilka war nun doch leicht perplex, aber die Angelegenheit war immer noch nicht ausgestanden. Eman ließ sich nicht stoppen, und dabei wußte Emilka wohl, daß Eman aus humanitaristisch-egalitären Positionen zu dem inkriminierten Gedicht *Ein Schwarzer im Tunnel* ein unangreifbares Motto aus *König Lear* verwendet hatte:

Be thy mouth or black or white
Tooth that poisons if it bite ...,

welches der armselige Anglophil Matěj Kuděj wahrscheinlich folgendermaßen übersetzt hätte:

Es mag dein Maul ein schwarzes oder weißes sein
Giftig gebleckt hast du die Zähne dein ...

„Basta!" fand Emilka ihre Fassung wieder, als der Wasserfall der Eitelkeit nicht und nicht enden wollte, und sie selbst davon wirklich so genug hatte, wie sie es formuliert hatte. Und damit Eman keine weitere narzißtische Orgie starten könne, fügte sie in einer Weise, die keine Widerrede vertrug, hinzu:

„Halt' endlich das Maul!"

Eman blieb nichts anderes übrig, als ehrenvoll von dem Thema Abstand zu nehmen.

„Aber, aber, Emilka. *Spaß muß sein*, selbst wenn sie Unsern Vater hängen würden ..."

Aber bevor es Eman gelang, sich definitiv aus der Patsche zu ziehen, ließ der Stadionverwalter ein meisterhaft getimtes Geräusch aus dem Lautsprecher los. Nur daß anstatt des – wenn auch etwas blasphemisch – bestellten Pater Noster zum patriotischen Entsetzen aller Anwesenden eine linksgerichtete Version der österreichischen Nationalhymne ertönte:

„Wir fragen nie: Was ist not
Für unsere lieben Farben?
Aus dem Feind machen wir Schrott
Ohne Rücksicht auf die Narben

Das ist unser täglich Brot
Nur unter unseren Farben
Superfarben: ROT-WEISS-ROT“

Der Ton verhallte, und die Masse nahm wieder Platz. Nur Eman richtete sich noch mehr auf und rief herausfordernd in Richtung Wienerwald:

„Wie geht es dir, Österreich?“

Und zur Antwort erklang aus dem Lautsprecher in einem unwiederholbaren Refrain gleichsam eine zweite Engelstimme:

„Lange Stiegen
Vor uns liegen
Aber uns ist eigen
Beständig zu steigen
Von den Siegen
Zu den Siegen“

Und erst darnach trat endlich das zweite und letzte Wunder dieser Nacht ein. Weil der Himmel sich vielleicht selbst für den Lapsus des Verwalters mit der Verwechslung der Schallplatten entschädigen, als ob sich sogar der Himmel Emans Apologie des Spaßes anschließen wollte, tauchte auf dem dunklen Firmament der allergrößte hellblaue Pudding auf, der je über Hütteldorf zu sehen gewesen war.

Dritter Neumond: KAISEREBERSDORF

Die Hochzeitsnacht mündete in einen schlappen rosaroten Morgen. Eman Habásko junior erwachte, und da Monatserster war, vertrieb er die besorgten Gedanken an den Hochzeitsverwalter, der im Fahrstuhl zwischen Dachboden und Dachgarten* steckengeblieben war, und skandierte dreimal fehlerlos *„white rabbit“*, um der magischen Formel Genüge zu tun, die ihm noch während seiner

---

* Siehe folgendes Fragment eines Gesprächs zwischen zwei Adressaten der Dedikation dieses Textes über eine Stilübung: „Wie heißt eigentlich Fahrstuhl auf lateinisch?“ fragte Martin Fanda Hybler. „No, natürlich ‚Pater Noster‘“, antwortete Petruška Fanda Šustrová.

Universitätsstudien auf den britischen Inseln dortige Folkloristen beigebracht hatten. Wer am Ersten gleich nach dem Erwachen dreimal verbal „das weiße Kaninchen“ zur Abwehr beutelt, wird daraufhin das Monatsende ohne größeren Schaden erleben. *First thing in the morning on the first day of the month. First thing in the month,* kürzte Eman sich die Prozedur wie jedesmal auch heute zufrieden ab und stellte sich sofort vor, wie er allen seinen drei Fleisch gewordenen Imaginarien durch ein Kaninchenloch in den morgendlichen Abschluß seiner Hochzeitsnacht nachfolgte. Sobald er sich aus der Zauberformel zurück an der rundlichen Hüfte Emilka Šefelínová Habáskovás wiederfand, richtete er ein Stoßgebet zum Bettenhimmel.

Die Nox nuptiarum war endgültig futsch. Seine Premiere als Gatte begann mit der Revolverzeitung, die Eman unter der Tür hervorzog. *Neue Kronen Zeitung.* Kaum hatte Eman sie aufgehoben, flatterten *Gutscheine* über den Teppich.

„Gutscheine, meine Gutscheine“, rief Eman aus und bückte sich flink nach dem nächstliegenden.

„Hast du auch
In Gebrauch
Uns'ren explosiven Rauch?“

„Knallzigaretten“, flüsterte Eman aufgeregt und zündete sich sofort die letzte aus der vorigen Runde an. Er machte selig einen Zug, und dann noch einen und noch einen, und als die Zigarette explodierte, wachte Emilka auf.

„Gott Mittwoch“, reagierte sie fromm auf die Detonation und reckte und streckte sich ausgiebig.

Eman eilte zwar als braver Ehemann, einen postnuptialen Kaffee aufzustellen, begann aber gleich darauf weitere Gutscheine für weitere Scherzartikel zu durchforsten: eine Uhr mit Springbrunnen, ein Hut ohne Hutboden, eine Telefonzelle mit Falltür.

„Donnerwetter, alles ein alter Hut!“ murmelte er wiederholt vor sich hin, weil er von den gleichen schon eine ganze Sammlung hatte.

„Eman, Schätzchen“, hatte Emilka sich ausgeräkelt, und Eman mußte, ob er wollte oder nicht, den ersten gemeinsamen Tag im Ehestand mit einer Huldigung an die gemeinsame Liebe eröffnen.

„Emilka“, begann er wie gewöhnlich zärtlich, nur daß es sich diesmal um eine eher gekünstelte Zärtlichkeit handelte. „Krejcirik, Weigl, Knaller, Kuna, Igesund. Was ist das?“

„Die Stürmer von Admira Wien“, sprudelte Emilka, ohne nachzudenken, hervor.

„Und Drabitz, Gasselich, Dihanich, Steinkogler, Petkov. Was ist das?“

„Die Stürmer der Wiener Austria“, irrte Emilka sich auch diesmal nicht.

„Und was ist das: Gröss, Brucic, Krankl, Panenka, Keglewitz?“

„Natürlich die Stürmer von unserem Rapid, Eman“, antwortete Emilka zum dritten Mal richtig und breitete die Arme aus, damit ihr zuteil werde, was ihr von heute an zustand.

Eman jedoch drehte sich um, streckte die Hände zum unsichtbaren Himmel empor und rief aus:

„Hab’ ich eine gescheite Frau!“

Dann ging bereits alles Schlag auf Schlag. Hurtig küßte Eman die erstaunte Emilka, setzte sich den Hut ohne Boden auf und verließ unsere Geschichte. Das lief so ab: Eman ging aus dem Zimmer, trat aus der Wohnung und aus dem Haus, schöpfte auf dem Gehsteig vor dem Haus so tief wie möglich Luft und bog um die Ecke zu der lustigen Telefonzelle mit Falltür, um die richtige Zeit zu ermitteln. Er trat in die Zelle.

„Den Hut ohne Hutboden ab vor so einer Zelle!“ konnte er noch den Patron der Scherzartikel Jiří Mordechaj Daníček zitieren, und dann spiegelten sich schon nur mehr alle Gutscheine und auch Schelmenstückchen, mit denen er reichlich gesegnet war, stoßartig auf seiner innerlichen Netzhaut. *„Gott Mittwoch“* war das allerletzte, wozu er sich noch aufraffen konnte, und es war, als ob ihn nichts überleben sollte.

Eman, Eman. Alles ist futsch. Alles ist futsch. Es gibt viele Scherzartikelsorten auf dieser besten aller möglichen Welten, aber niemals die gleiche zweimal. In einer Scherzzelle bist du vor Schande versunken, Eman. *„Gott Mittwoch“* hast du gerufen und mit einer Nadel, der in dem Heuhaufen gefundenen, hast du gestochen, aber nicht ein einziger Engel, dein Schutzengel, hat auf ihrer Spitze Platz gehabt ...

Bleibt noch der Schluß von Eman Habásko junior’s Dissertation über den ontologischen Gottesbeweis:

„... wir werden uns also offenbar damit abfinden müssen, daß

Existenz kein Prädikat ist. Und wenn die notwendige Existenz eine Variante der Existenz ist, dann ist auch sie kein Prädikat. Wenn aber beide Kategorien keinen gemeinsamen Nenner haben, dann impliziert der Ausspruch ‚Gott existiert notwendigerweise', selbst wenn er legitim aus einem Beweis hervorginge, nicht, daß Gott existiert."

Laßt uns zum Abschluß der Versuchung unterliegen und den Versuch unternehmen, das Ende dieses Textes so zu formulieren, damit er in Symmetrie zu seinem Anfang stünde: Setzen wir voraus, daß ‚ein Philosoph in seinem Herzen sprach: Gott existiert'. Woher kann er das aber wissen? Sichtlich nur schwer vom Gottesbegriff selbst. Eher konnte er es inne werden durch Gottes Wirkungen überall ringsum (und es sind nur dann Seine, wenn es Ihn gibt), durch Gottes Wirkungen, unter denen sich auch besagter Begriff findet. Irrt er, hat er aufgehört, ein Philosoph zu sein. Irrt er nicht ..."

GOTT MITTWOCH ...

Kein Gebet endet jedoch mit drei Punkten ... Jetzt alle Engel zusammen!

GOTT MITTWOCH
GOTT IST DOCH
GOTT SEI DANK
LEBENSLANG

***

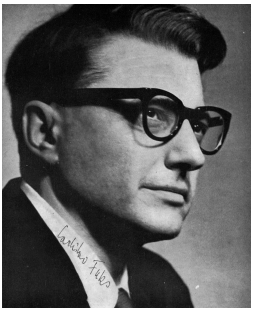
Gedankt sei Dr. Břetislav Hodek für die selbstlose Shakespeare'sche Hilfe bei der Reedition der Erzählung.

Petruška Fanda Šustrová, Martin Fanda Hybler und – last but not least – Fanda Fanda Pánek
gewidmet von Eugen Fanda Brikcius.

LADISLAV FUKS

Die Herzogin und die Köchin

Erstdr. 1983
(Auszug)



Ladislav Fuks
Geb. 1923 in Prag, gest. 1994 ebd.

Der Sohn eines Polizeibeamten mußte nach der Matura an einem Prager Gymnasium (1942) als Zwangsarbeiter in Göding arbeiten. Nach dem Studium der Philosophie, Psychologie, Kunstgeschichte und Pädagogik an der Prager Karlsuniversität (1945–1949) war er in einer Papierfabrik und von 1955 bis 1963 in der Staatlichen Denkmalspflege und in der Nationalgalerie in Prag beschäftigt. Seit seinem erfolgreichen literarischen Debüt mit dem Roman „Pan Theodor Mundstock“ (Herr Theodor Mundstock, 1963, deutsch 1964) war Fuks als freiberuflicher Schriftsteller tätig. Bis zum Beginn der siebziger Jahre verwendete er in Romanen (u. a. „Spalovač mrtvol“ [Der Leichenverbrenner], 1967) wie auch in Erzählungen das Thema der Judenverfolgung, um es mit Mitteln der Groteske und der Phantastik zu allgemeingültigen Parabeln der Unmenschlichkeit und der existentiellen Bedrohung des Menschen durch die Macht zu überhöhen. Im Unterschied zur überwiegenden Mehrheit führender tschechischer Autoren gliederte sich Fuks nach der Niederschlagung des Prager Frühlings in das staatlich sanktionierte Kulturleben ein und hatte keine Publikationsprobleme. In dem Ende des 19. Jahrhunderts in höchsten Kreisen spielenden Roman „Vévodkyně a kuchařka“ (Die Herzogin und die Köchin), dem ausladendsten und detailreichsten tschechischen belletristischen Werk über Wien, für das Fuks in den siebziger Jahren vor Ort umfangreiche Recherchen angestellt hatte, versuchte er einerseits, Wien als manieristische Wunderkammer und Stadt des Luxus auferstehen zu lassen, und andererseits, die Gründe für den drohenden Zerfall der Monarchie zu analysieren.

[...] Als die Herzogin mit dem Fürsten in den Salon trat, fiel ihr erster Blick auf seinen alten, harten Stuhl aus Holz und auf einen neuen mit Samt bezogenen Jugenstilfauteuil, der diesem gegenüber stand. [...] Noch bevor sie Platz genommen hatten, brachte der Kammerdiener eine Flasche roten Bordeauxwein, den Haut-Brion, mit dem sich der Fürst schon an der Tafel die Lippen genetzt hatte. Der Kammerdiener öffnete die Flasche, die Herzogin bedeutete ihm, er könne sich zurückziehen, und als er die Tür geschlossen, und sie sich mit dem Fürsten an den Tisch gesetzt hatte, schenkte sie selbst den Wein in zwei wunderschöne vergoldete Becher ein. [...] Der Fürst [...] gehörte dem österreichischen Hochadel an, seine Wiege war die Monarchie, und achtzig Jahre lang waren hier seine Lebenserfahrungen gereift. Wenn sich die Herzogin schon nicht um Politik und nicht einmal um die Landesverteidigung im Falle eines Krieges kümmerte, so ließ, was das Land unmittelbar in seinem Inneren betraf, sie nicht unbeteiligt, und genau darüber wollte sie etwas hören, und zwar von ihrem Onkel, einem Österreicher. Bei ihrem vorletzten Besuch hatte der Onkel, als er während ihrer Unterhaltung auf das Anhäufen von Geld zu sprechen gekommen war, unwillkürlich eine Bemerkung fallen lassen. Und jetzt sagte er: „Ich bin am Vorabend eines großen Ereignisses angelangt, laßt den Vorhang herunter, das Spiel ist zu Ende ...," dabei war jedoch von ihm selbst die Rede ... Ja, die Herzogin hatte bei dem heutigen Gastmahl an Petronius gedacht. [...]

„Fürst", sagte sie in dem kleinen Salon vor dem Haut-Brion zu ihrem Onkel, „ich hatte bei Ihrem Toast an der Tafel den Eindruck, daß sich in Ihren Worten die ernsthafte Sorge um das Schicksal unseres Vaterlandes spiegelte. Um Vaterland, Monarchie und Thron. [...]

Der Fürst schaute eine Weile irgendwohin zu der zweiten Tür, über der das Bild mit den Engelchen hing, dann zu der hölzernen Bibliotheksleiter neben der Wand und schließlich blickte er starr auf den Betstuhl mit der Säulenuhr darauf. Erst dann senkte er

seinen Blick auf den vor ihm stehenden Kelch mit dem Rotwein und begann zu sprechen.

„Hast du im Sinn, was ich neulich sagte, als ich mich über Vermögen, Fabriken, die Verbürgerlichung des Blutes äußerte ..., dich betrifft das freilich nicht, dir ist Besitz nicht ans Herz gewachsen, du gründest keine Fabriken und richtest auch dieses Hotel nicht des Profites wegen ein ..., wiewohl, warum dann eigentlich ...“, er blickte mit einem Lächeln zur Seite, „das weiß ich bis heute selber nicht. Wenn du es aber wissen willst ...“, der Fürst zuckte leicht mit den Achseln und betrachtete die Tischplatte mit dem Blick von Menschen, die über etwas nachdenken ... und dann richtete er sich ein wenig auf und sagte:

„Du schreibst ein Theaterstück über das Ende des Römischen Reiches und liest Bücher über die Geschichte. Und daher hast du vielleicht bemerkt, daß es keinen besseren Weg gibt, das Leben zu begreifen, als die Geschichte zu studieren. Weshalb? Weil gerade sie belegt, daß es nichts Dauerhaftes und Ewiges auf Erden gibt, sondern nur Zeitweiliges und Vergängliches. So wie ein einzelner Mensch geboren wird und stirbt, werden Völker geboren und sterben, entstehen und vergehen Länder, Reiche und ganze Gesellschaftsgefüge. Es hat Herren und Sklaven gegeben, Obrigkeit und Untertanen, hörige und freie Bürger, verschiedenste religiöse Parteien sind entstanden. Heute“, sagte er mit Nachdruck, „heute ist das anders. Heute entstehen ... vor den Augen des Throns ... politische Parteien, Parlamente, die Menschen wählen ihre Vertreter und entscheiden über die Regierung mit. Nichts Neues, wirst du einwenden, Demokratien, Republiken, Senate hat es auch schon im alten Griechenland und Rom gegeben, aber heute ..., heute ist es anders. Oder es beginnt anders zu werden, Sophie ...“

Die Herzogin blickte ihren Onkel an und lauschte. Und der Fürst fuhr fort.

„Leider Gottes ist das nicht alles. Leider Gottes nimmt die Arbeitslosigkeit zu und Not greift um sich – ich will nicht behaupten, daß sie schlimm ist, aber dennoch, jeder hat seine eigenen Maßstäbe dafür – und die Notleidenden rebellieren. Es hat auch früher verschiedene Revolten gegeben, zum Beispiel die Bauernaufstände, doch das war etwas anderes ... Heute empfinden diese Armen die Armut stärker, es sind ihrer auch mehr, und ihre Unzufriedenheit wächst. Hie und da zeigen sie sie, durch einen Aufmarsch, einen Streik oder eine Demonstration ..., stets vor den Augen des Throns ...

Aber auch viele Gebildete haben immer mehr das Gefühl, daß Reformen und Veränderungen nötig sind. Trotz der ganzen Reformen und Veränderungen in den letzten fünfzig Jahren verspüren viele das Bedürfnis nach weiteren Reformen und Veränderungen und bemühen sich tatkräftig um sie. Frag' nach, reformiere, verändere etwas, und du wirst es verstehen. Einfach gesagt, was früher, vielleicht ganze Jahrhunderte lang, gegolten hat, hat heute gleichsam den Boden verloren und zu gelten aufgehört, ja, vor den Augen des Thrones, weil sich die Zeit und die Welt ändern, Sophie. Die Zeit und die Welt ändern sich, Sophie", sagte der Fürst noch eindringlicher, „und sie ändern sich deshalb, weil sich, was früher Geltung hatte, überlebt, weil die Macht von einzelnen in die Macht vieler übergeht, und weil auch das Vermögen seine Besitzer wechselt. Es konzentriert sich wieder in den Händen Einzelner, darin besteht kein Unterschied ... wir haben dieses Thema neulich gestreift ..., aber es sind absolut andere Hände. Die Hände von Unternehmern und Kapitalisten."

Die Herzogin saß da, blickte ihren Onkel an, lauschte, und der Fürst schaute irgendwohin auf die Zimmerdecke.

„Die Französische Revolution war ein Signal, Sophie. Die Aufklärung, der Liberalismus ..., für dich ist das ja nichts Unbekanntes, dein Vater hatte dafür ... manchmal fast schon übertriebenes ... Verständnis. Aber die Revolution ist nicht einfach nur so entstanden ..., und darin liegt leider das Problem. Sie wurde geboren und reifte jahrhundertelang heran, bis sie eines Tages am geeigneten Ort und zur richtigen Zeit ausbrach. Geboren und reif wurde sie, und hier steckt leider das Problem, mitten unter den Menschen, in der Gesellschaft, später in den Völkern. Und genau dort, unter den Menschen, in der Gesellschaft, in den Völkern wird auch heute ständig etwas geboren und reift heran, vor den Augen der Krone und des Throns. Man kann es unterdrücken, jawohl", der Fürst nickte jetzt ziemlich heftig, „unterdrücken, wie es der Wiener Kongreß getan hat, Fürst Metternich, aber für wie lange? Es waren nicht einmal volle fünfunddreißig Jahren verstrichen, und das Jahr achtundvierzig kam, und du weißt, was es bedeutet hat. Revolution im ganzen Reich, wie auf Verabredung. In Ungarn, in Prag, in Italien, aber auch hier, bei uns, in Wien, direkt vor dem Thron, unter den Fenstern der Hofburg. Ich habe es miterlebt, ich war siebenunddreißig Jahre alt. Ich hielt mich damals gerade in Millstatt auf, mein damaliger Kammerdiener kam und sagte: ‚Durchlaucht, in Wien

geht was vor. Und auf meine Frage, was es sei, sagte er: ‚Vielleicht nennt man das Revolution ...' Die einen denken sich törichterweise, die unzufriedenen Herrenstände hätten sie angezettelt, wie manchmal in der Vergangenheit, keineswegs, es war anders ... Jemand anderer bildet sich einfältig ein, hätte man diese Bewegungen zerstreut, wären sie verschwunden. Erstens ist es bedenklich, daß es in unserem lieben Land überhaupt zu solchen Bewegungen kommen konnte, und zweitens ..., was genauso ernst ist, daß sie in unserem gesegneten Land nicht anders als mit Waffen, das heißt mit anderen Worten ... mit Macht unterdrückt werden konnten. Und was ging daraus hervor? Nach zwei Jahren zwar der Bach'sche Absolutismus, doch hat er sich gehalten? Das Patent von 1861, die Zusammensetzung des Reichsrates, ein Abgeordnetenhaus mit von den Landtagen gewählten Vertretern, das Herrenhaus nur als ein Teil davon, die Verfassung des Jahres 1867, der neue Anfang eines neuen Endes. Schlicht, Veränderungen haben nach den Revolutionen eingesetzt, die Ideen haben sich verstärkt ... und all das lebt und wächst heute weiter. Ich bin alt und gehe nicht mehr aus, aber, Sophie, das sehe ich ..."

Die Herzogin saß da, schwieg und lauschte, und ihr Onkel war jetzt leicht erregt. Sein freundliches, rosig angehauchtes Gesicht schien sich verdüstert zu haben, und seine Augen wirkten, als wären sie etwas eingefallen. Und dennoch ... diesen Eindruck hatte die Herzogin ..., trotz allem ... war der Onkel ruhig. „Erregt und ruhig", dachte sie, „was ist das? Entweder er täuscht diese Ruhe vor ..., so wie er wahrscheinlich vorgespiegelt hatte, gesund zu sein, oder es ist eine Ruhe, die von der Ohnmacht des Alters kommt, oder eine Ruhe, die ihm seine Seele spendet." Und sie blickte zu ihm auf, und er fügte hinzu:

„Die Zeit ändert sich, die Welt ändert sich, und die Monarchie steht heute zwischen zwei Feuern. Nun, das ist meine Sicht der Dinge, die du vielleicht hören wolltest."

Die Herzogin nippte kaum merklich an ihrem Wein und überlegte rasch. Es kam ihr vor, der Onkel habe den Eindruck, schon alles gesagt zu haben. Diesen Eindruck hatte sie nicht.

„Möchten Sie noch etwas trinken?" lächelte sie und hob neuerlich ihren Kelch. Ihr Onkel kam ihrer Aufforderung nach. Er hob sein Glas und tat einen kleinen Schluck.

„Sie sagten", lächelte sie, „die Monarchie steht zwischen zwei Feuern? Darf ich Sie bitten, was Sie damit zu meinen geruhen?"

Und wieder betrachtete der Fürst die Tischplatte, wie es Menschen tun, die über etwas nachdenken, und sagte:

„Das eine Feuer, das uns verbrennt, sind unsere Völker, die die Selbständigkeit wollen. Autonomie, vereinzelt auch die Abspaltung vom Habsburgerthron. Denk' an die Magyaren im Jahre 1867. Kronprinz Rudolf wußte es und hatte Pläne, die er verwirklichen wollte. Auch Franz Ferdinand, den in meinem Haus als Gast zu empfangen, ich gerade die Ehre habe, hat von so manchem Kenntnis. Viele Leute wissen sichtlich nicht, womit er sich gerade befaßt, Seine Majestät verbieten ihm jegliche politische Betätigung. Sophie, er beschäftigt sich mit der Idee Vereinigter Staaten von Österreich-Ungarn." Und er erklärte das seiner Nichte in knappen Zügen.

„Der Plan ist in Amerika in ihm gereift. Jeder Staat sollte sich auf seine Art entwickeln, kein Volk würde mit dem anderen in Konkurrenz stehen, und alle würden gleichberechtigt unter der Habsburgerkrone leben. Man ist fast verblüfft, was für eine Idee das ist. Die Nationalitätenfrage wäre gelöst. Man könnte sich aber auch fragen ..., ob das heute ... überhaupt noch ausreichen ... oder ob es sich halten würde. Ich glaube", sagte er plötzlich irgendwie schroff, als würde er sich selbst übertönen, „daß es unmöglich ist. Ein kleines Beispiel. Es ist ein paar Tage her, daß Badeni in den böhmischen Ländern Tschechisch als Amtssprache eingeführt hat, der Versuch einer Reform auf sprachlicher Ebene, und schau, was daraus entstanden ist." Der Fürst sah die Herzogin an und erkannte, daß sie nicht wußte, was daraus entstanden war. Und so sagte er trocken:

„Neue nationale Tumulte, Sophie. Die Deutschen demonstrieren und schreien: Weg mit Badeni!, und im Parlament schreien sie sogar: Weg mit Österreich! Jetzt, gerade jetzt in diesen Apriltagen, unsere Deutschen, unsere deutschen Studenten, und da geht es nur um eine Sprache und um ein Volk. Seine Kaiserliche Hoheit täuschen sich gewaltig mit diesen Vereinigten Staaten, aber ich werde ihm gegenüber keine Andeutung machen, ich bin schon ein alter Mann, er könnte meinen, daß ich die Epoche und die Zeit nicht verstehe, daß ich unter der Botmäßigkeit des Kaisers stehe, vielleicht findet er ein paar junge Freunde, die er nicht verdächtigen wird. Aber unsere unseligen Nationalitätenverhältnisse sind nur das eine Feuer. Das zweite sind die Arbeiter in den Fabriken und auf den Gütern der Großgrundbesitzer, die alle höhere Löhne,

eine erträglichere Arbeit, die Erfüllung ihrer Forderungen wollen. Und wie die nationale, so verweist auch die Arbeiterpartei auf ihre Rechte und macht ihre Sache zu einer heiligen Sache.

Ministerpräsident Taaffe hatte nicht die schlechtesten Pläne. Ich erinnere mich, wie er bei seinem Amtsantritt vor zwanzig Jahren mit dem liberalen Kapitalismus abrechnete und dafür von der Klerikalenpartei gefeiert wurde. Dann versuchte er, die Wiener Arbeiterschaft für sich zu gewinnen, die er vorher verfolgt hatte, wie er nur konnte, und als er seine Wahlreform ankündigte, rechnete er mit ihrer Unterstützung. Aber er hatte sich geirrt und kam zu Fall. Der heutige Badeni hat gleichfalls Reformgedanken, ich spreche gerade von ihnen, ist aber heute genauso gefährdet wie Graf Taaffe vor vier Jahren, und, Sophie ..., lange wird er sich nicht halten. Wenn man das alles verfolgt, kann man den Eindruck gewinnen, daß alles vergeblich ist. Egal, ob man das eine oder das andere tut. Ob man volle Schüsseln oder eine leere Hand gibt. Man kann den Eindruck gewinnen, daß nichts mehr zu reparieren ist. Zu sehr hat sich schon die Zeit gewandelt, zu anders ist die Welt, und was gestern noch ging, geht heute nicht mehr. Die zwei Feuer sind da, und was dazwischen ist, überlebt sich immer mehr und wird immer schwächer."

Die Herzogin saß reglos da, blickte ihren Onkel an und schwieg. Sie schwieg und dachte nach. Dann, ganz unerwartet, vernahm sie schwache Musik. In einem der weiter weg liegenden Salons spielte ein Kammerorchester, und es war ein Walzer. Der Onkel hörte ihn offenbar nicht, und der Herzogin schoß durch den Kopf, daß jemand anklopfen und sie ersuchen könnte, zu den Gästen zurückzukehren. Sie konnte sich nämlich des Eindrucks nicht erwehren, daß ihr Onkel, wenn er wollte, noch etwas sagen könnte.

„Vielleicht findet das, von dem Sie zu meinen geruhten, es überlebe sich und würde schwächer", bemerkte sie mit etwas übertriebenem Trübsinn, „wieder zu seiner alten Kraft zurück und erholt sich wieder, erlebt eine Auferstehung ...", und erfreut akzepierte sie, daß ihr Onkel sie unterbrach.

„Sophie", sagte er, und sein Blick war irgendwohin ins Unbestimmte gerichtet, „eine Kraft existiert heute. Noch dazu eine, die die Feuer, von denen ich sprach, miteinander verbindet ... und nicht nur bei uns, sondern in fast ganz Europa. Weißt du, was das ist?" fragte er, hatte aber den Eindruck, daß seine Nichte es nicht wisse, und sprach es daher aus: „Die ... Sozialdemokraten."

„In diesen Apriltagen“, sagte er, „sind es genau dreiundzwanzig Jahre her, daß diese Partei vor den Augen des Throns bei uns gegründet wurde. Die verschiedenen Parteien, die Liberalen, die Alldeutschen, die Christlichsozialen, die Radikalen und so weiter, bekämpfen einander, die Sozialdemokraten jedoch glauben niemandem, sie lassen sich mit keinem verkuppeln, weder früher mit Taaffe, noch heute mit Badeni, und sie beharren auf ihrer Meinung. Und ich kann mir nicht helfen, mir scheint, daß sie als einzige stark sind, auf die Menschen wirken und sicher sind, daß sie gewinnen werden. Sie verbinden die zwei Feuer, zwischen denen wir uns befinden, zu einer einzigen Esse ..., zu etwas, was man in unseren steirischen Hütten sehen kann, und daraus kann sich ein Brand erheben. Und alles, was war und was heute ist, kann in ihm zugrundegehen und alles andere und Künftige daraus hervorgehen. Und was das sein wird? Das weiß höchstens Gott. Aber Krone und Thron wird es nicht gut bekommen. Dieses Reich, Sophie, besteht jahrhundertelang. In der Hymne singt man ‚Österreich wird ewig steh'n!‘ und man singt auch ‚Österreichs Geschick bleibt mit Habsburgs Thron vereint!‘. Das erste, die ewige Dauer des Reiches, ist Dichtung. Alles vergeht, nichts ist ewig, nur Gott und die menschliche Seele haben ein Patent auf die Ewigkeit. Aber das zweite, vom Schicksal des Habsburgerthrons ..., vom Schicksal Österreichs, das mit ihm vereint ist ..., daß das statt Dichtung nur nicht ... eine Prophezeiung sein möge. Möchtest du noch etwas, Sophie?“

Jetzt, erst jetzt, spürte die Herzogin, daß sie nichts mehr wollte.

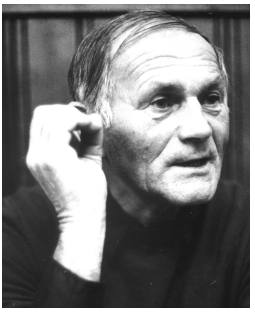
Sie betrachtete das leicht rosig angehauchte Antlitz mit den feinen Altersfältchen, das noch immer irgendwie verdüstert schien, die Augen, die immer noch eingefallen wirkten, und unter dem Hals den Orden des Goldenen Vlieses. Er saß ihr gegenüber vor seinem vergoldeten Weinkelch und blickte sie an. „Er ist alt“, dachte sie, „wirklich sehr alt, aber er verfolgt wahrlich immer noch eine Menge Dinge und bildet sich eine Meinung. Und diese Ruhe“, dachte sie, „er täuscht diese Ruhe nicht vor. Er zweifelt, verzagt, düstere Visonen erregen ihn, aber er ist wirklich ruhig, und das kommt aus dem Wissen darum, daß er fortgehen wird. Daß sein Vorhang fällt. Es ist eine Ruhe aus dem Bewußtsein des Todes ...“, und ehe sie diesen Gedanken vollendet hatte, schien er durch den Fürsten bestätigt zu werden. Weil er noch hinzufügte:

„Wir leben in keiner allzu guten Epoche, Sophie, auch wenn es immer noch irgendwie geht. Wo sind die Zeiten, Maria Theresias etwa ..., doch ich bin wahrlich alt, vielleicht irre ich mich, bestimmt kann ich aber an der heutigen Entwicklung nichts mehr ändern. Ich kann nichts mehr aufhalten und nichts besser machen, damit habe ich mich abgefunden. Doch eines ist sicher, glaube ich", sagte er, „es hat das goldene Zeitalter auf Erden einmal gegeben. Damals, als das Gold noch nicht regierte. L'âge d'or était, l'âge où l'or ne régnait pas. [...]"

BOHUMIL HRABAL

Ich dachte an die goldenen Zeiten

Entst. 1982–1985 · Erstdr. 1986
(Auszug)



Bohumil Hrabal
Geb. 1914 in Brünn-Schimitz, gest. 1997 in Prag

Nach der Matura in Böhmisch Brod (1935) studierte Hrabal bis zur Schließung der tschechischen Hochschulen (1939) an der Karlsuniversität Rechtswissenschaft. Während des Krieges und nach dem Studienabschluß im Jahre 1946 übte er mannigfaltige Berufe aus. Die so gewonnenen Erfahrungen flossen in seine Werke ein. Als im Zuge der Entstalinisierung 1963 sein erster Prosaband „Perlička na dně“ (Perlchen auf dem Grund) veröffentlicht wurde, hatte Hrabal schon fast drei Jahrzehnte schriftstellerischer Tätigkeit hinter sich. Durch den Mund seiner „Bafler“, frei fabulierender Antihelden in der Tradition des Schwejk, nach denen der Erzählband „Pábitelé“ (Die Bafler, 1964, deutsch 1966) benannt ist, beschreibt er eine teils groteske Wirklichkeit, in der sich das Leben ungenormt in aller Widersprüchlichkeit manifestiert. Besonders in „Taneční hodiny pro starší a pokročilé“ (Tanzstunden für Erwachsene und Fortgeschrittene, 1964, deutsch 1965), einer absurd anmutenden Tirade seiner Lieblingsfigur, Onkel Pepins, finden sich zahlreiche Reminiszenzen an die Monarchie. Nach dem Prager Frühling stand Hrabal unter Publikationsverbot, von 1976 an erschienen seine Bücher jedoch außer im Samisdat und in Exilverlagen auch in offiziellen Verlagen in der ČSSR. In der für ihn belastenden existentiellen Situation hatten seine Helden einen Prozeß der Verinnerlicherung durchgemacht, was sich besonders in „Příliš hlučná samota“ (Allzu laute Einsamkeit, [Samisdat] 1976, deutsch 1989), einer Prosametapher für den Kulturvandalismus des Totalitarismus, abzeichnete. In der 1986/87 im Samisdat edierten autobiographischen Trilogie „Svatby v domě“, „Vita nuova“ (zusammen in gekürzter Fassung auf deutsch als „Hochzeiten im Haus“, 1993) und „Proluky“ (Baulücken, deutsch: Ich dachte an die goldenen Zeiten, 1999) schildert Hrabal durch den Mund seiner Frau sein Leben von den fünfziger bis in die siebziger Jahre.

[…] In einer Viertelstunde sollte mein Schnellzug nach Wien abfahren, ich stand auf dem Bahnsteig, als mein Mann mit seinem Einkaufsnetz angerannt kam, und ich hatte den Eindruck, daß er schon wieder betrunken war, er war aber trunken von seinem Büchlein, von seinem Vorabexemplar, er half mir in den Waggon und grölte … Das ist ein Goal! Eine Auflage von zwanzigtausend … und jetzt müssen alle diese Pakete wieder ausgepackt werden, sieben Lektoren haben den Text überwacht, und dennoch hat sich der Druckfehlerteufel eingeschlichen! Stell dir vor! Im Text steht der Satz: „… und im Graben lag silbrig glänzend die Motorhaube des NSU Sport Marx …"! Dabei muß dort stehen: „… und im Graben lag silbrig glänzend die Motorhaube des NSU Sport Max"! Sieben Mädchen müssen nun die zwanzigtausend Seiten suchen und dieses r retuschieren und mit der Feder ein Pünktchen malen … Und dann wieder alles zu Zwanzigerstapeln verpacken … schrie mein Kleinod, und ich errötete … Sei doch still, ich bitte dich … Der Schaffner pfiff schon, mein Mann stand auf, und ich staunte, und auch den Mitreisenden fielen fast die Augen aus dem Kopf … Das ganze Einkaufsnetz war voller Hundertkronenscheine … Und der Schaffner pfiff nochmals, und mein Mann sprang auf den Bahnsteig hinaus und schwenkte sein Einkaufsnetz, es sah aus, als trüge er Spinat nach Hause … und der Zug fuhr an und mein Mann lief neben dem Fenster her und erklärte … Schau … man hat mir einen Vorschuß gegeben, zehntausend Kronen … Pepíček und ich werden das Haus anstreichen … und dann blieb er stehen und ließ das Einkaufsnetz kreisen, und die grünen Scheine glänzten tatsächlich wie Spinat … Als ich Platz genommen hatte, sagte die Frau, die mir gegenübersaß … Der Herr Gemahl ist ein lustiger Kerl, Sie erleben wohl so allerlei mit ihm, nicht wahr?

Ganz gemächlich und gemütlich fuhr der Zug in den Franz-Josefs-Bahnhof ein, ich stand im Gang, und auf dem Bahnsteig wartete mein Bruder Karel, Karli … Als ich mit den Koffern ausgestiegen war, flog Karel mir entgegen, und schon lagen wir uns in den Armen, ich lehnte mein tränenüberströmtes Gesicht zurück, ja, wir waren es, Karli und ich … und nach so vielen Jahren sahen wir uns wieder. Als ich aus den Tränen herausgeschwommen war, sah ich es, jawohl, Karli war elegant wie eh und je, er trug wie eh und je die besten Anzüge, die edelsten Schuhe, ein blitzsauberes Hemd und eine lässig gebundene Krawatte. Sein Haar hatte sich zwar gelichtet, war aber immer noch kastanienbraun und leicht gewellt,

er duftete nach Kölnischwasser und hatte die Narbe am Kinn überpudert, diese Narbe, die von einem Granatsplitter irgendwo dort an der Ostfront herrührte … Und dann verfrachteten wir die Koffer in einen Simca, und dieser Simca war genauso blank gewienert wie Karlis Schuhe, überhaupt wie der ganze Karli, mein Bruder, den ich seit Kriegsende nicht mehr gesehen hatte, eigentlich hatten wir nie Gelegenheit, einander richtig zu sehen, weil Papa früher nicht gewollt hatte, daß Karli tschechische Kameraden hatte und mit tschechischen Mädchen befreundet war, dennoch war Karli in Prag Mitglied der tschechischen Ruderklubs gewesen, und obwohl mein Vater wünschte, Karli solle sich um unsere Funierholzfabrik kümmern, zog er es vor, mit seinen Freunden und hübschen Mädchen in Prag tanzen zu gehen … Und nun fuhr er mich in seinem Simca durch Wien, natürlich nur durch die Kärntner und die Mariahilfer Straße, und ich war geblendet von den breiten Straßen mit den schönen Geschäften und all den Menschen, die ihren Beschäftigungen nachgingen, eine Weile standen wir im Stau, und dieses Wien erstaunte mich und schien mir noch viel schöner, als ich es in Erinnerung hatte von damals, als wir in Břeclav, in Lundenburg mit den Freundinnen in den Schnellzug stiegen, um nach Wien zu fahren und die Schule zu schwänzen … doch das war zu Beginn des Krieges gewesen … Und dann stieg ich in Rodaun am Stadtrand von Wien aus, meine Schwägerin hieß mich willkommen, und ich erkannte sofort, daß sie es war, die Karli im Zaum hielt, daß sie es war, die nicht nur zu Hause, sondern überall das Zepter schwang, sie war eine reizende Frau, so ein Wiener Typ, wie ein Kegel sah sie aus und lächelte, doch war es keineswegs ein Lächeln, das Freude über meine Ankunft verriet, meine Schwägerin beruhigte sich erst, als ich sagte, ich sei nur für diese dreizehn Tage gekommen und würde wieder zurückkehren, ich sei jetzt in Prag zu Hause … ich sah, wie ihr ein Stein vom Herzen fiel, und sie lächelte glücklich, daß ich nicht vorhatte, für immer hier in Österreich zu bleiben … Und Karli hatte inzwischen seine Schuhe ausgezogen und Schuhspanner hineingesteckt, er polierte sie mit einem Flanellappen und zog dann seine Pantoffeln an, auch ich mußte Hausschuhe anziehen und saß dann im Herrenzimmer, die Küchentür stand offen, und die Küche war ganz weiß, wie beim Zahnarzt sah es dort aus, und meine Schwägerin band sich eine weiße Schürze um und bereitete das Abendessen zu, sie saß auf einem weißen, mit Chromleisten verzierten Drehstuhl und öffnete das weiße Lacktürchen des

weißen Küchenschranks, in satten Farben leuchteten dort die Gewürze, auch die Mohrrüben, die sie raspelte, strahlten vor lauter Frische, und die Büschel grüner, gekräuselter Petersilie ebenfalls … und dann tischte sie uns Naturschnitzel auf, sie selbst machte gerade eine Mohrrübenkur … Und Karli fragte mich leise, ob Prag immer noch so schön sei wie damals, als er jung war, als er an der Hochschule studierte und im Studentensportklub Tennis und Basketball spielte? Und ob im Herzchen und im Bal Negre noch immer getanzt werde? Und was Juliš mache? Und der Tanzsaal Moldau im ersten Stock? Und vor allem, ob die Achterregatten der Stadt Prag noch stattfanden? Und als ich ihm sagte, daß ich Serviererin im Grill des Hotels Palace war, da strahlte er, ob man im ersten Stock des Palace noch immer so gut esse? … Also wohnte ich bei Karli in Rodaun, und jeden Abend wartete ich vor seiner Firma in Rodaun auf ihn, ich sah, wie er immer um halb sechs noch einige Male im weißen Kittel über den Hof dieser Wiener Holzfirma lief, Vater war tot, und ich war froh, daß er Karli nicht sah, der Vaters Firma hätte übernehmen können, es aber vorzog, mit schönen Fräuleins und seinen Kameraden durch Prag zu flanieren, anstatt sich Vaters Firma zu widmen … Karli wußte vermutlich im voraus, wie alles enden würde, schließlich hatte Vater alles verloren, weil er nicht damit gerechnet hatte, daß die Deutschen diesen Krieg verlieren könnten, denn als ich mit Karli Salzburg besuchte, zeigte er mir eine schöne Villa dort, für die Vater das Geld gehabt hatte, die er hätte erwerben können, doch wozu, damals im Jahre vierunddreißig, als er in Hodonín, in Göding ja eine viel schönere Villa besaß … und vor allem wäre Vater nie der Gedanke gekommen, daß es mit ihm solch ein Ende nehmen könnte und nicht nur mit ihm, sondern mit der ganzen Familie samt Lizaj und Onkel Wulli … Und so war ich mit Karli jeden Tag an einem anderen Ort, einmal waren wir im Hotel Sacher, einmal fuhren wir nach Thallern Brathendl essen, dann wieder ins Café Demel, wo die Serviererinnen einen mit „Haben schon gewählt“ ansprachen … Und dann war ich mit Karli aus Neugier noch im Café Hawelka und in Grinzing, und ein andermal fuhren wir nach Klosterneuburg, oder wir promenierten auf der Kärntner Straße und über den Graben, und ich war geblendet von diesem Wien und seinen Geschäften und dem wunderschönen Wiener Deutsch, und einige Male wurde mir schwer ums Herz, und ich wünschte mir, wenn ich mein Leben nach dem Krieg nochmals hätte neu beginnen können, dann wollte ich nirgendwo sonst le-

ben, nur hier in Wien, ich fühlte mich wie zu Hause, alle Menschen hier kamen mir wie die Menschen vor, mit denen ich bis zu jenem Jahre fünfundvierzig zusammengelebt hatte, denn meine Mutter war Österreicherin, Tochter eines Oberförsters, und je mehr ich von Wien begeistert war, desto öfter berichtigte mich meine Schwägerin und behauptete, das habe ja alles seine Richtigkeit, in Wien müsse man aber arbeiten, arbeiten und nochmals arbeiten, sie müsse in ihrer Schuhfabrik jeden Tag bis sechs Uhr abends arbeiten … und Karli sagte zu mir … Ich bin ein Fremder hier geblieben, mich hat dieses Wien nicht akzeptiert, mein Leben in Wien, das ist der Weg zur Arbeit und wieder zurück, fernsehen und früh zu Bett, damit ich früh am Morgen in der Firma bin und bis halb sechs schufte und schufte … Ich bin ein Fremder hier, nur in den Urlaub kann ich fahren, wohin ich will, in den Ferien kann ich in jedem x-beliebigen Meer baden, zu Weihnachten kann ich eine Woche Ski fahren, wo immer es mir gefällt … Doch in dieser Stadt hier bin ich ein Fremder, ein Sudetendeutscher, obwohl ich meine schönsten Jahre mit tschechischen Freunden und tschechischen Fräuleins in Prag verbracht habe, in Prag war ich zu Hause, bis Hitler kam, den anzuschauen auch unsere Mama gefahren ist, damals, als er durch Wien fuhr, ich erinnere mich, als sie wieder zu Hause war, weinte sie vor Glück, daß sie Hitler gesehen hatte, es weinten vor Glück auch Lizaj und Tante Pišinka, die letztes Jahr gestorben ist, ich aber habe gleich gewußt, das war das Ende mit den Prager Mädchen, mit den Prager Kameraden … und weil wir in den Sudeten wohnten, waren wir Deutsche und mußten an die Front … das erzählte Karli mir leise immer und immer wieder, und mit einem Taschentuch verdeckte er die weggeschossene Stelle an seinem Kinn …

Nach Prag fuhr ich etwas weiser zurück. Im Franz-Josefs-Bahnhof stand ich mit Tränen am Fenster des Vindobona, Karli hatte mir ein neues Kostüm, einen Koffer voll Wäsche und Geschenke gekauft, jetzt stand er auf dem Bahnsteig und sah zu mir hoch, er lächelte mich an, stand da wie ein geknickter Marionettenkönig, die Schwägerin war wie immer im Kostüm, sie hielt meine Hand und lächelte mich an, das war eine Frau, wie Karli sie brauchte, sie zeigte keine Gefühle, und nichts konnte sie erschüttern, sie kannte ihren Wert und wußte, daß Karli ohne sie nicht nur nicht zurechtkäme, sondern den Verstand verlöre … Ein Pfiff, und der Schnellzug fuhr an, Karli weinte, er tupfte sich mit einem Taschentuch die

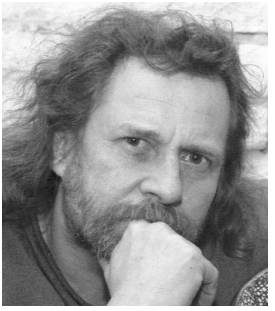
Augen und das Kinn trocken, die Schwägerin lächelte und war sichtlich froh, daß ich endlich nach Prag zurückfuhr, damit sie sich von meinem dreizehntägigen Aufenthalt erholen konnte, und dann sah ich noch, wie Karli sich niederbeugte und mit dem Taschentuch leicht über das Hosenbein und dann über die Spitzen seiner glänzenden Schuhe wedelte …

Am Bahnhof in Prag erwartete mich mein Mann, er hatte Fältchen rund um den Mund und gab mir nicht einmal einen Kuß, ich wich vor ihm zurück, denn er roch nach Bier, schuldbewußt lächelte er und trug meine Koffer, und da alle Taxis unterwegs waren, fuhren wir mit der Straßenbahn, ich schaute hinaus und sah, daß Prag tatsächlich heruntergekommen und von Papier übersät war, und vor allem sah ich, daß Röhrenkonstruktionen alle möglichen Straßen verschandelten, und wie die Prager Peripherie allmählich ins Zentrum vorrückte, Wohnwagenparks, die von mit Draht zusammengehaltenen Brettern, Balken und Traversen umzäunt waren, ich wunderte mich nur, daß mir das bisher nicht aufgefallen war, im Zentrum von Prag sah es aus wie in Wien, wie in dem Wien an der Peripherie …

ZBYNĚK BENÝŠEK

Valentinka

Erstdr. 1987



Zbyněk Benýšek
Geb. 1949 in Olmütz

Nach dem Besuch der Kunstgewerbeschule in Brünn (1964 bis 1968) studierte Benýšek an der Universität Olmütz und übersiedelte 1970 nach Prag. Er verdiente dort seinen Lebensunterhalt als Hilfsarbeiter und mit anderen manuellen Tätigkeiten. Nach Unterzeichnung der Charta 77 arbeitete er als Nachtwächter, Hausbesorger und Heizer. 1982 emigrierte er nach Wien, wo er die Zeitschrift „Paternoster. Malá revue pro umění a kritiku“ (Paternoster. Kleine Revue für Kunst und Kultur) herausgab, die er auch noch nach der Rückkehr nach Prag bis 1992 redigierte. Seine Bilder waren auf zahlreichen Ausstellungen, auch in Deutschland und Österreich, vertreten. Seine seit Mitte der sechziger Jahre entstandene Lyrik und Prosa veröffentlichte er ab 1970 im Samisdat und in Exilperiodika. Eine von ihm zusammengestellte Auswahl seiner Gedichte aus den Jahren 1977 bis 1999 mit dem Titel „Diagnóza a jiné básně“ (Die Diagnose und andere Gedichte) erschien 1999 in Prag, eine Zusammenstellung vorwiegend schon früher publizierter Prosatexte, „My nejsme vrazi“ (Wir sind keine Mörder), im Jahre 2002. Die in „Paternoster“ abgedruckte Erzählung „Valentýnka“ (Valentinka) führt die Leser in jene Artilleriekaserne in Kaiserebersdorf, die seit dem Ungarnaufstand von 1956 als Flüchtlingsunterkunft dient und wo neben anderen Tschechen auch Benýšek und Brikcius eine Zeitlang gewohnt hatten.

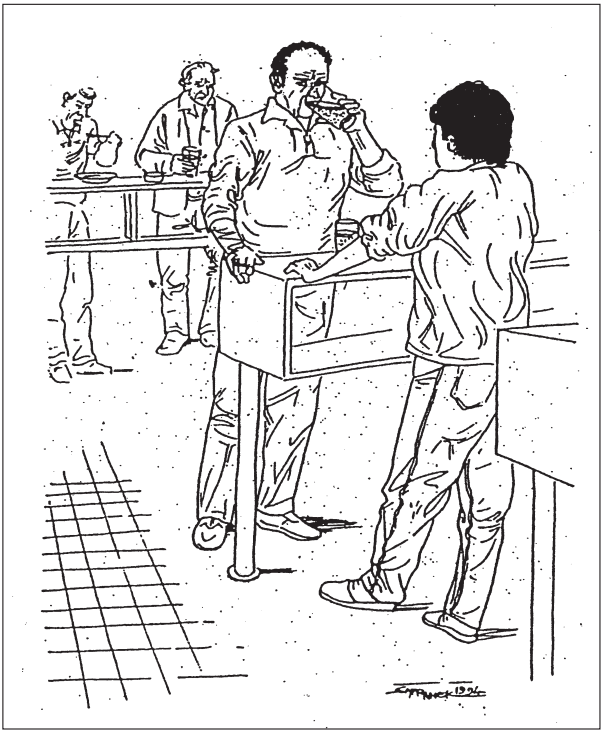
Ich stand neben dem Vorhang, der das große Fenster des Buffets des Wiener Westbahnhofs bedeckt, und trank ein morgendliches Bier. Ich überlegte dabei, weswegen ich wen in Kürze anrufen würde. Eduard, mit dem ich gestern bis in die Nacht hinein die nackten Hände erklärend zum Himmel hinaufgezeigt hatte, werde ich sagen, daß ich den Rest der Nacht fast auf dem höchsten Punkt dieser Stadt, über allen ihren Dachgärten, im Lift des Fernsehturms, eine Etage über dem Restaurant, in der Finsternis übernachtet habe, ich werde ihm sagen, daß ich mir wie das schlafende Gehirn eines aufgerichteten Fingers Gottes vorgekommen bin. Eduard wird mir sicher in Erinnerung rufen, daß wir am Abend zu einer Vernissage von Bildern des Künstlers Zbyněk Sekal eingeladen sind, und bevor er den Hörer auflegt, hinzufügen, daß es dort Wein geben wird, mit drei Punkten dahinter.

Dann werde ich Eva anrufen, daß ich abends nicht mit ihr nach Kaiserebersdorf Wein trinken gehen könne, daß sie in Erwägung ziehen solle, ob sie mich nicht zur Vernissage begleiten wolle. Sie wird fragen, wieviel neugierige Augenzeugen es dort geben wird und – ohne ja oder nein gesagt zu haben – sofort nach dem Auflegen zu ihrem klassizistischen Kleiderschrank stürzen und vor einem großen Spiegel ihren Mädchengott zu fragen beginnen, wer und in welcher Aufmachung die schönste auf der Welt sei. Dann werde ich Valentinka über die Grenze hinweg anrufen, ich sehe schon, wie meine Stimme sich an ihr Ohr heranschleicht, wie sie wie ein frei aussehender Gefangener durch verschiedenfarbene Drähte über ein Stück entführten Europas flieht, und sie wird mir zuhören mit drei Punkten dahinter.

Ich ging zu der Frau in weißem Arbeitsmantel, die wie eine Krankenschwester in der Aufnahmekanzlei eines Spitals in der Mitte des Buffets saß, und bezahlte ein weiteres Bier. Sie reichte mir den Aufnahmeschein, ein Kärtchen mit einer aufgedruckten Zwanzig, ich ging zum Zapfen und gab das Kärtchen einem finster dreinschauenden Arzt, dem eine eintätowierte Schönheit aus dem weißen Arbeitsmantel zum Schlüsselbein kroch. Dieser füllte mit

einem langen dünnen, in einem glänzenden Bremsventil aus Metall endenden Schlauch ein gebauchtes rundliches Glas und sah dabei aus, als würde er mir eine Injektion spritzen. Während seine Hände arbeiteten, blickte er abwechselnd in meine Augen und auf die Spitze der Injektionsnadel, auf das fließende Bier. Aus den Lautsprechern über seinem grauen Gesicht klimperten, hämmerten und ballerten die streitbaren Comets einen alten Rock 'n' Roll heraus, ich nahm das Bier, das, mit in Richtung meiner Hand weisendem Henkel, mir der gütige Arzt mit der sein Schlüsselbein küssenden Schönen hingestellt hatte, und ging zu einem kleinen Stehpult vor dem Vorhang, der die Filmleinwand verdeckte, aber so, daß ich durch ihn hindurch die Handlung verfolgen konnte.

(Valentinka spazierte im Nachthemd in ihrem Zimmer herum, runzelte die Stirn, so daß darauf drei senkrechte Falten entstanden, rieb sich die Hände, aber so, daß die Finger gespreizt waren, und sich nur jene Teile der Handflächen berührten, wo die Lebenslinien beginnen. Zeitweise hob sie mitten im Zimmer die Augen



Jan Šafránek, Buffet (1994)

zur Decke, die schwarzen Haare hüpften ihr am Rücken, sofort drehte sie den Kopf wieder zurück, damit sie entweder die Türe ihres Zimmers oder aus dem Fenster sehen konnte, das ein jüngerer und saubererer Vorhang verhüllte als der des Buffets hier am Wiener Westbahnhof. Valentinka konnte nicht wissen, daß ich sie auf so einer Art Gottes Videokassette für mich abspielte – aber selbst ich ahnte in diesem Moment nicht, daß der Film eine Täuschung und ein Traum ist und das Leben mich wirklich lehren würde, es ernst zu nehmen!)

Die Comets hatten zu Ende gespielt und wurden von Hurrican abgelöst. Ein junges Fräulein empfing aus der Hand des Arztes mit der hervorlugenden Schönen ein Viertel Himbeerlimonade, und ihre langen, gebogenen und festen Nägel waren röter als die Flüssigkeit in ihrem Glas. Mit dem Schritt eines indianischen Kanufahrers näherte sie sich meinem Stehpult und beschattete mit der linken Schulter die Filmleinwand. Zum Glück hatte die Handlung aufgehört interessant zu sein, und so fuhr ich wie mit einer Kamera auf das Gesicht des Fräuleins hinüber und stellte meine Augen scharf auf ihre Augen ein, und diese bedeckten sich durch eine langsame Bewegung der Lider mit halbmeterlangen Wimpern, wie wenn nach dem ersten Akt eines düsteren Dramas im Theater der Vorhang fiele. Ich warf einen Blick unter das Stehpult und sah, wie die Schuhspitze des Fräuleins von der anderen Seite hinter dem Knie ein Loch in den Strumpf riß. Der Stöckelschuh fiel mit einem klappernden Geräusch auf den Marmorboden des Buffets, ich machte mit den Augen einen Schwenk über den Rand des Stehpults und bekam bereits nur mehr den Schluß eines unfertigen Theaterdramas zu sehen. Das Fräulein trank seinen Himbeersaft aus, machte mit den Wimpern klimper, klimper, griff mit rotlackierten Fingernägeln nach der Handtasche und entschwamm auf seinem Rio Grande. Auf der anderen Seite des Vorhangs durchquerte es noch einmal meine Filmhandlung, wußte wie ein unbedeutendes Himmelssternchen, daß ich es beobachtete, und war wie ein schlechter Star unfähig, es sich nicht anmerken zu lassen, – und entschwand mir für immer über den rechten Rand der Leinwand.

Mit langsamen Schritten trat – als wollte das Leben mit einem Lehrbuchbeispiel zeigen, daß es der beste Cutter war – im gleichen Moment in einem zur Zeit der Brüsseler Weltausstellung entstandenen Mantel vom rechten Rand Valentinka ins Bild, lebendig und vierdimensional, in orangebraunen Kordhosen, in Farbe und wirk-

lich, mit Opanken vom Flohmarkt beschuht beobachtete sie mit blauen Augen meinen Film, ohne zu wissen, daß ich ihr zusah, und hielt mit den Fingerkuppen auf ihrem Kopf eine rote Baskenmütze fest. Sie stand dort und blickte mich an, konnte mich aber nicht sehen, konnte es nicht, weil ich hinter dem Vorhang, im dunklen Buffet stand, und sie auf der erleuchteten Straße, hinter der Filmleinwand, mitten in der Handlung. Dann drehte sie sich um, klopfte mit den Gelenken der freien Hand auf ihr Ledertäschchen, das sie an einem schmalen Riemen über die Brust gegürtet trug, und begann sich mit einem goldenen Schnitt aus meinem Film, aus dem Bild, aus dem Fenster zu entfernen. Entweder hatte ich am Zoom an meiner Kamera gedreht oder den Transfokator verstellt, oder sie ging wirklich weg. Wie ist das eigentlich? Ich trank nur mein Bier und sah, daß sie wegging. So war es! Aber was weiß ich?

Ich mußte überlegen, was ich tun würde!

In meinen Computer unter dem Scheitel gab ich die Frage ein, was tut Valentinka hier? Schneller, als es der Zentralcomputer beim McDonald's, groß wie ein fünfstöckiges Haus, gekonnt hätte, schien auf meinem inneren Bildschirm auf, daß Valentinka mich besuchen gekommen war. No klar. Und hatte ich mir das gewünscht? Und ist es so? Wie ist das eigentlich? Ist dieser McDonald's-Computerriese nicht flinker und dabei ohne Bedenken? Und bin ich ein Narr? Rasch eliminierte ich meine Zweifel und trank mein Bier und sah, wie Valentinka hinter dem Fenster des Wiener Westbahnhofs aus dem realen Bild fortging. Sie wurde kleiner und vermengte sich auf den komplizierten Fußgängerübergängen in Richtung Mariahilfer Straße mit unbekannten Menschen. Sie geht zur Straßenbahn, steigt dann in die violette Metro um, auf dem Karlsplatz in die grüne, wieselt in ihren süßen Opanken über den Bahnhof Wien Mitte und setzt sich in den Gratisbus des HUMA-Einkaufcenters. Dann überquert sie die große Chicagoer Ebene mit den Windschutzpflanzungen und den Autos dazwischen, geht durchs Tor und gelangt an den kambodschanisch-chilenischen Bungalows vorüber vor mein Haus, klappert in den ersten Stock und klingelt. Also sollte ich daheim sein!!! Deswegen, weil ich von allem weiß und sie dorthin fortgehen sehe!

Es bestand keine Eile, so daß ich langsam mein Bier austrank, den Pelz zuknöpfte und vor dem Buffet in ein Taxi kletterte. Wie Kuckucke aus einer Kuckucksuhr hüpften dem Taxichauffeur die

Gedanken darüber aus dem Kopf, daß er wußte, daß ich kein Reisender war, der mit einem Expreßzug aus dem Westen angekommen war – dabei täuschte sich dieser Schlaumeier, ich war damit angekommen, aus Frankfurt, aber vor drei Tagen, daheim eingetroffen war ich noch nicht – seine blinzelnden Kuckucke hingegen behaupteten, ich sei ein Bahnhofsalkoholiker und er nicht über mich erfreut. Daher kürzte ich ihm gerechtigkeitshalber die Fuhre ab und nannte ihm statt Kaiserebersdorf, wohin ich ursprünglich vorgehabt hatte zu fahren, den Karlsplatz als Fahrtziel. Er ordnete sich ein und die kleinen roten Ziffern auf dem kleinen Pult begannen zu laufen, als ob wir um den Pokal bei irgendeiner Weltmeisterschaft führen. Er fährt um seinen und ich auch um meinen. Wer ist besser? Wie ist das eigentlich? Ich hatte nur mein Bier ausgetrunken, die Kuckucke des Taxifahrers haten mich erschrocken angeguckt, und ich fahre Valentinka nach, um rechtzeitig zu Hause zu sein und dort eingeheizt zu haben, wenn sie mit ihrer roten, etwas schräg aufgesetzten Baskenmütze an der Tür klingelt. Raunz' mich ruhig an, Taxler, und brems' dich ein, Karlsplatz!

Ich stieg vor dem goldgrünen Jugendstileingang in die Metro aus und stürmte zu dem grünen Bahnsteig. Ich fuhr auf den Rolltreppen hinunter, und wenn Füße Augen hätten, hätte ich sie um meinen Körper früher bemerkt. Sie stand dort, hatte die Hand an der roten Baskenmütze und trommelte mit der anderen Hand auf das hölzerne Täschchen, in dem sie kein Parfum, sondern nur Nadel und Faden, Programme von Wiener Kinos und was weiß ich noch hatte. Sie stand da und hinter ihr war eine Pepsicola-Reklame, die mich überzeugen wollte, daß Pepsicola New York ist. Was geht das mich an? Schließlich ist Valentinka auf dem Weg zu mir, daher erfülle ich ihr ihre Vorstellung davon, daß sie unerwartet an meiner Tür klingelt, ich ihr öffne und sie in das angenehm warme Zimmer hineinschwebt. Warum sollte sie mir zwischen weggeworfenen Zigarettenstummeln bei der Reklame für Pepsicola begegnen, das New York ist und dessen Besitzer sich in Moskau auf dem Friedensforum befindet. Wie ist das aber eigentlich? Ich lief gegen die Fahrtrichtung der Rolltreppen, und wenn mich Valentinka gesehen hat, dann nur wie die Fersen eines seltsamen Unbekannten, der davonstürmt, die Treppen eilen ihm unter den Füßen weg, und er rempelt die Menschen an, die korrekt hinunterfahren, um abzufahren. Aber ich erreichte die obere Plattform, beäugte eine Gruppe Kurden, die unter den Tramwaygeleisen einen Hunger-

streik gegen die Türken hielten, unterschrieb mich auf ihrer Liste, die die Einstellung der Hinrichtungen forderte, und gelangte, am Hotel IMPERIAL vorbei, vor dem irgendwer einen Baum verletzt hatte, indem er einen Aufruf zur Verhaftung Präsident Husáks an ihm festgenagelt hatte, im Laufschritt zum Platz des Fürsten Schwarzenberg, von wo die Straßenbahn Nummer 71 zu uns nach Kaiserebersdorf fährt.

Um nicht in der Kälte warten zu müssen, verdrückte ich mich neben dem McDonald's in ein Lokal, wo man sich eigenhändig ein Viertel Grünen Veltliner aus einem kleinen Faß einlassen kann. Ich rechnete mir aus, um wieviel früher ich daheim sein würde, ehe Valentinka an der Tür klingeln würde; vielleicht macht sie im Einkaufscenter HUMA Station und kauft sich eine Siebenzehntelbouteille Rosé, doch das werde ich früher tun. Und ich tippte mir auf die Stirn. Ich werde mir nicht nur eine Bouteille Rosé, sondern auch Badeschaum, blauen Meerschaum, kaufen und in diesem Schaum Valentinka auf nette Weise zu einer Sommerreise nach Spanien und Portugal überreden und mit dem Finger im Schaum den Weg zum Atlantischen Ozean zeichnen. Und bei den Blumenhändlerinnen vor dem Zentralfriedhof, wo die Straßenbahn Nummer 71 Endstation hat, werde ich eine Rose kaufen, und mit ihr in der Hand die Tür öffnen, wenn du klingelst, und du wirst dir einbilden, daß ich auf diese Art und Weise permanent warte, mit einer ständig neu gekauften Rose. Ich tippte mir abermals an die Stirn, weil vor den Wirtshausfenstern die Straßenbahn Nummer 71 davonfuhr. Also ging ich noch einmal durch den Korridor zu dem Fäßchen mit dem Veltliner und stahl dem Besitzer diesmal ein wenig Wein, indem ich mir einschenkte, das Gläschen austrank, wieder einschenkte, und dieses Glas dann bezahlte. Ist der Wirt von dieser Weinschenke zufällig nicht auch in Moskau auf dem Friedensforum? Ich lief hinaus, weil eine neue Tramway auf der Verkehrsinsel einfuhr. Aber mitten auf ihrer Route stieg durch einen der seitlichen Einstiege ein Herr in grauem Rock mit spitzen Aufschlägen zu, aus dem Kopf starrte ihm, wie ein bösartiger Besen, das Unglück im Akkord mit der Trauer, und weil ich keinen Fahrschein hatte, stieg ich aus. Gleich nachdem sich hinter mir die Türen mit der Schnelligkeit eines Furzes zugeschoben hatten, sah ich, wie der Herr das allerkleinste Faustabzeichen, das er sich zu beschaffen vermocht hatte, den Passagieren entgegenstreckte. Ich mußte neuerlich ein Taxi nehmen, sonst hättest du vergeblich ge-



12/85

Malá revue pro umění a kritiku

paternoster

Blatný
Brikcius
Chromý
Kafka
Kostúr
Landovský
Němec
Romové
Sidon
Třešňák

Paternoster, Nr. 12 (1985)



Udělat z díla tak výrazně deníkového charakteru, jako je Bondyho sbírka O POČASÍ (básně z let 1979-1982) výbor, musí být nutně matoucí. Přesto přinášíme aspoň začátek a konec, mezi něž umisťujeme dvě přibližně datované básně z téhož díla.

Red.

Egon BONDY

O POČASÍ

4. 3. 79

Jdou dlouhou cestou jdou
úzkosti jedna za druhou
od Prahy do Vietnamu
na levou i na pravou stranu
jdou dlouhou cestou jdou
vzpomínky jedna za druhou
každá přináší píseň svou
dlouhou ach předlouhou
od Starého města na Malou Stranu
čím se jen po tě cestě stanu
dlouhou jdou cestou předlouhou
a vláčej blátem duši svou
maj tebe svoji předlohou
už nepřekonáš milí stou
ode Dvou Slunců ke Hradčanům
jak pořád jsi měl ještě v plánu
jen dusným kouřem zaplanou
svou písní málo příjemnou
a jdou a mají zelenou
jdou dlouhou cestou za tebou
krávy jdou mlíko pod vodou
chtě nechtě hudlá píseň svou
v které je nechtě tolik klamu
vzdor všemu nejlepšímu plánu
a dozadu tě odvedou
a tam budou chtít duši tvou

17

Paternoster, Nr. 7 (1984), S. 17



žení. Drogy a opojení, 1970 (Annäherungen. Drogen und Rausch, E. Klett, Stuttgart, s. 502, § § 1-315). V obou se plně uplatňuje jeho schopnost typologického pohledu na fyziognomii dějin, resp. obrazné skutečnosti vůbec. Poslední kniha obsahuje mj. podrobné líčení vlastních zkušeností s jednotlivými látkami, roztříděnými dle jejich geografického původu, včetně protokolů ze společných intoxikací s A. Hoffmannem, objevitelem LSD 25.
Otiskujeme výbor čtyřiadvaceti odstavců z této knihy. Přeložil a uspořádal J.N.

Ernst Jünger

PŘIBLÍŽENÍ

DROGY A OPOJENÍ

Ať ji sbírají pro něco „dobrého" nebo „zlého", mandragory se lidé bojí, nebo ji uctívají jako zázračnou rostlinu . . .
Jsou v ní obsaženy mimořádné síly, které mohou násobit život nebo dávat smrt. Do jisté míry je tedy mandragora „bylinou života a smrti".
Mircea Eliade: Le culte de la mandragore en Roumanie. (Zalmoxis, 1938)

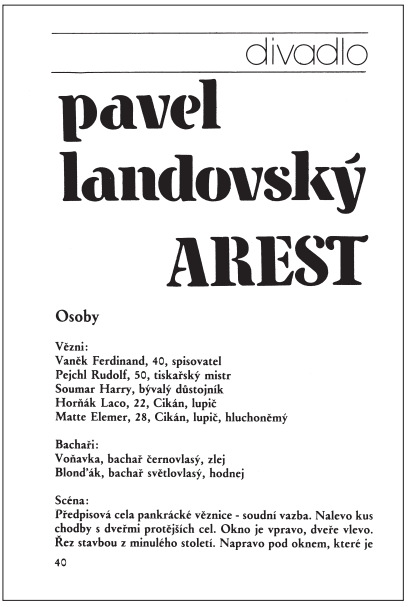
13

Vliv drogy je ambivalentní; působí jak na jednání tak na kontemplaci: na vůli jako i na nazírání. Obě tyto síly, které se zdánlivě vylučují, bývají často vyvolány týmž prostředkem, jak ví každý, kdo někdy pozoroval popíjející společnost.

Je ovšem problematické, smíme-li počítat víno k drogám v užším smyslu. Možná že jeho původní moc byla za staletí jeho používáním ochočena. O něčem mocnějším, ale též démoničtějším se dovídáme z mýtů, ve kterých se objevuje Dionýsos jako pán slavnosti se svým průvodem Satyrů, Seilénů, Mainad a šelem.

69

Paternoster, Nr. 7 (1984), S. 69



divadlo

pavel landovský

AREST

Osoby

Vězni:
Vaněk Ferdinand, 40, spisovatel
Pejchl Rudolf, 50, tiskařský mistr
Soumar Harry, bývalý důstojník
Horňák Laco, 22, Cikán, lupič
Matte Elemer, 28, Cikán, lupič, hluchoněmý

Bachaři:
Voňavka, bachař černovlasý, zlej
Blond'ák, bachař světlovlasý, hodnej

Scéna:
Předpisová cela pankrácké věznice - soudní vazba. Nalevo kus chodby s dveřmi protějších cel. Okno je vpravo, dveře vlevo. Řez stavbou z minulého století. Napravo pod oknem, které je

40

Paternoster, Nr. 13 (1986), S. 40

klingelt, Valentinka. Überdies mußte ich noch den Wein kaufen, den Meerschaum, die Rose, und den Apfel hatte ich vergessen. Trittst du durch die Tür, ins angenehm warme Zimmer, werde ich dir diese Rose und den Apfel überrreichen, und du wirst dort mit der roten Baskenmütze stehen wie eine Königin. Ich werde den König mimen, so gut ich kann, das heißt, dir dein ganzes Gefolge vorstellen: Harlekins, Clowns und Pierrots, Minnesänger und Troubadours, Zwerge und den übrigen Krimskrams des Guten. Und du wirst dort stehen mit dem sterbenden Apfel und dem Zepter Rosa pendulina und wirst zu diesen Gestalten gehören, mit drei Punkten dahinter.

Das Taxi brachte mich vor den Zentralfriedhof, ich kaufte die Rose und fuhr mit dem Autobus nach Kaiserebersdorf. Ich lief durch den Matsch zum HUMA und kaufte, was ich kaufen mußte. Von einer Telefonzelle aus teilte ich Eduard mit, was ich mir beim Bier ausgedacht hatte, und Eduard erinnerte mich daran, daß heute die Vernissage sei. Das erinnerte mich daran, daß ich Eva anrufen müsse, daß ich nicht mit ihr zum Weintrinken gehen könne, sie möge jedoch in Erwägung ziehen, ob sie nicht die Vernissage besuchen wolle. Was sollte ich aber jetzt telefonisch vereinbaren, wo Valentinka mit der roten Baskenmütze zu mir pilgerte? Ich kehrte in den HUMA zurück und kaufte noch einen Marzipanmohren für Eva. Sie ist meine Nachbarin, ich werde ihn ihr durch die offene Tür auf der Hand überreichen und das Zimmer heizen und die Wanne reinigen gehen. Aus den HUMA-Lautsprechern spielte Presley, und ich vernahm, daß wir die possenhaften fünfziger Jahre leben, als du, Valentinka, noch nicht auf der Welt warst, auch wenn du einen Mantel aus diesen Jahren anhast. Wenn ich die Landkarte Südwesteuropas aufzeichnen werde, werde ich dir eine Kassette mit Liedern dieser Zeiten spielen, ein ganz gewöhnlicher Wochentag wird die Lampions auf dem Popokatepetl auslöschen, wo ich dir „Souvenir Souvenir“ kaufe, und „nur du, du allein“ wirst ein Frösteln davon verspüren, wie die Zeiten wiederkehren, und ich steche an den Stellen, wo das portugiesische Gefängnis gestanden hatte, mit dem Finger in den Meerschaum und füge hinzu, daß diese Zeiten immer, immer in irgend etwas münden, und daß dieser Frühling, der kommen wird, eine Superfarce sein sollte, wenn ich nicht weiß, was der letzte war, und der Winter davor eine Tragödie gewesen ist? Bin ich denn neugierig auf diese Negation der Negation? Wie ist das eigentlich? Nur dich lasse ich

herein, mitten im blauen Schaum werde ich dich zu einer Reise nach Spanien und Portugal überreden und dir vorerst nur mit dem Finger im Schaum die Hütten der Basken zeigen. Und in diesem Moment, irgendwo zwischen dem ersten und dem zweiten HUMA-Eingang habe ich dich gesehen, wie du aus dem HUMA-Bus aussteigst und über die Chicagoer Ebene schreitest, genauso, wie ich es mir auf das kleine Filmfenster in meinem Kopf vorgezeichnet hatte.

Und in dem Augenblick, als ob wir angstlos in einem lauschigen Bett lägen und plötzlich mit der großen Zehe einen Mörder, der dem Kind in der Wiege den Kopf abschneiden will, durchs Feld heranschleichen spürten, in diesem einzigen Augenblick ließ ich einen seltsam aussehenden Gedanken über den Schädel in mein Bewußtsein herein, er präsentierte sich in Form von orangefarbenen knallenden Schlangen aus den Feuerwerken der Kindheit, die Schlangen waren verpufft, hinter ihnen spritzte eine zischende Rakete heraus, die zu dem rosagrünen Gedanken zerplatzte, daß ich nicht zweifeln solle, daß es so ist, wie ich weiß! Aber wie ist das eigentlich?

Ich lief aus dem HUMA und mußte mich etwas bücken und mit dem Sakko das Gesicht verdecken, damit Valentinka mich nicht sah. Es war nicht leicht, weil ich sie nicht beobachten konnte. Manchmal tat ich es, aber es war so, als ob ich von dem Film nur dreisekundenlange Reklameshots sehen würde. Davon schwante mir, daß sie ein bißchen herumtappt, nicht weiß, wie sie die Ebene überqueren soll, und wo dieses Tor ist, das ich ihr auf einen Bierdeckel aufgezeichnet hatte. Ich ließ sie dahintappen und gewann so einen Vorsprung, mit der Rose, dem Meerschaum, dem Rosé und dem Klosterapfel unter dem Arm. Den Marzipanmohren hatte ich in der Tasche. Ich werde dich erst von daheim anrufen, Eva, wenn Valentinka sich schämen wird, als erste aus der Wanne zu steigen, ich wähle die Nummer und entschuldige mich bei dir, daß ich nicht zum Weintrinken nach Kaiserebersdorf gehen kann, wie wir es verabredet haben, daß ich aber auch nicht zur Vernissage von Zbyněk Sekal gehe, wohin ich dich hätte einladen wollen, weil ich mir die Formen Südosteuropas projizieren werde. Und Eva wiegt den Hörer in der Hand und legt ihn ungläubig auf. Morgen schenke ich dir zwischen der Tür den Marzipanmohren, und wenn du nicht daheim sein wirst, werde ich ihn, durch meine Hosentasche gelyncht, an die kalte Türklinke hängen.

Ich kam im Laufschritt bei meiner Tür an, öffnete sie mit einem Küchenmesser, stellte meine Einkäufe im Vorzimmer ab, zündete gelbes Wachspapier an, das angeblich ohne Rückstände herunterbrennt, und warf es in den Ölofen. Verdammt, wie ist das eigentlich? In Moskau ein internationales Forum für eine atomwaffenfreie Welt und das Überleben der Menschheit, der Chef von Pepsi Co., das New York ist, streichelt mit der Hand den Samt des Bolschoi-Balletts. Yoko Ono verkostet Wodka Gorbatschow mit einem japanischen Computermagnaten und unter dem Arm lugen ihnen die Xerokopien einer Botschaft polnischer Schriftsteller hervor. Wie ist das eigentlich? Und worauf warte ich? Der Ofen hatte zu brennen angefangen, und ich warte auf Valentinka, und das Akademiemitglied Sacharow hört sich die Ansprachen an, und ich warte auf Valentinka. Der Ofen glühte, ich wusch mit kochend heißem Wasser die Wanne aus, die Rose gab ich in kaltes. Und die Klingel ertönte.

Ich sprang wie ein Froschmännchen zur Vase mit der Rose, nahm den Apfel in die andere Hand, öffnete mit dem Ellenbogen die Tür, sprang zur Seite und wartete feierlich, wie ein Gymnasiallehrer auf den angekündigten Inspektor. Die Szene aus Žáks *Pennäler contra Pauker* ging in Erfüllung, die Tür tat sich langsam auf, und in der Finsternis des Ganges stand Janička von den Nachbarn und fragte mit Spinettstimme, ob ich für ihre Mama ein Bier und zwei Zigaretten hätte. Ich hauchte meine Lunge aus, gab das Zepter zum Apfel hinüber und holte mit der linken Hand ein Puntigamer aus dem Eisschrank, zwei Jeanszigaretten aus der Schachtel und legte Janička alles auf ihre Arme. Sie lief mit Cembaloschrittchen weg.

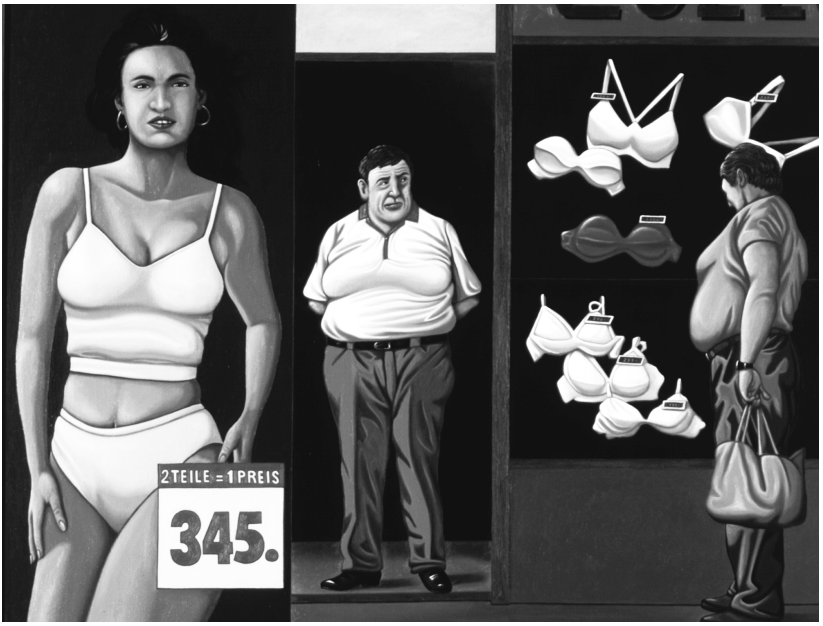
Ich ging über den Gang zu einem Fenster des Hauses, von wo aus der freie Platz vor dem Gebäude zu sehen war, Valentinka trat gerade aus der Mündung, durch die man von den kambodschanisch-chilenischen Bungalows aus zu dieser Stelle kommt. Es war kalt und matschig, und die Dämmerung brach ein, und Valentinka blieb inmitten der Lachen stehen, eine Hand an der roten Baskenmütze, mit den Gelenken der anderen tippte sie einen Morsekode auf das Leder des Handtäschchens. In der Hand hatte sie etwas Helles, sie hielt es vor ihre Augen; bestimmt meinen Bierdeckel mit der Nummer des Hauses, aus dem ich sie beobachtete. Langsam ließ sie ihre Augen über den ganzen Bau wandern, in dem Moment, als der Reflektor ihrer Augen über meine fuhr, wich ich aus, duck-

te mich unters Fenster, der Apfel fiel mir aus der Hand und die Rose zerbrach mir zwischen Knien und Bauch. Als ich die Augen über den Horizont des Simses hinausschob, langsam, als befände ich mich in einem Schützengraben vor einem Scharfschützen, sah ich, wie Valentinka über das Gehege mit den Wäscheleinen zu dem Gehsteig schritt, der nicht zu meinem Eingang führt, um die Ecke des Gebäudes ging und mir dahinter entschwand. Ich legte den angeschlagenen Apfel und die gebrochene Rose auf die Fensternische und lief in meine Wohnung, von wo ich ihre weitere Wanderung beobachten konnte. Sie gelangte zur Autobahn, der Bierdekkel oder was das war, befand sich schon bei Faden und Nadel und den Wiener Kinoprogrammen und, was weiß ich, mit drei Punkten dahinter, und Valentinka setzte ihren Weg über die Autobahn fort zu den ebenerdigen Häuschen, wo sie zwischen unfruchtbaren Apfel- und Marillenbäumen verschwand.

Ich holte den Roséwein aus dem Kühlschrank und nahm einen kräftigen Schluck. Ich bemerkte, daß der Duschhahn in der Eile nicht richtig zugedreht war und ich in der Verwirrung die Wanne zugestöpselt hatte, so daß die Badewanne fast überlief. Das Wasser war zu heiß, als daß ich den Stöpsel mit bloßer Hand hätte herausziehen können, ich schöpfte das heiße Wasser mit einem Kübel ab, goß es in die Toilette, ließ kaltes dazu, bis das Wasser so lauwarm wurde, daß sich der Verschluß herausziehen ließ. Es gluckerte unter der Wanne, und das Wasser begann abzufließen. Aber wie ist das eigentlich? Wer irrt sich hier? Zu wem tritt Valentinka ein, mit roter Baskenmütze und einem Mantel von der Brüsseler Expo??? Und zwischen wem klirren jetzt die Gläschen im Kreml?? Und für wen singt Yoko Ono? Und wer gewinnt am Ende bei all diesem Schmerz, Valentinka?

Ich nahm meinen Mantel und tastete nach dem Griff des Messers, mit dem ich immer die Tür öffne. Ich zog ein höchst sonderbares Ding heraus; das schmerzverzerrte Gesicht des vom Griff des Küchenmessers durchbohrten Marzipanmohren. Ich blickte dieses Ding an und begriff recht wenig, unter der Wanne ertönte ein letztes Gluckern, und es wurde still. Über den durchbohrten Mohren hinweg machte ich eine scharfe Einstellung auf einen dunkelblauen Plastikgegenstand, der etwas verbarg, was einiges erklärt; den Meerschaum.

(Am 14. 2. 1987 zum Valentinstag)



Jan Šafránek,
Der Büstenhalterverkäufer (1992)

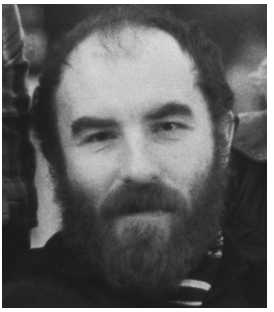
Elfriede Mejchar, Aus dem Zyklus „Simmeringer Gärten (Gemüsebunker)“, 1994



IVAN BINAR

Die Kunstkitterei

Erstdr. 1988
(Auszug)



Ivan Binar
Geb. 1942 in Boskowitz

Nach der Matura in Troppau (1959) schloß der Sohn eines Buchhalters 1963 in Ostrau ein Lehramtsstudium in Tschechisch, Geschichte und bildnerischer Erziehung ab. Nach dem Militärdienst arbeitete er als Lehrer und von 1968 bis 1971 als Redakteur. Sein erstes literarisches Werk, ein Kinderbuch, war 1969 erschienen. I. J. 1971 wurde er wegen Mitwirkung an einem die sowjetische Okkupation kritisierenden Musical im Ostrauer Theaterclub „Waterloo" in der Saison 1968/69 verhaftet und büßte dafür 1971/72 eine zwölfmonatige Gefängnisstrafe wegen Aufwiegelung und Veröffentlichung antisowjetischer Literatur ab. Die Zeit im Gefängnis hielt er in dem 1978 im Samisdat edierten autobiographischen Roman „Rekonstrukce" (Die Rekonstruktion, deutsch 1985) fest. Nach der Unterzeichnung der Charta 77 wurde Binar, der seit der Entlassung aus der Haft unter ständiger Polizeiaufsicht gestanden war, gezwungen, die ČSSR zu verlassen, und ging nach Aberkennung der Staatsbürgerschaft mit seiner Familie ins österreichische Exil. Von Wien, wo er als Restaurator und später als Dolmetscher im Flüchtlingslager Traiskirchen beschäftigt gewesen war, übersiedelte er 1983 nach München. Als „Radio Freies Europa" i. J. 1994 nach Prag verlegt wurde, kehrte Binar als Redakteur des Senders in seine Heimat zurück. In „Kytovna umění" (Die Kunstkitterei, 1988, deutsch 1997) beschreibt er die angesichts seiner mangelnden Deutschkenntnisse fast aussichtslosen Versuche, in Österreich eine neue Existenz aufzubauen, ohne deswegen gegenüber der Stadt eine negative Einstellung zu entwickeln. In dem Roman „Sedm kapitol ze života Václava Netušila" (Sieben Kapitel aus dem Leben Václav Netušils, 2000) kehrt Ivan Binar zwar noch einmal zu den Umständen des Exils zurück, ist aus der zeitlichen Distanz jedoch zu einer weitaus komplexeren Reflexion von allgemein existentieller Bedeutung fähig.

ICH HEISSE JIŘÍ BÁRTA und wurde mitten im Krieg im sogenannten Protektorat Böhmen und Mähren in Mähren geboren. Einfach ist es nicht, in einer Welt ohne Háčeks und Längenzeichen über den Buchstaben Jiří zu heißen, aber selbst das ist möglich. Man sagt hier lieber Bárta zu mir, was besser ist, als Jiri oder gar Jischi genannt zu werden. Meine Frau heißt Helena Bártová (geborene Vávrova), Petr und Helenka sind unsere Kinder, Helenka ist um sechs Jahre jünger. […]

Da ich weiß, wie es um das Lesen von Einleitungen bestellt ist, wiederhole ich lieber, daß ich in einer KUNSTKITTEREI in der Kettenbrückengasse Nummer 15 in der Werkstatt beschäftigt bin (der Geschäftsraum in derselben Gasse hat Nummer 13!) und fünfzig Schilling netto pro Stunde bekomme – Gangtoilette, miserable Heizung und anständige Behandlung inbegriffen.

An den vergitterten Fenstern der KUNSTKITTEREI entlang geht der alte Herr Marsano, Seniorchef der Firma MARSANO UND SÖHNE – SPEISEÖLE, ein pensionierter Herrscher. Er bleibt stehen, betrachtet eine Zeitlang ein Kunst kittendes Mädchen, aber schließlich spricht er mich an: – Na, essen! Wann gehen Sie essen? – fragt er, weil ich mich in unmittelbarer Nähe, am Fenster, befinde. – Ich habe schon gegessen, Herr Marsano, zwei Wurstsemmeln – erwidere ich. – Und Bier? – bohrt er weiter, weil er weiß, daß ich Tscheche bin, und Tschechen trinken ja pausenlos Bier. – Ich hab mir Tee gekocht – antworte ich, obwohl ich ein Gösser Bier aus der Steiermark getrunken habe. – Ihr Tschechen seid doch Biertrinker – mißtraut mir der alte Herr. – Ja, schon, aber wir trinken auch Tee. – Mahlzeit! – läßt der Vater von Marsano und Söhne verdrossen verlauten und schlurft seinem Dackel, offensichtlich zum Mittagessen, nach. Der Dackel klimpert mit der Hundemarke und schüttelt den schnurrbärtigen Kopf. Er läuft voraus und wartet. Obwohl der alte Herr keinen Schnurrbart, keine Hundemarke und keine kurzen krummen Beine hat, sind sie einander unglaublich ähnlich; wie ein Ehepaar nach der goldenen Hochzeit.

Ich mußte aufs FINANZAMT, um mit Herrn Komareck meine finanziellen Angelegenheiten zu besprechen. Nach Erledigung einer kleinen Unannehmlichkeit plauderten wir noch ein Weilchen über die Herkunft der Wiener Familiennamen; zurück ging ich, um Geld zu sparen, zu Fuß und schlenderte noch lange auf dem Naschmarkt herum, besichtigte Granatäpfel, Kiwifrüchte, lebendige Krebse und Tiroler Schinken, um nicht gleich wieder Kunst kitten zu müssen. Viktor Hratz, der Chef, war gerade auf Reisen, und Chefin Greta hat ihren eigenen Zeitvertreib. Wie mir der alte Herr Marsano die Leviten las, als ich zurückkam! Sogar der Dackel schaute mich tadelnd an: – So einen Arbeiter hätte ich in meiner Firma nicht geduldet. Menschenskind, wo haben Sie sich die ganze Zeit herumgetrieben! – Was sagen Sie, Herr Marsano? – fragte ich den ausgedienten Herrscher über eine Firma, die mit Kunst nicht allzu viel gemein hat. Offenkundig hatten sich die Kapitalisten aller Länder gegen uns arme Arbeiter vereinigt. – Ich verstehe Sie nicht – fügte ich hinzu. Er wiederholte mir seine albernen Vorwürfe mit erhobener Stimme – die übliche Reaktion der hiesigen Leute beim Gespräch mit einem Ausländer, der sie nicht versteht. Wenn selbst lautes Sprechen nicht zum Ziel führt, beginnen sie, statt korrekter Verbalformen, Infinitive zu verwenden, und verfallen ins Duzen. – Duzen Sie mich nicht und schreien Sie mich nicht an. Ich kann doch sowieso nicht deutsch! – brüllte auch ich nun in seiner Muttersprache los – aber mit dem starken Akzent, wie ihn hier die Komiker in Cabarets verwenden. – Aha – sagte der alte Herr Marsano und begab sich mit der frischen Denunziation in unseren Geschäftsraum Nummer 13.

Aber es wurde ein Reinfall, niemand war da. Kollege Ljubo hatte das Schild KOMME GLEICH an die Tür gehängt, und die Frau Chefin spielte im Gasthaus ZUM CHARLI mit Onkel Felix Würfel. Oh, wie schön es ist, Ausländer zu sein: Wenn man nicht will, hört man nicht.

[…]

Kollege Ljubo Tobolar, geboren mitten im Krieg in Belgrad, mit einem Ustaschamann als Vater und einer Tschechin als Mutter, ist Absolvent der Wiener Akademie für Malerei, spricht fließend wienerisch, deutsch und englisch; aus den slawischen Sprachen verwendet er folgende Ausdrücke: *molim, chvala ljepa, vino, gowno, do perdele, schetzko jedno, gema auf lepschi* und *roboty-roboty.* Die Mischung *– bitte, dankeschön, Wein, Scheiße, in den Arsch, alles eins, auf Lepschi*



I. Binar mit dem Exilautor und Liedermacher Karel Kryl (1944–1994) in Wien 1978

I. Binar mit seiner Familie nach der Ankunft in Wien 1977



gehen und *Dalli-Dalli* – läßt darauf schließen, daß Humor ihm nicht fremd ist. Es ist ein merkwürdiges Gefühl, in einem kleinen Laden in eine Arbeit vertieft zu sitzen, bei der man mit dem Gehör die Umgebung wahrnehmen, einem Gespräch lauschen und nichts verstehen kann. Chefin Greta unterhält sich mit Ljubo in einem Dialekt mit kurioser wiegender Melodie – schlampigem Wienerisch, zu faul, um alle Silben zu artikulieren. Auch die Auftraggeber sprechen durchwegs auf diese Weise. Sie kommen mit Scheinen und Geld. Den Schein überreichen sie der Chefin, diese lächelt holdselig und beginnt zu suchen. Sie sucht in der Vitrine mit der fertigen Ware, anschließend auf den Stellagen mit den armen Porzellankrüppeln, auf den Tischen zwischen Pinseln und Gläsern mit Verdünnungsmittel und eingetrocknetem Lack, auf dem Fußboden sucht sie unter den Tischen und Stellagen, und wenn sie nicht fündig wird, lügt sie dem Kunden mit entschuldigender Intonation vor, daß an seinem Tiger in der Werkstätte Mariahilfer Straße gearbeitet würde, er solle ihn in einer Woche holen kommen. Der Kunde gibt ein verdrossenes Näseln von sich und steckt seinen Schein für den Tiger in die Börse zum Geld.

Greta macht es keinen Spaß im Laden, nicht einmal mit dem Cognac, um den sie Ljubo in den BILLA-Markt schickt, eine Flasche pro Tag. Lieber hockt sie im Wirtshaus ZUM CHARLI und zahlt sechsmal soviel für den Cognac (sofern es überhaupt Cognac ist). Sie würfelt mit Charli und Onkel Felix um kleinere Beträge. Ins Geschäft kehrt sie erst knapp vor sechs, vor dem Zusperren, zurück. Onkel Felix hat in Stalingrad ein Bein verloren, er ist trotzdem ein Geck mit seinen Krücken, braun gebrannt und weißhaarig ähnelt er den Helden von den Titelseiten der Zeitschrift NEUE POST FÜR DIE FRAU. – Ich bin ein alter Nazi – sagt er ohne Scham von sich, und ich weiß nicht, ob es ein Scherz ist. Ich fürchte, nein. Sobald ich die Sprache ein bißchen erlernt hatte, fragte ich Ljubo im Restaurant DALMATIA um seine Meinung. – Man hat ihm im Krieg ein Bein abgeschossen – überlegte Ljubo bei einem Viertel Prošek – da kann er doch nicht zugeben, daß es umsonst war.

[…]

HELENAS RING FAND SICH unversehrt am Donnerstag, dem 26. Mai, am späten Nachmittag, von unten in ein Bein des Geschirrschranks gebohrt. Fast drei Jahre hatten wir ihn vermißt (ich eigentlich nicht, ich hatte ja meinen nicht verloren). – Er wird sich schon

finden – hatte Helena damals gesagt, als sie feststellte, daß nichts da war, um es an ihren Finger zu stecken. Knapp vor der Abreise wurde er gefunden.

Die Wohnung war schon geräumt, Möbel und Teppiche verschenkt, nur diese riesige Anrichte (man hätte sie in acht Teile auseinanderschrauben müssen) stand in einem leeren Zimmer auf dem Husplatz Nummer 3, gegenüber der evangelischen Kirche. Die Fauteuils, das Sofa und der Couchtisch gehörten uns nicht mehr, aber wir saßen noch um ihn herum und freuten uns über den Fund von Helenas Ehering – jetzt fehlte uns nichts mehr. Das war 1977 gewesen, wir hatten neue Pässe mit dem Stempel AUSSIEDELUNG, Fahrkarten für den CHOPIN-EXPRESS von Moskau nach Wien-Ostbahnhof via Ostrau, drei Koffer mit Kleidung, Essen und Sliwowitz von meinem Schwiegervater, eine Fünfhunderter-Banknote mit dem Bild Josef Ressels, Förster und Erfinder, eine Handvoll Kleingeld – Schillingmünzen. Die Schreibmaschine in einem Köfferchen, fünfunddreißig Jahre Leben in der Tasche, in der Seele Hoffnung – den Glauben, daß wir noch nicht sterben. Die Kinder freuten sich auf einen Ausflug. Ich hatte noch Angst, große Angst, sie würden uns in letzter Minute aus dem Zug holen, ließ es mir aber nicht anmerken. Am meisten fürchtete ich mich in Břeclav auf dem Bahnhof, am Morgen des 27. Mai, als sie uns aus diesem Zug herausholten und unter Maschinenpistolenbewachung an ihm entlang ins Zollhaus abführten.

[…]

Mein neuer Freund Miloš Žáček hatte mich in sein komisches Auto aus zerquetschtem kirschfarbenen Blech mit einem Aufkleber, auf dem sich eine von einem Ohr zum anderen lachende Sonne und die Aufschrift ATOMKRAFT NEIN, DANKE befanden, verfrachtet. Wir fuhren die Mariahilfer Straße hinauf, parkten im Halteverbot und stiegen aus. Hinter der Kreuzung, gleich neben dem MATADOR-Geschäft, hängt über dem Gehsteig auf einem gelben Schild die grüne Aufschrift KUNST-KITTEREI, was ich mir flink und nicht gerade sehr genau als „Kitterei der Künste“ in meine Muttersprache übersetzte und dabei herzlich lachen mußte. – Er heißt Viktor Hratz und hat ein Herz für arme Krüppel – sagte Miloš, ein in seine eigenen Einfälle verliebter Enthusiast. – Meinst du, es steht so schlecht um mich? – Na, blendend sieht es nicht aus – sagte er als Kenner der Verhältnisse. – Kannst du deutsch? Du kannst es nicht! – Und er hatte recht. – Hab keine

Angst, und laß mich verhandeln – meinte er im Aufzug aus dem Parterre in den Mezzanin. Mir blieb ja auch nichts anderes übrig.

Er sprach mit einem zierlichen Herrn ohne Haare, meinem zukünftigen Chef Viktor Hratz, in der Sprache von Hinterdonau, woraus ich entnahm, daß Herr Bárta ein Mann hervorragender Qualitäten war und Kunst zu kitten für ihn ein Kinderspiel sein würde, sobald er es erlernt hätte, auch wenn sein „Doitsch" bis jetzt nicht das beste wäre.

[…]

Genau um Mitternacht, vom 26. zum 27. Mai 1977, hatten wir uns aus den Fauteuils, von der Couch und vom Fußboden erhoben. Wir waren sechzehn Gäste und vier Reisende. Ich wollte Martin die Schlüssel geben, denn er besaß schon das Dekret für unsere Wohnung. Aber ich durfte es nicht. Ich mußte sie dem Hausherrn übergeben, der verpflichtet war, sie morgen früh beim Nationalausschuß abzuliefern. Dort würde Martin sie sich nach drei Tagen abholen. Innerhalb dieser drei Tage würde jemand die Abhöranlage entfernen oder so ummontieren, daß man bei Malerarbeiten nicht auf sie stößt.

Wir gaben jedem der Anwesenden die Hand, umarmten einander, als ob wir auf eine weite Reise, als ob wir für immer fortgingen. Dabei fuhren wir nur über die Donau, nach Wien – ein Katzensprung! Wir gingen weg aus dieser Welt, und Helenka pfiff vor sich hin. Mäuschenstill stiegen wir die Treppen zum Husplatz hinunter und setzten uns in das gelbe Auto von Igor Honza Ducháček, einem Mittelschulprofessor für Russisch, derzeit Taxifahrer. Hinter uns stieg seine Frau Mariana ein. Wir winkten den Gästen und brachen auf: die Ducháčeks zum Bahnhof, unsere Kinder auf einen Ausflug, und Helena und ich ins Unbekannte.

Auf dem neuen Bahnhof in Ostrava-Přívoz haben Alkoholiker keine Chance. Vor dem neuen Gebäude ein Springbrunnen, in den Hallen grelles Licht, keine Bänke, keine Schlupfwinkel. Ein Paar Genossen der Nationalen Sicherheit patrouilliert durch die Räume, hat ein wachsames Auge, kontrolliert Verdächtigen die Papiere. Mit den Koffern und den Kindern sahen wir wie ordentliche Reisende aus. Wir schleppten uns auf den Bahnsteig und warteten auf den CHOPIN-EXPRESS von Moskau nach Wien, planmäßige Abfahrt 0.51 Uhr, nur dreißig Minuten Verspätung.

[…]

Und dann tat sich der Zaun namens Eiserner Vorhang auf, an der Landschaft änderte sich nichts, der Herrgott hat nur eine einzige Welt erschaffen – für Menschen, Spatzen, Kaninchen, für alle Lebewesen. Es war, als ob man aus dem Fenster eines brennenden Hauses in ein aufgespanntes Sprungtuch springt – man ist um sein Haus gekommen, hat einen verstauchten Knöchel, aber das Leben ist gerettet. Helenka begann vor sich hin zu pfeifen.

[…]

Erst in dem Personenzug, als ich die Mauer zwischen den zwei Welten durchbrach, erst hinter dem Zaun, überkam mich die Sorge, was jetzt werden sollte. Wo würden wir schlafen – meine drei Leute und ich, mit drei Koffern und einer Tasche, mit einem Fünfhundertschillingschein (wieviel Geld war das eigentlich?). Was, wenn mir wieder jemand ins Gesicht spuckt, wenn ich am Nordbahnhof aus dem Bummelzug Břeclav–Wien aussteige? Ach was, vor den Augen meiner Kinder werde ich mir mit dem Ärmel das Maul abwischen und mich dann in der Donau waschen, Wasser gibt es dort genug, und niemand wird etwas merken.

Gut ging es aus, Lojzík, wir schliefen in frisch überzogenen Betten unter der Reproduktion des Rembrandtbildes DER KÜNSTLER UND SEINE GATTIN SASKIA, sauber gebadet. Jetzt kitten wir hier in der Kettenbrückengasse 15 gemeinsam Kunst und regen uns über unseren Chef Viktor Hratz auf, wenn er uns für die wöchentliche künstlerische Taglöhnerei mit einem ungedeckten Scheck entlohnt.

[…]

Ein einflußreicher Landsmann mit Beziehungen, Mládek, arrangierte mir eine Visite bei Herrn Moosbauer. Ich entschuldigte mich also in der Kunstkitterei bei Chefin Greta, da ich dem Besuch bei Herrn Moosbauer eine weitaus größere Bedeutung zumaß, als er es verdiente, und fand mich mit meiner ins Deutsche übersetzten Erzählung über Hubert Škapa in einem pompösen Gebäude im Ersten Bezirk ein (bekleidet mit Sakko, Halstuch statt Krawatte – Künstler! – die Erzählung in einer Mappe der Bank CREDITANSTALT). Herr Moosbauer, Lojzík, ist nämlich ein bedeutender Repräsentant der Wortkunst, einer Kunst, die mir näher steht als kaputtes Porzellan, Keramik oder Fayence, und die Erzählung über Hubert Škapa war gelungen, vortrefflich übersetzt. Die Dame hinter dem Schalter in der Halle vernahm meinen Namen und lächelte freundlich; ich würde schon erwartet, sagte sie mir, dritte Tür

links. Auch Herr Moosbauer war leutselig, er bezeugte Interesse an der Art meiner Lebensführung in der Stadt Wien. – Schade, daß Sie noch nicht deutsch schreiben, das sollten Sie. – Ich werde wahrscheinlich nie deutsch schreiben, ich kann es nicht, Herr Moosbauer, das werde ich nicht mehr lernen, ich will auch gar nicht. – Und Sie können eine etruskische Amphore restaurieren? – fragte er mich mit unverhohlenem Interesse. – *Allerdings!* – erwiderte ich selbstbewußt und in Schriftsprache. Herr Moosbauer hatte sich nämlich in Italien zu erschwinglichem Preis eine ganze Tasche voller Scherben aus rotem Lehm mit schwarzem und ockergelbem Dekor gekauft – er hatte sie im Nebenzimmer – sehr schöne Scherben waren es, die Patina fast echt, der Krempel mußte einige Zeit im Meer gelegen haben, eine gelungene Fälschung. Die Innenseite verriet dem Kenner jedoch, daß alles auf einer elektrisch betriebenen Töpferscheibe gedreht worden war.

Die Mappe mit dem Signet CREDITANSTALT ließ ich zu, und heim ging ich mit einer kaputten Vase und der Beteuerung von Herrn Moosbauer, ich würde ihm eine große Freude bereiten, wenn ich sie ihm zusammengeklebt wiederbrächte.

[…]

Und als ich zum zweiten Mal zu Herrn Moosbauer kam, mit der fachmännisch geklebten und schönen, von einer echten kaputten und wieder geklebten nicht zu unterscheidenden Amphore, hatte ich die Erzählung über Hubert Škapa in der Gesäßtasche meiner Jeans stecken und war entschlossen, zum Erpresser zu werden. Herr Moosbauer hatte ein mit meinem Namen versehenes Kuvert vorbereitet und darin die einem Handwerker angemessene Geldsumme, das Honorar für die Arbeit eines Kunstkitters, ein verlockend inhaltsschweres Kuvert. Ich packte die Kunst aus dem Klopapier aus und stellte sie auf ein makelloses Tischchen, damit sie in vollem Glanz erstrahle. Auch die Dame hinter dem Schalter im Vorzimmer kam angelaufen und jauchzte begeistert, bewunderte wortreich die aus einem Haufen unechter Scherben auferstandene Schönheit. Flink eilte sie, um einen Elefanten mit abgebrochenem Rüssel zu holen. – Wenn Sie das so schön können, hier, ich habe Ihnen einen Verwundeten mitgebracht. Ich kann gut verstehen, in welcher Lage Sie sind, und mir macht es große Freude, ein Erbstück von meiner Mutter … Die Menschen sollen einander helfen. – Verzeihung, *gnädige Frau* – sagte ich höflich und machte mit der Linken die Geste Apage Satana – kaputte Elefanten kitte ich von acht bis vier

an meinem Arbeitsplatz, innerhalb der Österreichischen Gesellschaft für Literatur aber bin ich ein tschechischer Schriftsteller! Ich griff in meine Gesäßtasche und entfaltete über dem Kuvert mit Herrn Moosbauers Geld die Erzählung über Hubert Škapa, strich die zerknitterten Seiten glatt und verabschiedete mich in gebührender Form von Herrn Moosbauer und auch von der Gnädigen.

(Die Erzählung erschien dann in der repräsentativen Zeitschrift „Literatur und Kritik", und vom Honorar kaufte ich mir Socken, eine Semmel mit warmem Leberkäse und drei GÖSSER Biere in Europanormflaschen.)

[…]

Ich ging zum Ostbahnhof, um Pet'ka Podhrázký, einen alten Freund aus der Sonntagsschule, willkommen zu heißen; er hatte einmal Schauspieler werden wollen, daher schmierte er sich Nußöl ins Haar und zwang es in einsamen Stunden mit einem Netz, nach hinten gekämmt, die richtige Form zu behalten. […]

Pet'ka kam mit dem CHOPIN-EXPRESS nach Wien, war kein Schauspieler, brachte mir eine Flasche Ostrauer Zwölfprozentiges, und ich begrüßte ihn auf Art der alten Slawen mit Brot und Salz. Jetzt wohnt er bei uns in Wien, wir stehen gemeinsam auf unserem Balkon, der einem mit Bändern aus violetten Pelargonien geschmückten Vorschiff ähnelt, und aus den Alpen bläst der warme Föhn, zerzaust uns das schütter gewordene Haar. Wir schauen auf die Konditorei von Herrn Netolický hinunter, in der unsere Helenka im Handumdrehen ihr ganzes Taschengeld verpraßt; unser Blick schweift hinüber zum weitläufigen Augarten mit der berühmten Porzellanfabrik und den Fliegerabwehrtürmen, himmelhohen Betonblöcken, die hier vom Krieg übrigblieben, und die abzutragen problematischer wäre, als es ihr Bau gewesen war (und wer weiß, vielleicht werden sie noch einmal für etwas zu brauchen sein …). In tiefem Frieden, an der Wende von den siebziger zu den achtziger Jahren, sage ich: – Pet'ka, wohin hauen wir ab, wenn die Zeit kommt? Ich hab keine Lust mehr. – Einen Sandsack dort ans Geländer – meint Pet'ka – ein schweres Maschinengewehr, du wirst mir den Patronengurt reichen. Lebend bekommen sie uns nicht. Wohin sollten wir fliehen? Und weg mit den Pelargonien, sie würden den Ausblick behindern.



Martin Osterider, Aus der Fotoinstallation „Umgebung (Schaufenster in 1060 Wien)“, 1996

Armin Bardel, Flakturm im Augarten (1999)



Ich drehte die Platte auf dem Grammophon um, und Primas Radek Zapletal ließ sein Instrument aufjaulen, Jožka Černý intonierte:

Als Soldat zog man mich ein in Hodonín,
die Haare schor man mir,
meine Locken, heja, haj, fielen runter auf die Knie,
da weinten mein Mütterlein und meines Herzens Liebste.

Wein nicht, mein altes Mütterlein,
ich spring schon weg, wenn die Kugel fliegt,
ich spring weg, heja, haj, wie ein Sternlein am Himmel
spring ich weg, wenn die Kugel fliegt.

Schön ist es, romantisch, bis zum letzten Atemzug eine Mietwohnung mit eigenen Pelargonien zu verteidigen in einem Land, das sich unser angenommen, uns ein Dach über den Kopf und auch die Möglichkeit eines Lebensunterhalts verschafft hat, Freiheit des Wortes, der Konfession und auch Versammlungsrecht, unter der unausgesprochenen Bedingung, daß wir seine Sitten einhalten, die Sitten eines anständigen mitteleuropäischen Landes mit demokratischer Verfassung und funktionierendem Parlament, unsere Sitten. – Wie lange braucht ein Panzerwagen aus Hodonín nach Wien, Pet'ka? Ein Stück durchs Marchtal, hinter Břeclav den Zaun durchbrechen und querfeldein über die Ebene (dein Bruder wird ihn lenken in einer Tarnuniform, mit einem Stern auf dem Koppel), im Augarten hält er an, und päng! – unser Haus stürzt ein zu einem Haufen Pelargonien. Also, wohin werden wir noch fliehen? Wohin? Nach Australien, nach Neuseeland, auf den Mond oder an den Arsch der Welt? Wo werden wir ein Plätzchen für ein ruhiges Leben und ein stilles Sterben finden? Wo ist diese Insel der Seligen, und womit haben wir sie uns verdient? […]



Armin Bardel, Prater (1998)

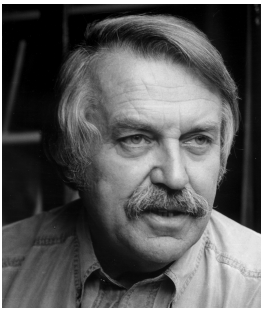
Jan Šafránek, Fest auf dem Land II (1980)



PAVEL KOHOUT

Ende der Großen Ferien

Erstdr. 1990
(Auszug)



Pavel Kohout
Geb. 1928 in Prag

Nach der Matura (1947) arbeitete Kohout als Journalist und Redakteur bei Rundfunk, Fernsehen und Zeitschriften und begann an der Philosophischen Fakultät der Karlsuniversität zu studieren. Von 1949 bis 1950 war er Kuturattaché in Moskau. Mit Theaterstücken wie „Taková láska“ (So eine Liebe, 1957) oder „August, August, August“ (1967) und durch Bühnenadaptionen (u. a. von Hašeks Schwejk) wurde der seit Mitte der fünfziger Jahre freiberuflich tätige Schriftsteller international bekannt. Als einer der Wortführer des Prager Frühlings schloß man ihn 1969 aus der Kommunistischen Partei aus und belegte ihn mit Aufführungs- und Publikationsverbot. In dieser Zeit veröffentlichte er im Samisdat und organisierte Theaterinszenierungen in Privatwohnungen, z. B. „Play Macbeth“ nach William Shakespeare (1978). Nach Unterzeichnung der Charta 77, die er mitverfaßt hatte, wurden die brutalen Repressalien der Polizei gegen ihn noch verschärft. 1978 durfte er zur Entgegennahme des Großen Österreichischen Staatspreises für Europäische Literatur und zu einem Arbeitsaufenthalt am Burgtheater nach Wien reisen. Die Heimkehr wurde ihm 1979 verweigert. Seither lebt Kohout mit seiner Frau, der Schriftstellerin Jelena Mašínová (geb. 1941) in Wien. Seit Ende der sechziger Jahre verfaßte er auch zahlreiche Prosawerke und verfolgte in autobiographischen Büchern wie „Aus dem Tagebuch eines Konterrevolutionärs“ (1969) oder „Kde je zakopán pes“ (Wo der Hund begraben liegt, deutsch und tschechisch 1987) die politische Geschichte der Tschechoslowakei bis Ende der siebziger Jahre. Der 1990 erschienene und 1996 verfilmte Roman „Ende der Großen Ferien“ (Konec velkých prázdnin, 1996), ein breit angelegtes Werk über tschechische Emigranten in Wien im Jahre 1983, stellt in unsentimentaler Weise die existentiellen Nöte von Flüchtlingen ins Zentrum und ist durch die zahlreichen Hintergrundinformationen auch ein packender und informativer Zeitroman.

[…] Mit dem Asyl hat er wissentlich seine ganze Sicherheit weggeworfen, der „Ochse“ zog ihn als Zufluchtsstätte ähnlicher Naturen an.

Beim ersten Besuch dauerte es eine Weile, bis er begriff, daß die Langhaarigen um die Dreißig, in Hemden, die nach lange nicht ausgewaschenem Qualm und Schweiß rochen, keine ausgeleckten Hirne sind, sondern ein Stück Legende. Der tschechoslowakische Spätableger der Blumenkinder geriet als erster unter die Spitzhacke der Macht. Auch in Bratislava wußte man von dem Prozeß gegen eine Band, die keine dümmlichen Regimeschlager spielte, sondern nach eigenem Gusto verfuhr. Von „Free Europe“ hörte er einst ihren Lärm, der ihn zuerst verwirrte, aber schon bald völlig hinriß: Die Worte, vielmehr gebrüllt als gesungen, brachten zum Ausdruck, was auch ihn kotzen ließ. Man hat sie verknackt, in der Heimat von Schwejk! für vulgäre Redensarten.

Sie waren kaum entlassen, hat man sie schon wieder eingebuchtet, diesmal wegen Schmarotzertum, und so immer rundum weiter, wobei man ihnen nach Art des Hauses erzieherisch andeutete, im Ausland würde es ihnen bessergehen, Horror! stellte Tono beim „Ochsen“ fest, auf die einen läßt man schließen, die anderen verjagt man! Zwei führten ihm auf dem Handrücken ein rundes Fleckchen vor, heller als die andere Haut und ohne Haare, der Untersuchungsbeamte drückte darauf statt im Aschenbecher seine Zigarette aus, Irrtum! entschuldigte er sich gleich, aber da können Sie sehen, was für ein Pech Sie hierzulande ständig haben würden. Meistens waren es auch Unterzeichner der schwerverfolgten „Charta 77“, doch ehe es ihm gelang, sie zu bewundern, hinderten sie ihn daran, so sehr sie nur konnten.

Es fing mit einem Fragebogen an, den sie mit ihm und Bobina ausfüllten, sobald sie sich hingesetzt hatten. Man kriegt dafür was in den Bauch und ein Bier vom CIA! warb man sie an, als er den Witz erklärt haben wollte, gaben sie zu, von irgendeiner Privatfirma für Meinungsforschung bezahlt zu werden, aber schau nur mal, was die interessiert: Für blödes Gewäsch über irgendwelche Stimmun-



Jan Šafránek, Kartenspielerinnen (1997)

Jan Šafránek, Zeitungsleser (1996)



gen in der Bevölkerung zahlt nur ein Geheimdienst! Es war zu spät, die Kurve zu kratzen, so füllte er das Papier ungern und flüchtig aus.

Sie packten die Bogen ein und legten ihnen neue vor. In den ersten hätten sie über sich selbst Auskunft gegeben, jetzt sollten sie sich jemanden ausdenken, zum Beispiel eine, wieherten sie laut, Traktoristin aus der Dorfkooperative und einen Schaffner der Tatra-Seilbahn. Seine Einwände wiesen sie ab: Der Firmenkontrolleur, sobald er hier erschiene, hat die beiden zuerst Befragten doch nie gesehen, hat man hierorts mehr Durst als Flüchtlinge, füllt man Fragebogen auch untereinander aus und führt die Schnüffler mit Bärten und Verkleidung irre, anstelle von Abendessen kann man auch einen halben Meter Bier bekommen.

Er fragte, welchen Wert dann eine so gemogelte Forschung hat. Die Antwort war überraschend klar: einen Nullwert, und darum geht's auch! Die Kommunisten können sie zwar nicht riechen, doch der CIA ist auch nur ein besserer KGB, Breschnjew und Réhgan schmieren gemeinsam die Maschine eines neuen Kriegs, und wir sind hüben wie drüben der Sand im Getriebe! Es hat ihn erschüttert, daß ein so blöder Geheimdienst möglicherweise einen Präsidenten informiert, hinter dem ein Köfferchen mit dem Code der Nuklearraketen hergetragen wird.

Über dem bekleckerten Tisch und einem neuen Bier, allein von Bobina verdient, nachdem er sich bereits gesträubt hatte, ihm falle nichts ein! war er dabei, die eigenartige Welt dieser Jungen kennenzulernen, in der Kameradschaft über alles ging und keine äußere Autorität und Moral Platz fanden. Ihnen gegenüber, staunte Tono, war er mit seinem ganzen Bedarf an Freiheit ein engstirniger Spießer, und über seine Vorstellung von Musketierehre könnten die sich höchstens nur schieflachen. Sonst aber, das besagten untrüglich gerade ihre Scherze, war ihnen nicht nach Lachen zumute.

Man hat sie aus dem Haus der Heimat hinausgeworfen, damit sie mit ihrem verbissenen Ungehorsam nicht andere Altersgenossen ansteckten. Hier jedoch nahm Tono ihre unausgesprochene, aber dennoch hörbare Bitterkeit wahr, interessierte ihre Botschaft, für die sie sich zu Hause Hände verbrennen ließen, keinen Menschen. Österraich sollte Banausenreich heißen! urteilte einer der beiden Mißhandelten, dessen fettige braune Locken bis zur Hüfte reichten, über seine neue Heimat. Tono ahnte immer mehr, worin das Problem lag.

Er erinnerte sich des stillen Irren im weißen Gewand, der am hellichten Tag durch Wiens Mitte mit der leuchtenden Laterne und einer Glocke zog, auch er erweckte höchstens ein mitleidiges Grinsen, danke bestens! Tono wurde unruhig, ist dies vielleicht der satte Preis der Freiheit? Daß, wenn man alles, aber auch alles darf, niemanden noch etwas interessiert? Sind es, o Gott im Himmel, etwa gerade Schikanen und Verbote, die den Menschen zwingen, die Last des Kampfes gegen die Lüge auf sich zu nehmen?

Diese einfachen Jungen, der Lockige zum Beispiel war Drucker, der andere Angebrannte ein Gitarrenspieler, vertrieb man aus Schulen und Betrieben nur ein bißchen früher, schien es Tono, ehe sie dort selber Valet gesagt hätten; die erkannte Wahrheit hat sich in ihnen so verklemmt, daß sie von einem gewissen Punkt an nicht mehr gewillt waren, für den durch und durch verlogenen Staat einen Finger zu rühren. So folgten sie lieber einer Fata Morgana der Freiheit und der Wahrheit und fanden, was auch er fand: eine Uninteressiertheit und arrogante Naivität, die wiederum Unwahrheiten und Unfreiheiten anderer Art zeugten. Sie wurden wieder zu Outsidern, diesmal hoffnungslos.

Banausenreich, klar! Die musterhaften Bürger waren die Mayers aus dem Lehrbuch: In dreißig Lektionen hat sie nichts anderes interessiert, als was man wo saufen, fressen, kaufen oder verkaufen kann, und vor allem: wie man an allem verdient. Die Familie Mayer las keine Zeitungen und Bücher, besuchte keine Theater und Kinos, das alles ersetzte der Fernseher; sie stritten nicht über Politik, sie quälten sich nicht um der Liebe willen, und am wenigsten interessierte sie, woher sie auf diese Welt kämen, wohin sie gingen und warum.

Ohne den Kurzschluß im Hirn zu bereuen, der seine Sicherungen so durchbrennen ließ, daß er mit einem Sprung das heimatliche Ufer verlassen hatte und mit einigen Schwimmzügen auf einem anderen Planeten gestrandet war, bis jetzt haben mich über ihn lauter Schwindler informiert, wie einen unmündigen Idioten! entledigte er sich doch sehr schnell der Illusion, daß hier die Probleme des Affenplaneten befriedigend gelöst würden, aus dem er hierher geschwommen kam. Das war offenbar der Grund, warum auch diese Gascogner, als Kadetten der Wahrheit hierher gelangt, jetzt ein Bier tranken, von Betrug bezahlt.

Als hätte sich die Energie, die es ihnen zu Hause ermöglichte, der Übermacht zu trotzen, den Hunderten Fechtern an der Porte

de Nesle ähnlich, in ihnen nach dem Verlust des vertrauten Feindes verflüchtigt; den meisten von ihnen blieb nicht genug davon, um zu lernen, sich Deutsch zu verständigen. Obwohl Österreich wohlwollend dafür sorgte, daß sie nicht ins Lager mußten, und sie ohne Warten Wohnungen und Unterstützung bekamen, vielleicht allzuviel! dachte sich Tono, möglicherweise hat dies sie der letzten Schutzreflexe beraubt! führte sie die Unfähigkeit der sprachlichen und geistigen Kommunikation bis zur verstockten Aversion den Gastgebern gegenüber.

Wehrpalisade …! tauchte in ihm im Laufe des Abends das Bild auf beim Anblick des dichten Kreises von Gläsern; sie bestellten neue, noch ehe sie die alten leer getrunken hatten, ein Bier löscht das andere! verkündete der Häuptling Lange Locke, und ohne Bier wären wir alle ausgelöscht, also hau ruck! Auch aus Wehmut hatte Tono sie gern, obwohl sie dann, berauscht, Bobi anzumachen versuchten. Die gehörte nun der Vergangenheit an, er konnte sich also mit ihnen problemlos anfreunden. Der Jubel, mit dem sie ihn begrüßten, hat ihn erfreut, sie streckten ihm Gläser mit brombeerfarbenem Bier entgegen und luden ihn in ihren Kreis ein.

„Soldat …!“ Bobina hat das letzte Mal seine Flucht geschildert, was ihm Respekt und einen Spitznamen eintrug, „hierher zu uns! wir haben eine große Sause, geradezu flippig! Wirtschaft, noch ajne Biere! komm her, wo hast du die tittige Böhmenbuchtel gelassen, wer wird uns aus dem Slowakischen dolmetschen?“

„Was wird gefeiert?“ er setzte sich hin, man goß ihm gleichzeitig Jod und Balsam in die Wunde.

„Ein reicher Onkel verläßt uns, geht nach Kanada“, jubelte ein Rothaariger, im Clan wegen der Haarfarbe Fernet genannt, „will sich ein gutes Andenken sichern.“

Erst dann sah er hinter der Biermauer, wen er neben den baumlangen Kerlen zunächst übersehen hatte: Durch die dicken Brillengläser zwinkerte ihm freundlich Professor Klößlein zu.

„Also, bekommen?“ freute sich Tono.

„Jawohl … ehrlich gesagt, ich hatte Angst, fuhr lieber geheim zum Konsulat …“

„Super! Ich hab’ Ihnen gesagt, die Lügner werden den kürzeren ziehen! Man hat ihn von Brünn aus bei den Kanadiern angeschwärzt“, teilte er der Runde mit, „er sei ein Spitzel, man hatte ihn sogar bei seiner Verlobten verpfiffen, die ihn dort jahrelang besuchte!“

„Stasihuren!“ brummte die Riege fest einstudiert, „also drauf, Onkelchen!“ fügte Fernet hinzu, „daß Sie bald wieder bumsen können. Schreibt Ihre Feder noch immer?“

„Ich hatte schon lange keine Gelegenheit mehr, mit jemand zu korrespondieren, meine Herren“, sagte er verlegen, und sie tranken auf seine Tinte.

[…]

Professor Klößlein bat darum, einen kleinen Spaziergang zu machen und die erste Taxe in der Stadtmitte zu nehmen. Dem hat Tono gern zugestimmt. Er wollte den Kopf lüften von dem weggeworfenen Asyl, von dem verlorenen Mädchen und von allen Tschechen und Österreichern, denen er heute begegnet war. Der sympathische Mährer bot die beste Lösung. In Rohlau kommentierte er unentwegt mal dieses mal jenes, wissend und witzig, aber die Stunde, die sie jetzt unterwegs vom „Ochsen“ her verbrachten, hat Tono geradezu begeistert. Scheinbar von Thema zu Thema springend, schuf der Professor ungeahnte Zusammenhänge zwischen ihnen; in die Verwirrung, in der Tono aufgewachsen war, brachten sie Logik, sie verliehen vielen belächelten Dingen Sinn, und vielen anderen, allzu laut gespriesenen haben sie ihn aberkannt. Als riesige Schulwandtafeln dienten dem Professor die Wiener Paläste und Kirchen, an ihnen erklärte er das gleichzeitige Entgegenströmen der Slowaken sowie der Tschechen samt Mährern in zwei künstlich getrennten Flußbetten der Monarchie, die nach seiner Meinung übermütig den beiden slawischen Völkern, von ihr wie von einem biblischen Wal verschlungen, das Recht auf Selbstbestimmung vorenthielt, obwohl sie ihnen befahl, in allen verlorenen Schlachten von Solferino bis Königgrätz für sie zu bluten. Was für eine wunderbare! streckte der Professor seinen Arm zu der Galerie steinerner Figuren auf dem Parlament hinauf, Wiege des vereinten Europas hätte sie sein können, dessen westlicher Teil damals in blutigen Zwisten hin- und hergerissen wurde. Irgendein Dorfbursch aus Hodonín hat dies laut dem Professor als einer der ersten begriffen, noch während der Kanonade des Weltkriegs Numero eins mahnte er den neuen Kaiser Karl, den Fehler des verblichenen Greises Franz Josef zu korrigieren und die Tschechen samt Mährern und auch die Slowaken zu gleichberechtigten Völkern zu erheben; erst als die Wiener Krieger und die ungarischen Grafen, vom größenwahnsinnigen Glauben an den Sieg noch immer berauscht, nur neue Formen des alten Jochs anboten, gab der größte

aller Mährer den berühmten Befehl, die Unterdrückten sollten die kaiserlichen Fahnen verlassen und hinter der gegnerischen Front legendäre Legionen bilden, die einen selbständigen Staat erkämpfen sollten, wen er wohl damit meine? ach! Tono möge verzeihen, er habe vergessen, daß den jüngeren Generationen schon der Klang des Namens Masaryk gestohlen worden sei! Hier, sprach der Professor gerührt unter dem mächtigen Standbild der Kaiserin Maria Theresia, habe er seine Liebe getroffen! es dauerte eine Weile, bis Tono begriff, daß sein Begleiter jetzt eine kanadische Wissenschaftlerin meint, die er vor zehn Jahren zum erstenmal in dem gegenüberliegenden Naturwissenschaftlichen Museum gesehen hatte, vor einer Wunderapparatur, die das Leben von Meteoriten erforschte, jawohl, diese rätselhaften Steine leben, als himmlische Boten wurden sie mit der Gabe der Sprache versehen, sie zu verstehen wurde dem Professor zur Lebensfreude, zur Leidenschaft und zum Leiden. […] Die ersten fünf Jahre, der Professor eilte weiter durch die pulsierende Nacht, lockte es sie alle sechs Monate nach Brünn, bis sie sogar den berühmten tschechischen Zungenbrecher „Strč prst skrz krk“ beherrschte, und obwohl es dabei blieb, haben wir beide nichts entbehrt, als plötzlich die Parteivorsitzende im Institut, mit fünfzig immer noch ledig, erklärte, eine solche Beziehung sei des Mitglieds einer Partei unwürdig, der Hüterin der besten Traditionen des Volkes und der Familie. Er schlug eine einfache Lösung vor, er sei ein alter Junggeselle und Cathleen eine Witwe, längst habe sie ihm die Ehe angeboten, der Staat würde sich für einen billigen Ausreisepaß eine teure Rente sparen. Daraufhin hat sie kein Visum mehr erhalten, und bei ihm hat es drei Jahre gedauert, bis der Kopf der Husákschen Normalisierung in seinem Institut auf der Dienstreise nach Wien ihn als Begleiter brauchte, der dessen Beschränktheit zu vertuschen hatte; er vertuschte also und gab ihm zum Schluß bekannt, er kehre nicht mehr zurück, danach hat er zum erstenmal einen Mann erlebt, der zu ihm kniend flehentlich die Arme emporstreckte. Ist das nicht wunderschön? atmete der Professor durch, als sich vor ihnen der Ausblick auf den beleuchteten Stephansdom auftat, hier, in diesem Hotel pflegten sie abzusteigen, dreimal kam sie nach Österreich zu ihm angeflogen, ihre Zimmer gingen auf den Dom hinaus, aber sie haben kaum aus den Fenster geschaut, wissen Sie, sagte der Professor scheu und dennoch stolz, ehe ich sie getroffen habe, war ich als Mann bereits im Ruhestand! mit ihr war es, als paddelte er gegen

die Zeit, er hat sich wieder in voller Rüstung gefühlt, und nach Rohlau kehrte er nur zurück, um die tote Zeit des Wartens zu überleben, bis die Behörden in Ottawa Vernunft annehmen. Mehr und mehr, gab er vor Tono zu, bangte er, daß die niederträchtige Intrige Wirkung zeigen und er zur persona non grata in jenem Lande würde, das Cathleen nicht auf Dauer verlassen konnte, weil sie dort außer ihrer Universität auch ihre alte Mutter hatte; er nämlich habe, leider nicht gleich nach seiner Flucht, aus falsch verstandener Korrektheit um Asyl in Österreich angesucht, und sollte Kanada ihn aus dunklen Gründen ablehnen, hätte er auch hier keine Chance mehr, dann müßte er selbst die entwurzelten Jungen im „Ochsen" beneiden, die ihn heute so liebenswürdig aufgenommen hatten; auf ihn würde ein lebenslängliches Rohlau warten. Hier, er schaute auf die Steinfliesen unter seinen Füßen, hier in dem markierten Grundriß der ursprünglich romanischen Basilika, damit wir immer unseren Ausgangspunkt finden können! hatten sie sich das letztemal verabschiedet, als sie hergeflogen war, um ihm persönlich schwarz auf weiß die Brünner Gemeinheit vorzuführen, Joseph, merk dir, du bist in der freien Welt, und ich stehe dir bei wie dieser Turm da! dann war ihre Mutter erkrankt, und er mußte es hier allein schaffen, Tono ahne nicht, wie leer die Tage waren, als er die Leitung der Selbstverwaltung in der Pension abgeben mußte, er möge ihm verzeihen, daß er sie wieder auf seine Kosten übernommen habe nach seinem unverdienten Mißerfolg mit dem Streik, allein diese lächerliche Funktion habe ihn noch über Wasser gehalten, als alles andere wegzuschwimmen schien. Er sei nie ein glühender Optimist gewesen wie der Dichter mit dem Hund, der heute beim „Ochsen" die Leidenschaft aufbranden ließ, im Gegenteil: Als Wissenschaftler habe er über die gebotene Skepsis verfügt und sich keine Illusionen über das Exil gemacht, was er darin jedoch erlebte und in den zwei Jahren ringsum sah, habe den Rest seines Glaubens erschüttert; hätte er noch einmal die Wahl, wäre er zu Hause geblieben, Husák hin, Husák her, Cathleen her, Cathleen hin; obwohl selbst kein Suizidtyp, begreife er, warum hier so mancher in Verzweiflung versank, und gerade das sind Morde, die der Westen, ebenso übermütig wie dumm, nicht sieht! In diesem hohen Dom, der Professor verbeugte sich zu den metallenen Platten des verschlossenen Tores, ruhte vor siebenhundert Jahren der tschechische König Přemysl Ottokar II., golden und eisern genannt, die Habsburger haben seinen auf dem Marchfeld verbluteten Leichnam zur Schau gestellt,

damit der Tote die Angst vertreibe, die sein Name den Siegern noch immer einjagte; hier sollte die heillos überlastete Fremdenpolizei dieser Republik zur Abschreckung die zu Tode geschleifte irdische Hülle des Unbekannten Emigranten ausstellen, damit sie das verlockende Bild der Erfolgreichen verscheucht und statt dessen die einsame Hoffnungslosigkeit all derer verkörpert, denen nicht mein Glück begegnete, so daß sie nicht fanden, was sie suchten, und verloren, was sie hatten …

SYLVIE RICHTEROVÁ

Abc-Buch der Vatersprache

Erstdr. 1991
(Auszug)



Sylvie Richterová
Geb. 1945 in Brünn

Die Tochter eines Naturwissenschafters und einer Mittelschulprofessorin maturierte 1963 in Brünn, studierte bis 1967 in Prag am Dolmetschinstitut der Universität des 17. Novembers Französisch und Russisch und doktorierte 1971 an der Prager Karlsuniverität. Im gleichen Jahr übersiedelte sie zu ihrem Ehemann nach Italien und wirkte, nachdem sie 1973 ein weiteres Studium abgeschlossen hatte, an der Universität Rom in Lehre und Forschung. 1987 wurde sie als Professorin für tschechische Sprache und Literatur an die Universität Padua berufen. Seit 1990 lehrt die Bohemistin, die zahlreiche wissenschaftliche Publikationen über die tschechische Literatur des 20. Jahrhunderts verfaßt und sich auch als Übersetzerin betätigt hat, an der Universität Viterbo. Bis 1989 erschienen ihre bohemistischen Studien und ihre experimentelle Prosa nur in Exilverlagen. Im Zentrum ihrer Werke, wie „Slabikář otcovského jazyka“ (Abc-Buch der Vatersprache, 1991) oder „Druhé loučení“ (Zweiter Abschied, 1994), stehen das Problem der menschlichen Identität und die Suche nach sich selbst. In „Děti a zvířátka“ (Kinder und Tiere), einem Teil des „Abc-Buches der Vatersprache“, führt Richterová am Beispiel der Familie ihrer nach Wien emigrierten Schwester die Anpassungsprobleme von Emigranten in einer neuen Lebenswelt und in einem unterschiedlichen sprachlichen Milieu vor Augen.

Kinder und Tiere

Jedes Mal, wenn ich den ersten Morgen zu Hause erwache,
erlebe ich die anregende, leichtfüßige
Unsicherheit darüber, wer ich eigentlich bin.
John Updike, Auf der Farm

Susanna verließ mit ihrer Familie die Tschechoslowakei im August 1981. Aleš fuhr als erster mit einem Lkw, den sie sich inklusive Fahrer gemietet hatten, um Familienmobiliar und verschiedene nützliche Gegenstände, einen Eimer zum Fußbodenwischen, Töpfe, Besteck, Handtücher und auch Bücher, von Brünn nach Wien zu transportieren. Es war nicht viel, aber der kleine Lkw war voll. In Wien kletterte Aleš abgemagert und bleich aus der Fahrerkabine, weil er bis unmittelbar vor der Abfahrt der Großmutter den Umzug in die neue Wohnung in Brünn hatte machen müssen, den Familienbesitz teilen, den Familienbesitz einpacken, schätzen, verzollen, Verzeichnisse über seinen und den Familienbesitz schreiben, die Ausfuhrgenehmigung besorgen für Patenteinweckgläser, leer, einen getäfelten antiken Sekretär, beschädigt, chinesische Porzellanschüsseln, 2 Stück, Kinderschuhe, 6 Paar, etc. Er vollendete auch den Umbau des Einfamilienhauses, das ihm nicht mehr gehörte und in der Zukunft niemals außer in den Erinnerungen gehören sollte, in dem auch ein neues Bad nicht fehlte – er hatte es selbst installiert und gekachelt. Und er verabschiedete sich, von der Großmutter, von der anderen Großmutter, von der Großmutter, die er bestimmt noch sehen würde, von der Großmutter, die er bestimmt nicht mehr wiedersehen würde, vom Großvater und so weiter.

Die Flüchtlingsorganisation teilte ihm eine Wohnung in Schwechat zu, wo sich der Wiener Flughafen befindet und wo die Straßen ganz wie in der Vorstadt von Brünn sind. Einige gleichen den Straßen in einer schönen Brünner Vorstadt, andere denen in der häßlichsten und staubigsten Brünner Vorstadt. Die Wohnung befand

sich gerade dort, nämlich in einer Hauptstraße, die sicher einstmals Gehsteige gehabt hatte. In der Gegenwart aber waren sie der Südautobahn gewichen, so daß von ihnen nur wenig mehr als die Bordsteinkanten übriggeblieben sind. Von den Häusern ist der Putz abgefallen, seit dem Krieg sind sie nicht neu verputzt worden, genau so wie in der Brünner Vorstadt, nur daß Susanna und Aleš dort nicht gewohnt hatten, erst jetzt sollten sie es, in Wien.

Das Haus war weitläufig, mit einem großen, geräumigen Treppenhaus, in das die Küchenfenster gingen, und durch diese Fenster die Küchendünste, die im übrigen ganz angenehm und nach Wohlstand rochen. Die Zimmerfenster gingen zur Autobahn und erzitterten sehr oft von den sie überfliegenden Flugzeugen, die auf dem Flugplatz gerade landeten oder starteten. Aleš und sein Freund, der in Brünn in der Nachbarschaft gewohnt hatte und jetzt wiederum in Wien sein Nachbar war, trugen die paar Möbelstücke und die Kisten mit dem verzollten Familienbesitz in die Wohnung, damit der Chauffeur zurückfahren konnte, dann fiel Aleš in einen bleiernen Schlaf, und als er aufwachte, war es zwei Tage später am Morgen. Er lief zum Autobus, mit dem Susanna und die Kinder kommen sollten. Noch wacher wurde er, als sich zeigte, daß der Autobus Verspätung hatte, eine Stunde, zwei, drei Stunden. Nach drei Stunden befiel ihn lähmendes Entsetzen, die Familie könnte am Ende nicht über die Grenze gekommen sein. Sie kam, mit nur dreieinhalbstündiger Verspätung, einem kleinen Riß in der Zeit, der nur dann von Bedeutung ist, wenn man in ihm versinkt. Er hörte auf zu versinken, als er sah, wie sich schon von Ferne die hochgewachsene Susanna angespannt im Busfenster abzeichnete. Hinter ihr die beiden Mädchen, die Susanna beim Aussteigen nicht aus den Augen ließ, um zu sehen, wie sie die Emigration aufnahmen.

Markétka war sieben Jahre alt, Tereska fünf, sie sahen vor sich ihren Vater, ihre Tante, also mich, die Cousine Milena, die Freundin Ivana, deren Eltern, und eine Stadt, die sie nur am Rande wahrnahmen, die sich aber auf den ersten Blick keineswegs von Brünn unterschied, namentlich in Schwechat nicht, wohin alle gleich fuhren. Markétka bemerkte zwar, daß die Wohnung kleiner war, schmutziger und dunkler, aber Susanna begann gleich aufzuräumen und zu waschen, was ging und was nicht ging, und sie versicherte ihr auch, daß die Wohnung mit der Zeit besser und besser und vielleicht auch größer werden würde. Aleš war inzwischen mit der Toilette beschäftigt, die zum Empfang verstopft war

oder gleich nach dem Empfang und mit einer Aufschrift in Tschechisch: /I/ Nichts, auch kein Papier hineinwerfen, versehen war, was die Kinder nicht durchgelesen hatten. Für die Kinder war es das beste, irgendwohin spielen zu gehen, bis die Wohnung wenigstens etwas wohnlich hergerichtet war, aber nicht auf die Straße, weil da außer dem Gehsteigrest nur der nicht abreißende Strom von mit Autobahngeschwindigkeit dahinrasenden Autos war. Und auch nicht in den Hof, denn dort bestand ein schriftliches Verbot, daß Kinder keinen Zutritt haben, auf einem Zettel, der am Eingang hing. Die Mama übersetzte es ihnen in einer Pause zwischen zwei Flugzeugen aus dem Deutschen ins Tschechische.

Mama, sagte darauf Tereska mit Hoffnung in der Stimme, wenn wir zur Großmutter gehen, kaufst du mir an der Ecke zur Palackýstraße ein Eis, ja! In diesem Moment begann Susanna zu begreifen, daß für Kinder das Emigrationsproblem äußerlich unsichtbar ist. Und wahrscheinlich um so größer. Sie versprach Tereska ein österreichisches Eis, wenn sich auch das Kind unter diesem Eigenschaftswort nichts vorzustellen vermochte. Die Assoziation mit Eis verlieh Österreich immerhin doch etwas Verlockendes. Bevor es zu dem Eis kam, erhielten die Kinder noch ein Brot mit Marmelade, beides aus der Kiste aus Brünn ausgepackt, und aßen es im Park, der auch in Brünn hätte sein können, aber er war in Schwechat. Daß es auch das Eis in Brünn hätte sein können, merkte Tereska am Geschmack. Besser gesagt, sie erkannte keinen Unterschied.

Am nächsten Tag absolvierte Susanna mit Aleš und den stillen Mädchen an der Hand einige Ämter, aber auch dort bemerkten die Kinder keinen Unterschied zwischen Zuhause und der Fremde, weil sie zu Hause nicht auf Ämter gegangen waren noch an der Hand dorthin geschleppt wurden. Erst als sich die ganze zahlreiche Gruppe der Freunde und Verwandten mit ihnen zum Stephansdom begab, bestaunten sie dort neugierig die Straßensänger, Gitarrenspieler, Geiger und exotischen Musikanten, mischten sich unter die Menschenscharen, die ihnen zuhörten, und ihre Augen leuchteten. Tereska zog die Mutter am Ärmel und mit auf einen langhaarigen Ukulelespieler geheftetem Blick fragte sie: Mama, darf man das denn?

Man darf, sagte die Mutter mit einem Stolz, der österreichischer war als das Eis, welches die Kinder wiederum schleckten. Aber erst am vierten Tag bemerkten die Kinder, welche Bedeutung dieses geheimnisvolle und auf einmal so wichtige Eigenschaftswort für sie

hatte, obwohl es ihnen bislang sorglos entgangen war: in den Straßen, die wie zu Hause waren, mit Menschen mit gleichen Gesichtern wie zu Hause, mit gleichen Worten wie zu Hause fanden sie sich auf einmal ganz woanders wieder, außerhalb, in der Fremde. Unerklärbar, plötzlich, ohne Vorwarnung und erbarmungslos versank auf einmal die ganze Welt in fremdem Getöse. Sie hörte auf, mit ihnen zu sprechen, und hörte auf, sie zu verstehen und ihnen Antworten zu geben. Sie hatte sich im Grund nicht gewandelt, oder nur ganz wenig, aber sie hatte die Sprache verloren. Sie hatte die Sprache, die sie sprachen, verloren. Mit einem Schlag und unwiederbringlich schien es. Das war ein Schock, und es war ein Schrekken, ein gespenstischer Zauber, eine Katastrophe, die nichts zu relativieren vermochte, da sie nicht wissen konnten, daß ihnen eines Tages dieses mißklingende Sprechen nahe und lieb sein würde. Nichts dergleichen verriet ihnen die Gegenwart und auch die Erfahrung nicht. Die verstehbare Welt war unwiederbringlich dahin wie für die Eltern die Tschechoslowakei. Aber sie war viel, viel größer, es war die ganze und einzige verstehbare Welt, die sie kannten und sich vorzustellen vermochten.

Das Deutschlehrbuch für Jugendliche, das schon einige Monate zuvor ihre Familienabende auszufüllen begonnen hatte, besiegelte gewissermaßen das Nichtwiedergutzumachende der schicksalhaften Veränderung. Markétka ahnte zwar einen Zusammenhang zwischen dem Buch und der unbekannten, Deutsch genannten Sprache, aber die Möglichkeit, mit ihrer Hilfe eine Welt zu verstehen, die unerwartet und möglicherweise absichtlich anders zu sprechen begonnen hatte, erschien ihr nicht allzu wahrscheinlich. Auch Tereska gelangte zu der Erkenntnis, daß die Laute, welche die Menschheit auf einmal anstelle von Worten von sich gab, Deutsch genannt werden. Trocken und entschlossen teilte sie den Eltern mit, daß sie niemals deutsch sprechen werde. Und während also Markétka still in der letzten Schulbank an der Tür die erste Klasse wiederholte, ging Tereska jeden Morgen mit ihrer Puppe, mit einer ganz kleinen Puppe, die in die kleine Hand der Fünfjährigen paßte, in den Kindergarten. Im Kindergarten setzte sie sich in eine Ecke und sang der Puppe, von der aus der geschlossenen Faust nur das Köpfchen hervorguckte, bis nachmittags um vier Uhr, wenn sie von Markétka auf dem Weg nach Hause abgeholt wurde, leise etwas vor. Die Erzieherin schloß daraus, daß Tereska ein stolzes Kind sei, das es ablehnt, sich ins Kollektiv einzuordnen, wie sie der

Mutter Susanna sagte. Susanna begriff in diesem Augenblick, daß das Wort Dummheit keines Attributes bedarf und in keiner Sprache eine Antwort gestattete. Auch sie verfiel vor der Erzieherin in Schweigen wie Tereska, während die Kinder, ein wenig neugierig und ein wenig grausam, ringsum lärmten. Tereska überging teilnahmslos alles, was um sie herum ausbrach, Schreien, Lachen, fliegende Bälle, Püffe in den Rücken und freundschaftlich gestellte unverständliche Fragen, und sie erkämpfte sich so als Vergeltung auch deren Nichtbeachtung. Das Schweigen hielt sie ein Jahr lang aus, und dann noch ein halbes. Sie sprach nur zu Hause, von halb fünf bis um acht, da ging sie schlafen, und früh von sieben bis dreiviertel acht, da betrat sie den Kindergarten.

Bis Susanna eines Tages im Flur der Schwechater Wohnung eine Kinderstimme vernahm, die in fließendem Deutsch jemandem inniglich zuredete. Soviel sie wußte, war ein Mädchen aus der Nachbarschaft zu Besuch da, und außerdem kam ihr die Stimme bekannt vor. Voller Verblüffung preßte sie ein Auge und dann auch noch ein Ohr ans Schlüsselloch: Es war wirklich Tereska, die sprach, lang, zusammenhängend und mit Wiener Akzent, wobei sie Dialektausdrücke gebrauchte, die nicht einmal Susanna verstand. Sie sprach mit einer Katze, mit einem herangewachsenen schwarzgrauen Katzenjungen.

Das Katzenjunge hatten die Kinder eines Tages anstelle des erlaubten Meerschweinchens mit nach Hause gebracht. Sie hatten dafür fünfzig Schilling bezahlt und den Eltern versichert, daß sie in dem Geschäft keine Meerschweinchen hatten, nur das Kätzchen, sonst kein anderes Tier. Aleš hatte mit seiner ganzen väterlichen Autorität verkündet, daß das Tier augenblicklich aus dem Haus müsse, und während die Eltern darüber berieten, ob man das Kätzchen ins Geschäft zurückbringen oder jemandem schenken sollte, wischten die Mädchen leise und mit Fleiß den Schwechater Staub von den Brünner Möbeln, räumten die Spielsachen in den Regalfächern auf und kehrten den Fußboden. Sie gaben keinen Mucks von sich, als Aleš die Stimme hob, sie antworteten nicht, als er anführte, daß sie von der Flüchtlingsunterstützung keine Katze ernähren konnten, sie reagierten auch nicht auf die Information, wieviel die tierärztliche Betreuung kosten würde. Sie legten die Staubtücher nicht beiseite, als die Mutter Susanna ihnen zu erklären versuchte, daß es für ein Kätzchen das beste sein würde, wenn sie es in den Laden zurückbrächten, und daß sie das Geld als Pfand für

ein Meerschweinchen oder für einen Hamster dort lassen könnten, der in einem bescheidenen Haushalt praktischer wäre. Den Vortrag über die Intelligenz von Hamstern hörten sie sich beim Geschirrabwaschen an. In einer vorbildlich aufgeräumten und sauberen Wohnung widerstanden sie dann noch eine Woche lang den Drohungen und Zureden, den Bestechungsversuchen und direkter Druckausübung in der Angelegenheit des Kätzchens wie einst in der Angelegenheit der deutschen Sprache.

Zu guter Letzt sprach also Tereska mit dem Kätzchen. Oder das Kätzchen mit Tereska.

(23. 8. 1985)

Eines Tages werden die beigelegten Bedeutungen heruntergerissen wie Pflaster von den Wunden, und es wird nichts übrigbleiben als das, was wir sind. Bloß und nackt.

Der tückische Geist des Reimens flüstert mir ein, anzufügen: Pack. Aber ich stimme ihm nicht zu.

(2. 9. 1985)

EUGEN BRIKCIUS

Österreichische Spaziergänge

Entst. 1990–1992 · Erstdr. 1992
(Auszug)

Die österreichischen Gedenkfeiern zur 200. Wiederkehr des Todestages von Wolfgang Amadeus Mozart beginnen langsam aber sicher kolossale Ausmaße anzunehmen. Genau von dieser Größe wird auch die soeben im Wiener Schönbrunn in Entstehung begriffene Plastik *Die versinkende Göttin* [richtig: Riesin] sein. Zwar sollen von ihr nur der Kopf und die erhobenen Hände aus der Erde hervorragen, dafür werden die besagten Dimensionen ihrer oberirdischen Partien dem Besucher den Atem verschlagen: Sieben Meter hoch soll der Kopf werden, und die Hände werden sogar ganze fünfzehn Meter weit voneinander entfernt sein. Das Kolossale dieses Projekts überrascht einen nicht. Ganz Schönbrunn ist so. Schließlich war es das Domizil des Kaisers gewesen, und dieser ging bekanntlich nur dann zu Fuß, wenn es unbedingt notwendig war. Wenn zu Zeiten der Monarchie die Kutsche des Monarchen in den Park einfuhr, ertönte eine Trompete, und die Gärtner, die die Bäume abästeten und den über den Rand des kaiserlichen Weges hinauswuchernden Bewuchs zurückschnitten, um eine ideale Linie zu erzielen, sprangen wie ein Mann ins nächstbeste Ziergebüsch, um den erbetenen optischen Eindruck eines menschenleeren Parks nicht zu stören. Pech hatten jene, die gerade dabei waren, von einem mehrstöckigen Gerüst aus die höchsten Bäume zu stutzen.

Der Bildhauer Bernd Kastl und seine Gehilfen, die die zehntonnenschwere Konstruktion vor dem Schloß Schönbrunn montieren, müssen sich beim Eintreffen des Urhebers des Projekts, André Hellers – der ursprünglich ein Liedermacher war und nunmehr weltberühmter Universalkünstler ist, nicht mehr ins Gestrüpp werfen. Im Gegenteil, sie fahren stolz in ihrer Arbeit an der Skulptur fort, die noch im Mai fertig werden soll. Die von ihnen angefertigte Stahlkonstruktion wird dann mit Erde versehen, in welche die Schloßgärtner 3.500 Blumen einsetzen werden. Da nicht alle ausgepflanzten Sorten gleichzeitig aufblühen, wird die Blumenplastik praktisch jeden Monat eine andere Farbe haben. Die ursprüngliche Idee, daß vor der Wiener Kopie des Schlosses von Versailles der Kopf des jubilierenden Mozarts blühen und somit alle Farben spie-

len sollte, hatte der Künstler letztendlich als zu kitschig verworfen.

Der blühende Kopf der Mozartgöttin ist nicht das einzige Landart-Werk des erfindungsreichen André Heller. Er hat bereits eine Reihe erfolgreicher Produktionen hinter sich. In Deutschland baute er einen phantasmagorischen Park auf, in London ließ er Ballons in Form von Märchenmonstern aufsteigen und flog mit ihnen bis nach Amerika, in Lissabon veranstaltete er ein höchst unkonventionelles Feuerwerk und eine ähnliche Unterschrift hinterließ er auch in vielen anderen Ländern.

Auf weniger pompöse Weise, doch dem eigentlichen Wortsinn entsprechend hat schon in der österreichisch-ungarischen Monarchie ein anderer bekannter Österreicher, Josef Kyselák, seine Unterschrift zurückgelassen. Er bewegte sich zwar im Unterschied zu Heller nur im Bereich von Wien und der dortigen niederösterreichischen Umgebung, dadurch jedoch wurde sein Unterschriftenopus für den Liebhaber ethnographischer oder der Gesundheit zuliebe unternommener Spaziergänge zugänglicher. Josef Kyselák unterschrieb sich nämlich überall. Unfähig, einem zwanghaften Drang zu widerstehen, kratzte er seine Autogramme in die Wände von Schlössern, Klöstern und Ruinen, am liebsten aber in Denkmäler. Den Höhepunkt seiner Karriere erreichte er während einer Audienz bei Franz Joseph, bei der es ihm gelang, die Aufmerksamkeit der Anwesenden abzulenken und seine Unterschrift hurtig in den Schreibtisch des Monarchen einzuritzen. Statt der erwarteten Bestrafung folgte überraschend eine Ehrung. Seine künstlerische Hartnäckigkeit brachte Kyselák die Möglichkeit ein, seine Unterschrift ganz offiziell am linken Obelisken im Schloßpark von Neuwaldegg zu verewigen. Und wenn sie daher durch die Landschaft zwischen Wien und Baden spazieren und unterwegs ein Kyselák-Autogramm nach dem anderen finden werden, vergessen Sie nicht, Neuwaldegg zu besuchen, wo sich dieser erste österreichische Sprayer mit dem Meißel eines Gemeindegraveurs unterschrieben hat.
[...]

***

Wien ist seit kurzem um zwei Attraktionen beachtlichen Kalibers reicher. Im ersten Fall handelt es sich um die renovierte Villa des Schauspielers Hans Moser, einer der größten Persönlichkeiten der

österreichischen Kinematographie. Das äußere Aussehen der Villa blieb zwar unverändert, innen kam es jedoch zu einschneidenden Veränderungen. Das Interieur wurde im Grunde in eine Art Moser-Museum mit Restaurationsbetrieb für anspruchsvolle Kulinarier umgewandelt. An den Wänden hängen zwischen Filmprogrammen und -plakaten Fotografien der berühmtesten Szenen aus Moser-Filmen. Alles erinnert hier an den verstorbenen Meister. Die debauchierenden Verehrer des Schauspielers sind buchstäblich von ihnen umringt; Moser ist überall. Nur ein holographisch projizierter Moser dürfte fehlen.

Etwas irritierend sind nur die Preise der Speisen. Was wohl Moser, über dessen Sparsamkeit bis heute Anekdoten im Umlauf sind, selber dazu gesagt hätte. Legendär geworden sind vor allem die Jausen, die er sich von daheim zu den Dreharbeiten mitnahm. Heute würden ihn seine Freunde beim Imbiß in seiner eigenen Villa wahrscheinlich auslachen. Übrigens kann man sich darüber, ob und wegen wie vieler Groschen er bereit war, sich ein Loch ins Knie bohren zu lassen, streiten. Dessenungeachtet ist bekannt, daß auch jene, die nicht daran zweifelten, daß er ein Geizhals war, Hans Moser, diesen kleinen großen Mann des österreichischen Films, liebten. Es ist angebracht zu bemerken, daß Gäste mit einem ähnlichen Verhältnis zum Geld das neue Restaurant lieber meiden sollten. Das billigste Essen in der Villa des sparsamen Mimen kommt auf 390 Schillinge.

Viel billiger ist es auch nicht im neu eröffneten KunstHausWien zwischen der Unteren Weißgerberstraße und der Weißgerberlände im dritten Bezirk. Friedensreich Regentag Dunkelbunt Hundertwasser, neben der Sachertorte und der Spanischen Hofreitschule eine der größten Wiener Attraktionen, besitzt hier in den ersten beiden Etagen ein Museum. In zwei weiteren Stockwerken werden vom Meister ausgewählte Künstler ausstellen. „Das KunstHaus ist ein Schutzwall gegen den Terror der geraden Linie“, behauptet Hundertwasser und hält sich in seinem Werk mehr oder weniger erfolgreich an diese Devise. Damit auch jene sich an sie hielten, die ihm bei der Realisierung seines Werkes halfen, überwachte er persönlich die Bau- und Installationsarbeiten. Als einem Handwerker einmal eine Kachel auf den Boden gefallen war, frohlockte der Meister, hob den Scherben andächtig auf und sprach: „Bravo, Burschen, die Kacheln sollten euch so oft wie möglich aus der Hand fallen.“

Interessant ist, daß die von Hundertwasser angeprangerte gerade Linie an dieser Stelle nie auf Rosen gebettet war. Die Magazine und Werkstätten, die Hundertwasser zur Hälfte zusammen mit der BAWAG-Bank kaufte, hatten nämlich der bekannten Möbelfirma Thonet gehört. Dort, wo früher Thonetmöbel gebogen wurden, wurde jetzt unter Aufsicht des Meisters praktisch alles, die Fußböden miteingeschlossen, uneben gemacht. Um die Tische des im Erdgeschoß gelegenen Kaffeehauses zu stabilisieren, liegen auf ihnen bunte, keilförmige Klötzchen bereit, die zur allgemeinen Verfügung stehen, um die Tische damit zu unterlegen.

Weil die Preise an die Zustände in der Moser-Villa gemahnen, empfehlen wir einem Landsmann von uns, langsam durchs Kaffeehaus zu schlendern und sich gleichsam beiläufig vom nächstliegenden Tischchen einen Keil als Souvenir mitzunehmen. Die Erlaubnis dazu hat er vom Meister. Hundertwasser verkündete nämlich in einem Interview, er würde nur erfreut sein, wenn die Besucher die Klötzchen mitgehen ließen. Übrigens befindet sich auf jedem ein Sinnspruch. Wie etwa: „Die gerade Linie ist gottlos und unmoralisch.“, oder: „Ein unebener Boden ist eine göttliche Melodie für die Füße.“

„Es geht darum, wie nahe es der Mensch zur Natur hat“, behauptet Hundertwasser und vergißt darauf, daß er an einer anderen Stelle in Wien, in der Spittelau, eine Müllverbrennungsanlage, die die gleiche Natur erfolgreich ruiniert, gefällig bemalt hat. Angeblich habe die Stadtbevölkerung ein größeres Nahverhältnis zur Natur, weil sie sich nach ihr sehne. Landbewohner seien angeblich total korrumpiert. Also wird den von Sehnsucht erfaßten Wienern dieses Haus mit einer an ein unregelmäßiges schwarzweißes Schachbrett gemahnenden Fassade und vielen bunten Säulen und Kugeln zu Recht zuteil. Und mit Bäumen, die überall sind. Sie wachsen auf dem Dach und aus den Fenstern. Sie haben richtig gehört: aus den Fenstern. Es handelt sich um das sogenannte Fensterrecht, das es Hundertwassers Auslegung nach einem Wohnungsbesitzer erlaubt, daheim einen Baum zu pflanzen und ihn aus dem Fenster hinauswachsen zu lassen. Und sei’s bis in den Himmel hinein.

Wer ein Beispiel des Fensterrechts in weniger aufwendiger Form sehen möchte, kann vom Stadtzentrum aus dem Wasser entlang, gegen die Strömung des Donaukanals bis zur Friedensbrücke spazieren, wo er nach links abbiegt und es hinter dem Franz-Josefs-

Bahnhof in bescheidener, aber würdiger Ausführung in der Alserbachstraße 11 vorfinden wird.

***

Das berühmte Hundertwasserhaus muß ich nicht vorstellen. Sie werden die aufeinandergeschichteten Knusperhäuschen mit Terrassen- und Dachgärten und Zwiebeltürmchen im dritten Wiener Bezirk leicht finden. Das Haus steht an der Ecke Löwengasse/Kegelgasse, worauf die dekorativen Plastiken in Löwenform auf den Terrassenmäuerchen und Kegel verschiedener Größe hinweisen, von denen der größte sogar ein ganzes Stockwerk trägt. Ich erinnere mich bis heute gerne daran, wie ich – noch bevor prominente Mieter in ihre Protektionswohnungen eingezogen waren – vor Jahren auf dem Gerüst auf den unkollaudierten Bau hinaufkletterte und als Liebhaber von Dachgärten geradezu euphorisch endlos von einer Terrasse zur anderen hinüberstieg. Heute ist es für einen ähnlichen Dachspaziergang zu spät. Dem einfachen Bürger bleibt nur der Blick von unten oder – und das ist eine erfreuliche Novität – vom Wasser.

Die Wiener Dampfschiffahrtsgesellschaft plant eine Hundertwasserschiffsrundfahrt auf dem Donaukanal. Nur kurz zur Erklärung: Der Hauptstrom der Donau fließt bekanntlich ganz geradlinig außerhalb der Stadt, auch wenn sich am jenseitigen Ufer zwei der Stadt einverleibte Bezirke befinden, und in die eigentliche Stadt reicht der Fluß nur in Form eines bogenförmigen Kanals hinein. Genau an diesem schönen blauen Donaukanal wird man die Hundertwasser-Tabernakel bald vom Deck eines Ausflugsdampfers bewundern können. Den erwähnten Märchenbau zwar aus einem ziemlich unmöglichen Winkel, aber um so besser das Hundertwassermuseum, das sogenannte KunstHausWien, das eben in der benachbarten Unteren Weißgerberstraße eröffnet wurde, und noch besser die vom Meister bemalte und immer noch weiter in Bemalung begriffene Müllverbrennungsanlage Spittelau.

Die Umweltschützer nehmen Hundertwasser – dem Apostel der Dachgärten und der Rückkehr zur Natur – die verzierte Müllverbrennungsanlage sehr übel, ganz zu schweigen davon, daß er sich für die Verschönerung der Umweltsünde eine astronomische Summe zahlen ließ. Der Passagier, der die Hundertwasserwasserfahrt absolviert hat, wird dem Meister allerdings gerne verzeihen, er wird das Ausflugsschiff auf einem Hundertwasserlandungssteg verlassen,

der in Bälde in der Nähe der erwähnten Sehenswürdigkeiten errichtet werden soll, und im gleichen Bezirk, wo schon das Museum und das Märchenhaus stehen, den neuesten Hit des Meisters vorfinden. In den Räumlichkeiten einer ehemaligen Gummireifenfabrik ist das Marktdorf im Entstehen, eine Art Dorfmarkt, wo 24 Stände, alle im unverwechselbaren Hundertwasserstil, errichtet werden sollen. Das Zentrum des Dorfes, das ebenfalls im April eröffnet werden soll, wird eine Sektbar auf einem künstlichen Wasserfall bilden. Die Bewohner der umliegenden Häuser fürchten sich schon jetzt vor dem Andrang der Schaulustigen. So ist es aber immer, wenn sich Friedensreich Hundertwasser architektonisch betätigt.

Übrigens ist er nicht der einzige, der in Wien derartige Neigungen hat. Sein Malerkollege Arik Brauer versucht gleichfalls, den Architekten ins Handwerk zu pfuschen. Ohne ein Honorar zu beanspruchen, will er in der Gumpendorfer Straße ein Wohnhaus bauen, dessen Fassade das größte Keramikbild in Europa darstellen wird – aus Kacheln, die Brauer eigenhändig bemalt und gebrannt hat; ein Haus mit Aufzügen, deren Wände aus Aquarien mit darin herumschwimmenden tropischen Fischen bestehen, und mit einer leicht gewellten Wiese auf dem Dach, auf der Ziegen weiden werden. Das Projekt ist zwar durch einen trivialen Streit um die Garageneinfahrt gefährdet, aber schon jetzt sind im Magistrat Hunderte Ansuchen um eine Wohnung eingelangt.

Die wirklichen Architekten werden sich langsam anderswo Arbeit suchen müssen. Peter Noever und Carl Pruscha haben sich gesputet und vollbringen derzeit Großes in der Architekturwelt auf Kuba. *Unsere Männer in Havanna*, wie in Österreich über sie geschrieben wird, bereiten den Bau eines Kunsthauses mit vielen Werkstätten und Ateliers vor, das sie auf die historische Casa Calderón aus dem 18. Jahrhundert aufzusetzen gedenken. Offensichtlich gehen sie trotz allen Neuerertums eben doch orthodoxer vor als die Gegner der geraden Linie, Hundertwasser und Brauer, denn überraschenderweise hat Fidel Castro keine Einwände. Er hat in diesem Zusammenhang sogar verlauten lassen, daß nicht die abstrakte Kunst der Feind der Revolution sei, sondern der Imperialismus.

***

[...] Mit einem anderen großen Österreicher, der nur ein einziges Werk, in seinem Fall sogar ein eigenes hervorgebracht hat, können wir uns heute bereits nur mehr in der Erinnerung beschäftigen. Es ist vom Zitherspieler Karas die Rede, dessen Melodie aus dem Orson-Welles-Film „Der dritte Mann" um die Welt gegangen ist und in gewissem Sinn immer noch um die Welt geht. Der Produzent des Films hatte Karas seinerzeit aus dessen Wiener Heurigenlokalen entführt, wo er den Gästen seine *Tafelmusik* ins Ohr spielte, und ihn in ein Londoner Studio eingesperrt. Nach Wochen vergeblichen Wartens auf Inspiration und erfüllt von zermürbender Sehnsucht nach dem Wienerwald, nahm Karas Reißaus, und erst auf der Flucht konnte ihm die Vision eines Wiener Beisls die ersten Takte des künftigen weltberühmten Hits auf seiner Zither entlocken.



Jan Šafránek, Straßenmusikant (1991)

Ungeachtet allen Ruhms hat Karas seine Wiener Heurigenroute nie verlassen. Er pilgerte täglich von Schenke zu Schenke und, kaum hatte er in einem Lokal den von den begeisterten Gästen pausenlos bestellten „Dritten Mann" zu Ende gespielt, begann er ihn schon im nächsten auf seinem Instrument zu zupfen. Er starb irgendwann in der Mitte der achtziger Jahre, natürlich unterwegs auf seiner Runde, und Hunderttausende konnten sich leicht ausrechnen, wie oft er sein Werk eigentlich vorgetragen hatte, wenn er es seit dem oben erwähnten Londoner Karzer in den fünfziger Jahren, vorsichtig geschätzt, dreißigmal pro Tag gespielt hat. [...]

***

Als vor ungefähr zehn Jahren William Saroyan nach Wien kam, gefielen ihm die Wege aus dem Wienerwald in die Wiener Restaurants so sehr, daß er sich entschloß, *Erzählungen aus den Wiener Gassen* zu schreiben. Die Inspiration dazu bekam er von dem unterschätzten Straßensänger Emil Thun, der immer ganz unbeachtet auf der Kärntner Straße stand, wo er sich bescheiden mit seiner leisen, monotonen Fistelstimme präsentierte. Saroyans Absicht, Thun durch den Weg der literarischen Verewigung geistig zu unterstützen, hat meine Frau, die wahrscheinlich einzige Mäzenin des ignorierten Sängers, dem sie in Form gelegentlicher Beiträge materielle Unterstützung angedeihen ließ, sehr gerührt. Ich kann mich gut daran erinnern, daß sich damals langwierige Kontroversen hinzogen, wer in dem geplanten Theaterstück die Hauptrolle spielen sollte. Meine Frau bestand natürlich darauf, daß kein anderer als Emil Thun Emil Thun spielen könnte. Als dem Direktor des Volkstheaters, wo das vorerst noch ungeschriebene Stück aufgeführt werden sollte, davon der Kopf zu brummen begann, wurde die Situation dadurch gelöst, daß Saroyan starb – und Emil Thun vermutlich auch. Jedenfalls haben wir ihn nie wieder gesehen.

Was Saroyan nicht fertiggebracht hat, das ist der Wiener Handelskammer gelungen, die eine zweckdienliche Statistik zur Literatur erhöht hat. In ihrer neuesten Studie über die Besucherfrequenz der Wiener Gastbetriebe ging die Kammer sogar noch weiter als der Meister und wagte gleich den Versuch einer Art *Erzählungen aus den Wiener Gasthäusern*. Darin erfahren wir unter anderem, daß der Durchschnittsbürger der Walzerstadt hundertzweiundvierzig Mal pro Jahr eine Gaststätte aufsucht, daß jeder zweite Wiener sein Lieblingslokal hat, und daß das schwächere Geschlecht ein ganzes

Drittel des Besucherkreises der erwähnten Betriebe ausmacht. Der Bericht verrät zwar nicht, wie lange ein Standardwiener in einem Gasthaus verweilt und ob in besagtes Drittel des Damenanteils auch die besorgten besseren Hälften miteingerechnet sind, die ihre dort ausharrenden Männer holen kommen, er erlaubt sich allerdings die Prognose, laut der die zunehmend zahlreicheren Besucherinnen Hoffnung auf ein baldiges Remis haben. Hier hört die gute Handelskammer auf, bei ihren Leisten, der Statistik, zu bleiben, und aus dem Bericht wird wissenschaftliche Fiktion, nämlich Science-fiction. Echte Besucherinnen, das heißt solche, die nicht ihrer Männer wegen gekommen sind, und wenn ja, dann um mit ihnen bei geselligem Streit am Tisch zu verweilen, werden angeblich in geometrischer Reihe zunehmen, und überdies werden diese durchschlagskräftigen Tischkumpaninnen in nichts den männlichen Marathonkämpfern nachstehen. Den emanzipiertesten werden, wie in den *Erzählungen aus den Wiener Gasthäusern* weiter angeführt wird, der Abwechslung halber ihre besorgten Ehemänner den Aufenthalt im Gasthaus verkürzen. Wenn wir in Betracht ziehen, daß die weibliche Bevölkerung Wiens beständig in der Übermacht ist, war es eigentlich längst an der Zeit gewesen. [...]

***

Die Xenophobie ist eine merkwürdige Krankheit. Es leidet an ihr nicht so sehr der Patient, der eigentlich kein Patient ist, weil er in der Regel nicht geheilt wird, sondern vielmehr die Person, die das Ziel seiner aggressiven Phantasiebilder ist, – also der arme Ausländer. Der ungeheilte und offenbar auch unheilbare Xenophobe kennt seine Diagnose meistens gar nicht. Wenn er im Kreuzworträtsel der Sonntagsbeilage *Feindseligkeit gegenüber Ausländern* mit neun Buchstaben ausfüllen soll, wird die entsprechende Kolonne leer bleiben.

Am schlimmsten sind allerdings die Xenophobie-Aktivisten, die ihre Diagnose kennen. Wie zum Beispiel Jörg Haider, Chef der österreichischen liberalen Freiheitlichen Partei, ehemaliger Landeshauptmann von Kärnten, der diese Funktion wegen notorischer Verwendung des Wortschatzes aus der Zeit des *Dritten Reiches* heuer unrühmlich niederlegen mußte, und der, Gott behüte, künftige Bundeskanzler, wie viele unheilverkündend prophezeien. Die kürzlich stattgefundenen Gemeinderatswahlen in Wien, der Stadt der harmonischen Koexistenz akklimatisierter Minderheiten mit der

Tradition, Zuwanderer freundlich aufzunehmen, haben gezeigt, daß unter Führung eines fähigen Xenophoben, der um seine Krankheit sehr wohl Bescheid weiß und sie bewußt kultiviert, die Zahl derer, die nicht um sie wissen und sie unbewußt an sich heranzüchten lassen, massenhaft zunimmt.

Die Zahlen sprechen eine überzeugende Sprache: Die ausländerfeindliche und prodeutsch orientierte Freiheitliche Partei, deren wirklich liberalen Flügel praktisch mundtot zu machen, dem Nationalisten Haider gelungen ist, hat in Wien heuer 22,6 % Stimmen gewonnen. Im Vergleich mit nicht ganz 10 % bei den letzten Kommunalwahlen im Jahre 1987 ist das ein wirklich beunruhigender Trend. Als der Fernsehmoderator Josef Broukal nach der Verlautbarung der Ergebnisse Haider fragte, ob ihn ein durch die Hetze gegen Gastarbeiter und frischgebackene Einwanderer erreichter Sieg freuen könne, beschuldigte der triumphierende Vorsitzende der liberalen Partei das staatliche Fernsehen der Voreingenommenheit. Worauf sich Broukal folgende fatale Bemerkung nicht verkneifen konnte: „Ich gehe mit meiner kleinen Tochter schon seit einem Jahr in einen Park im sechsten Bezirk. Von der Zeit an, da Sie Ihre Wahlkampagne eröffnet haben, stehen dort auf allen Bänken die Aufschriften *Ausländer raus!*, und einige sind sogar mit Hakenkreuzen bemalt."

Am nächsten Tag mußte sich Broukal im Fernsehen entschuldigen, was er verhältnismäßig geschickt tat. Er erklärte, daß er als Nachfahre tschechischer Zuzügler, die 1914 nach Wien gekommen und freundschaftlich aufgenommen worden waren, den wachsenden Ausländerhaß als sehr schmerzlich empfinde. Dann fügte er umsichtig hinzu, daß er Haider und seine Partei nicht der v o r s ä t z l i c h e n Unterstützung ausländerfeindlicher Tendenzen beschuldigen hatte wollen. Den Nachdruck auf dem Wort *vorsätzlich* bezeichnete Haider als arglistig und reichte gegen Broukal die Klage ein. Der sympathische Moderator kann sich jetzt damit trösten, daß er neben den üblichen gemeinen Anpöbeleien auch viele Solidaritätserklärungen erntete. Unter seiner Wiener Telefonnummer 52 66 819 können Sie ihm allerdings Ihre Sympathie nicht mehr kundtun. Broukal hat nämlich um eine Geheimnummer angesucht ...

Was kann man eigentlich gegen Xenophobie unternehmen, ohne daß unsereiner am Ende die Änderung seiner Telefonnummer beantragen müßte? Einmal habe ich mir in so einer Sache

schon zu helfen gewußt. Es war vor ungefähr zehn Jahren, als eine von allen Seiten rüde geführte Wahlkampagne vor den Parlamentswahlen ihren Verlauf nahm. Bei weitem am rüdesten ging damals eine zum Glück relativ kleine Partei mit der Bezeichnung *Ausländer raus* vor. Ich besuchte damals mit meinen Freunden regelmäßig die Matches von Rapid Wien, einem Fußballklub, für den in dieser Zeit der heute schon legendäre Antonín Panenka spielte. Als wir auf dem Weg zum Stadion grölenden Mitgliedern besagter Xenophobenpartei ausweichen mußten, gründeten wir aus unmittelbarem Anlaß die Gegenpartei *Inländer raus*. Als uns nach der ersten Parole militante Xenophoben drohend umringten, begann mein Freund Daler den Rasenden zu meinem Erstaunen zu erklären, daß wir *Finnländer raus* hießen. Die mißbrauchten Nordländer werden uns sicher verzeihen. Vor allem deswegen, weil der Trick überraschenderweise wirkte, und die pazifizierten Nationalisten uns ins Stadion ließen, wo wir dann in Ruhe die Kabinettstückchen des göttlichen Tóni Páni bewundern konnten.

Um dem Land Österreich gegenüber jedoch gerecht zu sein: Die Situation ist hier immer noch ausdrücklich besser als im benachbarten Deutschland. Ich würde sagen, daß der Grad der Xenophobie in Österreich mutatis mutandis gleich wie in Böhmen ist. Und so sind wir hier mit Broukal zum Glück nicht die einzigen, denen der Feldzug gegen die Ausländer beim Hals heraushängt.

Was den verbalen Mißbrauch der Finnen betrifft, würde ich nicht raten, das verwendete Rezept zu überschätzen. Es sind Fälle bekannt, wo selbst sehr erfolgversprechende Varianten dieses Schemas absolut versagt haben. Ich wurde zum Beispiel in der ersten Hälfte der siebziger Jahre gemeinsam mit Freunden auf Grund eines vermeintlich fremdenfeindlichen Liedes über die Vertreibung der Russen aus Prag verurteilt. Die Behauptung eines der Rechtsanwälte, daß wir nicht die „Rusy" – die Russen, sondern die „Prusy" – die Preußen – aus Prag verjagen wollten, wie es im ursprünglichen Text eines bekannten Sokol-Liedes steht, kostete dem Richter nur ein gelangweiltes Winken mit der Hand.

Es erging uns ähnlich wie Jaroslav Hašek, als er in Prag nach einer Anarchistenversammlung im Park „Na Slovanech" mit den anderen durch die Ječná, die Gersten Gasse, zog und vor dem Haus „U čtrnácti pomocníků" (Bei den vierzehn Nothelfern) einen der Demonstranten erfolgreich zur Insultierung des einschreitenden Wachtmeisters Johann Schnirdl anstiftete. Als Hašek später behaup-

tete, er hätte dem Täter nicht „Natři ho!“ (Reib’ ihm eine!), sondern „Spatři ho!“ (Gib acht auf ihn!) zugerufen, brummte ihm der ermittelnde Kommissar drei Tage Arrest auf. Dafür, daß man ihm gleich wie mir auf die Ausrede finnischen Typs nicht hineinfiel, war Hašek gegenüber meinen acht Monaten noch gut davongekommen.

Damit ist aber aus unserem österreichischen Spaziergang ein österreichisch-ungarischer geworden. Und dieser hat keinen xenophobischen Hintergrund mehr. Übrigens ließ sich die heute so modische Xenophobie damals gar nicht so sehr kultivieren, weil wir in unserem guten alten Mitteleuropa noch alle Landsleute waren.

***

Nicht einmal die erfolgreichste Saison kann man bis zum Sankt Nimmerleinstag prolongieren. Und so mußte auch heuer der Tag kommen, an dem von den Wiener Gehsteigen der letzte *Schanigarten* verschwand, was im Grunde die bescheidene, aus einigen unter freiem Himmel aufgestellten Tischchen und Sesseln bestehende Form eines Restaurants darstellt. Der Piccolo Johann, Schani genannt, hat den Garten definitiv in den Wirtshauskeller getragen, und wir rufen uns in Erinnerung, daß eigentlich er es war, der dieser Wiener Erfindung den Namen gegeben hat.

Einst vor langer Zeit war der Chef seines Urgroßvaters vor das Lokal getreten und hatte erstaunt festgestellt, daß der Frühling schon weit fortgeschritten war. Unter dem Druck eines momentanen Einfalls kehrte er ins Lokal zurück und gab dem Piccolo Johann mit den heute schon legendären Worten folgenden Auftrag: „Schani, trag’n Garten aussi!“ Schani führte den Befehl prompt aus und wurde, ohne zu ahnen, daß er durch gastronomische Vorsehung in eine mythenbildende Situation involviert worden war, zum Taufpaten des *Schanigarten*, einer der gerühmtesten Wiener Institutionen. Seither ist der Piccolo Schani eine geachtete Figur, mit deren Ruhm sich nur sein unsterblicher Namensvetter Strauß messen kann, dessen Denkmal im Wiener Stadtpark man unlängst als Beweis der Verehrung und Liebe vergoldete. Die Stadträte behaupten, daß dies nicht nur der Bedeutung des aus Stein gehauenen Komponisten, sondern auch seinem Originalanstrich entspräche. Uns bleibt jedenfalls nichts anderes übrig, als begleitet von den Dreivierteltakten des einen Schani dem vorerst noch unvergolde-

ten zweiten nachzufolgen und in der Ecke eines Lokals das unvermeidliche Bier mit Bierwärmer zu bestellen.

Apropos Bierwärmer. In Prag ist er praktisch ausgestorben. Das letzte Exemplar registrierte ich im heute leider schon ehemaligen Restaurant „U Sládečků“, wo einer der Kellner den Stammgästen diese Reliquie aus seiner Privatsammlung bereitwillig borgte. Das rief unter den hüstelnden Bietrinkern Ausbrüche unverfälschter Dankbarkeit hervor, denn sie verstanden, daß für die heutige Generation der Prager Johanns ein Bierwärmer ein ebenso abstrakter Begriff ist wie zum Beispiel Deputat, Maut oder Kanikularferien.

In Wien ist das umgekehrt. Als ich heuer im Winter bei einem Stadtbummel meinem Freund Daníček verwegen garantierte, daß man ihm in jeder der angeblich 6.000 Wiener Gaststätten einen Bierwärmer ins Bier stecke, nahm er mich beim Wort und bog ins nächste Wirtshaus ein. Wie eine Mißbildung hatte er sich ausgerechnet das einzige ausgesucht, wo sie keinen hatten – und konnte so triumphierend verfolgen, wie man uns als Notlösung die Gläser wärmte. Diese Ausnahme aus der Regel der Wiener Restaurants heißt Sünnhof, doch müssen Sie nicht einmal mit Schnupfen einen Bogen um ihn machen – Sie werden in den gründlich vorgewärmten Krügeln augenblicklich abgestandenes lauwarmes Bier haben. Wenn Sie jedoch wollen, daß ein wirklicher Bierwärmer aus ihrem Bier herausragt, müssen Sie ein anderes Wirtshaus aufsuchen. Das heißt, gleichgültig welches von allen übrigen. Nächstes Mal lasse ich sie Daníček nach Art der Induktion abgehen, ohne die geringste Befürchtung, daß ich wieder einen Bock schieße. Und genauso vergeblich kann der ungläubige Daníček zum selben Zweck in Prag auf der Methode der völligen Induktion bestehen. Einen Bierwärmer wird er wahrscheinlich nicht einmal mehr bei den inzwischen versteigerten „Sládečeks“ finden. Bei allem Respekt vor dem Besitzer des hier entstandenen italienischen Restaurants kann man nämlich nur schwer voraussetzen, daß er das ursprüngliche Personal mit dem für seine Zunft vorbildlichen Schani und mit seiner kostbaren Sammlung behalten hat.

Die frustrierten Biertrinker in der Umgebung der ehemaligen „Sládečeks“, die sich eigentlich über ganz Prag ausdehnt, können von den Dienstleistungen der Gaststätten in Österreich einfach nur träumen. Freilich kommt nicht einmal die österreichische Bieridylle ohne Opfer aus. Leider dreht sich nicht alles nur um den nostalgischen Bierwärmer. Zumindest eine Kategorie von Beteiligten an

diesem scheinbar makellosen Bierfestival muß von ihren tschechischen Kollegen entschieden nicht beneidet werden. Es sind die braubefugten Reklametexter. Den österreichischen Bierproduzenten ist nämlich bisweilen selbst die exquisiteste Reklame nicht gut genug. Ich habe mich davon vor geraumer Zeit selber überzeugt, als ich mich an einem Wettbewerb für einen Slogan in Versform beteiligte, der das Bier der steirischen Gemeinde Puntigam propagieren sollte. Das ist ein im großen und ganzen annehmbares Bier, obwohl es zu sehr prickelt. Nur wird es statt des schriftsprachlichen Puntigamer überall Puntigama genannt, was dem regionalen Dialekt entspricht.

Ich sandte der betreffenden Brauerei damals ein sinniges Gedichtchen über die Fama zu, die bis aus dem fernen Tibet hierhergelangt war und laut der sich sogar der dortige Leader das weltbekannte steirische Bier mit Gusto einschenkt. Die Firma lehnte meinen Beitrag taktvoll ab mit der Begründung, daß der Dalai-Lama selbstverständlich Bier aus Puntigam trinke, doch vorerst ausschließlich im Exil, und er sich überdies zu einem diskreten halboffiziellen Besuch in Österreich anschicke. Daher könnten daraus angeblich nicht nur mit ihm, sondern auch mit dem ohnehin erbosten China Unannehmlichkeiten entstehen ...

Deshalb erbarmen Sie sich jetzt des verschmähten Reklametexters und beurteilen Sie selbst, wie mein Werbespruch wohl in den Ohren wirklicher und auch potentieller Trinker jenes Bieres klingen würde, das Volk und Erzeuger unisono Puntigama nennen.

Aus Tibet erzählt Frau Fama
das Bieridyll wird zum Drama
selbst der große Dalai-Lama
bestellt statt Bier Puntigama

Wien, Prag, Karlsbad, Oberschmecks,
Dobřiš (1990–1992)

IVAN BINAR

Oh, du mein Österreich

Erstdr. 1995
(Auszug)

Wir wußten in der Tschechoslowakischen Sozialistischen Republik herzlich wenig über Österreich. Die einzige Zeitung, die die Kommunisten uns von dort unterschoben, unter dem Eisernen Vorhang durch, war die VOLKSSTIMME. Wer würde so eine Zeitung lesen! Ich spreche von einer Generation, die weder den Kaiser noch die Demokratie in der Ersten Tschechoslowakischen Republik erlebt hat. Die Kinder der fünfziger Jahre meine ich. Der Dichter Karel Kryl nannte uns Gottwalds Enkel. Man kann sich seinen Großvater nicht aussuchen …

Ich hing an meinem leiblichen Großvater. Aber auch von ihm erfuhr ich nichts über das gegenwärtige Österreich, er war kein Leser der VOLKSSTIMME. Dafür besaß er ein Radio Marke TESLA, ein antikes Stück, es dauerte eine ganz schöne Weile, bevor sich die Lampen erwärmten. Wenn sie aber warm waren, konnte man den österreichischen Rundfunk einstellen, die bei uns sehr populäre Sendung *Autofahrer unterwegs*. Etwas Unwirkliches. Westmusik wurde dort gespielt, manchmal sogar Rock 'n' Roll. Für einen pubertierenden Jugendlichen aus dem „Lager des Friedens und des Sozialismus" war das eine unerreichbare Freiheit. Von da kannte ich zwei berühmte Österreicher: Toni Sailer und Udo Jürgens. Der berühmteste „Österreicher" in der Tschechoslowakei war allerdings ein unglaublich verläßliches Benzinfeuerzeug. Ich trug es jahrelang in der Hosentasche, die Farbe war längst abgegangen, und es enttäuschte mich nie.

Meine ersten Österreicher. – Dem ersten lebenden Österreicher begegnete ich 1977 auf der Österreichischen Botschaft in Prag. Ohne viel Umstände schmetterte er mir einen Stempel in den Paß, der der Schlüssel zum Tor im Eisernen Vorhang war. – In diesem Jahr hatten mich nämlich die herrschenden Genossen aus meinem Vaterland verjagt, und Bundeskanzler Dr. Bruno Kreisky bot uns in Österreich einen Zufluchtsort an. Von dem Augenblick an lasse ich nichts über Österreich kommen.

Mit einem Personenzug durchbrachen wir – meine Frau, unsere zwei Kinder und ich – am 27. Mai 1977 die Grenze. Ein lächelnder

Zöllner, der hinter den Stacheldrähten in den Zug stieg, war der nächste Österreicher, mit dem ich in Berührung kam. Und dann lösten einander im Zug auf den zahlreichen Stationen Kinder mit bunten Taschen auf dem Rücken ab, auswärtige Schüler fuhren in die Schule. – Endstation war in Wien, Bahnhof Praterstern. Das Riesenrad, Stände mit Obst und Blumen, bunte Straßenbahnen, überall leuchtende Farben – etwas Einzigartiges nach dem trostlosen Grau im totalitären Alltag meiner vergewaltigten Heimat. Zwei vom Kanzler persönlich damit betraute Männer warteten auf uns: unser Landsmann Přemysl Janýr und der gebürtige Österreicher Bruno Aigner aus dem Parlamentsklub der Sozialisten. Meine weiteren Österreicher könnte ich von da an nicht mehr zählen.

Das Haus im Zweiten Bezirk. – Eine seltsame Atmosphäre des Mißtrauens nistete in ihm. An den Wohnungstüren blitzblank polierte Messingbeschläge, drei bis fünf Schlösser. Die Mieter versperrten sie alle sorgfältigst, selbst wenn sie nur einen Sprung in die Bäckerei Pabst um fünf Semmeln machten. Nur selten trafen wir irgendwen von den Nachbarn im Haus. Es hatte den Anschein, als ob sie vor uns flohen, als ob sie vor sich selbst flohen, sich hinter fünf Schlössern vor der Welt versteckten und voller Befürchtungen die Welt und uns vier Eindringlinge durch die Gucklöcher in den Türen beobachteten. Als ob dieses fremde Element, das in ihrer festgefügten und übersichtlichen Welt aufgetaucht war, sie auf irgendeine Weise bedrohen könnte. Nur, die Schlösser an den Türen waren schon vor uns dagewesen. Und wenn der allen wohlbekannte örtliche Säufer den Gang verunreinigte, schickten sie den Hausmeister zuerst zu uns.

Unsere kleine Markéta, ein sonniges Kind, sehnte sich heftig nach ihrer Oma, und weil der Weg zur eigenen nach Mähren abgeschnitten war, fand sie sich Frau Heinrich von der Tür gegenüber. Sie becircte sie duch beharrliche Blicke und mit anderen harmlosen Methoden, bis sie sich in ihre Gunst schlich. Frau Heinrich drückte sie an ihren üppigen Busen und fing an, sie „mein Spatz“ zu nennen. Auf diese Weise fanden wir einen kleinen Weg wenigstens zu unseren nächsten Nachbarn im Haus. Einmal ertappte ich Frau Heinrich, wie sie heimlich das verwahrloste Messing auf unserer Tür putzte.

Der zweite Wiener Bezirk ist zwar nicht die beste Adresse, aber ein angenehmer Ort zu wohnen – reges Treiben herrscht in den Gassen und Parks. Übrigens ist ganz Wien eine muntere Stadt voller

Leben, als ob die Menschen nicht in die Arbeit eilten, sondern hinter ihren Vergnügungen her. Mein russischer Freund Andrej Lozin, Maler und Ikonenrestaurator, wollte nach Israel, Wien war nur eine kurze Station auf seiner Reise. Nachdem er jedoch den Wein probiert, Bier und Brot gekostet hatte, überlegte er es sich und erklärte: Hier läßt's sich leben. Und machte keinen Schritt mehr weg aus Wien.

Die Einheimischen vernachlässigen ein wenig die Wohnkultur; Straße, Caféhaus und Wirtshaus sind ihnen mehr Heim als ihre kleine und unausgestattete Unterkunft. Das Auto hingegen ist für sie Erfolgssymbol und Lieblingsspielzeug. Die Österreicher sind ein Volk von Niki Laudas: Sie fahren schnell und rücksichtslos, aber gern. Die Wiener heißen die Niederösterreicher „Gscherte", was die Bezeichnung für Leibeigene war. Die Bewohner von Großstädten sind nämlich üblicherweise eingebildet. Sie schimpfen aus einem Mercedes heraus und wohnen dabei in einer Einzimmerwohnung ohne Bad mit Gangklosett.

Ich hörte eine Geschichte von einem Mann namens Hugo, geboren in Wien, der einen Teil seiner Kindheit in Ottakring verlebte und dann mit seinen Eltern in ein Forsthaus in Böhmen übersiedelte. Er verbrachte sein ganzes Leben in der Tschechoslowakei, und als er als altersschwacher Greis den Fall des Kommunismus erlebte, begab er sich in die Landschaft seiner Kindheit. In Ottakring betrat er das Haus, in dem er gehen und sprechen gelernt, in dem er eine schüchterne Kinderliebe durchgemacht hatte; eine längst vom Vergessen verschüttete Atmosphäre umwehte ihn – das Steinpflaster, die Bassena mit der Wasserleitung, geätztes Glas in den Fenstern auf den Hof hinaus; als ob die Zeit ohne Bedeutung, als ob nicht fast sechzig Jahre vergangen wären … Da öffnete sich auf einmal eine Tür, eine hochbetagte Frau mit einem Kübel zwängte sich heraus und ging zur Bassena. Sie erblickte den Ankömmling, lächelte ihn an und sagte: „Hugo, wo warst du so lang?"

In meiner Heimat teilten sich die Leute vor dem November '89 in zwei Gruppen: sie und wir. Die Diener des Regimes mit sämtlichen Vorteilen auf der einen und die Gegner (schweigende und auch laute) auf der anderen Seite. Alles war klar. Gegenwärtig macht die tschechische Gesellschaft einen Demokratisierungsprozeß durch und das bringt auch Differenzierung mit sich. Eine solche Differenzierung habe ich vor Jahren in Österreich kennengelernt.

Kunstkitterei. – Ich schrieb es irgendwo schon, und ich wiederhole mich nicht gern, nur fällt mir kein besserer Vergleich ein: Wir sprangen aus dem Fenster eines brennenden Hauses, nur so in Nachthemd und Pyjama, und fielen in Österreich auf, in einem Land mit einer unseren Herzen nahen Kultur – auf jeder Brücke ein Heiliger Nepomuk, das gleiche Barock, dreihundert Jahre in einem Staat. Wir konnten unsere Leben retten und die Seele. Wir wurden in Österreich nicht anders behandelt als die Österreicher.

Ich nahm die erste Arbeit, die sich anbot. In der Kettenbrückengasse befand sich eine Firma, auf die ich sonst nirgends auf der Welt gestoßen bin: eine Kunstkitterei. Ein etwas obskurer kleiner Laden für die Reparatur kaputter Gegenstände aus zerbrechlichen Materialien – Glas, Porzellan, Fayance und Keramik. Es gibt Leute, die das als Restaurieren bezeichnen würden, es war aber nur Kaschieren irreparabler Schäden, eine gerissenen Geschäftsleuten dienende Pfuscherei, um einen unerfahrenen Kunden hineinzulegen, die letzte Hoffnung einer ungeschickten Haushaltshilfe, der es geglückt war, eine chinesische Vase zu zerschlagen. Der Besitzer war verdächtig entgegenkommend und bot mir fünfzig Schilling netto die Stunde. Und das war wenig, verdammt wenig. Es war jedoch besser, als mit hingehaltener Hand um Unterstützung zu gehen.

Als Literat fiel ich in Österreich absolut durch. Es gelang mir nicht, die Manuskripte von drei Kinderbüchern anzubringen, sie wurden mir aus dem Verlag JUGEND UND VOLK mit festem Spagat verschnürt retourniert. (Meine Erzählung *Die Rückkehr des Hubert Škapa* druckte man mir in der Zeitschrift LITERATUR UND KRITIK erst ab, nachdem ich einem ihr nahestehenden, einflußreichen Herrn das zertrümmerte Falsifikat einer etruskischen Vase zusammengeklebt hatte.) Meine literarischen Mißerfolge werfe ich nicht Österreich vor – Gott behüte! – sondern mir. Ich war wenig durchschlagskräftig und kann nicht auf deutsch schreiben.

Als man meinen Arbeitgeber wegen Betrugs einsperrte, kam ich um meine Arbeit und zwei Tausender wöchentlich. Ich wurde arbeitslos mit allen Konsequenzen. Auf dem Arbeitsamt teilten sie mir dann die bittere Wahrheit mit: Mein Chef hatte mich nur als Halbtagskraft angemeldet. Obwohl er mir den vereinbarten Betrag für acht Arbeitsstunden bar auszahlte, gab er offiziell bloß die Hälfte an, und davon berechneten sie mir dann eine jämmerliche Arbeitslose nur in halber Höhe. Und noch dazu wurde ich als Arbeiter

geführt, keineswegs als Angestellter. Daraus resultierte, daß ich jeden Donnerstag um einen Stempel aufs Arbeitsamt mußte. Um mich nicht darauf ausreden zu können, daß ich nicht die Mittel für die Fahrt hätte, stattete man mich mit Fahrscheinen für die städtischen Verkehrsmittel aus – für zwei Fahrten pro Woche, hin und zurück. Diese Fahrscheine waren blau, von ganz anderer Farbe als die gewöhnlichen, in der Trafik gekauften. Damit jeder wüßte, daß ein Arbeitsloser mit ihm in der Tramway fährt. – In einer differenzierten Gesellschaft zur Unterschicht zu gehören, ist nicht gut.

[…]

Das Flüchtlingslager Traiskirchen. – Bald nachdem ich um die schlecht bezahlte Stelle in der Kunstkitterei gekommen war, fand mir meine gute Fee Přemysl Janýr eine anständig bezahlte Arbeit als freiberuflicher Dolmetscher im Flüchtlingslager. Dadurch wurde unsere verzweifelte finanzielle Situation gelöst, und es ließ mich auch auf der Leiter des gesellschaftlichen Ansehens zumindest um zwei Sprossen höherrücken.

Ich habe keine Statistiken bei der Hand – sie sind vielleicht auch gar nicht nötig – wie viele Menschen aufgenommen wurden, wie viele das Lager passierten, wie lange sie blieben und wieviel ihr Aufenthalt kostete, wer sich dabei die Taschen gefüllt hat, wem Unrecht getan wurde, wer wen hinters Licht führte, wie viele Flüchtlinge fotografiert, wie viele verpflegt wurden, wieviel, wieviel, wieviel … Fest steht, daß damals, in der Zeit des sogenannten Kalten Krieges, der Détente oder Normalisierung, in den Zeiten, in denen das „Reich des Bösen" über einen beträchtlichen Teil der Welt geherrscht hatte, Österreich ein Hafenfeuer für viele Verzweifelte war, die nicht in ihrem Heimatland leben konnten. In der Mitte Europas existierte ein Land, wo man Zuflucht suchen konnte. Menschen, denen nichts übrigblieb, als zu flüchten, fanden hier ein Dach über den Kopf, einen Ort, wo sie sich ausruhen und neue Kräfte sammeln konnten.

Gewiß, es war ein Flüchtlingslager mit allen begleitenden Merkmalen, selbstverständlich auch negativen. Die Menschen brachten eine Menge Probleme mit sich, viele waren selbst problematisch. Jeder aber, der sich meldete, wurde angenommen und es wurde um ihn gesorgt. Die Flüchtlingsbetreuung in Österreich war damals ein Akt der Humanität, eine Kundgebung europäischer Kultur.

Eines Tages saßen drei Menschen in einer Kunstkitterei und bemühten sich, Irreparables zu reparieren: Ljubo Tobolar, dem

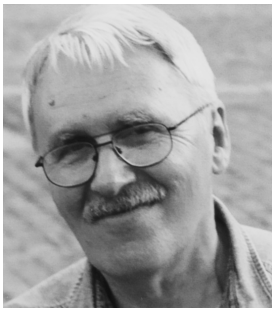
Vater nach Serbe, der Mutter nach Österreicher, Tscheche von der Großmutter her; Magda Csutak, Ungarin aus Siebenbürgen; und ein Tscheche aus Mähren. Es war um das Jahr 1980 herum, in Wien. Irgendeiner von uns summte eine einfache Melodie und die anderen schlossen sich an, jeder in seiner Sprache: deutsch, ungarisch und tschechisch. Und es war nicht die Hymne der längst untergegangenen Monarchie. Dieses Lied sangen wir:

Ein Hund kam in die Küche
und fraß dem Koch ein Ei.
Der Koch, der nahm das Messer
und hieb den Hund entzwei.
Da kamen viele Hunde
und gruben ihm ein Grab.
Auf dem Grab, da war eine Tafel,
auf der geschrieben stand:
Ein Hund kam in die Küche
und stahl dem Koch ein Ei.
Der Koch, der nahm … usw. … usf. … etc. …

JIŘÍ KRATOCHVIL

Unsterbliche Geschichte oder Das Leben der Sonja Trotzkij-Sammler oder Karneval

Erstdr. 1997
(Auszug)



Jiří Kratochvil
Geb. 1940 in Brünn

Der Sohn eines Lehrers und gleichzeitig Kinder- und Jugendbuchautors wuchs wegen der Emigration seines Vaters (1952) in schwierigen Verhältnissen auf. Er studierte in Brünn Bohemistik und Russistik und war seit Mitte der sechziger Jahre literarisch tätig. Von 1969 bis 1989 mit Publikationsverbot belegt, veröffentlichte er im Samisdat und bestritt seinen Lebensunterhalt mit manuellen Berufen. Nach der Samtenen Revolution wirkte er als Rundfunkredakteur und Publizist und konnte die zahlreichen Werke (Romane, Erzählungen, Dramen, Hörspiele und Essays) veröffentlichen, die er vor allem seit Mitte der achtziger Jahre geschrieben hatte. Seinen Ruf als führender Repräsentant der tschechischen Postmoderne begründete der vielfach ausgezeichnete Autor v. a. mit den Romanen „Medvědí román“ (Bärenroman, 1990), „Uprostřed nocí zpěv“ (Inmitten der Nacht Gesang, 1992, deutsch 1996 von Susanna Roth und Kathrin Liedtke) und „Avion“ (1995). In dem Theaterstück „A babička slaví devětadevadesáté narozeniny“ (Und Großmutter feiert den neunundneunzigsten Geburtstag, 1999) zeichnet Kratochvil ein desillusionierendes Bild des Menschen und der zeitgenössischen Gesellschaft. Trotz der phantastischen Szenerie seiner vorwiegend in Brünn spielenden Werke gelingt es ihm, die Geschichte seines Landes vor allem in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts zu vermitteln. Die Handlung des postmodernen Romans „Nesmrtelný příběh aneb Život Soni Trocké-Sammlerové čili Román karneval“ (Unsterbliche Geschichte oder Das Leben der Sonja Trotzkij-Sammler oder Karneval) erstreckt sich hingegen über das gesamte Jahrhundert und bedeutet auch eine Auseinandersetzung mit der Vertreibung der Deutschen und der eigenen, zum Teil deutschen Herkunft. Der Wien-Topos wird in diesem Buch ironisiert und spielerisch eingesetzt.

Auf der Mariahilfer Straße hatten wir unterdessen die Abzweigung zum Westbahnhof passiert und näherten uns allmählich dem Park vor dem Schloß Schönbrunn, wo gerade, da schau mal einer an, achtzigtausend Wiener Schüler, die auf dem breiten grünen Wiesenplan aufgestellt waren, herzergreifend Haydns Hymne sangen:

Gott! erhalte Franz den Kaiser,
Unsern guten Kaiser Franz!
Lange lebe Franz der Kaiser
In des Glückes hellstem Glanz!

Während sie sangen, stieg Kaiser Franz Joseph I. die große Schönbrunner Treppe hinab, und umgeben von seiner Suite und seinen Generälen, nahm er die ergebene Huldigung der Schülermenge entgegen.

Vater stand unendlich gerührt da, weil der kaiserliche Greis so auffallend gebrechlich war, und gerade dadurch erfüllte er Vaters Traum von einem gütigen Herrscher, dessen Gebrechlichkeit ja geradezu die Punze echter kaiserlicher Güte war. Vater, der von seiner Ergriffenheit vollständig eingenommen war, nahm überhaupt nicht zur Kenntnis, daß eigentlich Schulferien waren und es somit keinen Gott gab, der die über alle Winkel ihrer österreichischen und ungarischen Heimat verstreuten Schüler so hätte zusammentreiben können.

Sobald die Hymne verklungen war, zog sich der Kaiser mit seiner Suite und den Generälen ins Schloß zurück, aber kaum daß das geschehen war, ertönte Haydns anrührendes Lied aufs neue, und der Kaiser tauchte augenblicklich wieder auf, und die Schüler sangen erneut. Als sie geendet hatten, zog sich der Kaiser mit seiner Suite und den Generälen wieder ins Schloß zurück, auf daß die Musik kurz darauf erneut ertönte und der Kaiser die Treppe wieder hinunterstieg. Es war wie mit einem verrückt gewordenen Automaten, der bis zum Erbrechen ein und dieselbe Rokoko-Szene wieder-

holt, die von immer derselben Melodie aus einer sich drehenden Metallwalze begleitet wird. Ich begriff, daß der Glanz der Rührung in Vaters Augen diesen ganzen Auftritt elektrisierte und der Kaiser, solange wir da so hängenblieben, bis in alle Ewigkeit herauskommen und sich wieder zurückziehen würde und die Schüler gerührt kreischen würden.

Ich denke, Papa, daß wir wieder gehen sollten, schlug ich vor, und Mutter schloß sich mir an. Beide faßten wir den vor Rührung erstarrten Vater von jeweils einer Seite unter und drehten ihn um, so daß er dem Schloß Schönbrunn den Rücken zukehrte.

Schau dich bitte nicht um, Papa, säuselte ich mit lieblicher Eindringlichkeit, die bei mir ziemlich ungewohnt und deshalb auch wirkungsvoll war. Kaum daß wir Vater umgedreht hatten, verstummten Musik und Gesang auf der Stelle, und statt dessen hörte ich gedämpftes Lärmen und Hasten. Ohne zu fragen, wußte ich, daß ich, wenn ich mich jetzt umdrehte, den gebrechlichen Kaiser sehen würde, wie er behende auf alle sechs fiel und mit ihm auch seine Suite, die Generäle und die achtzigtausend Wiener Schüler, und wie sie alle wie Kakerlaken in die nächsten Löcher rannten.

Als wir dann am Abend auf der Ringstraße herumspazierten, hörten wir aus der halboffenen Tür eines Cafés oder vielleicht auch Cabarets, wie jemand *Im Prater blühn wieder die Bäume* sang. Wir blieben stehen, und Mutter stimmte – zunächst leise, dann aber auch laut – mit ein, und als dann einen Augenblick später das Lied *Wien, Wien, du Stadt meiner Träume* erklang, sangen wir bereits alle mit, und diesmal kamen auch mir die Tränen, so daß ich mich zu guter Letzt wie ein nasser Cockerspaniel schütteln mußte.

Am Abend führte Vater uns dann in eine Konditorei, die, wenn man vor dem Hotel Sacher stand, gleich um die Ecke war, also in eine Sacher-Konditorei, wo er uns natürlich die leckersten Sachertorten bestellte, auf denen sich die Schlagsahne nur so türmte, die weißen Gipfel der österreichischen Alpen, und als ich mit dem silbernen Löffel durch die Eisschollen und den ewigen Schnee fuhr, eröffneten sich schokoladene Schluchten wie die schwarzen Eingeweide des Weltalls.

Ansonsten haben wir das abendliche Wien nicht sonderlich genossen. Vater jagte uns nämlich früh in die Betten; in dem Doppelzimmer mit Zusatzbett, unter dessen Zimmerdecke des Nachts – wie ein mit Gas gefüllter bunter Luftballon aus dem Prater – der Geist des Oberst Redl mit der durchschossenen Schläfe schwebte.

JIŘÍ GRUŠA

Glücklich heimatlos

Erstdr. 2002
(Auszug)



Jiří Gruša
Geb. 1938 in Pardubice

Nach dem Studium der Philosophie und Geschichte (1962) arbeitete Jiří Gruša als Journalist, Essayist und Übersetzer sowie als Redakteur der von ihm 1964 bzw. 1966 mitbegründeten und später behördlich eingestellten nichtkommunistischen Literaturzeitschriften „Tvář“ (Das Antlitz) und „Sešity“ (Hefte). Als Protagonist des Prager Frühlings und wegen seines Romans „Mimner aneb Hra o smrďocha“ (1973 im Samisdat, deutsch 1986: Mimner oder Das Tier der Trauer) wurde Gruša 1969 angeklagt und mit Berufsverbot belegt. Als Samisdat-Verleger (1972 bis 1980) gab er mit anderen z. B. den „Slovník českých spisovatelů“ (Toronto 1982), ein Lexikon ab 1948 verbotener Autoren heraus. 1978 wurde der Signatar der Charta 77 wegen des Romans „Dotázník“ (1976 [Samisdat], 1979 deutsch in Übers. von M. Pasetti-Swoboda: Der 16. Fragebogen) inhaftiert. Nach der Ausbürgerung (1981) begann Gruša deutsch zu schreiben. Er veröffentlichte zahlreiche Werke, darunter die Gedichtbände „Der Babylonwald“ und „Wandersteine“ (1991 bzw. 1994), und als Herausgeber die Anthologien „Stunde namens Hoffnung. Almanach tschechischer Literatur 1968–1978“ (1978), „Verfemte Dichter“ (1983), sowie in Wien 1988 mit Pavel Kohout das Lesebuch „Máma, táta, já a Eda“ (Mama, Papa, ich und Eda). 1991 wurde er zum tschechischen Botschafter in Deutschland, 1998 in Österreich ernannt, dazwischen war er in Tschechien Unterrichtsminister. Seit Ende 2003 ist Jiří Gruša Präsident des Internationalen P.E.N.-Clubs. Die Essay-, Feuilleton- und Aufsatzsammlungen „Gebrauchsanweisung für Tschechien“ und „Glücklich heimatlos“ (1999 bzw. 2002) führen nicht nur in den Kontext der tschechischen Gesellschaft und Kultur, sondern in den des gemeinsamen mitteleuropäischen Lebensraums.

Österreich, du edles Haus …
(Auszug)

Tschechien und Österreich. Zwei Länder inmitten Europas. Zwei Länder mit gemeinsamer Geschichte, die trennt. Der tschechische Rückblick, historisch gemeint, orientierte sich auf die deutschsprachige Umwelt und kreierte zwei Varianten der Sinnstiftung: eine böse und eine gute.

Die böse könnte man österreichisch nennen, ist katholisch schwarz. Sie fängt mit der Schlacht auf dem Marchfeld an. Spricht über die Habsburger auf dem böhmischen Thron, beklagt die Schlacht auf dem Weißen Berg und die Köpfung der böhmischen Stände auf dem Altstädterring, die Vertreibung der Protestanten und Pauperisierung der übrig gebliebenen Tschechen. Meint dann das neunzehnte Jahrhundert ausschließlich als Bevormundung und das Ende der Monarchie als eine Art Erwachen aus dem Alptraum.

Die gute nennt sich tschechisch, ist lutherisch weiß, kennt Přemysliden, Luxemburger, Hus und Hussiten, den böhmischen Ständestaat, den Widerstand gegen die römische Obskuranz, feiert die Wiedergeburt in der Ära der Aufklärung, lobt den Fleiß und bürgerlichen Aufstieg des Volkes, den Kampf um die Wiederherstellung der tschechischen Staatlichkeit. Und ihre Wiederherstellung als das erfüllte Soll in Geschichte.

Beide Retrospektiven haben eine „German connection". Diese jedoch geht bei dem protestantischen Ende des vorigen Jahrhunderts verloren. Die Tschechoslowakei nach dem Zweiten Weltkrieg und dem Kommunismus deutete man als die Fortsetzung der zweiten Version, unsere Tiefen und Probleme, ja selbst die Nazi-Okkupation als die Fortsetzung der ersten. Sie sehen, wir Tschechen haben es nicht einfach.

[…]

Wir tun uns mit Österreich schon bei der Namensgebung schwer. Und die Österreicher wiederum mit uns. Es hat sehr lange gedauert, bis wir für unsere Länder die passende Bezeichnung

gefunden haben, die das „Anders-Sein“ respektiert und kein „Unser-Sein“ beansprucht. Wir Tschechen nennen Österreich „Rakousko“ – also ein Land, das irgendwo hinter dem „Ragusa“ liegt, einer Burg, die heute Raabs heißt, deren tschechische Namensform Rakousy „rákos“ oder „rak“ assoziiert. Man hört da einfach irgendeinen „Schilffels“ oder „Krebsenstein“ heraus. Österreicher sind somit die „Sumpfbewohner“ irgendwo da unten.

Sie hingegen schreiben uns noch immer den Bojern zu. Dabei ist der Name „Tscheche“ gut ein Jahrtausend bekannt. So sind wir bis heute das „Heim der Bojer“ – Böhmen! Mit Mähren nur schwach liiert, obwohl die Liaison eine der ältesten in ganz Europa ist. Als würde man Frankreich bis heute Gallien nennen.

Irgendwie konnten wir uns nicht auf den Namen einigen. Für „böhmisch“ übrigens, haben wir in unserer Sprache kein Adäquat. Böhmisch muß ständig gedeutet werden. Tschechisch oder deutsch, je nachdem.

Wir sind uns also ähnlich, mehr als uns lieb ist. Aber die Nähe trennt! Ein „český Němec“, ein Böhme also namens Karl Kraus, der später in Wien berühmt wurde, gefragt, was die Deutschen von den Österreichern trennt, hat erwidert: die gemeinsame Sprache. Ich bin bemüht, diesen Satz zu variieren: Was trennt die Österreicher von den Tschechen? Der gemeinsame Charakter.

Es ist in der Tat nicht einfach zu erkennen, warum wir nicht zu der Einsicht kamen, nach so vielen erfolglosen Liebenswürdigkeiten, daß es kein Aneinander-Vorbeikommen gibt – falls der heutige Schadensträger nicht zum morgigen Nutznießer wird. Und umgekehrt. Die Zeit des „Ausgleichs“, nennen wir es geschichtsträchtig so, ist da. Einfacher als früher, aber vielleicht deswegen so übersehbarer.

Wir müssen also Perspektive betreiben, um somit Retrospektive zu ändern. Keine leichte Aufgabe. Beides verdaut die Gegenwart, die einzige Zeit der Taten. Die Retro-Fragen, die ich mir stellen darf, sind die tschechischen. Über die österreichischen steht es den Österreichern zu, ein Urteil zu fällen.

[…]

Und weiter in unserer tschechischen Selbstbilanzierung. Wir wissen bereits, daß die letzten achtzig Jahre des Kaiserreiches – die uns propagandistisch als „Kerker der Nationen“ vermittelt wurden – vielmehr die Zeit des tschechischen Aufstiegs darstellen. Eines kulturellen, wirtschaftlichen und politischen dazu.

Und wir haben es nicht vergessen, daß es Österreich war, das uns aus der Isolation führte. Schon vorab war das der im Grenzgebiet mögliche Empfang des österreichischen Rundfunks mit seinen mannigfaltigen Nachrichten, der uns den ersten Ausblick auf Europa verschaffte. Österreich wurde somit zu einem Partner auf dem Weg zurück aus der Isolation, und es hat sich stets durch die uneigennützige Hilfe vieler Institutionen, Vereine, aber auch privater Initiativen ausgezeichnet. Und das in einer Zeit des Kalten Krieges – ziemlich gewagt und tapfer. Gerade dadurch wurde es Menschen wie Havel oder Kohout möglich, diesen neuen Weg zu beschreiten.

Wir vergessen nicht, daß 1968 das österreichische Fernsehen, die Öffentlichkeit und der österreichische Botschafter in Prag, der spätere Bundespräsident Kirchschläger, uns geholfen haben, als die Panzer kamen und alle nunmehr merkten, daß ein Ismus nie mit einem menschlichen Antlitz zu verstehen ist. Was wäre schließlich ein Havel ohne Burgtheater und die vielen tapferen Wiener, die ihn spielten, als er selbst im Gefängnis saß? […]

ERLÄUTERUNGEN

111 Die Handschrift des Tagebuchs und Máchas Reisepaß befinden sich im Národní muzeum (Nationalmuseum) in Prag. Man nimmt an, daß es sich um eine nach der Rückkehr angefertigte, unvollendete Redaktion der Reisenotizen handelt. Die erste vollständige Ausgabe erfolgte durch Jan Thon in den Listy filologické (Philologische Blätter) i. J. 1910. Im Paß sind als Ziel der am 4. August 1834 angetretenen Wanderung Mailand und Venedig angeführt. Máchas Begleiter war ein ehemaliger Mitschüler vom Gymnasium, Antonín Strobach (1814–1856), später Jurist, Politiker und der Taufpate seines Sohnes Ludvík (1836–1837). Die beiden marschierten von Prag über Südböhmen, Linz, Innsbruck und den Brenner nach Venedig, fuhren am 25. August mit einem Schiff nach Triest und gingen über Laibach, Cilli, Graz, den Semmering und Wiener Neustadt nach Wien, wo sie vermutlich bis zum 12. 9. blieben. Die letzte polizeiliche Eintragung im Paß, der Vermerk „Über Budweis nach Prag." stammt vom 10. 9. in Wien. Vgl. Dílo Karla Hynka Máchy. III. Deníky. Zápisníky. Korespondence (K. H. M.s Werk. Bd. 3, Tagebücher. Notizen. Korrespondenz), Red.: František Krčma, Prag 1929, S. 397–399, 431; und Dílo Karla Hynka Máchy. Kritické vydání. III. Vydal a poznámkami opatřil Karel Janský. Deníky. Zápisníky. Dopisy (K. H. M.s Werk. Kritische Ausgabe. Bd. 3, hrsg. u. mit Anmerkungen versehen von K. J. Tagebücher. Notizen. Briefe), Prag 1950, S. 421f., 427. – Nach Fertigstellung der vorliegenden Anthologie erschien das komplette Tagebuch im Herbst 2000 in der Übersetzung von Natascha Drubek-Meyer und Holt Meyer in K. H. Mácha, „Die Liebe ging mit mir ...". Prosa, Poesie, Tagebücher, ausgewählt von N. Drubek-Meyer in der Editionsreihe „Tschechische Bibliothek" bei DVA, Stuttgart und München.

112 *Spinnerin am Kreuz:* (10, Triesterstr. 52). Seit 1804 so benannte gotische Säule (aus d. J. 1451/52) auf dem Wienerberg, in deren Nähe bis Mitte des 18. Jh.s öffentliche Hinrichtungen vollzogen wurden. Als unheimlicher Ort erwähnt in: Klostermann, Za štěstím (s. Anthologie, S. 29, Anm. 46), S. 180f. – *Standbild von Joseph:* Der Statue des Marc Aurel am Kapitol in Rom nachgebildetes Reiterdenkmal Josephs II. am Josefsplatz aus d. J. 1795–1807. – *Burg:* Den Kern der Hofburg (1, Michaelerpl. 1, Burgring) bildete zur damaligen Zeit der „Innere Burgplatz", umrahmt vom Leopoldinischen Trakt, dem Amalienhof, der ehemaligen Reichskanzlei und dem Schweizerhof. – *Burgtor:* 1824 wurde das neue äußere Burgtor (1, Heldenpl., Burgring) feierlich eröffnet, dessen Errichtung (1821–1824) durch Peter Nobile ein markantes Ereignis in der Baugeschichte der Hofburg darstellte. – *K***:* Nicht eruiert. – *Glacis:* Einst außerhalb des Stadtgrabens gelegene, unverbaute Wiesenflächen (seit

1776 mit Laternen beleuchtet, 1780/81 im Auftrag Josephs II. mit Bäumen bepflanzt), die sich mit ihren Alleen zu beliebten Promenaden entwickelt hatten. (Wurden nach der 1857 angeordneten Stadterweiterung verbaut.) – *Volksgarten:* Zweitgrößte Gartenanlage der Inneren Stadt zwischen Hofburg und Burgtheater; nach Zerstörung der Wallanlagen durch die abziehenden Franzosen (1809) beim Bau des neuen Burgtors angelegt und 1823 eröffnet. Im 1820 von Nobile erbauten kreisrunden Kaffeesalon (Cortisches Kaffeehaus) konzertierten die Walzerkomponisten Johann Strauß (1804–1849) und Joseph Lanner (1801–1843) mit eigenen Orchestern sowie verschiedene Militärkapellen mit ihren Kapellmeistern, z. B. Franz Morelly (1810–1859), Andreas Nemetz (1799–1846) und Josef Řezníček (1787–1848). – *Theseus von Canova:* Marmorgruppe „Theseus im Kampf mit dem Kentauren" (1804–1819) von Antonio Canova (1757–1822), die im 1820–1823 von Nobile gebauten Theseustempel stand (seit 1890 im Treppenhaus des 1881 fertiggestellten Kunsthistorischen Museums). – *Sankt Stephan:* (1, Stephanspl.), im 14. u. 15. Jh. in gotischem Stil erbaut, seit 1469 Bischofskirche, seit 1722 erzbischöfliche Kathedralkirche, Wahrzeichen der Stadt. – *Stock-im Eisen-Platz:* Benannt nach dem „Stock im Eisen", einem 1533 erstmals erwähnten, an der Vorderseite dicht benagelten Baumstamm in einer Mauernische an der Ecke Graben/Kärntnerstr. Der Sage nach mußte jeder wandernde Schlossergeselle, der auf der Walz durch Wien kam, einen Nagel einschlagen. – *Prater:* 1403 urkundlich erwähnter, 1287 Hektar großer Naturpark auf dem Gebiet der ehemaligen Praterauen, die Maximilian II. im 16. Jh. als Jagdrevier einzäunte; durch Joseph II. 1766 der allgemeinen Nutzung übergeben. Die zum Jägerhaus (dem späteren Café-Restaurant „Lusthaus") führende Kastanienallee, die sog. Hauptallee, war schon 1537/38 von Ferdinand I. angelegt worden. 1767 entstanden die ersten Wurstelpraterbuden, 1771 wurden die ersten Kunstfeuerwerke abgebrannt. Im ersten Drittel des 19. Jh.s begründete Basilio Calafati (1800–1878) ein Kunstkabinett, produzierte dort Taschenspielerkünste und Geistererscheinungen und zeigte auch ausgestopfte seltene Tiere und kuriose Automaten. Aus einem von ihm aufgestellten Karussell machte er 1840 das erste große Praterringelspiel. – *W. W.:* Abkürzung für Wiener Währung oder Scheingeld. Österreichische Valuta zwischen 1811–1858. Durch ein kaiserliches Patent waren 1811 die alten Bankozettel für ungültig erklärt worden. – *De Bach:* Christoph de Bach (1768–1834) trat zum ersten Mal 1802 in Wien auf und errichtete ein Zirkusgebäude im Prater (1808). Der 1852 demolierte Bau stammte vermutlich von Josef Kornhäusel (1782–1860). Der Zirkus Bach erlebte seine Glanzzeiten während des Wiener Kongresses. Nach dem Tod de Bachs (1834) führte seine Witwe Laura den Betrieb weiter. – *Palast des Erzbischofs:* (1, Rotenturmstr. 2), der als Residenz der Wiener Bischöfe 1632–1671 erbaute sog. Bischofshof heißt seit Ernennung Siegmund Gf. Kollonitschs zum Fürsterzbischof i. J. 1732 Erzbischöfliches Palais. – *Hohe Brücke:* (1. Bez.), die wegen ihrer hohen Lage so bezeichnete Brücke überbrückte einst das Bett des Ottakringer Baches, später einen Arm des Alserbaches,

der in das Rinnsal des Ottakringer Baches eingeleitet wurde, den sog. Tiefen Graben. Der Bau der mehrmals umgestalteten Brücke reicht ins 15. Jh. zurück. – *Stoß im Himmel:* (1. Bez.), 1563 „Gäßlein beim Rathaus", später „Stoß-im-Himmel-Gasse" genannte kleine Gasse, die von der Wipplingerstraße in die Passauer (Salvator-) Gasse führte. In einem an der Stelle des 1789 abgerissenen „Stoß-im-Himmel-Hauses" errichteten Neubau wohnte Burgtheaterdirektor Heinrich Laube und gab hier seine bekannten literarischen Teegesellschaften. – *Liguorianer* (oder Liguorianer): Bezeichnung für den Redemptoristenorden nach dem Namen des Begründers Alfonso Maria Liguori (1696–1787). Die dem Orden geweihte Kirche Maria am Gestade (1, Salvatorg. 12) aus dem 14. Jh. wurde 1820 von Kaiser Franz I. den Tschechen als Nationalkirche übergeben. Im sog. „böhmischen" Gotteshaus wirkte der als „Apostel der Wiener" bezeichnete, aus Taßwitz bei Znaim stammende Clemens Maria Hofbauer (1751–1820). – *Benediktiner:* (1, Freyung 6); Schottenkloster, 1155 gegründet. – *Böhmische Staatskanzlei* (richtig: Hofkanzlei): (1, Wipplingerstr. 7/Judenpl. 11), von dem 1708–1714 nach Plänen Johann Bernhard Fischer von Erlachs errichteten Gebäude ist heute nur mehr ein Teil der Fassade in der Wipplingerstraße erhalten. – *Zur goldenen Birne:* (3, Landstraßer Hauptstr. 31), i. J. 1833 an der Stelle eines gleichnamigen, seit 1701 bestehenden Einkehrwirtshauses neu gebautes Lokal; populär wegen der im Garten und im Tanzsaal stattfindenden Musikproduktionen, 1824 von Ludwig van Beethoven besucht (1935 neu gebaut). – *Zum guten Hirten:* (2, Weintraubeng.), neben dem Leopoldstädter Theater gelegenes Haus (1813 vom Direktor und Theaterdichter Karl Friedrich Hensler erbaut), wo in der Glanzzeit des Theaters bekannte Künstler (u. a. Ferdinand Raimund und Adolf Bäuerle) wohnten. – *Grabmal von Canova:* 1798–1805 von Antonio Canova errichtetes Marmorgrabmal der 1798 verstorbenen Erzherzogin Maria Christine von Sachsen-Teschen (einer Tochter Maria Theresias) in der Augustinerkirche (1, Augustinerstr.). – *Kapuzinergruft:* (1, Neuer Markt), Kaisergruft unter der 1618 von Kaiserin Anna, der Gemahlin Kaiser Matthias', gestifteten Kapuzinerkirche; Begräbnisstätte fast aller österr. Herrscher seit 1633 mit 138 Metallsärgen, die anfangs aus Zinn, seit 1790 aus Kupfer waren, so z. B. die Särge von Kaiser Joseph II. (gest. 1790) und Kaiser Franz II. (gest. 1835). – *Belvedere:* Unteres und Oberes Belvedere (3, Rennweg 6 bzw. Prinz-Eugen-Str. 27), von Johann Lukas von Hildebrandt erbaute Sommeresidenzen Prinz Eugens von Savoyen aus d. J. 1716 und 1724 mit einem vom Pariser Gartenbaumeister Dominique Girard angelegten Park (1725), wo die Menagerie des Prinzen untergebracht wurde (nach seinem Tod, 1736 nach Schönbrunn verlegt). 1775–1777 ließ Joseph II. die kaiserliche Gemäldegalerie aus der Stallburg ins Obere Belvedere bringen, 1806 wurde die Ambraser Sammlung im Unteren Belvedere untergebracht (beide Sammlungen sind seit 1890 im Kunsthistorischen Museum). – *Licinio, d. i. Pardenone* (eigtl. Giovanni Antonio de Sacchis): (1483–1539), ital. Maler. – *Tizian* (eigtl. Tiziano Vecellio): (um 1477 oder 1488/90?–1576), ital. Maler. – *Raffael da Urbino* (eigtl. Raffaello Santi): (vermutlich

1483–1520), ital. Maler und Baumeister. – *Mengs, Anton Raphael:* (1728–1779), deutscher Maler. – *Correggio* (eigtl. Antonio Allegri): (1489–1534), ital. Maler. – *Michelangelo* (eigtl. Michelagniolo Buonarroti): (1475–1564), ital. Bildhauer, Maler, Baumeister und Dichter. – *Dyck, Anthonius van:* (1599–1641), fläm. Maler. – Rubens, Peter Paul: (1577–1640), fläm. Maler. – *Rembrandt* (eigtl. Harmensz van Rijn): (1606–1669), niederländ. Maler. – *Feti (Fetti), Domenico:* (um 1589–1623), ital. Maler. – *Rosa, Salvator(e):* (1615–1673), ital. Maler und Dichter. – *Teniers, David, d. J.:* (1610–1690), fläm. Maler, Sohn und Schüler von David T. d. Ä. (1582–1649). – *Kadlík,* d. i. *Tkadlík, Franz:* (1786–1840), tschech. Maler und Litograph. – *Wuttky (Wutky), Michael:* (1739–1823). – *Ambrasische (= Ambraser) Sammlung:* Aus Waffen, Harnischen, Bildern, Büchern, Münzen usw. bestehende Sammlung Erzherzog Ferdinands II. (1529–1595); 1806 aus Schloß Ambras in Tirol ins Belvedere gebracht. – *Sokolovič:* Mehmed Sokollu: (1505–1579), Großwesir des Osmanischen Reiches, bosnischer Herkunft. – *Maximilian I.:* (1459–1519), Römischer König (seit 1486), Erwählter Römischer Kaiser (seit 1508). Nach dem Tod von Matthias I. Corvinus (1490) gelang Maximilian die Rückeroberung der habsburgischen Erblande und die Sicherung der habsburgischen Anwartschaft auf die böhmische und die ungarische Krone. War ein Förderer der Künste und Wissenschaften und verfaßte selbst Schriften. Trug bei Turnieren und in Schlachten einen weißen Harnisch. – *Kaiser Sigmund (Sigismund):* (1368–1437), Sohn Kaiser Karls IV., König von Ungarn (seit 1387) und Böhmen (seit 1419/36), Römischer König (seit 1410/11), Kaiser (seit 1433). Verfolgte das Ziel einer europäischen Koalition gegen die osmanische Bedrohung. – *Maria Stuart:* (1542–1587). – *Schnorr von Carolsfeld, Julius Veit Hans:* (1794–1872), deutscher Maler und Zeichner. – *Augarten:* (2, Obere Augartenstr. 1), von Leopold I. angelegter Lustgarten mit Jagdschloß; 1683 von den Türken verwüstet, neu aufgebaut und 1775 durch Joseph II. der Allgemeinheit zugänglich gemacht; im Vormärz für gesellschaftliche Veranstaltungen und Volksbelustigungen (Marionettentheater, Seiltänzer, Sommerfeste, Wettläufe, olympische Spiele etc.) genutzt. 1833–1837 fanden hier vielbesuchte Konzerte von Johann Strauß d. Ä. statt. – *Kettenbrücke* (Karlskettensteig): 1828 errichtete Stahlkettenbrücke für Fußgänger über den Donaukanal. – *Saal* (Kettenbrückensaal): (2, Obere Donaustr. 99, zuvor Donaustr. 4), am Donaukanal gelegenes vielbesuchtes Tanzlokal im alten Schöllerhof in der Leopoldstadt; J. Strauß Vater begründete hier mit dem Kettenbrückenwalzer seinen Ruhm.

113 *„Gott erhalte, Gott beschütze…":* Kaiserlied von Johann Gabriel Seidl (1804–1875), wurde 1854 österr. Volkshymne. – *Quodlibet:* Humoristische musikalische Form, bei der verschiedene Lieder unter Beachtung kontrapunktischer Regeln gleichzeitig oder in Teilen aneinandergereiht gesungen werden. – *Hofburgtheater:* Begründet von Maria Theresia, die dem Pächter des alten Kärntnertortheaters 1741 gestattete, das Hofballhaus nächst der Burg und das dabei befindliche „Kleine Stöckel" auf seine Kosten in ein Theater umzugestalten. Nach Erweiterungen bekam es

1760 seine bleibende Gestalt. Auf Befehl Josephs II. wurde das Theater ab 1776 als deutsches Hoftheater weitergeführt und Nationaltheater benannt; seit 1821 hieß es offiziell „Hofburgtheater". Nach der Schließung (1888) wurde das neue Burgtheater (erbaut 1874–1888 nach Plänen von Carl Hasenauer und Gottfried Semper) am damaligen Franzensring eröffnet. – *Korn, Maximilian:* (1782–1854), Schauspieler. – *Anschütz, Johanna Henriette:* (um 1797–1866), Hofschauspielerin. – *Herzfeld, Adolf:* (1800–1874), Schauspieler, 1829–1869 am Hofburgtheater. – *La Roche, Karl von:* (1794–1884), Schauspieler und Sänger, seit 1833 am Hofburgtheater. – *Costenoble, Karl Ludwig:* (1769–1837), deutscher Schauspieler und Dramatiker, wurde 1818 Hofschauspieler in Wien. – *Kärntnertor:* 1763 wurde an der Stelle des 1761 abgebrannten Kärntnertortheaters (aus d. J. 1709) der Neubau von Nikolaus Pacassi eröffnet und wieder zum „Kaiserlichen Hoftheater" ernannt. Das nächst dem Kärntnertor (in der Verlängerung der Kärntnerstraße, ungefähr am Platz des späteren Hotel Sachers) befindliche Theater wurde seit 1794 ausschließlich für das Ballett und die italienische und später deutsche Oper verwendet. 1868 wurde es demoliert, 1869 das neue Operngebäude von Eduard van der Nüll und August von Siccardsburg eröffnet. – *Josefstadt:* (8, Josefstädter Str. 26), das auf ein 1776 von einem Privatmann in der Josefstadt eröffnetes (später von Fürst Auersperg zu einem Privattheater umgestaltetes) Schauspielhaus zurückgehende Theater in der Josefstadt erlebte unter verschiedenen Besitzern eine bewegte Geschichte; 1822 Umbau durch Josef Kornhäusel; 1834 Uraufführung von F. Raimunds Stück „Der Verschwender". – *Zauberbuch:* Pantomime von Josef Haas. – *Der schelmische Freier:* Komödie von August von Kotzebue (1761–1819). – *Ritter Stiefeldon und sein Schildknappe:* Komödie von Josef K. Schickh, Musik von Václav Müller. – *Kerber Jan:* (1810–1884), Freund und ehemaliger Mitschüler Máchas am Gymnasium (1830); studierte 1833–1834 in Wien Chirurgie und behandelte hier eine Verletzung Máchas, die sich dieser während der Wanderung zugefügt hatte. – *Herr Tomek:* Nicht eruiert. – *Adelheid von Frankreich:* Historisches Ballett von L. Henry, Musik von C. Angely, R. Gallenberg. – *Fest der Handwerker:* Farce von L. Angely (1788–1835).

115 *Kaiserliches Zeughaus:* (1, Renng.), errichtet 1584–1887, „Oberes Arsenal" genannt, am 8. Okt. 1848 geschlossen. Die kostbare Waffensammlung kam in das neue, 1849–1855 gebaute Arsenal im 3. Bezirk nahe dem Südbahnhof. – *Libussa (Libuše):* Sagenhafte Gründerin Prags, Ahnherrin der Přemysliden. – *Wlasta (Vlasta):* Der Sage nach Freundin Libussas; führte nach deren Tod mit ihren Anhängerinnen nach Art der Amazonen einen Krieg gegen die Männer und erbaute in der Nähe Prags die sog. Mädchen- oder Jungfernburg, den Děvín. – *König Ludwig II.* von Ungarn und Böhmen aus dem Haus Jagiello (1506–1526); heiratete 1522 in Prag die habsburgische Erzherzogin Maria, die Schwester Kaiser Ferdinands I. Ertrank während der Schlacht bei Mohács (1526), in der die Osmanen über die Ungarn siegten. – *Sobieski:* Jan (Johann) III. Sobieski (1629–1696), seit 1674 König, rettete während der Zweiten Türkenbela-

gerung als Oberbefehlshaber der alliierten Armee Wien vor den Türken in der Abwehrschlacht am Kahlenberg am 12. Sept. 1683. – *Bürgerliches Zeughaus:* (1, Am Hof 10), um 1530 errichtet, seit 1562 in Verwendung stehend, im 18. Jh. umgebaut und erweitert. War im März 1848 das erste Hauptquartier der eben errichteten Nationalgarde. (1872 umgestaltet, die Waffen und Trophäen kamen ins sog. bürgerliche Waffenmuseum im neu erbauten Rathaus. In das bürgerliche Zeughaus zog die Feuerwehr ein.) – *Mustapha* (genannt Kara Mustapha): (1635–1683), seit 1676 Großwesir des Osmanischen Reiches. Wurde nach vergeblicher Belagerung Wiens 1683 auf Befehl des Sultans in Belgrad getötet. – *Blutfahne* (Blutbanner): Rote Fahne, die bei der Vergabe eines mit der hohen Gerichtsbarkeit (Blutbann) verbundenen Reichslehens verwendet wurde. – *Dundr, Václav Jiří:* (1811–1872), Leiter der 1835 von Adalbert Wenedikt gegründeten slawischen Buchhandlung am Lobkowitzplatz in Wien. Er gab 1836 die volksliedhaften Dichtungen Razgovor ugodni Naroda Slovinskoga (Das erbauliche Gespräch des Slawischen Volkes, 1756) des kroatischen Schriftstellers Andrija Kačić-Miošić (1704–1760) heraus. Mácha wußte von dem Buch durch eine Ankündigung in der Zeitschrift Květy (Blüten), 3. 7. 1834, S. 223f. (vgl. Dílo K. H. M. III, s. Erl. zu S. 111, S. 399). – *Naturaliensammlung:* Die Entstehung des Zoologisch-Botanischen Kabinetts und seine Ergänzungen sind Franz I. zu verdanken (1795). 1802 wurde die Sammlung, die bis 1811 Privateigentum des Kaisers und dann hofärarisch war, mit dem Mineralienkabinett vereinigt (1889 dem 1872–1881 erbauten Naturhistorischen Museum einverleibt). – *Parkit*: Papagei. – *Bellini, Vincenzo:* (1801–1835), italienischer Komponist; Norma, Oper in 2 Akten aus d. J. 1831, Text von Romani.

116 *Die Bekenntnisse:* Komödie a. d. J. 1834 von Eduard von Bauernfeld (1802–1890). – *Gelegenheit macht Diebe:* Komische Oper von Gioacchino Rossini (1792–1868).

122 *Revolution:* Oktoberrevolution (6.–31. 10. 1848).

123 *Jelačić (Jellačić) von Bužim, Josef Graf* (seit 1854): (1801–1859), half als Ban von Kroatien (gewählt 1848) wesentlich mit, die Revolution von 1848 niederzuschlagen. – *Nationalgarde:* Am 14. März 1848 „zum Schutze für Thron und Vaterland" errichtet (1851 definitiv aufgehoben).

125 *Baillet-Latour, Theodor Graf:* (1780–1848), Kriegsminister, am 6. 10. 1848 vom Volk Am Hof an einem Gaskandelaber gehängt.

127 *Eckert, Jindřich:* (1833–1905), bedeutendster Repräsentant der tschechischen Photographie des 19. Jh.s. Vgl. Pavel Scheufler, Galerie c. k. fotografů (Galerie der k. k. Photographen), Prag 2001, S. 102–105. – *Beers Erinnerungen:* 65 Hefte in Großformat; aufbewahrt im Městské muzeum (Stadtmuseum) von Dobruška. 1936 gab Karel Michl im Auftrag des Museums einen Privatdruck in einer Auflage von 350 Stück heraus, in welchem der Großteil des (Beers engere Biographie umfassenden) Heftes Nevděk. Sepsal Alois Beer v Dobrušce, někdejší zhotovitel všech druhů soustružnických i řezbář a brejlař, též pozlatitel do roku 1889 (Undank. Verfaßt von Alois Beer, ehemaligem Erzeuger aller Arten von Drechslerwaren wie auch Schnitzer, Brillenhersteller und Vergolder bis zum Jahre

1889) und sieben Reproduktionen seiner besten Zeichnungen enhalten waren. In der Kunstzeitschrift Život (Das Leben) 16 (1937/38), S. 58f., erschienen weitere Auszüge; die Künstlervereinigung Umělecká beseda veranstaltete 1937 eine Ausstellung von Beers Zeichnungen. Weitere Auswahlausgaben: Lituji, že nejsem básník ..., hrsg. von K. Michl und R. Skřeček, Prag 1970; Na vandru (Auf der Walz), hrsg. von K. Michl, Prag 1973; Památnosti mého podomování (Denkwürdigkeiten aus meiner Zeit als Hausierer), hrsg. von K. Michl, Hradec Králové 1978.

128 *Zur Übersetzung:* Beers Texte sind stilistisch unausgewogen. Einerseits bediente er sich einer absichtlich geschraubten Ausdrucksweise und brüstete sich mit seinen Fremdsprachenkenntnissen, andererseits schrieb er oft grammatikalisch und syntaktisch unkorrekt bis hin zur sinnstörenden Auslassung fundamentaler Satzteile. Im lexikalischen Bereich verwendete er archaische oder heute nicht mehr gebräuchliche regionale Dialektausdrücke aus seiner näheren Heimat. Grobe Abweichungen vom stilistischen Usus und semantische Ungereimtheiten wurden in der Übersetzung behutsam korrigiert. Beibehalten wurde die eigenwillige Zeichensetzung (z. B.: =). Die Bedeutung des Wortes „doutněr" konnte auch von Prager Philologen nicht erhellt werden. Es wurde auf Anraten von Professor Josef Vintr (Wien) mit „Pfeifenkopf" übersetzt.

129 *Achatius von Lenkay:* Weinschenke des Achatius Lenkey, später das Bierhaus „Zum Reichsapfel" (1, Singerstr. Nr. 6).

131 *Nesthäkchen:* Beer war nach František (1819–1891) und Josefa (1822–1848) das jüngste Kind der Familie Beer.

134 *Trauer des Vaters:* 1848 starb Josefa (Pepička), mit František kam es zu einem Zerwürfnis wegen dessen Frau; der Vater selbst starb 1849, bald nach Beers Ankunft in Wien. – *Conventionsmünze (CM.):* Die Ende des 18. Jh.s ausgegebenen Bankozettel wurden nach dem Staatsbankrott i. J. 1811 durch ein kaiserliches Patent für ungültig erklärt und zu 20 Prozent in Einlösungs-(Antizipations-)Scheine umgewechselt (Wiener Währung), die später in Conventionsmünze übergeleitet wurden. Für 140 Gulden an Scheinen wurden 40 Gulden Conventionsmünze und 100 Gulden öffentliche Schuldverschreibungen ausgegeben. Erst 15 Jahre später war die Einlösung beendet. – *Barmherzige Brüder:* (2, Taborstr. 16/Große Mohreng. 9); der Orden war seit Anfang des 17. Jh.s in Wien. – *Wenzel (Václav) I. der Heilige:* (um 910–929), böhmischer Herzog (921–929), Fest: 28. September.

139 *Leiden erwachsen:* Beer spielt auf die Schicksalschläge seit dem Tod seiner ersten Frau (1868) an. Seine zweite Ehe verlief unglücklich, das Geschäft litt durch die Konkurrenz der Fabriken, 1878 starb seine geliebte Mutter, er und alle seine Kinder erkrankten an Tuberkulose und am Beginn der neunziger Jahre mußte er sein Haus verkaufen und stand vor dem wirtschaftlichen Ruin. Außerdem wurde er wegen seiner Liebe zur Malerei, der er sich seit 1886 ausschließlich widmete, verspottet.

140 *Österreichische Währung (Ö. W.):* 1858 eingeführt als Ersatz der Conventionsmünze (CM.). Die Relation zu 100 fl. W. W. wurde mit 42 fl. Ö. W. festgesetzt.

141 *Pritschwagen:* Massiverer Typ der Kalesche (leichter, vierrädriger Wagen mit zurückklappbarem, halbem oder ohne Verdeck), auch als Post- und Transportfahrzeug verwendet. Beer übersetzt das Wort in seinem Buch Památnosti mého podomování (s. Erl. zu S. 127), S. 136, mit „Kutsche".

142 *Floridsdorf:* Auf das 18. Jh. zurückgehende Gemeinde, die im 19. Jh. durch die hier entstehenden Fabriken einen raschen Aufschwung nahm.

143 *Pallasch:* Reiter-Hiebwaffe mit Säbelgriff und schwerer, gerader Klinge. – *Florin:* Franz. Name für Gulden (Abk.: fl.).

146 *Brücke aus Holz:* Offenbar die Floridsdorfer Brücke, eine seit dem 15. Jh. bestehende dreiteilige hölzerne Jochbrücke, die bei der Donauregulierung 1872–1874 durch die Kaiser-Franz-Josephs-Brücke ersetzt wurde. – *Neubau:* Vorstadt auf dem Boden des heutigen 7. Bezirks. – *Eisenbahnbrücke:* Brücke der Kaiser-Ferdinands-Nordbahn, der ersten Dampfeisenbahnlinie Österreichs bis Oderberg (Eröffnung des ersten Streckenteils Floridsdorf-Deutsch Wagram 1837, Fertigstellung bis Brünn 1839, 1848 Anschluß an das preußische Eisenbahnnetz).

150 *Linienfinanzkanzlei:* 1704–1738 wurde auf Empfehlung von Prinz Eugen die Stadt aus fortifikatorischen Gründen mit einem Linienwall umgeben, der zwölf Fuß hoch und breit sowie mit einem anderthalb Klafter tiefen vorgelagerten Graben versehen war; er reichte in einem Halbkreis vom Donaukanal bei St. Marx bis zum Lichtental. An den wichtigsten Straßenzügen befanden sich Tore und ärarische Gebäude mit den Aufschlagämtern (Mauten), die im Volksmund „Linien" genannt wurden. Die bei ihnen befindlichen und über den Liniengraben führenden Zugbrücken wurden an der Wende vom 18. zum 19. Jh. aufgelassen. Seit 1830 wurde bei den Linien die Verzehrungssteuer eingehoben. 1893 wurde der Linienwall an die Gemeinde übergeben, die eingeebneten Wallanlagen verbaut, und die Verzehrungssteuerämter rückten weiter an die Stadtgrenze hinaus. Die ab 1873 entstandene Gürtelstraße folgt ungefähr dem Verlauf des Linienwalls. – *Polizeidirektion:* In der Spenglergasse (seit 1863 Teil der Tuchlauben) neben der Peterskirche befand sich 1823–1874 im Gebäude „Am Peter" die Polizei-Ober-Direction, wo den Reisenden die vorgeschriebenen Aufenthaltskarten ausgegeben wurden.

151 *Zu Beers Ankunft in Wien:* Aus Beer, Na vandru (s. Erl. zu S. 127) geht hervor, daß er durch das Rotenturmtor kam, über die Rotenturmstraße zum Stephansdom, von dort über den Graben und durch die Kohlmessergasse zur Hofburg ging, diese durchquerte und durch das neue äußere Burgtor wieder verließ. – *Zwischenbrücken:* Gegend auf der heutigen Donauinsel im 20. Bezirk, die ursprünglich zwischen dem Donaustrom und dem mittleren, bei der Donauregulierung von 1869–1875 aufgelassenen Donauarm lag; erhielt ihren Namen bei der Errichtung von Brükken über den Fluß, wodurch sie „zwischen den Brücken" lag.

153 *Michael:* 29. September. – *Lichtbratl:* Maria Lichtmeß (2. Feber) galt im Biedermeier als Termin für Einstellung und Kündigung. Stichtag im Herbst war der 29. September. Vgl. Beer, Na vandru (s. Erl. zu S. 127), S. 87: „Obwohl es seit 1848 verboten war, ‚blaue Montage' zu halten, wurde das Jahresfest des ‚blauen Montags' (*der Michaelitog*), der Montag

nach Michael, dennoch gefeiert, von diesem Montag an wurde dann in den Werkstätten Licht gemacht, und man begann bei Kerzen-, Öl- und Lampenlicht zu arbeiten. Zur Eröffnung erhielt jeder, damit er darauf Lust bekäme, am letzten Sonntag im September zwischen einem Gulden und einem Gulden 50 Kreuzer (*das Lichtbratl*)." Die Übersetzung dieses und aller weiterer in den Anmerkungen zitierter Texte tschechischer Autoren wurde von C. R. vorgenommen. – *Hl. Josef:* 19. März. – *Schoppen:* Altes Hohlmaß (meist 0,4–0,5 l). – *Pfiff:* Ca. 0,17 l.

156 *Kossuth, Lajos:* (1802–1894), Staatsmann, Führer der ungarischen Revolution von 1849. – *Zu den Krokussen:* Nicht eruiert. – *Schwabengasse:* Heute die Siebensterng.

157 *Alt-Lerchenfeld:* Teil des 8. Bezirks, 1295 urkundlich erwähnt, seit Ende des 17. Jh.s so rasch besiedelt, daß sich außerhalb der Vorstadt Lerchenfeld schon um 1700 der Vorort Neulerchenfeld entwickelte. – *Stöhrergassl:* Nicht euriert. – *Nußdorf:* Beliebter Ausflugsort der Wiener, 1081 urkundlich erwähnt, durch den Weinbau wohlhabend geworden; seit 1892 Teil des 19. Bezirks. – *Bergkette:* Der Leopoldsberg mit einer 1529 gesprengten Burganlage und einer auf d. J. 1679 zurückgehenden Kirche. – *Pofesen:* Auch „Arme Ritter", bereits im 14. Jh. bekannte Mehlspeise aus Brot- und Weißbrotschnitten oder Schneidsemmeln vom Vortag. – *Kirchlein:* Das aus einer 1714 gestifteten Kapelle 1781–1782 entstandene Pfarrkirchlein „Zu den sieben Zufluchten" in der Altlerchenfelderstraße, 1850 ersetzt durch eine von Eduard van der Nüll gebaute Kirche in romanisierenden Formen (7, Lerchenfelderstr. 111). – *Sicherheitswache:* 1869 eingerichtet; nach Auflösung der Militärpolizei i. J. 1848 war jedoch eine städtische Sicherheitswache gegründet worden, die bis 1851 bestand. – *Gartengasse:* (8, Josefstadt), seit 1862 Fuhrmannsgasse. – *Schmelz:* Jahrhundertelang unverbaute Wiesenfläche außerhalb der Stadt, heute beim 15. Bezirk. Seit 1847 wurde ein Teil der Schmelz für militärische Paraden und Übungen benutzt.

158 *Neu-Lerchenfeld:* I. J. 1700 entstandener Ort, in dem vorwiegend Handwerker und kleinbürgerliche Gewerbetreibende lebten und der durch die vielen Gasthäuser und Weinschenken bekannt wurde; seit 1892 Teil des 16. Bezirks (Ottakring). – *Ottakring:* Bis Anfang des 19. Jh.s großteils von bäuerlicher Bevölkerung bewohntes Dorf und beliebter Heurigenort. – *Ottakringer Brauerei:* (16, Ottakringerstr. 91), 1838 eröffnetes Brauhaus mit Bierschank, Tanzsaal und Biergarten. Im Brauhaussaal fanden Bälle, Theateraufführungen, Konzerte statt. – *Galizinberg* (auch Gallitzinberg): Teil des Kahlengebirges, den 1780 der russische Botschafter Demeter v. Gallitzin kaufte. Errichtete dort 1785 ein Sommerschloß, das im 19. Jh. unter dem Besitzer Moritz Fst. Montléart in Schloß Wilhelminenberg umbenannt wurde. – *Türkenbelagerung:* 14. Juli–12. September 1683. – *Heuriger:* Wein der letzten Ernte, der im Frühjahr aus dem Faß kommt, in gleichfalls „Heurigen" genannten Lokalen (auch Buschenschanken) angeboten wird und ab Martini (11. Nov.) „alter Wein" heißt. Das Privileg des konzessionslosen Ausschanks wurde den privat geführten Buschenschanken von Kaiser Joseph II. i. J. 1784 verliehen. Es beinhaltete das

Zugeständnis, an 300 Tagen im Jahr selbst angebauten Wein zu verkaufen. Ein über dem Eingang ausgesteckter Föhrenzweig oder eine mit einem Kranz aus Tannenreisern versehene Stange zeigt an, daß der Heurige ausgeschenkt wird und ausschließlich Weine verkauft werden, die in Wien selbst oder in einer angrenzenden Gemeinde geerntet wurden.

159 *Stephansturm:* Südturm des Stephansdomes, 1433 vollendet, 136,7 m hoch. – *Innere Stadt:* Die Vereinigung der Stadt und der Vorstädte innerhalb des Linienwalls zu einer Ortsgemeinde und die Einteilung in 8 Bezirke („erste Stadterweiterung") fand bereits 1850 statt. Die „zweite Stadterweiterung" (1892) brachte die Eingliederung der Vororte außerhalb des Linienwalls (Bezirke 11–19). – *„Es ist nur a ..." :* Der Vers „'s gibt nur a Kaiserstadt, 's gibt nur a Wien" aus Adolf Bäuerles Zauberoper Aline (1826) wurde zum Synonym für Wien.

160 *Südbahnhof:* (10, Wiedner Gürtel), 1837 als Wien-Gloggnitzer-Eisenbahn begründet; das Bahnhofsgebäude bestand bis 1869. Erste Teilstrecke der Südbahn 1841. – *Arsenal:* (3. Bez.), nach Auflassung des Kaiserlichen Zeughauses in der Stadt als verteidigungsfähiges Objekt in den Jahren 1849–1855 nach Plänen von August Siccardsburg, Eduard van der Nüll, Ludwig Förster, Theophil Hansen und Carl Rösner erbaut. – *Dornbach:* Im Weinbaugebiet gelegene, seit 1892 mit Hernals und Neuwaldegg als 17. Bezirk (Hernals) eingemeindete Vorortgemeinde, Mitte 12. Jh. urkundlich erwähnt; im 19. Jh. hier zahlreiche Villen und Bauernhäuser mit Sommerwohnungen. – *Sievering:* 1892 Wien einverleibte Vorortgemeinde auf dem Gebiet des heutigen 19. Bezirks (Döbling), im 12. Jh. urkundlich erwähnt. – *Fidibus:* Holzspan oder gefalteter Papierstreifen zum Feuer- oder Pfeifenanzünden.

161 *Hauptlager der Türken:* Wahrscheinlich die auf einer Anhöhe in der Nähe des alten Vorortes Weinhaus gelegene Türkenschanze (heute 18. Bezirk, an der Stelle des 1888 angelegten Türkenschanzparkes), wo sich schon bei der ersten Türkenbelagerung Wiens (1529) eine Befestigung befunden haben dürfte und die Osmanen 1683 ein starkes Befestigungswerk errichteten, das in der Entsatzschlacht am 12. September erstürmt wurde. Das Zelt Kara Mustaphas befand sich angeblich im damaligen Trautsonschen Garten, nördlich der heutigen Neubaugasse. Vom Spittelberg (heute 7. Bezirk) beschoß Kara Mustapha die Wiener Burg. In: Beer, Na vandru (s. Erl. zu S. 127), S. 100, werden der Spittelberg als das „dem Türkenlager nächstgelegene Dorf" und der „Türkenkeller" im Stadtzentrum erwähnt.

162 *Großmutter:* Deutsch 1885 von A. Smital. – Zu Němcová vgl. u. a. die Biographie von Georg J. Morava, Sehnsucht in meiner Seele: B. N., Dichterin. Ein Frauenschicksal in Alt-Österreich, Innsbruck 1995; zu Němcovás Wiener Herkunft vgl. Adolf Irmann und Erika Salvaberger, B. Němcová und Wien. Zur Familiengeschichte der tschechischen Dichterin, in: Österreichische Osthefte 13 (1971), Heft 4, S. 349–364; weitere Literatur: Susanna Roth, B. Němcová als Mythos und Symbol, in: Peter Brang (Hrsg.), Schweizerische Beiträge zum X. Internationalen Slavisten-

kongreß in Sofia, September 1988, Bern 1988; Hana Šmahelová, Autor a subjekt v díle B. Němcové, Prag 1995, sowie Metzler-Autorinnen-Lexikon, Stuttgart und Weimar 1998, S. 385. – *Němcovás Aufenthalte in Wien:* Němcová war zumindest zweimal in Wien: im August 1852 auf der Fahrt zu ihrem 1850 in die Slowakei strafversetzten Mann, der in Ďarmoty lebte, und vom 28. 8. bis 1. 9. 1855, um für ihn im Finanzministerium zu intervenieren (Němec war 1853–1855 aus politischen Gründen vom Dienst suspendiert). Diese Vorsprache beschrieb ihm N. ausführlich in einem Brief nach Prag vom 29. 8. 1855, enthalten in: B. N., Listy (Briefe), Prag 1952, Bd. 2, S. 116. Auf einer Visitenkarte teilte sie am 30. 8. 1855 dem in Wien weilenden Vojtěch Šafářík (1829–1902), dem Sohn des Sprachwissenschafters Pavel Josef Šafářík (1795–1861), mit, daß sie in Neu-Wien Nr. 767 wohne (ebenda, S. 117), d. h. sie wohnte bei der Schwester ihres Vaters, Katherina Beyer (1792–1856). (Mit Neu-Wien bezeichnete man einige nach 1853 zwischen der Berggasse und der nachmaligen Türkenstraße errichtete Zinskasernen, die sogenannten „Tuberkelburgen".) – *Wien im Werk der Němcová:* Abgesehen von dem in die Babička (Großmutter) eingeflossenen autobiographischen Hintergrund publizierte Němcová vor Dobrý člověk (Ein guter Mensch) zwei in Wien spielende Erzählungen: Domácí nemoc (Heimweh), 1846 in der Zeitschrift Česká Včela (Böhmische Biene), und Baruška (Bärbel), 1853 in Koleda, einem Kalender. Sie haben in ihrem Gesamtwerk allerdings eine marginale Bedeutung und können als thematische Varianten von Dobrý člověk eingestuft werden. In beiden ist die Hauptheldin ein unverdorbenes tschechisches Mädchen vom Land aus materiell gesicherten Verhältnissen, das von den Eltern für kurze Zeit zu in Wien ansässigen, bereits assimilierten tschechischen Verwandten geschickt wird, um Erfahrungen zu sammeln, bzw. im Fall von Baruška, damit sie einmal als Dienstherrin mehr Verständnis für das Gesinde habe. In beiden Texten sind die Probleme der Assimilation und die kränkenden Vorurteile gegenüber den Tschechen in Wien angesprochen, vor allem aber die herabwürdigende Behandlung der Dienstboten insbesonders durch die weiblichen Dienstgeberinnen. In Baruška werden aber auch die Sittenlosigkeit der Dienstboten und deren mangelnde gegenseitige Solidarität beanstandet. Während das Motiv von Wien als einem Sodom in Domácí nemoc nur gestreift wird, stellt es in Baruška das Hauptthema dar: Die unerfahrene Heldin verliebt sich in Wien in einen Maler, der sie unter Vorspiegelung falscher Tatsachen zu einem Stelldichein in ein Freudenhaus lockt. Bei einer ausgerechnet zu diesem Zeitpunkt dort stattfindenden Razzia wird das Mädchen zusammen mit den Dirnen eingesperrt. Eine der Prostituierten erzählt Baruška, wie sie einst, mittellos in der Stadt angekommen, von einer Kupplerin in ein Bordell verkauft und dort gefügig gemacht wurde. Nach erwiesener Unschuld wieder in Freiheit unternimmt Baruška aus Scham einen Selbstmordversuch. Nach einer wundersamen Errettung wird sie von einer reichen wohltätigen Dame betreut, die sie zu ihrem Vater zurückbringt und auch die Versöhnung mit dem reuigen Maler arran-

giert. Die dramatisch inszenierte und plakativ aufbereitete Erzählung endet mit der Hochzeit des Paares. – Nur als Fragment blieb der Roman Urozený a neurozený (Adelig und nichtadelig) aus der späten Werkperiode Němcovás erhalten, der die Jugend ihrer Eltern in Wien zum Thema hat. Vgl. dazu Irmann und Salvaberger, Němcová und Wien (s. o.), S. 360.

165 *Leopoldstadt:* Vorstadt (heute 2. Bezirk), die sich aus dem Unteren Werd, einem durch viele Donauarme in eine Gruppe von Inseln aufgelösten Wohn- und Heidegebiet, entwickelte. Dort wurde 1625 die Judenstadt gegründet. Nach Vertreibung der Juden 1669 übernahm 1670 die Stadt das Areal, das 1671 Leopoldstadt benannt wurde und seit dem 19. Jh. Einfallstor für die Zuwandererströme aus Böhmen, Mähren und Ostgalizien war. Siehe auch Erl. zu S. 304.

168 *Jägerzeile:* Vorstadt auf dem Boden des heutigen 2. Bezirks; im 16. Jh. Wohnsitz der Hofjäger Maximilians II., der für sie achtzehn Häuser in einer Zeile erbauen ließ. Diese Jägergemeinde war mit verschiedenen Privilegien (wie des Bier- und Weinausschanks) ausgestattet. Als der Prater 1766 allgemein zugänglich wurde, wurde die Jägerzeile mit der durch sie führenden Doppelallee rasch zu einer der vornehmsten Straßen. Im ersten Viertel des 19. Jh.s hieß der obere Teil Praterstraße, 1862 wurde der ganze Straßenzug so benannt. – *Graben:* Auf dem Gebiet des einstigen Stadtgrabens des römischen Lagers entstand im Mittelalter ein Markt, an dem vornehme Bürgerhäuser gebaut wurden, und wo die Stadt 1455 einen Brunnen errichtete. 1753 wurden die Verkaufsstände beseitigt. Der bis 1866 gegen den den Stock-im-Eisen-Platz durch Häuser abgeschlossene Platz wurde unter Maria Theresia und Joseph II. Mittelpunkt des großstädtischen Lebens.

173 *Elysium:* 1833 eröffnetes Vergnügungslokal in der Tuchlauben 7, 1840 in die Johannesg. 4 verlegt und dort in den Kellern des St.-Anna-Gebäudes als „Neues Elysium“ eröffnet. Die luxuriöse Ausstattung machte das Elysium zu einer Sehenswürdigkeit ersten Ranges. Geboten wurden Schaustellungen, Künstler- und Musikproduktionen, ein Serail, Pantomimen, Theater usw. Nach dem Tode des Gründers Josef Daum (1854) übernahm sein Sohn den Betrieb, mußte ihn aber 1864 schließen. – *Visiten:* Besuche, Aufwartungen.

175 *Zum Sperlbauer:* (2, Kleine Sperlg. 2c), 1807 eröffnetes Gasthaus mit Garten und prächtig geschmücktem öffentlichen Tanzsaal („Zum Sperl“ genannt); schon im Vormärz nach dem 1808 eröffneten Apollosaal (7, Zieglerg. 15) das vornehmste Vergnügungslokal Wiens, in dem Lanner und Strauß Vater aufspielten. Durch die Umgestaltung nach dem Vorbild bedeutender Pariser Säle (1839) wurde der Sperl zum nobelsten Vergnügungsetablissement Wiens und ganz Österreichs; im Fasching fanden dort 20 bis 30 Elitebälle statt. Johann Strauß Vater, der dem Lokal 1830 den Sperlwalzer, 1839 die Sperlpolka gewidmet hatte, trat hier kurz vor seinem Tod das letzte Mal öffentlich auf. In den sechziger Jahren war das 1873 geschlossene und demolierte Lokal zu einem Treffpunkt einer höchst zwielichtigen Gesellschaft geworden.

178 *Ach není tu …:* „Není tu, co by mě těšilo, co mě těší …“ (Es gibt hier nichts, was mich freuen würde, was mich erfreut …), bekanntes tschech. Volkslied aus dem 19. Jh.

181 *Böhmische Musikanten:* Schon zur Zeit Maria Theresias berühmt; kamen meist zum neuen Jahr oder zum Fasching und spielten in Gasthäusern auf. Vgl. Glettler, Böhmisches Wien (s. Anthologie, S. 14, Anm. 9), S. 90.

182 *Johannes von Nepomuk, hl.:* (um 1350–1393), Generalvikar des Prager Erzbischofs, im Auftrag König Wenzels IV. gefoltert und in der Moldau ertränkt; Landespatron von Böhmen. Fest: 16. Mai. – *Johann-Nepomuk-Kirche:* (2, Ecke Praterstr.-Nepomukg.), ursprünglich eine 1780 erbaute Kirche, die 1841–1846 in historisierendem Stil an einem näher dem Praterstern gelegenen Standort neu gebaut wurde. – *Maria-Stiegen-Kirche:* Volkstümliche Bezeichnung für Maria am Gestade (s. Erl. zu S. 112). Zum religiösen Leben der Wiener Tschechen vgl. Glettler, Die Wiener Tschechen (s. Anthologie, S. 14, Anm. 9), S. 111–121, und Dies., Böhmisches Wien (ebenda), S. 63.

184 *Slanovodský:* Josef Karásek vermutet in Z Vídně o Vídni (S. 6), es handle sich um ein Pseudonym von Josef Burgerstein (1813, Pilsen–1873, Wien), einem Autor von Gelegenheitsgedichten, Liedern, humoristischen Texten und Einlagen für diverse Veranstaltungen (s. Anthologie, S. 199), zieht dies aber gleichzeitig in Zweifel. – *Opavský besedník* (Troppauer Gesellschafter): 1861–1865. – *Tschechoslawen:* Der 1848 in Wien erscheinende Vídeňský posel (Wiener Bote. Blätter für Kultur und nationale Bildung) deklarierte sich als „Organ der ‚Čechoslaven‘“ und erklärte den offensichtlich von den Herausgebern geschaffenen oder von ihnen als neu und ungewohnt übernommenen Begriff. Die Verwendung eines gemeinsamen Namens für Tschechen, Mährer und Schlesier signalisierte die Überwindung des Territorialbewußtseins zugunsten einer sprachbestimmten nationalen Identität. Vgl. Wytrzens, Nationalbewußtsein (s. Anthologie, S. 13, Anm. 7), S. 185.

185 *Nachkommen von Kaiser Franz Joseph I.:* Sophie Friederike, Erzherzogin (1855–1857); Gisela, Erzherzogin (1856–1932), 1873 vermählt mit Prinz Leopold von Bayern; Rudolf, Erzherzog und Kronprinz (1858–1889), beging mit seiner Geliebten, Mary Freiin von Vetsera (geb. 1871), unter ungeklärten Umständen in Mayerling Selbstmord; Marie Valerie, Erzherzogin (1868–1924).

187 Eine sehr ähnliche Aufzählung von Lokalen, Kaffeehäusern und den dort angebotenen Zeitungen findet sich in: Jan Neruda, Jindy a nyní (Einst und jetzt) aus d. J. 1861, in: Spisy J. N. (J. N.s Werke) (s. Anthologie, S. 23, Anm. 31), Bd. 9, S. 291–295. Zur Aversion der Wiener gegen die Böhmen heißt es ebenda, S. 291f.: „Einst und jetzt, nämlich in den Kaffees und Gasthäusern. Es war eine traurige, eine sehr traurige Zeit für die Wiener Slawen. Wenn zwei oder drei Böhmen in ein Kaffee- oder Wirtshaus kamen, begab es sich angeblich, daß nach einer gewissen Zeit der Wirt oder der Kellner zu ihnen trat und ihnen auf eine grob-höfliche Art und Weise mitteilte, daß sie mit ihrem Böhmisch die übrige Gesell-

schaft beleidigten, daß sie also entweder aufhören sollten, böhmisch zu reden, oder sich entfernen sollten, daß er sich aber auf jeden Fall gegen einen künftigen Besuch verwehre. Schon diese unvernünftige Gehässigkeit brachte dann die in Wien lebenden, bald schon mit den übrigen hiesigen Slawen verbundenen Tschechen dazu, sich auf besondere Lokalitäten zu beschränken, selbständige private und auch öffentliche Unterhaltungen für sich zu schaffen. Es gibt 100.000 in Wien lebende Slawen." – *Czas* (Die Zeit): Politische Tageszeitung, 1848–1934 in Krakau, 1935–1939 in Warschau. – *Slovo* (Das Wort): Nicht eruiert. – *Pozor* (Achtung): Politisches Tagblatt in Zagreb, 1860–1941; erschien ab 1867 unter dem Namen Obzor. – *Novice* (Neuigkeiten): Slowen. Zeitung, ab 1843.

189 *Národní listy* (Nationalblätter): Tageszeitung, 1861–1941. – *Čas* (Die Zeit): 1860–1863. – *Lumír* (Name eines Dichters in böhmischen Sagen): 1851–1863; 1864–1865; 1873–1939/40. – *Schmauswaberl:* Es gab mehrere Lokale dieses Namens, das bekannteste befand sich in der Vorderen Bäckerstraße (1, Bäckerstr. 16) in einem barocken Bürgerhaus. Das Gasthaus bezog von der Hoftafel billig Speisen und wurde vor allem von Studenten der nahen (alten) Universität besucht. – *Hvězda* (Der Stern): Erste belletristisch-erbauliche Zeitschrift in Mähren, 1859–1864.

190 *Humoristické listy* (Humoristische Blätter): 1858–1941.

192 *Dalken:* In Schmalz herausgebackenes und verschiedenartig gefülltes Hefegebäck. – Im 1903 in Prag vom Verlag Otto herausgegebenen Ottův illustrovaný průvodce po Vídni (Ottos illustrierter Reiseführer durch Wien) sind einige namensgleiche Lokale zu finden, die zumindest der Kuriosität halber erwähnt werden sollen: Von mehreren „Protiwinern" eine Protivinská pivnice (Protiwiner Bierstube) im 1. Bezirk, Bräunerstr. 7, und eine im 2. Bezirk, Floßgasse 7; ein „Drchovský" in 16, Ottakringer Hauptstr. 67, und ein „Chmelař" in 10, Quellengasse [*sic!*] 78.

193 *Central:* (1, Herreng. 14), 1868 eröffnet, an der Jahrhundertwende Treffpunkt von Literaten und Intellektuellen. – *Alte Universität:* (1, Universitätspl. 2), unter Maria Theresia 1753–1755 errichteter Neubau; nach der Revolution von 1848 wurde das Gebäude von den Militärbehörden beansprucht und als Kaserne verwendet. 1857 wurde es der 1847 gegründeten Akademie der Wissenschaften zugewiesen. Das neue Universitätsgebäude am Ring entstand 1873–1884. – *Wiener Zeitung:* 1703 gegründet, erste Redaktion im Haus „Zum roten Igel" (1, Tuchlauben 12); später mit der 1804 gegründeten Staatsdruckerei in einem Teil des Franziskanerklosters in der Singerstraße untergebracht und seit 1892 im 3. Bezirk, Rennweg 16. Nicht eruierbar war eine Redaktion in der Bäckerstraße. – *Jesuitenkirche bzw. Universitätskirche:* (1, Dr.-Ignaz-Seipel-Pl.), von Ferdinand II. 1627–1631 für die Jesuiten erbaut. Nach Aufhebung des Ordens (1773) wurde in der Kirche der Gottesdienst für die nahe Universität abgehalten. – *Hlas Národa* (Volksstimme): 1866–1918. – *Lidové noviny* (Volkszeitung): 1893–1945.

194 *Paleček* (Däumling): Humoristische Zeitschrift, 1872–1887; 1918–1925. – *Šípy* (Pfeile): 1888–1908. – *Moravská orlice* (Mährischer Adler): 1863–1943.

195 *Löwy, Julius:* (1851–1905), gebürtiger Böhme, seit 1854 in Wien; Journalist, seit 1873 in der Redaktion des Illustrierten Wiener Extrablatts. Erfolgreich durch Beschreibungen des Wiener Lebens.

196 *Mariahilf:* 1850 durch Zusammenlegung der Vorstädte Laimgrube, Mariahilf, Gumpendorf, Magdalenagrund und Windmühle 5. Bezirk, seit 1861 6. Bezirk.

197 *Tschamara:* Geschnürte Jacke mit niedrigem Stehkragen, zur tschechischen und polnischen Nationaltracht gehörend. – *Auf, auf, ihr Slawen!* (Hej, Slované!): Panslawistisches Kampflied, 1834 von dem Slowaken Samuel Tomášik (1813–1887) komponiert. – *Beseda (Plur.: Besedy):* Wie Josef Karásek in der Einleitung zu Z Vídně o Vídni (S. 5) erklärt, bedeutete das Wort in den sechziger Jahren noch nicht „Verein", sondern jede tschechische Unterhaltungsveranstaltung sei so genannt worden. Vgl. dazu Jan Neruda, Jindy a nyní (s. Erl. zu S. 187), S. 292: „Das Prinzip der Prager, auf die Entfaltung der nationalen Gesinnung mit Unterhaltungen, das heißt mit Polka, Bier, vielfach mit schlechtem Gesang und noch schlechteren Deklamationen einzuwirken, wurde bei den Wienern früh zur Praxis. Ihre Besedy und Slawenbälle sind schon seit einem Jahrzehnt berühmt." Laut Wytrzens, Nationalbewußtsein (s. Anthologie, S. 13, Anm. 7), S. 190, fand der erste slawische Ball in den Sträußelsälen in der Josefstadt am 4. 2. 1844 statt, die erste „Beseda" (ein Konzert) unter Teilnahme der Kaiserin-Mutter am 20. 5. 1845 im Saal des Konservatoriums. Wytrzens (ebenda, S. 193) führt dazu aus: „Die Besedy und die Bälle hatten eine doppelte Funktion: Einerseits dienten sie zur Pflege der Kontakte der Slaven untereinander, zum andern sollte der Öffentlichkeit auf spektakuläre Weise deutlich gemacht werden, daß gewisse, den Slaven abträgliche Stereotype unbegründet seien. Man sah in den Slaven ja vielfach Vertreter der gesellschaftlichen Unterschicht, Dienstpersonal, kleine Handwerker und Gewerbetreibende, subalterne Beamte. Wenn nun an den Besedy und Bällen sich vornehme Welt traf, konnte ein solches Stereotyp erschüttert werden."

198 *Herr Rosa:* Nicht eruiert.

199 *Burgerstein:* S. Erl. zu S. 184.

201 *Kleinseitner Geschichten:* Deutsch 1885 von F. Jurenka.

202 *Gaudi:* Volkstümlicher Ausdruck für Gaudium. – *Stuwer, Johann Georg:* Aus Bayern gebürtiger Pyrotechniker, brannte sein erstes Kunstfeuerwerk in Wien i. J. 1774 ab und wurde zu einem der berühmtesten Vertreter der in Wien seit Anfang des 17. Jh.s gepflegten und bei der Bevölkerung sehr beliebten Kunst. Kaiserin Maria Theresia erteilte Stuwer ein Privileg zur Ausübung seiner Tätigkeit, Joseph II. räumte ihm dafür die Jesuitenwiese im Prater ein, wo Stuwer auch ein Laboratorium errichtete. 1779 folgte dem alten Stuwer, der 1802 starb, sein Sohn Kaspar nach. Nach dessen Tod i. J. 1819 setzte sein Sohn Anton (gest. 1858) die Familientradition fort. Dessen gleichnamiger Sohn brannte 1879 in Hietzing sein letztes bedeutendes Feuerwerk ab und übersiedelte nach Sankt Petersburg.

204 *Zum Jäger:* Zum grünen Jäger, seit 1861. – *Kratky-Baschik:* (1821–1889),

Zauberkünstler, kam 1862 von Kunstreisen in England, Deutschland und Amerika nach Österreich zurück und errichtete auf der ehemaligen Feuerwerkswiese ein „Zaubertheater", wo er von April bis August 1864 Vorstellungen gab, die er später in die Blumensäle verlegte. 1873 baute er auf der Feuerwerkswiese an der Stelle seines inzwischen abgetragenen früheren Etablissements ein neues Haus und erwarb das in der Nähe gelegene ehemalige Schmidtsche Zoologische Theater. In dem neuen, an die tausend Zuseher fassenden Zaubertheater führte er Taschenspielerkünste sowie Nebelbilder und Wasserspiele vor. Nach seinem Tod (1899) bestand das Theater bis 1911. – *Museum der Mißgestalten:* 1871 gründete Hermann Präuscher (1839–1896) das Panoptikum und das Anatomische Museum im Prater (vgl. Abb., Anthologie, S. 311). Das Museum umfaßte etwa 2000 Wachsfiguren und 886 Präparate, welche normale und krankhafte Züge des Menschen zeigten, und wurde 1878 um ein Kunstmuseum und ein mechanisches Kunstkabinett erweitert.

206 *Maximilian:* (1832–1867), Bruder Kaiser Franz Josephs I., in Mexiko erschossen. – *Königin Isabella:* (1830–1904), spanische Königin, 1868 vom Thron gestürzt. – *Napoleon I.:* (1769–1821). – *Garibaldi, Guiseppe:* (1807–1882), ital. Freiheitskämpfer und Politiker. – *Napoleon III:* (1808–1873), Neffe N.s I., wuchs im Exil auf, 1840 zu lebenslanger Haft verurteilt, 1846 Flucht nach London, 1852 als erblicher Kaiser bestätigt, geriet 1870 in der franz. Stadt *Sedan* an der Maas im dt.-frz. Krieg in Gefangenschaft, lebte ab 1871 im britischen Exil. – *Kaiser Wilhelm I.:* (1797–1888). – *Bismarck, Otto von:* (1815–1898), preuß.-dt. Staatsmann. – *Bismarcks drei Haare:* Der glatzige Bismarck wurde in politischen Karikaturen mit drei Haaren auf dem Scheitel abgebildet.

207 *Fürst-Theater:* Eine 1862 vom Volkssänger Johann Fürst eröffnete Singspielhalle wurde 1873 neu erbaut und zum Theater umgestaltet. Nach dem Tod des Besitzers (1882) verlor die Bühne ihre Anziehungskraft. 1892 wurde sie unter der Direktion von Heinrich Jantsch wieder eröffnet (Jantsch-Theater). – *Veloziped:* Fahrrad.

209 Der Untertitel von „Dem Glück nach" lautet: Roman ze života vídeňských Čechů (Roman aus dem Leben der Wiener Tschechen). – *Der Wanderer:* 1814–1873, seit 1854 politisches Blatt (eingestellt im Zusammenhang mit dem Börsenkrach). – Klostermanns über hundert Einzeltitel umfassendes, unter dem Pseudonym „Faustin" in Periodika veröffentlichtes, deutsch geschriebenes Erzählwerk war lange in Vergessenheit geraten. Seit einigen Jahren setzt sich der Verlag Karl Stutz in Passau für die Wiederentdeckung des Böhmerwald-Autors ein und gab u. a. heraus: Klostermann, Böhmerwaldskizzen (Reprint), 1996; Ders., Heiteres und Trauriges aus dem Böhmerwalde, hrsg. von Gerold Dvorak, 1997; Ders., Der Sohn des Freirichters, übersetzt, kommentiert und hrsg. von Dvorak (Auswahl aus Klostermanns Erzählband V srdci šumavských hvozdů [Im Herzen des Böhmerwaldes], 1896), 1997.

210 *Nordwestbahnhof:* (2. Bezirk), 1870–1873 erbaut an der Stelle des ehemaligen Kolosseums, eines Tanzsaals in der Brigittenau (1834 als „Universalunterhaltungslokal" „Universum" neu eröffnet). 1952 abgebrochen.

217 *Terno:* Zusammenstellung von drei Nummern beim Lottospiel.

219 *Taborstraße:* Haupt- und Kommerzialstraße des Unteren Werds (der späteren Leopoldstadt), die sich durch zahlreiche, meist schon im 16. Jh. vorhandene Einkehrwirtshäuser auszeichnete und vom Tabor zur alten Schlagbrücke über den Donaukanal (seit 1819 Ferdinandsbrücke) führte. Der Tabor war eine im Auftrag Herzog Albrechts V. im ersten Drittel des 15. Jh.s zur Abwehr der Hussiten aufgeführte und die dortige Brükke sichernde Verschanzung am zweiten Donauarm, die in der Art der hussitischen Befestigungen im böhmischen Tabor errichtet war. Der Name ging später auf das dort schon früher befindliche Mauthaus und das nachmalige Linienamtsgebäude und schließlich auf die ganze Gegend über.

220 *Ferdinandsbrücke:* Errichtet 1819 nach Abtragung der Schlagbrücke, 1865 erweitert (1909 abgetragen, als neue eiserne Bogenbrücke 1911 eröffnet und 1920 Schwedenbrücke benannt). – *Rotenturmstraße:* Seit 1862 so bezeichneter Straßenzug vom Stephansplatz zum Donaukanal. – *Abstieren:* Jemanden ausnehmen.

222 *Kärntner Straße:* (1. Bezirk), bereits 1257 als Strata Carinthianorum bekannt, Ende des 19. Jh.s erheblich verbreitert. – *Magdalenenstraße:* Straße in der ehemaligen Vorstadt Magdalenagrund (seit 1850 Teil des 6. Bezirks), 1911 in die Linke Wienzeile eingegliedert.

228 *St. Marxer Linie:* Auf dem Gebiet der ehemaligen Vorstadt Landstraße (heute 3. Bezirk).

237 *Roßau:* (9. Bezirk), Teil des Oberen Werds, ehemalige, aus einem Fischerdörfel entstandene Vorstadt; 1368 „Roßtrenk“, später „Roßau“ bezeichnet, weil hier die Schiffsleute die Zugpferde zu tränken pflegten; 1850 dem 8. Bezirk eingemeindet, seit 1861 9. Bezirk. Im Bereich der Roßau befand sich seit Jahrhunderten ein ausgedehnter Stapelplatz für das auf Donauplätten ankommende Holz.

239 *Wienerinnen:* Vgl. dazu Jan Neruda, Krásy Vídně (Die Schönheiten Wiens) [1877], in: Spisy J. N. (s. Anthologie, S. 23, Anm. 31), Bd. 9, S. 337: „Aber schön sind diese Wiener Damen, unglaublich schön! Jeder erkennt ihre Schönheit an, obwohl die Meinungen darüber dann in eine bestimmte Richtung auseinandergehen würden. Ich zum Beispiel behaupte, daß wir in Prag genauso viel weibliche Schönheit haben, wenn nicht mehr, aber daß uns, wenn wir nach Wien kommen und die auf dem asphaltierten Pflaster dahinschlurfenden Mädel sehen, die Neuheit der Gesichter beeindruckt. Frau Malá [d. i. die Schauspielerin Otilie Sklenářová-Malá (1844–1912)] jedoch – und die ist, was Schönheit betrifft, immerhin eine Autorität – sagt: ‚Sie verstehen es, sich anzuziehen.‘ Richtig, das verstehen sie. Die Kleider sitzen wie angegossen. [...] Rundliche Hüften, volle Brüste, ein tadelloser Wuchs, man staunt. Ich stand eine geschlagene halbe Stunde lang voller Bewunderung vor einem Laden, in dem diese Mieder und Hüften verkauft werden, und las auf den angespendelten Preisschildern, was sie kosten. Die reinste Bagatelle! Der ganze schöne Wuchs um 40 Gulden, der allerschönste um 70.“

243 *Stutzer:* Modegeck.

244 *Gartenbaugesellschaft:* Die 1827 zur Hebung des Gartenbaus gegründete Gesellschaft erichtete 1863–1869 auf dem späteren Parkring, teils auf Glacisgründen, teils auf Gründen des Stadtgrabens, nach Plänen von August Weber ein Gebäude im Stil der italienischen Renaissance. Die Blumensäle (drei eigentlich zu Ausstellungszwecken erbaute, Ende 1864 eröffnete Säle) wurden bald von zahlreichen vornehmen Geselligkeitsvereinen für geschlossene Veranstaltungen benützt; später fanden hier öffentliche Bälle und Maskenbälle statt (1959 demoliert). – *Schwarzenbergplatz:* 1880 (also lange nach der Zeit, in der Klostermanns Roman „Dem Glück nach" spielt) nach dem Feldmarschall Karl Philipp Fürst zu Schwarzenberg (1771–1820) benannt.

246 *Simandl:* Das „Siemännlein", weibischer, unter dem Pantoffel der Ehefrau stehender Mann. Nach: Wörterbuch der Wiener Mundart von Maria Hornung. Unter Mitarbeit von Leopold Swossil, Wien 1998, S. 682.

247 *Wenzel (Václav):* Häufig vorkommender tschech. Vorname, der in Karikaturen, Parodien und Satiren als stereotype Bezeichnung für einen Tschechen verwendet wurde. „Das Deutsche Schimpfwörterbuch oder die Schimpfwörter der Deutschen", Arnstadt 1839 (S. 77), führt „Wenzel" als Schimpfwort. Nach Peter Becher und Jozo Džambo, Gleiche Bilder, gleiche Worte. Deutsche, Österreicher und Tschechen in der Karikatur (1848–1948)/Stejné obrazy, stejná slova. Němci, Rakušané a Češi v karikatuře (1848–1918). Ausstellungskatalog. Adalbert-Stifter-Verein, München 1997, S. 30 u. 44. – Der „Wenzel" (seltener auch „Powidl") tritt „als dummdreister, gelegentlich gewalttätiger Bauerntölpel mit affenähnlichem ‚böhmischen Dickschädel' auf". Vgl. Monika Glettler, „Böhmische Schwalben": Von Ammen und Ziegelschupfern in Wien, in: Becher/Džambo (s. o.), S. 116. – Vgl. ferner Carsten Lenk, Wenzel und Michel. Die Lesbarkeit nationaler Stereotypien am Beispiel deutscher und tschechischer Karikaturen, in: ebenda, S. 18. – „Wenzelsläuse" u. a. in Klostermann, Za štěstím (s. Anthologie, S. 29, Anm. 46), S. 27.

250 Das gesamte Lied besteht aus vier Strophen. – *Hubitschka:* Tschech. hubička (Kuß, Busserl).

251 *Fünfkreuzertanz:* In von ärmeren Leuten (v. a. Soldaten, Mägden) besuchten Wirtshäusern an der Peripherie der Vorstädte und auch im Prater veranstaltete Tanzereien, bei denen kein Eintritt, wohl aber für jeden Tanz fünf Kreuzer eingehoben wurden und die in der 2. Hälfte des 19. Jh.s sehr beliebt waren. – *Babuschka:* Tschech. babička (Großmutter).

254 *Sapieha, Adam Stanislaw Fürst:* (1828–1903), Sohn von Sapieha, Leon Fürst (1802–1878), beide Politiker und Landwirte. – *Potocki, Adam Graf:* (1822–1872), aus Galizien stammender Politiker. – *Sternberg:* Böhmisches Adelsgeschlecht.

255 *Maffia:* Geheime Vereinigung tschech. Politiker während des Ersten Weltkriegs, um nationalrevolutionäre Aktionen vorzubereiten, den Gedanken der staatlichen Selbständigkeit zu popularisieren und Informationen für die Führer des ausländischen Widerstandes, T. G. Masaryk und Edvard Beneš (1884–1948), zu beschaffen. Wiener Exponent der Maffia war Machar, der über Mittelsmänner Zutritt zu vertraulichen

Dokumenten des Innenministeriums hatte. – *Hier sollten …:* Deutsch 1923 von Ernst Mandler. – *Magdaléna:* Erschien 1905 in zwei deutschen Übersetzungen, einer von Zdenko Fux-Jelenský und einer von Dr. Emerich Falk.

256 *Hotel Hammerand:* (8, Florianig. 8/Schlösselg. 6), Familienhotel mit 150 Zimmern (1870–1928). – *Neubau der Hofburg und des Burgtheaters:* Nach einem vorhandenen Fassadenentwurf Fischer von Erlachs wurde 1889 bis 1893 unter Leitung Ferdinand Kirschners der Ausbau des dem Michaelerplatz zugewendeten Teils der Hofburg durchgeführt; der Flügel gegen den Kaisergarten wurde nach Plänen von Gottfried Semper und Carl Hasenauer 1881 begonnen; nach Hasenauers Tod (1884) leiteten E. Förster und F. Ohmann den Bau, 1907–1913 L. Baumann. Zum Burgtheater, s. Erl. zu S. 113.

257 *Favoriten:* Durch Zusammenschluß von Teilen des 4. und 5. Wiener Bezirks (Wieden und Margareten) mit Teilen von Inzersdorf, Oberlaa und Unterlaa entstand 1873 der 10. Bezirk, der erste außerhalb des Gürtels; benannt nach dem ehemaligen kaiserlichen Lustschloß „Favorita", an dessen Stelle sich heute das Theresianum befindet. Im Arbeiterbezirk Favoriten wohnten die meisten Tschechen: Viele Saisonarbeiter arbeiteten in den Ziegeleien (die Wienerberger Ziegelwerke beschäftigten um die Jahrhundertwende zwischen 6.000 und 8.000 Arbeitern, vorrangig Tschechen und Slowaken). Vgl. Glettler, „Böhmische Schwalben" (s. Erl. zu S. 247), S. 117. – *Krowotinnen:* Mit „Krowoten"(Kroaten) wurden in Wien irrtümlich die Slowaken bezeichnet. Das sei auf die ehemaligen Theresianischen und Josephinischen Slowaken- und Kroatensiedlungen in Niederösterreich zurückgegangen. Vgl. Glettler, ebenda, S. 117 u. 119, Anm. 23.

258 *Groß-Wien:* Bei der „zweiten Stadterweiterung" (1892) wurden 33 Vororte und Teile von 18 Orten in die Bezirke 11 bis 19 zusammengefaßt. Nach Eingemeindung des 20. Bezirks (Brigittenau) i. J. 1900 hatte Groß-Wien knapp 1,8 Millionen Einwohner. – *Währing, Döbling, Hernals, Ottakring:* Damals noch Vorortgemeinden. – *Schönbrunn:* (13, Schönbrunner Schloßstr.), 1696–1713 nach Plänen von Johann Bernhard Fischer von Erlach errichtet, 1744–1749 im Auftrag Maria Theresias von Nikolaus Pacassi umgebaut; Parkanlage von Jean Trehet um 1705/06, später erweitert, 1752 Errichtung der kreisförmigen Menagerie, 1775 Vollendung der Gloriette. – *Kahlenberg:* (19. Bezirk), bis Ende des 17. Jh.s Name des heutigen Leopoldsbergs, der Kahlenberg hieß bis 1780 Schweins- oder Sauberg. – *Tristia:* Machar, Tristium Vindobona I–XX, entstanden 1889–1892. – *Kramář, Karel:* (1860–1937), tschech. Politiker, Reichsratsabg. (1891–1918), im Ersten Weltkrieg führende Persönlichkeit des tschechischen Widerstands, 1916 wegen Hochverrats zum Tode verurteilt, 1917 amnestiert, tschech. Ministerpräsident (1918/19). – *Wohnsitze Machars in Wien:* Houska, J. S. Machar (s. Anthologie, S. 28, Anm. 43), S. 7, nennt folgende Adressen: 8, Laudong. 3; 18, Währinger Gürtelstr. 52; Cottageg. 40 u. 38; Gersthoferstr. 144; Scheidelstr. 53; 19, Sandg. 23. Von dort übersiedelte Machar am 13. 5. 1918 nach Prag, Königl. Weinberge. – *Gür-*

telstraße (Gürtel): Seit 1873 (s. Erl zu S. 150); Baubeginn der Stadtbahn 1895, Eröffnung der Wiental-Gürtel-Linie 1898 (1925 elektrisiert). – *Cottageviertel:* Villenviertel im 18. u. 19. Bezirk (Währing, Döbling); verdankt seine Anlage einer Idee von Dr. Edmund Kral bzw. dem auf Anregung Heinrich Ferstels 1872 begründeten Wiener Cottageverein. Später entstanden ähnliche Cottageviertel u. a. auch in Gersthof, Hietzing, Lainz. – *Gersthof, Grinzing:* 1892 dem 18. bzw. 19. Bezirk eingemeindete Vororte. Nach der letzten Verwüstung durch die Franzosen (1809) entwickelte sich Grinzing (schon im 12. Jh. ein blühendes Dorf) zum vielbesuchten Heurigenort.

260 *Wysočan:* 1922 Prag eingemeindeter Ort. – *Die lustige Witwe:* Operette von Franz Lehár (1870–1848) aus dem Jahr 1905. – *Mandolettimänner:* Straßenhändler, die farbig verzierte Süßigkeiten aus Mandelteig verkauften. – *Grillparzer, Franz* (1791–1872); *Beethoven, Ludwig van* (1770–1827), kam im Alter von 22 Jahren aus Bonn nach Wien, hatte zahlreiche Wohnungen, u. a. in der Probusg. 6 in Heiligenstadt.

261 *Schubert, Franz:* (1797–1828). – *Bauernfeld, Eduard von:* (1802–1890), Lustspieldichter; verkehrte mit Grillparzer, Schubert und dem Maler *Moritz von Schwind* (1804–1871). – *Lenau, Nikolaus* (eigtl. Nikolaus Franz Niembsch, Edler von Strehlenau): (1802–1850). – *Löwenthal, Sophie Freifrau von:* (1810–1889), Schriftstellerin, ab 1834 mit Lenau befreundet. – *„Zugvögel nisten nicht ...":* Motto des Gedichts První dojmy in Machar, Tristium Vindobona I–XX, s. Anthologie, S. 268. Erinnert aber auch an die Bezeichnung „böhmische Schwalben" für die seit 1858 auf den Wiener Großbaustellen beschäftigten tschech. und slowak. Saisonarbeiter, vgl. Glettler, „Böhmische Schwalben" (s. Erl. zu S. 247), S. 116f.

264 *Mittagssonett:* Machar empfand die ihn seiner Freiheit beraubende Arbeit in der Kanzlei als Aufenthalt in einer Folterkammer. Zu seinen häufigen Klagen darüber vgl. Miroslava Houska, J. S. Machar (s. Erl. zu S. 258), v. a. S. 18–23.

271 In dieser Übersetzung von Machars Na Kahlenbergu durch Gotthard Štorch, in: Čechische Revue I (1907), S. 197–200, fehlt die 11. Strophe des Originals.

272 Der Sieg König Rudolfs I. über den Böhmenkönig Ottokar II. i. J. 1278 in der Schlacht von Dürnkrut besiegelte die Vorherrschaft der Habsburger in Österreich.

283 *Wien (Vídeň):* Erstveröffentlichung 1903 in Prag in der Zeitschrift Čas (Die Zeit). Es existiert von Machar auch ein Gedicht mit dem Titel Ve Vídni (In Wien). Vgl. Machar, Výlet na Krym, Prag 1900, hier nach: Ders., Čtyři knihy sonetů a jiné básně (Vier Bücher Sonette und andere Gedichte), Prag 1959, S. 570f. – Beginn des Abbruchs der Befestigungsanlagen i. J. 1858. – *Thurn, Heinrich Matthias Graf von:* (1567–1633), böhm. Feldherr, Führer der ständischen Opposition 1618, belagerte i. J. 1618 zweimal Wien. – *Rákóczi, Franz II.:* (1676–1735), Fürst von Siebenbürgen (1704), stellte sich 1703 an die Spitze einer Erhebung in Ungarn, seine Streitscharen („Kuruzzen") erreichten 1704 St. Marx und zerstörten Teile des Neugebäudes in der Simmeringer Haide. – *Ringstraße:* Unter

Kaiser Franz Joseph I. nach Schleifung der Basteien 1858–1865 erbaute, ungefähr vier Kilometer lange, 57 Meter breite und von Alleen gesäumte Prachtstraße um die Innere Stadt; in der 2. Hälfte des 19. Jh.s entstanden entlang dieses Straßenzuges eine Reihe öffentlicher Gebäude. – *Neue Universität:* 1873–1884 nach Plänen von Heinrich Ferstel im Stil der italienischen Renaissance erbaut. – *Rathaus, Neues:* 1872–1883 von Friedrich Schmidt errichtet in neugotischem Stil mit einzelnen Renaissanceelementen. – *Hofoper:* (Seit 1918 Staatsoper); 1861–1869 nach Plänen Eduard van der Nülls und August v. Siccardsburgs in historisierendem Stil erbaut, erster öffentlicher Großbau an der Ringstraße; s. Erl. zu S. 113. – *Hofmuseum:* Kunsthistorisches und Naturhistorisches Museum, 1871–1881 errichtet nach Plänen von Karl Hasenauer und Gottfried Semper. – *Votivkirche:* 1856–1879 nach Plänen Heinrich Ferstels in Formen französischer Kathedralengotik erbaut, zum Gedächtnis an die Errettung Franz Josephs I. bei einem Attentat (1853). Der davorliegende Platz (seit 1946 Rooseveltplatz) wurde 1875 nach dem Bruder des Kaisers, Erzherzog Ferdinand Maximilian (dem späteren, 1867 erschossenen Kaiser von Mexiko) Maximilianplatz genannt. – *Börse:* (1, Schottenring 16), 1874–1877 von Theophil Hansen errichtet, aber nicht (wie Machar behauptet) an der Stelle des 1874 eröffneten und 1881 abgebrannten Ringtheaters in der Schotteng. 7. Dort wurde aus kaiserlichen Privatmitteln ein Stiftungshaus, das sog. Sühnhaus, gebaut und 1885 eröffnet. Der Zinsertrag dieses Zinshauses floß wohltätigen Zwecken zu. – *Parlament:* 1873–1883 von Theophil Hansen in gräzisierenden Formen erbaut. – *Justizpalast:* (1, Schmerlingpl./Museumstr.), 1875–1881 nach Entwürfen von Alexander Wieleman im Stil der deutschen Renaissance erbaut (nach dem Brand von 1927 in etwas veränderter Form wiederhergestellt). – *Kuchelbad, Weleslawin, Podbaba:* Orte, die 1922 eingemeindet wurden (Groß-Prag). – *Steuerzahler:* Vgl. Jan Neruda, „Prag–Wien" [sic!] vom 6. Okt. 1879, in: Ders., Spisy J. N. (s. Erl. zu S. 187), Bd. 9, S. 345: „Und dann bog ich von der Kärntnerstraße in die Ringstraße ein. Ach – dort fühlt sich ein böhmischer Bürger wohl! Dort sieht der böhmische Bürger, wie sich unsere schnöden Millionen in wunderschönen Sandstein mit gotischen Spitzen und griechischen Linien verwandeln, und er empfindet aufrichtige Freude. | Und dort also dieses Parlament. – Gott, wie schofel!" – *Stadtbahn:* 1895–1902 nach Plänen Otto Wagners gebaut; 1898 Wiental-Gürtel- und Vorortelinie, bis 1901 alle übrigen Strecken eröffnet. – *Kasernen:* Auf den Gründen der 1898 abgebrochenen Franz-Josephs-Kaserne (erbaut 1857) auf der Dominikanerbastei wurde 1904–1906 nach Plänen Otto Wagners das Postsparkassengebäude (1, Georg-Coch-Pl. 2) errichtet. Bei der zweiten Kaserne könnte es sich um die 1865–1869 im Windsorstil erbaute Roßauer, ursprünglich Kronprinz-Rudolf-Kaserne am Schlickplatz handeln.

284 *Gemäldesammlung:* Beim Planungswettbewerb für den Bau des Kunsthistorischen und Naturhistorischen Museums (1866) wurden vier Konkurrenzprojekte eingereicht, von Hansen, Ferstel, Löhr und Hasenauer, der aus einem zweiten Wettbewerb gegenüber Löhr als Sieger hervorging.

Zur Schlichtung der dadurch entstandenen Unstimmigkeiten wurde Semper berufen, aus dessen Begutachtung ein gemeinsamer Entwurf Semper-Hasenauer entstand, der 1872–1881 im Rohbau realisiert wurde. – *Preuß.-österr. Krieg:* Sieg der Preußen in der Schlacht bei Königgrätz 1866 über Österreicher und Sachsen. – *Trinkwasser:* Seit 1873 wurde Wien durch die „Erste Hochquellenwasserleitung" mit Trinkwasser aus den Quellen des Schneebergs versorgt. – *Karl-Borromäus-Kirche:* Die von Vater und Sohn Fischer von Erlach erbaute Karlskirche, 1737 dem Pestheiligen Karl Borromäus geweiht, 1738 dem Kreuzherrenorden übergeben und 1783 zur kaiserlichen Patronatspfarre erklärt. – *Capua der Geister:* Bezeichnung Grillparzers für Wien in dem Gedicht „Abschied von Wien" (1843), in: F. Grillparzer, Sämtliche Werke, München 1960–1965, Bd. 1, S. 288. Capua, eine im Altertum für ihren Wohlstand berühmte Stadt, wurde 216 v. Chr. von Hannibal zum Winterquartier gewählt, und habe angeblich durch den Luxus sein Heer moralisch zersetzt. 211 v. Chr. wurde die Stadt von den Römern zerstört, die Bevölkerung in die Sklaverei verkauft. – *Eure Eichen …:* Die ersten drei Verse des fünfzeiligen Gedichtes lauten: „Auch ihr guten alten Deutschen, | Wollt Euch mit der Vorzeit schmeicheln; | Doch wie laut ihr es versucht, | Eure Eichen trugen Eicheln, | Hellas Bäume gaben Frucht", in: Grillparzer, ebenda, S. 399.

286 *Parlament:* Auf den Mauern der Rampe acht Marmorsitzfiguren (Herodot, Polybius, Thukydides, Xenophon, Sallust, Cäsar, Tacitus und Livius), vor der Rampe der 1902 errichtete Monumentalbrunnen mit dem vier Meter hohen Standbild der Pallas Athene von Karl Kundmann. – *Hetz:* Spaß. – *Liebenberg-Denkmal:* (1, Schreyvogelg./Dr.-Karl-Lueger-Ring); neun Meter hoher, von einer Viktoria gekrönter Obelisk (von Johann Silbernagel ausgeführt, 1890 enthüllt) für Johann Andreas von Liebenberg, der sich 1683 als Wiener Bürgermeister während der Türkenbelagerung Verdienste erwarb. – *Prager Denkmäler:* Monument des tschech. Sprachwissenschaftlers Josef Jungmann (1773–1847) von Antonín Barvitius und Ludvík Šimek aus d. J. 1878 ; Denkmal von Josef Wenzel Graf Radetzky, das 1858–1918 auf dem Kleinseitner Platz stand; neogotisches Reiterstandbild von Kaiser Franz I. am Smetana-Kai von Josef Kranner und Karl Svoboda aus d. J. 1841–1845, seit 1918 im Lapidarium des Nationalmuseums. – *Franz-I.-Denkmal:* Reiterstandbild von Balthasar Ferdinand Moll, enthüllt 1781 im „Paradeisgartel" auf der Bastei, später im Burggarten aufgestellt. – *Reiterstatue Josephs II.:* S. Erl. zu S. 112. – *Prinz Eugen von Savoyen-, Erzherzog-Karl-Denkmal:* (1, Heldenpl.); bronzene Reiterdenkmäler von Anton Fernkorn und Franz Pönninger, errichtet 1860–1865 bzw. 1853–1859. – *Reiterstandbild von Peter dem Großen* (1672–1725, seit 1682 Zar): Geschaffen von Étienne Falconet, errichtet 1766–1782 auf dem Petersplatz in St. Petersburg. – *Mozart-Denkmal:* (1, Burggarten, ursprünglich 1, Albertinapl.); Marmorstandbild von Viktor Tilgner, aus d. J. 1896.

287 *Erzherzog-Albrecht-Denkmal:* (1, Albrechtsrampe am Albertinapl.); Reiterdenkmal von Kaspar von Zumbusch (1899) für Erzherzog Albrecht, den Sieger von Custozza (1866). – *Radetzky-Denkmal:* (1, Stubenring), 1891

errichtetes Reiterdenkmal von Kaspar von Zumbusch. – *Maria-Theresia-Denkmal:* (1, beim Burgring); 1887 enthülltes Denkmal von Kaspar von Zumbusch. Die auf dem Thronsessel sitzende Monarchin ist umgeben von Staatskanzler Kaunitz, Fürst Liechtenstein, Graf Haugwitz und ihrem Leibarzt van Swieten; die Feldherren Daun, Laudon, Traun und Khevenhüller sitzen auf Pferden. – *Tegetthoff-Denkmal:* (2, Praterstern); errichtet 1886 durch den Architekten Hasenauer und den Bildhauer Karl Kundmann. – *Beethoven-Denkmal:* (1, Beethovenpl.); 1880 errichtet von Kaspar von Zumbusch. – *Schindler-Denkmal:* (1, Stadtpark); von Edmund Hellmer für den Landschaftsmaler Schindler geschaffenes Monument aus d. J. 1895. – *Hans Makart-Denkmal:* (1, Stadtpark); Marmorstandbild (1898) von Viktor Tilgner. – *Vinohrady:* Die ehemalige Gemeinde Královské Vinohrady (Königliche Weinberge), 1879 zur Stadt erhoben, heute ein Prager Stadtteil, war vorwiegend von der Mittel- und Oberschicht bewohnt. – *Secession:* (1, Friedrichstr. 12); 1897–98 nach Plänen von Joseph Olbrich erbautes Ausstellungsgebäude der gleichnamigen Künstlervereinigung (1897). Die Kuppel, ein Lorbeerbaum aus vergoldeter Bronze, wurde im Volksmund als „Goldenes Krauthappel" (= Krautkopf) bezeichnet. – *Lueger, Karl:* (1844–1910), Bürgermeister von Wien (1897–1910), Rechtsanwalt, Reichsratsabg. (1885–1910). Zur Auseinandersetzung Machars mit Lueger vgl. Houska, J. S. Machar (s. Erl. zu S. 258), S. 159–163.

288 *Volkszählung:* Im Jahr 1900.

289 *Witze:* Vgl. dazu Jan Neruda, Časová studie o Vídni (Eine aktuelle Studie über Wien) [1878], in: Ders., Spisy J. N. (s. Erl. zu S. 187), Bd. 9, S. 341: „Übrigens, danach zu urteilen, was sie brauchen, um sich zu amüsieren, dürften die Wiener nicht besonders reich sein. Ein simpler Scherz, ein alter Witz, und schon unterhalten sie sich königlich. Dem ‚Labyrinth' ihrer Gespräche vermag jedes Kind zu folgen." – *Badeni, Kasimir Felix Graf:* (1846–1909), österr.-ung. Ministerpräsident und Innenminister (1895–1897). Erließ 1897 für Böhmen und Mähren die nach ihm benannten Sprachenverordnungen und löste dadurch eine Staatskrise aus. – *Pater Drozda:* Nicht eruiert. – *Jellineck:* Nicht eruiert. – *Affäre „Hier":* Nicht eruiert. – *Taaffe, Eduard Graf von:* (1833–1895), österr. Staatsmann, Reichsratsabg. (1867–1870), Ministerpräsident (1879–1893), Herrenhausmitglied (1870–1895). – *Neue Freie Presse:* 1864–1939.

290 *Steckbrief auf Wilhelm Kaiser:* Nicht eruiert. – *Blumauer, Alois:* (1755–1789), charakteristische Gestalt der Wiener Aufklärung; Schriftsteller, Buchhändler und Jesuit, der nach Auflösung des Ordens (1773) in den weltlichen Stand zurückkehrte. Unterstützte die Reformen Josephs II. Vielseitige schriftstellerische Tätigkeit (Lyrik, Ritterstücke), Polemiker und Satiriker; bekannt v. a. durch sein fragmentarisches Werk „Virgils Äneis travestiert" (1782). Verwendung von Fäkal- und Sexualkomik sowohl in der Äneis-Travestie als auch in seiner Lyrik. Vgl. die Dissertation von Edith Rosenstrauch, A. Blumauers Leben und Wirken. Eine geistesgeschichtliche Studie, Wien 1970. – *Saphir, Moritz (Moriz) Gottlieb* (eigtl. Moses)*:* (1795–1858), aus Ungarn gebürtiger Journalist und Schriftstel-

ler jüdischer Abstammung, der 1822 auf Einladung Bäuerles nach Wien kam, wo er bis 1825 Mitarbeiter bei der Theaterzeitung war. Nach langjähriger Tätigkeit als Theaterrezensent und Kritiker in Berlin und München kehrte er 1834 über Paris nach Wien zurück und arbeitete wieder bei der Theaterzeitung. Im Vormärz des Wortwitzes und der Schärfe wegen einer der gefürchtetsten Kritiker. Saphirs angebliches affenartiges Aussehen wurde von seinen Kritikern (u. a. von Grillparzer, Nestroy) zu bissigen Attacken genützt, in denen der Rückgriff auf judenfeindliche Klischees unübersehbar ist. Vgl. Sigurd Paul Scheichl, Saphir – kein Wiener Heine, in: Jürgen Doll (Hrsg.), Les écrivains juifs autrichiens (du Vormärz à nos jours) / Judentum und österreichische Literatur (vom Vormärz bis zur Gegenwart), Poitiers 2000, S. 27–41. – *Verkannter Grillparzer:* Vgl. Machar, Grillparzer, in: Ders., Vídeň (s. Anthologie, S. 33, Anm. 57), S. 88–101, v. a. S. 90: In den Tagebüchern und Epigrammen aus dem Nachlaß zeige sich G. s wahres Gesicht. „[...] Österreich [...] kommt dort in schmutzigem und löchrigem Hauskleid daher – ein unglaublicher Autor [...]." – *Nestroy, Johann Nepomuk:* (1801–1862).

291 *Walzer:* Zur Ablehnung des Walzers vgl. Machar, Smutné perspektivy (Traurige Perspektiven), in: Ders., Tristium Vindobona I–XX (1893), hier aus: Ders., Čtyři knihy sonetů a jiné básně (Vier Bücher Sonette und andere Gedichte), hrsg. von Břetislav Štorek, Prag 1959, S. 210: „[...] | Mir ist hier bang ... Beim ersten Schein des Morgens | beginnt in meinem Geist zu rauschen dieser Wehgesang, | er ist mit meinem Blut verflossen – | und dazu dieses Wien in seinem Walzerklang! || Und diese Walzer, dieses ganze ausgelass'ne Leben, | rührt mich an wie ein banaler Hohn – | Tag für Tag fliegt an mein waches Ohr | ein Fetzen dieses bitteren Lieds, das dort bei uns erklingt ... | [...]".

292 *Ferdinand I.:* (1793–1875), Kaiser (1835–1848), als König von Ungarn (ab 1830) und Böhmen (ab 1835) Ferdinand V. Dankte in Olmütz 1848 zugunsten seines Neffen Erzherzog Franz Joseph ab. Beiname: „der Gütige". – *Maria Theresia:* (1717–1780), Königin von Ungarn (ab 1741) und Böhmen (ab 1743); 1736 Heirat mit Franz Stephan III., Herzog von Lothringen (1708–1765), 1745 als Franz I. zum Kaiser gekrönt. – *Erzherzog Leopold II.:* (1747–1792), Maria Theresias Sohn. – *Francesconi, Enrico von:* 1850 geb. Sohn eines italienischen Obersts in Genua, der während des Börsenkrachs 1873 sein Erbe verlor und nach Wien kam; ermordete i. J. 1876 am Graben 31 einen Geldbriefträger und wurde dafür 1876 hingerichtet. – *Schenk, Hugo:* (1849–1884); hingerichtet wegen Ermordung einer böhmischen Köchin i. J. 1883; Beiname: „Blaubart" von Wien.

293 *Raimund, Ferdinand: (*1790–1836), erschoß sich nach Biß durch einen vermeintlich tollwütigen Hund. – *Hawel, Rudolf:* (1860–1923), Schriftsteller, Volksdichter. Ab 1879 Volksschullehrer, 1916 pensioniert. Zählt zu den bedeutenderen Vertretern des Wiener Volksstücks (z. B. mit „Frau Sorge"). Schrieb auch Romane und Erzählungen mit sozialkritischer Tendenz und feinem Humor. – *Tyl, Josef Kajetán:* (1808–1856), tschech. Dramatiker, Schauspieler, Prosaiker und Journalist mit patriotischem Engagement. Das erstmals in der Lokalposse Fidlovačka (Das Schuster-

fest) 1834 vorgetragene Lied Kde domov můj (Wo ist meine Heimat) wurde zum Symbol des tschechischen Nationalismus und ist, vertont von František Škroupa (1801–1862), seit 1918 Staatshymne. In seinem Stück Strakonický dudák (Der Strakonitzer Dudelsackpfeifer, 1847) kombinierte Tyl Elemente der Feerie mit realistischer Schilderung ländlicher Typen.

294 *Palacký:* S. Anthologie, S. 20f. – *Rieger, František Ladislav Frh. v.:* (1818–1903), tschech. Politiker und Patriot, Reichsratsabg. (1848/49, 1861–1867, 1873–1891), Rechtsanwalt und Gutsbesitzer in Prag, Palackýs Schwiegersohn. – *Polnische Wirtschaft:* Schlamperei, Durcheinander, große Unordnung. Nach: Becher/Džambo, Gleiche Bilder, gleiche Worte (s. Erl. zu S. 247), S. 43. – *Pest:* Budapest entstand 1872 durch die Zusammenlegung der 1148 erstmals erwähnten Städte Buda und Pest.

295 *Hebbel, Christian Friedrich:* (1813–1863). – *Frankl, Ludwig August:* (1810–1894); aus Böhmen gebürtiger Arzt, Journalist, Schriftsteller und Philanthrop, Verfasser zahlreicher lyrischer Werke und Dichterbiographien. – *Seidl, Johann Gabriel:* (1804–1875), Archäologe, Schriftsteller, Dichter, studierter Jurist. 1840 Kustos am Münz- und Antikenkabinett, 1856–1871 Hofschatzmeister. Daneben Lyriker, Erzähler, Dramatiker und Herausgeber von Almanachen. Zahlreiche seiner Lieder wurden von Schubert, Schumann und Loewe vertont. Bekannt wurde er als Schöpfer der alten, von Joseph Haydn vertonten österr. Volkshymne „Gott erhalte ...". Vgl. Erl. zu S. 113. – *Bauernfeld:* Vgl. Erl. zu S. 261. – *Grün, Anastasius* (eigtl. Anton Alexander Graf von Auersperg): (1806–1876), österr. Dichter, Freund von Lenau. Kämpfte mit seinen „Spaziergängen eines Wiener Poeten" (1831) gegen Klerus und Reaktion (Metternich). Schrieb politische Lyrik und humoristische Epen. – *Bahr, Hermann:* (1863–1934), Schriftsteller, Essayist, Theaterkritiker, Mitherausgeber der liberalen Zeitschrift Die Zeit; Dramaturg am Wiener Burgtheater.

296 *Concordia:* 1859 gegr. Journalisten- und Schriftstellerverein. – *Hofmannsthal, Hugo von:* (1874–1929), Lyriker und Dramatiker, Impressionist und Symbolist. – *Schnitzler, Arthur:* (1862–1931), Arzt und Schriftsteller, Repräsentant des Kreises „Junges Wien"; vor 1914 einer der meistgespielten Dramatiker. – *„Süßes Mädel":* Figur in Schnitzlers Komödie Reigen. Zehn Dialoge (erste Buchausgabe i. J. 1903), und auch in anderen Stücken wiederkehrender Mädchentyp. – *Altenberg, Peter* (eigtl. Richard Engländer): (1859–1919), Verfasser impressionistischer Prosaskizzen und ironischer Aphorismen aus dem Großstadtalltag. Bezeichnete Machars Versroman „Magdalena" (Wien, Leipzig 1905) in der Übersetzung von Zdenko Fux-Jelenský (eigtl. Maximilian Zdenko Fux, 1854–1927, der seit 1905 in Wien lebte) als Meisterwerk (vgl. Nezdařil, Česká poezie v německých překladech (s. Anthologie, S. 46, Anm. 84), S. 215). – *Tschechow, Anton Pawlowitsch:* (1860–1904), russ. Erzähler und Dramatiker. Meister der Kurzgeschichte und Novelle.

297 *Andersen, Hans Christian:* (1805–1875), dän. Schriftsteller, der mit Reisebeschreibungen und Prosaskizzen debütierte und weltberühmt wurde durch die seit 1835 erscheinenden Kunstmärchen. – *Speidel, Ludwig:*

(1830–1906), aus Deutschland stammender Schriftsteller, der ab 1872 bei der Neuen Freien Presse als Journalist und Kritiker wirkte. Erkannte als einer der ersten die künstlerische Bedeutung der Werke von Stifter, Nestroy und des Komponisten Anton Bruckner. – *Saar, Ferdinand Frh. von:* (1833–1906), bis 1859 Berufsoffizier, schrieb pessimist. Poesie und Erzählungen mit Stoffen aus der k. u. k. Armee und der Wiener Gesellschaft. – *David, Jakob Julius:* (1850–1960), aus Mähren stammender Schriftsteller, der in Wien in großer Armut lebte und in Erzählungen und Romanen seine mährische Heimat unromantisch beschrieb. – *Ebner-Eschenbach, Marie Freifrau von, geb. Gräfin Dubská:* (1830–1916), aus Mähren gebürtige österr. Erzählerin. – *Čech, Svatopluk:* (1846–1908), tschech. Lyriker und Prosaiker mit patriotischer Tendenz, der v. a. in den achtziger Jahren des 19. Jh.s hohes öffentliches Ansehen genoß. – *Jirásek, Alois:* (1851–1930), tschech. Prosaiker und Dramatiker, der Stoffe aus der nationalen Geschichte bearbeitete. Gilt als Schöpfer des historischen realistischen Romans bei den Tschechen. – *Pötzl, Eduard:* (1851–1914), Schriftsteller, Journalist, Meister der Wiener Lokalskizze, schuf Wiener Typen wie die Gestalt des Gigerls. – *Chiavacci, Vinzenz:* (1847–1916), ehemaliger Eisenbahnbeamter, seit 1887 Schriftsteller, Bühnendichter; humorvoller Schilderer des Wiener Lebens, Schöpfer bekannter Wiener Typen („Herr Adabei", „Frau Sopherl vom Naschmarkt").

298 Die Aufführung von Smetanas „Verkaufter Braut" durch das Prager Nationaltheater während der I. Internat. Ausstellung für Musik- und Theaterwesen 1882 in Wien wurde begeistert gefeiert. Vgl. Manfred Jähnichen, Hermann Bahr und die Tschechen (s. Anthologie, S. 43, Anm. 78), S. 368. – *Leopold Wölfling/Fräulein Adamović:* Nicht eruiert.

299 *Albert, Eduard:* (1841–1900), Chirurg, Professor an der Universität Innsbruck (ab 1873) und Wien (ab 1881), Herrenhausmitglied (1895–1900); schriftstellerisch tätig in tschech. und deutscher Sprache, Übersetzer zahlreicher tschech. Autoren. Vgl. dazu Houska, J. S. Machar (s. Erl. zu S. 258), S. 87–100. Zu Alberts Sohn Jiří (1869–1943) vgl. ebenda, S. 90: „In der Zeit, bevor es zu dieser ersten Einladung Alberts kam, besuchte Machar Alberts einziger Sohn, Georg, der in späteren Jahren deutscher philosophischer Schriftsteller war. Sie diskutierten über deutsche Literatur und Politik. Machar stimmte nicht mit ihm über die Verurteilung kleiner Nationen überein, die bemüht waren, ihre Sprache zu erhalten, und nicht mit großen Nationen verschmelzen wollten. Nach Machars Ansicht war Georg ein ‚unseliger Junge', der Sohn eines großen Vaters und eine ‚verpflanzte Blume', weil er ‚großdeutsch' fühlte. Er sprach zwar tschechisch, doch waren ihm tschechische Probleme fremd." – *Spáčil Žeranovský, Jan:* (1857–1905), Journalist, Lyriker und Übersetzer. – *Linde:* Seit dem 17. Jh. taucht die Linde als Symbol der Tschechen (bzw. der Slawen und des Slawentums im allgemeinen) auf, vorher war wie bei den Germanen die Eiche der heiligste Baum der Slawen. Die Repräsentanten der „Nationalen Erneuerung" begannen das Symbol der Linde als Unterscheidung zur germanischen Eiche zu verwenden. Die Linde wurde als betont weicher Baum im Gegensatz zur harten Ei-

che empfunden und wahrscheinlich mit Gewaltlosigkeit assoziiert. Vgl. Zdeněk Váňa, Alfons Mucha und die Vorzeit der Slawen, in: Karel Srp (Hrsg.), Alfons Mucha. Das Slawische Epos (Buch zur gleichnamigen Ausstellung in der Kunsthalle Krems, 2. Juli bis 26. Oktober 1994), S. 138; siehe auch Becher/Džambo, Gleiche Bilder, gleiche Worte (s. Erl. zu S. 247), S. 223 u. 281.

301 Zu weiteren Porträts tschechischer Handwerker in Wien und dem Problem der Assimilierung in Machars Werk vgl. Houska, J. S. Machar (s. Erl. zu S. 258), S. 121ff. – *Žižka* [z Trocnova], *Jan* (dt. Johann Ziska [von Trocnov]): (um 1370–1424), böhm. Hussitenführer, Organisator und Feldherr der Taboriten. – *Schlachtfeld bei Chotusitz 1866:* Meint wohl die Schlacht bei Königgrätz am 3. Juli 1866 mit dem Sieg der preußischen über die österr.-sächs. Armee, obwohl das Schlachtfeld weiter nördlich von Chotusitz gelegen ist. – *Fešák:* Gut aussehender Mann, wienerisch „Feschak".

303 Autobiographische Motive aus Gellners Studienzeit in Wien finden sich in seiner Erzählung Právní porada (Rechtsberatung): Nach der Matura hätten ihn die Eltern zum Studium nach Wien geschickt, damit er einmal „eine ordentliche Position in der Gesellschaft und eine gesicherte Existenz" hätte. Leider sei das von ihnen für Unterrichtsmittel geschickte Geld in Cafés und Weinstuben ausgegeben worden. In: Spisy F. Gellnera II. Povídky a satiry (F. Gellners Werke, Bd. 2, Erzählungen und Satiren), hrsg. von M. Hýsek, Prag 1927, S. 428–435 (v. a. S. 428), und in: Gellner, Tichý život a jiné prózy. Povídky, črty, fejetony (Ein ruhiges Leben und andere Prosatexte. Erzählungen, Skizzen, Feuilletons), hrsg. von Bohumil Svozil, Prag 1967, S. 122–128.

304 *Ovid* (Publius Ovidius Naso): (43 v. Chr.–17 od. 18 n. Chr.), i. J. 8 n. Chr. von Augustus nach Tomis an das Schwarze Meer verbannt und dort gestorben. In der Verbannung entstanden die Klagelieder Tristia (8–12 n. Chr.) und die Epistulae ex Ponto (Briefe vom Schwarzen Meer, 13–16 n. Chr.). – *Juden in der Leopoldstadt:* Die Geschichte des Wiener Judentums ist eng mit der Leopoldstadt verbunden, wo in einem Teil des Unteren Werds Kaiser Ferdinand II. 1625 die Judenstadt begründet hatte. Die Blütezeit des jüdischen Wien begann mit dem Toleranzedikt von Joseph II., welches eine große Zuwanderung, v. a. aus Osteuropa, bewirkte. Die zweite große Zuwanderungswelle erfolgte in der 2. H. d. 19. Jh.s. Vgl. auch Erl. zu S. 165. – *Neumann von Heilwart, Isidor:* (1832–1906), seit 1881 Vorstand der Universitätsklinik und Abteilung für Syphilis in Wien. – *Krankenhaus am Alsergrund:* (9, Alserstr. 4); von Joseph II. begründetes, 1784 eröffnetes Allgemeines Krankenhaus.

306 *Mährisch Ostrau* war bis zum Zweiten Weltkrieg durch eine charakteristische Dreisprachigkeit (tschechisch, deutsch, polnisch) gekennzeichnet. Diese Mundart wurde auf deutscher Seite als „Wasserpolakisch", auf tschechischer als „po našemu" (auf unsere Art) bezeichnet. – *Ševc:* In Ottův illustrovaný průvodce po Vídni (s. Erl. zu S. 192) ist im Prater (Große Zufahrtstraße 55) das Budweiser Gartenrestaurant eines Alois Švec [*sic!*] angeführt.

307 *Jantsch-Theater:* Siehe Erl. zu S. 207. Neruda hatte sich 1861 in *Der Volkssänger* über Johann Fürsts Parodien der Böhmen mokiert, s. Anthologie, S. 25, Anm. 35.

310 Das Gedicht ist mit „Mai 1901“ datiert.

312 *Partei des …:* Vgl. dazu Walter Schamschulas Nachwort in der von ihm herausgegebenen und zum Teil übersetzten Auswahl: Die Partei des maßvollen Fortschritts in den Grenzen der Gesetze, Frankfurt am Main 1990 (2. Aufl.), S. 149–160, und Peter Richter, Zur Komposition der „Dějiny strany mírného pokroku v mezích zákona“, in: Schamschula (Hrsg.), J. Hašek 1883–1983. Proceedings of the International Hašek-Symposium, Bamberg, June 24–27, 1983, Frankfurt am Main 1989, S. 154–163. Der Titel von Schamschulas deutscher Auswahl lautet „… in den Grenzen der Gesetze“, im tschechischen Original heißt es : „… des Gesetzes“.

314 *Staatsbahnhof:* Ehemalige Bezeichnung für den Ostbahnhof (heute Südbahnhof). – *Čas* (Die Zeit): 1896–1914; 1920–1924.

316 *Česká Vídeň* (Tschechisches Wien): Organ der tschech. nationalsozialen Partei. Seit 1901, 1919 unter dem Titel Vídeňské listy (Wiener Blätter) weitergeführt; Erscheinungsort teils Prag, teils Wien. – *Josefstadt:* 1850 eingemeindete Vorstadt, seit 1861 8. Bezirk.

318 *Klofáč, Václav Josef:* (1868–1942), tschech. Reichsratsabg. (1901–1918), Gründer der Národně sociální strana (Nationalsoziale Partei) i. J. 1897.

319 *Počaplický-Orlický, Jóža:* Mystifikation (Verspottung der Provinzliteraten). – *Kubín/Wagner:* Freunde von Hašek (Jaroslav Kubín, akademischer Maler; František Wagner, Pseudonym des Schauspielers Rudolf Hněvsa).

321 *Konsul der Realisten:* Machar bezeichnete sich in Hrst beletrie (Eine Handvoll Belletristik), Erzählungen aus den Jahren 1888–1908, mehrmals als „der tschechische Konsul“, offenbar weil sich viele Bittsteller an ihn wendeten, denen er mit Rat und Hilfe beistand. Vgl. Houska, J. S. Machar (s. Erl. zu S. 258), S. 42–45. – *Realistenpartei:* 1900 von Masaryk gegründet. – *Sabinas Verrat:* Karel Sabina (1813–1877), tschech. Schriftsteller (verfaßte u. a. das Libretto für Smetanas Oper Die verkaufte Braut, 1866), Literaturkritiker und Journalist; 1848 führende Persönlichkeit der radikalen Demokraten, 1849 zum Tod verurteilt, zu 18 Jahren Gefängnis begnadigt, 1857 amnestiert. Ab 1859 Konfident der Polizei. Wurde als Volksverräter geächtet und starb in Isolation und Armut.

324 *Senseln:* Ort im überwiegend deutsch besiedelten Gebiet bei Aussig in Nordböhmen. – *Ausstellungsgelände:* Für die Landesjubiläumsausstellung 1891 in Prag geschaffenes Ausstellungsareal mit Jugendstilgebäuden. – *Maršner, František:* (1857–?), 1889 Gründung einer Zuckerwaren- und Schokoladefabrik in Königliche Weinberge.

325 *Kralitzer Bibel:* Übersetzung der Gesamtbibel (1579–1593) ins Tschechische, nach dem Druckort Kralitz bei Brünn benannt. – *Wenig, Josef:* (1885–1939), Bühnenmaler und Kostümbildner. – *Casino* (oder „Deutsches Haus“): War als Mittelpunkt des Prager Deutschtums von 1873 bis Ende des Zweiten Weltkriegs für die Tschechen ein Symbol für die deutsche Präsenz in der Stadt und wurde oft Ziel gewalttätiger Demonstrationen.

326 *Barák-Verein:* Nach dem Redakteur Josef Barák (1833–1883), einem Prager Patrioten und Führer der tschechischen Arbeiter- und Studentenschaft, benannter Verein.

327 Das Adelsprädikat „ze Lvovic" leitete Karásek von Cyprián Lvovický ze Lvovic her, einem Astronomen und Mathematiker aus dem 16. Jh. – Die *Karáskova galerie* befindet sich heute im Památník národního písemnictví (Museum des nationalen Schrifttums) am Strahov in Prag. – *Román Manfreda Macmillena:* Die Schilderung der homosexuellen Beziehung zwischen dem Aristokraten und Dandy Manfred Macmillen und Francis Calston, die einander in Wien kennenlernten, ist verbunden mit der Lebensgeschichte von Cagliostro (1743–1795). Als Manfred, eine Reinkarnation von Cagliostro, im alchimistischen Laboratorium seines Prager Schlosses versucht, eine andere Reinkarnation desselben durch Magie unschädlich zu machen, verschwindet er spurlos.

330 *Cagliostro, Alessandro Graf von:* Italienischer Abenteurer, Alchimist und Geisterbeschwörer, der Eingang in höchste Kreise fand und reich wurde. Wegen Betrügereien zu häufigem Ortswechsel gezwungen; 1789 in Rom zum Tode verurteilt, 1791 begnadigt, verbrachte den Rest seines Lebens im Gefängnis.

332 *Der Fremde:* Cizinec, in: Jakub Deml, Můj očistec (Mein Fegefeuer), Prag 1929, S. 97–110. – Die bisher einzige Gesamtausgabe von Demls Werk in 14 Bänden erschien 1978–1983 in Prag im Samisdat und wurde von Bedřich Fučík und Vladimír Binar (unter der Bezeichnung Rukopisy VBF Praha, d. h. Manuskripte VBF Prag) herausgegeben. Vgl. dazu V. Binar und B. Fučík, Zpráva o uspořádání Díla Jakuba Demla (Bericht über die Anordnung von Jakub Demls Werk), Prag 1981 [Samisdat], nachgedruckt in: Revolver Revue 42 (2000), S. 180–241. – *Die Burg des Todes:* Deutsch in: J. Deml, Unheilige Visionen aus Tasov. Prosa und Dichtungen. Auswahl und Übersetzung aus dem Tschech. von C. Rothmeier. Nachworte von C. R. und Max Blaeulich, Klagenfurt u. Salzburg 1993.

333 *Trivulzio, Gian Giacomo:* (1436–1518), in Mailand geborener französischer Marschall. – *Filelfo, Mario:* Nicht eruiert. – *Machiavelli, Niccolò:* (1469–1527), ital. Schriftsteller und florentinischer Staatsdiener, Verfasser von Il principe (1513; deutsch: Der Fürst, 1804). – *Vulgata:* Auf Hieronymus zurückgehende, seit dem 8. Jh. maßgebliche und seit dem Tridentium (1546) als authentisch und in Glaubens- und Sittenlehre verbindlich geltende lateinische Bibelübersetzung.

334 *Erben, Karel Jaromír:* (1811–1870), tschech. Dichter, Sammler von Volksliedern, Märchen und Sagen. Die Poeme Záhořovo lože (Záhořs Lager), Zlatý kolovrat (Das goldene Spinnrad) und Vodník (Der Wassermann) sind in seinem Hauptwerk Kytice z pověstí národních (Blumenstrauß aus Volkssagen), 1853 (deutsch: Der Blumenstrauß, 1900) enthalten. In allen dreien geht es um das Thema Schuld und Sühne.

336 *Chelčický, Petr:* (um 1390–um 1460), tschech. hussitischer Laientheologe und Sozialtheoretiker, Landedelmann, geistiger Vater der Böhmischen

Brüder. – *Nietzsche, Friedrich:* (1844–1900). – *Pasquill:* Anonyme Schmäh-, Spottschrift, hier gemeint: Karikatur.

338 *Die Prüfung des Richard Feverel:* Nicht eruiert. – *Der karmesinrote Vorhang:* Le rideau cramoisi, Novelle von Jules-Amédée Barbey d'Aurevilly (franz. Dichter, 1808–1889), aus der Sammlung Les Diaboliques (Die Teuflischen), 1874 (deutsch 1900 u. 1964).

339 *Bischofsresidenz:* Gemeint ist wahrscheinlich die Residenz des Brünner Bischofs (seit 1904) Pavel Huyn (1868–1942), 1916–1918 Prager Erzbischof; Deml führte mit ihm eine Polemik über die Verhältnisse in der Kirche. Dieser Streit floß in die Bücher Hrad smrti und Tanec smrti und in die Šlépěje ein, in denen Huyn zum Symbol des Unmenschen und der Institutionen stilisiert wird. Vgl. Deml, Domů (Nach Hause). 3. sv. Díla J. Demla (3. Bd. des Werkes von J. D.), hrsg. von V. Binar u. B. Fučík. Prag 1982 [Samisdat], S. 502.

342 *Dělnické listy* (Arbeiterblätter): Von 1881–1884 und (als Tagblatt) 1890–1915 in Wien. Zentralorgan der Wiener tschechischen Sozialdemokraten; meistgelesene tschech. Tageszeitung in Wien, häufige Konfiskationen. – *Die Sirene:* Deutsch von Jana Nowaková.

345 *28. 11. 1905:* Protestdemonstrationen und Massenstreiks der Arbeiter im Kampf um das allgemeine und gleiche Wahlrecht; am Tag der Eröffnung der Herbstsitzung des Reichsrats (28. 11.) demonstrierten 300.000 Personen.

350 *Olbracht, Ivan:* (1882–1952), Schriftsteller, 1909–1916 Redakteur der Dělnické listy. – *Malířová Helena:* (1877–1940), Schriftstellerin, ab 1913 in Wien, wo sie Olbracht, ihren späteren Freund (von 1920 bis 1936) kennenlernte.

351 *Machars Haft:* Vgl. Houska, J. S. Machar (s. Erl. zu S. 258), S. 247–264 (v. a. S. 251ff.).

352 *Dušek, Cyril:* (1881–1924), Journalist, Politiker und Diplomat; während des Ersten Weltkriegs führender Repräsentant des tschech. Widerstandes, 1915–1917 im Gefängnis, wo er an schwerer Tuberkulose erkrankte.

354 *Pastýř* (Hirte): Für Masaryk während des Ersten Weltkrieges verwendetes Pseudonym, vgl. Houska, J. S. Machar (s. Erl. zu S. 258), S. 196.

356 *Frank:* Vgl. Houska, ebenda, S. 260.

357 *Preminger:* Vgl. Houska, ebenda, S. 248: „Markus Preminger, ein Bukowiner Jude" habe am 17. Juni 1915 eine Hausdurchsuchung bei ihm durchgeführt und ihn einen Tag später auf dem Hernalsergürtel Nr. 126 verhört. – *Krůpěje:* Prag 1915 (Lyrik). Drei der vier beanstandeten Gedichte waren 1905, 1908 und 1913 in Čas, das vierte in der Samostatnost (Selbständigkeit) abgedruckt worden. Vgl. Houska, ebenda, S. 253.

358 *Ausbruch des 1. Weltkriegs:* Ermordung des österr. Thronfolgers Franz Ferdinand in Sarajevo am 28. Juni 1914, Kriegserklärung Österreich-Ungarns an Serbien am 28. Juli. – *Dreibund:* 1882 geschlossenes und bis zum 1. Weltkrieg mehrfach erneuertes Verteidigungsbündnis zwischen dem Deutschen Reich, Österreich-Ungarn und Italien; zerbrach 1915 durch die italienische Neutralitätserklärung von 1914 und den italienischen Kriegseintritt an der Seite der Entente (1915).

359 *Ehz. Friedrich:* Friedrich Maria Albrecht, Ehz. von Österreich (1856–1936), Feldmarschall, bezog 1905, aus Preßburg kommend, das Albrechtspalais auf der Augustinerbastei, hatte im Ersten Weltkrieg den Oberbefehl über die österr.-ungar. Truppen inne. – *Conrad von Hötzendorf, Franz Graf* (seit 1918): (1852–1925), österr.-ungar. Feldmarschall (1916). – *Kornitzer Siegfried:* Mittagsblatt (Wiener Mittagszeitung, 1901–1924 und 1927–1934). – *Lippowitz E.:* Neues Wiener Journal (1893–1939). – *Dummer Kerl von Wien:* Diese Bezeichnung verwende der Wiener für sich selbst, wenn er das Gefühl habe, „angeschmiert" zu werden, und auch für seine Mitbürger, schreibt Machar in Vídeň. Vgl. dazu Houska, J. S. Machar (s. Erl. zu S. 258), S. 64f. – *Alldeutsche:* In Österreich vor dem 1. Weltkrieg entstandene radikale deutschnationale Bewegung um Georg Ritter von Schönerer (1842–1921).

361 *Ganghofer, Ludwig:* (1855–1920), deutscher Schriftsteller, verfaßte Volksstücke und Heimatromane. – *Strobl, Karl Hans:* (1877–1946), deutschböhmischer Schriftsteller, u. a. Verfasser von Studentenromanen mit Verherrlichung des Burschenschaftertums und einer Bismarcktrilogie (1915–1919). – *Salus, Hugo:* (1866–1929), deutsch-böhm. Schriftsteller, Lyriker. – *Hauptmann, Gerhart:* (1862–1946), deutscher Dichter, 1912 Nobelpreisträger für Literatur. – *Dehmel, Richard:* (1863–1920), deutscher Dichter und Prosaiker. – *Lissauer, Ernst:* (1882–1937), deutscher Dichter, Verfasser betont nationalistischer Lyrik (Haßgesang gegen England, 1914). – *Schaukal, Richard von:* (1874–1942), Jurist im Staatsdienst, als Lyriker beeinflußt von den französischen Symbolisten; zeigte in seiner Prosa Traditionsgebundenheit und nationales Bewußtsein. – *Rückert, Friedrich* (Pseud. Freimund Raimar): (1788–1866), deutscher spätromantischer Lyriker, Verfasser patriotisch-politischer Befreiungslyrik gegen Napoleon.

362 *Sieghart (eigtl. Singer), Rudolf:* (1866–1934), österr. Politiker, Gouverneur der Bodenkreditanstalt (vgl. Houska, J. S. Machar [s. Erl. zu S. 258], S. 27f.), Herrenhausmitglied (1912–18). – *Rom:* Řím, 1907, Feuilletonsammlung.

365 Verkürzter Titel der Rowohlt-Taschenbuchausgabe aus dem Jahre 1960, im Gegensatz zur Ausgabe von 1926/27 mit dem Titel „Die Abenteuer des braven Soldaten Schwejk während des Weltkrieges".

368 *Karl I.:* (1887–1922), ab 1916 Kaiser von Österreich, nicht gekrönt.

369 *Napoleonische Schlachten:* Schlacht bei Aspern und Eßling (21./22. Mai 1809) und bei Wagram (5./6. Juli 1809).

370 *Hospodsky:* Tschech. hospodský (Wirt).

372 *Klosterneuburg:* Der 1730 von Kaiser Karl IV. begonnene, 1755 eingestellte barocke Stiftsbau wurde 1842 in kleineren Dimensionen fertiggestellt. Das Augustiner-Chorherrenstift geht auf eine Klostergründung des Babenberger Markgrafen Leopold III. (des Heiligen) im 12. Jh. zurück. Zum Stift gehören Weinberge und eine berühmte Weinkellerei. In der Stiftsbinderei unweit der Kirche steht das Tausendeimerfaß (560 Hektoliter) aus d. J. 1704. Hier wird an jedem Leopolditag (15. Nov.) der Volksbrauch des „Faßlrutschens" gepflegt. – *Stadt Přemysl Ottokars II:* Vgl.

dazu Floridus Röhrig, Klosterneuburg als österreichischer Herrschersitz, in: Karl Holubar und Wolfgang Christian Huber, Die Krone des Landes. Klosterneuburg und Österreich, Klosterneuburg 1996, S. 13: „Im Kampf Ottokars von Böhmen gegen Rudolf von Habsburg spielte Klosterneuburg eine wichtige Rolle. Der Böhmenkönig hielt die Stadt [...] für uneinnehmbar und legte im Oktober 1276 eine starke böhmische Besatzung hinein. Sie sollte als Stützpunkt gegen Wien dienen, und falls die Hauptstadt in die Hand Rudolfs fiele, sollte sie von Klosterneuburg aus zurückerobert werden. [...] Es kam aber anders. Der mit Rudolf verbündete Herzog Ludwig von Bayern wußte durch eine List die böhmische Besatzung zu übertölpeln, und Neuburg fiel in die Hand der habsburgischen Partei."

373 *Der Selbstmord …:* Titel der gedruckten Fassung (1881). – *Das neue Europa:* Erschien 1918 franz. (L'Europe Nouvelle), 1920 tschech. (Nová Evropa) und 1922 deutsch (übersetzt von Emil Saudek).

374 Zu Kaiser Franz Joseph vgl. A. Měšťan, Franz Joseph I. in der tschechischen Literatur des 19. Jahrhunderts, und Zdeněk Mareček, Europa tanzt Walzer. Franz Joseph I. in der tschechischen Literatur des 20. Jahrhunderts (s. Anthologie, S. 28, Anm. 43).

375 *Zrínyi, Péter* (1621–1671), *Frankopan, Fran* (1643–1671): Hingerichtet wegen Teilnahme an Verschwörung und Aufstand in Kroatien (1670) gegen Kaiser Leopold I. – *Deputation:* Feierliche Absendung von Abgeordneten. – *Tomášek, František:* (1871–1938), sozialdemokr. Politiker und Chefredakteur der Dělnické listy in Wien (1905–1918), Reichsratsabg. (1907–1918), Mitglied der „Maffia", Präsident des Abgeordnetenhauses (1920–1925). – *Scheiner, Josef:* (1861–1932), Jurist, Politiker, ab 1906 bedeutender Sokolrepräsentant, Mitglied der „Maffia", Mitglied des Nationalausschusses (1918), Abgeordneter der nationaldemokrat. Partei (1918–20). – *Kvapil, Jaroslav:* (1868–1950), tschech. Dramatiker, Regisseur und Übersetzer, Mitglied der „Maffia", 1900–1918 Schauspielchef am Prager Národní divadlo (Nationaltheater), 1921–1928 am Městské divadlo na Vinohradech (Städtisches Theater auf den Weinbergen), 1918–1921 Sektionschef im Schulministerium. – *Franke, Emil:* (1880–1938), nationalsozialer Politiker. – *Tusar Vlastimil:* (1880–1924), Journalist und Politiker, Reichsratsabg. (1911–1918), Ministerpräsident (1919–1921), seit 1921 Botschafter in Berlin. – *Palais Lobkowitz:* (1, Lobkowitzpl. 2), 1658–1687 erbaut, 1753 von Wenzel Eusebius Fst. Lobkowitz erworben. – *Ehz. Friedrichs Palast:* Albrechtspalais (Albertina, 1, Augustinerstr. 1), 1742–1745 als Palais Taroucca erbaut. Siehe auch Erl. zu S. 359.

377 In die Auswahl Milena Jesenská, Alles ist Leben, hrsg. von Dorothea Rein, Frankfurt am Main 1984, wurden von über 400 Feuilletons, Artikeln und Reportagen Jesenskás 41 Texte aufgenommen. Darin (auf S. 21ff.) mit Wien-Bezug auch Jesenská, Vorstadt aus d. J. 1920, wo es (auf S. 21f.) heißt: „Am meisten von dieser bangen Traurigkeit haben die Vorstadtstraßen an einem sonnigen Sonntagnachmittag. Die aufgerissenen Fenster speien verdrießliche Walzer aus, die Geschäfte sind geschlossen [...]. Hier sind die Menschen in Schachteln gepfercht, in Zimmer mit zwei Fenster-

löchern, in traurige Läden und übelriechende Küchen." – *Originaltexte:* Jesenská, Vídeň, in: Tribuna, 30. 12. 1919; Dies., Vídeň, in: Tribuna 4. 4. 1922 (unter dem Pseudonym A. X. Nessey); Dies., Přimý vlak Praha-Vídeň, in: Národní listy, 5. 2. 1925 (unter dem Pseudonym A. X. N.).

382 *Strauss, Richard:* (1864–1949), Die Frau ohne Schatten, 1919.

386 *Wilson-Bahnhof:* Früher Franz-Josephs-Bahnhof, heute Prager Hauptbahnhof, erbaut von Josef Fanta 1901–1909.

392 Kytlicová wurde in der Sechskrügelgasse geboren; als sie ins schulpflichtige Alter kam, wohnte die Familie in der Beatrixgasse im 3. Bezirk I. J. 1883 wurde die erste tschechische Privatvolksschule mit einem Kindergarten in der Quellenstraße 72 in Favoriten eröffnet. – *Böhmak:* Abschätzige Bezeichnung für einen Böhmen mit der Konnotation „eigensinniger, trotziger Mensch", nach: Becher/Džambo, Gleiche Bilder, gleiche Worte (s. Erl. zu S. 247), S. 42. Vgl. dazu J. Deml, Šlépěje I (Fußspuren I), 1917, hier aus 2. Ausg., Brünn 1998, S. 21f : „Als ich elf Jahre alt war, gaben mich die Eltern ein Jahr lang nach Österreich, damit ich Deutsch lernte, so wie vor mir bereits zwei meiner Brüder dort gewesen waren. Wenn ein Landkind von uns nach Österreich unter deutsche Kinder kommt, ist es, als ob es unter Gangster geraten wäre. Mir erging es damals so. Eine andere menschliche Anrede als ‚Böhm', ‚böhmischer Plempl', ‚böhmischer Wenzel' und ähnliches kannten sie für mich nicht. Bei diesen Beschimpfungen blieb es aber nicht, denn wenn ich mich wehrte, und sei's nur durch Schweigen und wenn auch nur durch trauriges Schweigen, das sich manchmal auch in Tränen, die nicht zurückzuhalten waren, äußerte, stürzten sich die Wulzeshofener Buben (ich war in Wulzeshofen gewesen) wie Wölfe auf mich und verdroschen mich wie Tataren, einzig und allein dafür, daß ich ein ‚Böhm' war." – *Kronprinz Rudolf:* Heirat mit Prinzessin Stephanie von Belgien am 10. 5. 1881. – *Silberer:* Nicht eruiert.

394 *Apfelhaus:* Zum roten Apfel (4, Paniglg.); Haus auf der Wieden, in dem sich seit Ende des 18. Jh.s eine Pfarrschule und ein Gasthaus befanden. – *Herz-Jesu-Kloster:* (3, Landstraßer Hauptstr. 137), Kloster der Dienerinnen des Hlst. Herzen Jesu, neuromantischer Ziegelbau, erbaut 1904–06 von Gustav R. v. Neumann. – *Volkszählungen:* In den Jahren 1880, 1890, 1900.

395 *Sophienbrücke:* 1825 eröffnete steinerne Brücke über den Donaukanal, nur für Fußgänger und Reiter, nach Ehz.in Sophie benannt; 1871/72 durch massive Fahrkettenbrücke (die Rotundenbrücke) ersetzt.

396 *Krieau:* Teil des Praters, Trabrennplatz. – *Meierei Krieau:* Beliebtes Restaurant.

399 *Bänder:* Vgl. dazu: Wien im Zeitalter Kaiser Franz Josephs I. Schilderungen von Reinhard E. Petermann, 3. Aufl., Wien 1913, S. 430: „In der Firmwoche erinnert der Stephansplatz noch etwas an die Zeiten, da die Kirchenplätze zugleich die lebhaftesten Marktplätze waren. Lebzeltenbuden werden nämlich jetzt aufgeschlagen, und alte Frauen wandern beim Kirchentor auf und nieder, um die Seidenbänder zu verkaufen, die zum Abtrocknen des Chrysams dienen; rings aber steht eine ganze Wagen-

burg, da jene Göden und Godeln – wie die Firmpaten in Wien genannt werden –, welche nur einigermaßen bemittelt sind, mit ihren Firmlingen im Fiaker oder Auto bei St. Stephan vorzufahren und nach der Firmung den Prater zu besuchen pflegen."

400 *Erstes, Zweites, Drittes Kaffeehaus:* Nach Öffnung des Praters durch Joseph II. (1766) wurden 1782–1790 an der Hauptallee, die sich zu einer der beliebtesten Promenaden entwickelte, drei Kaffeehäuser errichtet. Siehe auch Erl. zu S. 112. – *Rochuskirche:* (3, Landstraßer Hauptstr.).

401 *Sternwarte:* (18, Türkenschanzstr. 17); Universitätssternwarte auf der Türkenschanze, 1874–1878 erbaut von Fellner und Hellmer. – *Hermannskogel:* Hauptgipfel des Kahlengebirges (heute im 19. Bezirk), 540 m hoch, mit 1888 eröffneter Habsburgerwarte. – *Schafberg:* Ausflugsziel im 18. Bezirk.

402 *Nationaltheater:* Das aus Spenden der ganzen Nation 1868–1881 erbaute Národní divadlo in Prag brannte 1881 ab und wurde bis 1883 wieder aufgebaut.

403 *Skrejšovský, Jan Stanislav:* (1831–1883), tschech. Politiker und Publizist, war 1858 als Konzipient im Wiener Finanzministerium, 1872 in Prag in einer Bank, 1880 wieder in Wien; Redakteur der Tribüne und des Parlamentärs. – *Tribüne:* Sommer 1880–Januar 1884, deutschsprachiges Tagblatt, das die Deutschen über die Slawen informieren wollte. – *Parlamentär:* 1880–1913, Wochenblatt in deutscher Sprache. – *Záboj:* Bildungs- und Unterhaltungsverein (1869–1914). – *Lumír:* Theater-, Musik- und Gesangsverein (1865–1914). – *Krček, Josef:* (?), Beamter, Vorsitzender des Komenský-Schulvereins (1882–1884). – *Maruška, Josef:* (1852–?), Großhändler, Vorsitzender des Komenský-Schulvereins (1888–1902). – *Kollár:* Bildungs- und Unterhaltungsverein (1881–1914). – *Pokrok:* Erster tschech. Theaterverein in Wien (1863–1914). – *Občanská Beseda in der Leopoldstadt:* Pflege von Theater, Musik, Gesang, karitative Aktivitäten (1880–1914). – *Klub rakouských národností* (Österreichischer Nationalitätenklub): Erster politischer Verein des Wiener Tschechentums (1881–1914), vgl. dazu Glettler, Die Wiener Tschechen (s. Erl. zu S. 182), S. 122ff.

404 *Šindler, Karel:* (1834–1909), Forstrat, Reichsratsabg. (1885–1891), Vorsitzender des Komenský-Schulvereins (1885–1887).

405 *Ryška, František:* (?), Mitbegründer des Československý dělnický spolek (Tschechoslawischer Arbeiterverein), eines sozialdemokrat. Bildungs- und Unterhaltungsvereins (1868–1876). – *Zum König von Ungarn:* (1, Schulerstr.10/Domg. 7). – *Eugen Baron d'Albon:* Nicht eruiert. – *Zeman, František:* (1881–?), tschech. Jurist, Nationalökonom, Publizist. – *Hoffmann, Hugo:* Tschech. Drucker (um 1880). – *Vídeňský Věstník:* Nr. 1 (2. 7. 1868), nur einige Nummern, Red.: K. Müller, Vorsitzender des Československý dělnický spolek. – *Věstník:* 5. 5. 1883 bis 27. 8. 1914. Die letzte von Skrejšovský gegründete Zeitung, die v. a. über das Wiener tschech. Vereinsleben berichtete. Subventioniert vom Klub rakouských národností. – *Lažansky von Bukowa, Leopold Prokop Graf:* (1854–1891), Schauspieler, Theaterdirektor, Gutsbesitzer, Reichsratsabg. (1887–1891).

– *Czartoryski, Konstanty Fürst:* (1822–1891), poln. Adeliger, Gutsbesitzer in Wien, Reichsratsabg. (1867). – *Czartoryski, Henryk:* Nicht eruiert. – *Lubomirski, Tadeusz Fürst:* (1826–1908), Schriftsteller, Historiker. – *Schwarzenberg, Adolf Josef Fürst zu:* (1832–1914), Herrenhausmitglied (1888–1914), Reichsratsabg. (1879–1889), Fabriksbesitzer, Gutsbesitzer. – *Belcredi, Egbert Graf:* (1816–1984), Reichsratsabg. (1873/74 u. 1879–1881), Gutsbesitzer.

406 *Berchtold, Sigismund Graf:* (1834–1900), Reichsratsabg. (1879–1899). – *Clam-Martinic, Heinrich Graf:* (1832–1891), Großgrundbesitzer, Mitglied des Herrenhauses (1889–1891), Reichsratsabg. (1879–1888). – *Černín von Chudenic, Jaromír Graf:* (1818–1908), Mitglied des österr. Herrenhauses (1868–1908). – *Černín, Eugen Karl Graf:* (1796–1868), Großgrundbesitzer und Unternehmer, Herrenhausmitglied (1861–1868). – *Harrach, Franz Ernst Graf von:* (1799–1884), Herrenhausmitglied (1861–1884). – *Kolowrat-Krakowsky, Zdenko Graf:* (1836–1892), Großgrundbesitzer in Reichenau, Herrenhausmitglied (1884–1892). – *Harrach, Jan Nepomuk Graf von:* (1828–1909), Gutsbesitzer und Mäzen, Herrenhausmitglied (1884–1909).

407 *Zur goldenen Birne:* Befand sich in der Landstraßer Hauptstraße (s. Erl. zu S. 112), vielleicht meinte Kytlicová das einstige Einkehrwirtshaus und Tanzlokal Zum goldenen Kreuz (6, Mariahilfer Str. 71A), das nach der Neueröffnung als Hotel Kummer seit 1872 seine Blütezeit erlebte.

408 *Ronachersaal:* (1, Seilerstätte 9). An der Stelle des 1871/72 von Ferdinand Fellner d. Ä. errichteten Wiener Stadttheaters, das 1884 abbrannte, ließ Anton Ronacher 1886–1888 das Etablissement Ronacher errichten, eine Verbindung von Theatersaal, Ballsaal, Hotel, Restaurant und Kaffeehaus, später Varieté. – *Komenský-Schulverein zur Errichtung und Erhaltung böhmischer Schulen in Wien:* 1872–1914, vgl. Glettler, Die Wiener Tschechen (s. Erl. zu S. 182), S. 90–111 (v. a. S. 95f.). – *Johann-Evangelist-Pfarrkirche:* (10, Keplerpl. 6), 1872–1876 erbaut im Neorenaissancestil. – *Akademický spolek* (Akademischer Verein): Bildungs- und Unterhaltungsverein (1868–1914). – *Zpěvácký slovanský spolek* (Slawischer Gesangsverein): 1867–1914. – *Sokol Vídeňský I.* (Wiener Sokol I.): 1867–1914, erster außerhalb der böhmischen Länder entstandener Ableger des Sokol (Falke), eines 1862 von Heinrich Fügner (1822–1865) und Dr. Miroslav Tyrš (1832–1884) in Prag gegründeten Turn- und Leibeserziehungsverbandes mit nationalpolitischen Zielen. – *Ústřední jednota nepolitických spolků slovanských v Dolních Rakousích* (Zentralverband der unpolitischen Slawenvereine in N. Ö.): Bildungs- und Unterhaltungsverein, 1890–? (sic!: vgl. Glettler, Die Wiener Tschechen, ebenda, S. 477). – *Murko, Matija:* (1861–1952), slowen. Professor für slawische Sprache und Literatur. – *Franko, Ivan:* (1856–1916), ukrain. Schriftsteller, studierte 1892/93 in Wien und kehrte später einige Male in die Stadt zurück. Vgl. dazu Stefan Simonek, Zur Darstellung Wiens im Werk Ivan Frankos, in: Marinelli-König/Pavlova (Hrsgg.), Wien als Magnet? (s. Anthologie, S. 9, Anm. 1), S. 177–197 (v. a. S. 188f. u. Anm. 11, 12). – *Lenoch, Jan:* (?), tschech. Rechtsanwalt und Minderheitenarbeiter in Wien (um 1865–1914). – *Kalandra, Albert Jan:*

(1826–1907), tschech. Beamter, Vereinsobmann. – *Zora:* Serbischer Verein. – *Blaho, Pavol:* (1867–1927), Arzt, Politiker, Publizist. – *Tatran:* Slowakischer Bildungs- und Unterhaltungsverein. – *Jednota Tyrš* (= Sokolská jednota Tyrš XV)*:* 1888–1914. – *Sokol Fügner XVI:* 1889–1914. – *Sokol Favoritský* (Favoritener S.): 1883–1891, Zweigstelle von Sokol Vídeňský. – *Sokol Leopoldovský II.* (Leopoldstädter Sokol II.): 1892–1914. – *Sokolská župa dolnorakouská* (Niederösterr. Sokolgau): 1894–1914.

409 *Podlipný, Jan:* (1848–1914), tschech. Politiker und Sokolfunktionär. – *Moravsko-Slezská Obec Sokolská* (Mährisch-Schlesische Sokolgemeinde). – *Sokol Brněnský* (Brünner Sokol). – *Rössl, Roman:* Nicht eruiert. – *Světozor* (Weltschau): Wochenzeitschrift, 1867–1899.

410 *König Menelik* (Menilek): Menilek II. (1844–1913), seit 1889 äthiopischer Kaiser, ab 1865 König von Schoa, erreichte 1896 die Unabhängigkeit, schaffte die Sklaverei ab.

411 *Krásný, Jakub* (richtig: František): (1865–1947), Architekt, Minderheiten- und Sokolfunktionär. – *Schwenders Vergnügungsetablissement:* (15, Mariahilfer Str./Schwenderg.); vom Zahlkellner Karl Schwender gegründetes Lokal in einem Gebäudekomplex entlang der Schönbrunnerstraße (heute Mariahilfer Str./Ecke Arnsteing.), das v. a. für seine Hausbälle, „Lumpenbälle" und Heringschmäuse am Aschermittwoch berühmt war. (Ende des 19. Jh.s demoliert.) – *Luccheni, Luigi:* (1873–1910).

413 *Gespräche mit Masaryk:* Hovory s T. G. Masarykem, I., 1928; II., 1931; III., 1935; I–III., 1936. Teil I u. II wurden seit 1926 auf der Grundlage von Gesprächen zwischen Čapek und Masaryk verfaßt. – *Deutsche Übersetzungen:* „Gottesmarter" von Otto Pick; „Hordubal, Der Meteor, Ein gewöhnliches Leben. Romantrilogie". Übersetzung und Nachwort von Eckhard Thiele, München 1999; „R. U. R.", 1968 von Paul Kruntorad; „Die große Versuchung" von Julius Mader; „Der Krieg mit den Molchen" von Mader und Eliška Glaserová.

414 *Tschagan:* Stock und auch Kampfbeil.

415 *Akademisches Gymnasium:* (1, Beethovenpl. 1), geht auf das von den Jesuiten 1552 im Dominikanerkloster eröffnete akadem. Gymnasium zurück.

416 *Pater Procházka:* Katechet an dem Brünner Gymnasium, wo Masaryk die ersten fünf Klassen besuchte.

417 *Zimmermann, Robert Edler von:* (1824–1898), 1861–1896 Professor der Philosophie an der Wiener Universität. – *Herbart, Johann Friedrich:* (1776–1841), dt. Philosoph, Pädagoge, Psychologe. – *Schlesinger:* Nicht eruiert. – *Adler, Victor:* (1852–1918), österr. sozialdemokrat. Politiker, Reichsratsabg. (1905–1918). – *Pernerstorfer, Engelbert:* (1850–1918), österr. Redakteur und Schriftsteller, Reichsratsabg. (1885–1897, 1901–1918).

418 *Browning, Elizabeth Barrett* (1806–1861), engl. Lyrikerin; Aurora Leigh (1857, dt. 1907) war die beliebteste Dichtung der Autorin zu ihren Lebzeiten. – *Hartmann, Moritz:* (1821–1872), Lyriker, Prosaist. – *Meißner, Alfred von:* (1822–1885), Schriftsteller aus Teplitz-Schönau. – *Beck, Karl Isidor:* (1817–1879), verfaßte polit. Lyrik, bekannt durch den Text zum Strauß-Walzer An der schönen blauen Donau.

419 *Comte, Auguste:* (1798–1857), franz. Mathematiker und Philosoph. – *Maistre, Joseph:* (1753–1821), franz. Diplomat, Staats- und Geschichtsphilosoph. – *Rousseau, Jean-Jacques:* (1712–1778), La Nouvelle Héloïse (Die neue Heloise), 1764; Du contrat social ou principes du droit politique (Der gesellschaftliche Vertrag oder die Grundregeln des allgemeinen Staatsrechtes), 1762. – *Alembert, Jean Le Rond d':* (1717–1783), franz. Mathematiker, Philosoph und Literat. – *Havlíček-Borovský, Karel:* (1821–1856), tschech. Journalist und Schriftsteller, Verfechter des Austroslawismus, 1851–1855 in Brixen interniert. – *Vrchlický, Jaroslav* (eigtl. Emil Frída): (1853–1912), tschech. Lyriker und Übersetzer v. a. aus den romanischen Literaturen, führende Persönlichkeit der kosmopolitischen Lumír-Gruppe in den siebziger und achtziger Jahren des 19. Jh.s.

420 *Brentano, Franz:* (1838–1917), war 1874 in Wien. – *Beseda* = Slovanská Beseda.

421 *Garrigue, Charlotte:* Masaryks Frau, Hochzeit 1878 in New York. – *Billroth, Theodor:* (1829–1894).

422 *Handschriftenkämpfe:* Jahrzehntelanger Streit um die Echtheit der 1817 und 1818 aufgefundenen und nach ihren Fundorten benannten Handschriften Rukopis královédvorský und Rukopis zelenohorský (Königinhofer bzw. Grünberger Handschrift), die als literarische Dokumente aus dem 9.–14. Jh. ausgegeben wurden, in Wirklichkeit jedoch von Václav Hanka (1791–1861) oder einem Dichter aus seinem Umkreis gefälscht worden waren. Masaryk trug wesentlich zur endgültigen Aufdeckung der Fälschungen bei.

423 *Gomperz, Theodor:* (1832–1912), Altphilologe, Philosoph, Universitätsprofessor in Wien. – *Gomperz, Heinrich:* (1873–1942), Philosoph. – *Oelzelt-Newin (Oelzelt Anton R. v. Newin d. J.):* (1854–1925), Privatgelehrter.

424 *Czernowitz:* 1875 gegründete Universität.

425 *Penížek, Josef:* (1858–1932), tschech. Journalist. – *Goll, Jaroslav:* (1846–1929), tschech. Historiker, Begründer der tschech. Geschichtswissenschaft, 1880–1910 Professor in Prag. – *Hostinský, Otakar:* (1847–1910), tschech. Ästhetiker und Musikwissenschafter. – *Kvíčala, Jan:* (1834–1908), Altphilologe, seit 1869 Universitätsprofessor in Prag, 1880–1883 Reichsratsabg.

426 *Hartel, Wilhelm von:* (1839–1907), Altphilologe, Unterrichtsminister, Herrenhausmitglied (1891–1907). – *Athenaeum:* Von Masaryk gegründete wissenschaftliche Zeitschrift, 1883–1893.

428 *Kaizl, Josef:* (1854–1901), tschech. Nationalökonom und Reichsratsabg. (1885–1888 u. 1890–1898).

429 *Naše doba* (Unsere Zeit): Von Masaryk (bis 1915) redigierte Monatszeitschrift, 1893–1944.

430 *Kuzmány, Karol:* (1806–1866), slowak. Theologe und Dichter.

431 *Čas* (Die Zeit): 1886–1914, politische Publikationstribüne der Realisten, gegründet von dem Journalisten und Schriftsteller Jan Herben (1857–1936). – *Kunte, Ladislav:* (1883–1954), tschech. Diplomat. – *Beneš, Edvard:* (1884–1948), enger Mitarbeiter Masaryks bei der Errichtung der

ČSR; Außenminister (1918–1935), Staatspräsident (1935–1948), 1938 Rücktritt, Exil, ab 1940 Präsident der tschechoslowak. Exilregierung in London.

432 *Rußland und Europa:* T. G. Masaryk, Rusko a Evropa, 1913. – *Drtina, František:* (1861–1925), tschech. Philosoph, Pädagoge und Reichsratsabg. (1907–1911). – *Kalina, Antonín:* (1870–1922), tschech. Reichsratsabg. (1907–1918). – *Stránský, Adolf:* (1855–1931), tschech. Reichsratsabg. (1895–1918), Begründer der Lidové noviny i. J. 1893.

433 Seit dem Ende des Kommunismus im Jahre 1989 erschienen v. a. im Prager Verlag Paseka zahlreiche Reprints von Váchals Büchern. Anläßlich einer Ausstellung seiner Werke in der Galerie Rudolfinum in Prag (9. 12. 1994–19. 2. 1995) edierten Michal Ajvaz, Petr Hruška, Josef Kroutvor, Jan Pelánek 1994 die Monographie Josef Váchal.

434 Váchal rückte am 16. November 1916 nach Pilsen ein, machte die Grundausbildung in Rumburg durch, war im Jänner und Februar in Wien und dann in Krainburg (Kranj) und an der italienischen Front. – *Burianthea-ter* (Burianovo divadlo): Der Komiker Vlasta Burian (1891–1962) begründete in den zwanziger Jahren in Prag ein eigenes Theater, das sich im *Palác Adria* (Palast Adria, ehemals Riunione Adriatica di Sicurtà, erbaut 1922–1925 von Pavel Janák und Josef Zasche) in der Prager Neustadt (Ecke Národní třída/Jungmannova) befand.

435 *Riesenrad:* 1897 von dem Engländer Walter B. Basset konstruiert. – *Gorizia (Görz):* Italienische Stadt in Friaul-Julisch-Venetien; eines der Hauptkampfgebiete im Ersten Weltkrieg (11 bzw. 12 Isonzoschlachten i. d. J. 1915–1917).

436 *Arsenal:* Gebäudekomplex mit ungefähr 72 Objekten, die militärisch wichtigste Anlage war die Artilleriezeugfabrik; 1872–1905 war hier eine Artilleriekadettenschule untergebracht.

437 *Kalvoda, Alois:* (1875–1934), tschech. Maler, Graphiker. – *Bílek, František:* (1872–1941), tschech. Bildhauer. – *Rathauskeller:* Das von dem Maler Lefler und dem Architekten Urban ausgestattete Restaurant im Neuen Rathaus wurde am 12. 2. 1899 eröffnet. – *Dianabad:* (2, Obere Donaustr. 93–95), Erbauer und erster Besitzer des 1804 errichteten Bades in der Leopoldstadt waren der Maler Karl Humel und der Baukünstler Karl Moreau. Nach Übernahme durch die Dianabad AG (1810) bauliche Umgestaltungen, 1842 Errichtung einer gedeckten Schwimmhalle, die im Winter zu einem Ballsaal adaptiert werden konnte. Dieser diente nach 1860 als stark besuchtes Konzert- und Tanzlokal, in dem Strauß, Lanner, Ziehrer und andere musizierten. Am 14. Februar 1867 wurde hier zum ersten Mal der Straußwalzer An der schönen blauen Donau gesungen.

439 *Brangwyn, Frank:* (1867–1956), britischer Maler und Graphiker. – *Bat'a, Tomáš:* (1876–1932, Tod bei Flugzeugabsturz), Schuhfabrikant, der 1894 mit seinem Bruder Antonín in seinem mährischen Geburtsort Zlin ein Großunternehmen der Schuhindustrie gründete.

445 *Schönbrunner Tiergarten:* Ältester Zoo der Welt, geht auf die Menagerie von Franz I. (1752) zurück. Aus dem oktogonalen Frühstückspavillon

(1759) in der Mitte konnte die Kaiserfamilie die Raubtierkäfige rundherum beobachten.

449 Der Essay (Počátky Moderní revue) wurde in Fortsetzungen in der vom Verlag Aventinum in Prag herausgegebenen Literatur- und Kunstzeitschrift Rozpravy Aventina 7 (1931/32) veröffentlicht. Vgl. dazu die Angaben in Karásek ze Lvovic, Vzpomínky (s. Anthologie, S. 36, Anm. 64), S. 266. – Zu Wien vgl. ebenda, S. 248, zum Dienst bei der Post und in den Postwaggons, ebenda, S. 143–147. – *Gmünd:* Auf Grund des Friedensvertrages von Saint-Germain-en-Laye (1919) mußte Österreich Böhmisch Gmünd an die Tschechoslowakische Republik abtreten. – *Postambulanzen:* Postwagen im Eisenbahnzug. – *Kaiser-Franz-Josefs-Bahnhof:* Erbaut 1870, als die Kaiser-Franz-Josefs-Bahn mit dem Verkehr nach Eger und Prag eröffnet wurde.

450 *Hofschatzkammer:* Weltliche und geistliche Schatzkammer der Hofburg.

451 *Moderní revue:* Sammelpunkt der Vertreter der Décadence und des Symbolismus, 1894 gegründet von Karásek ze Lvovic und dem Lyriker, Prosaiker, Kritiker und literarischen Übersetzer Arnošt Procházka (1869–1925), der die Monatsschrift zeit ihres Bestehens bis 1925 redigierte. – *Dubus, Édouard:* Heute in Vergessenheit geratener franz. Autor; erwähnt in Arne Novák, Stručné dějiny literatury české (Kurzgefaßte Geschichte der tschechischen Literatur), hrsg. von Rudolf Havel und Antonín Grund, Olmütz 1946, S. 479, als Vorbild von Karel Hlaváček (neben Verlain, Maeterlinck). Vgl. dazu Karásek ze Lvovic, Louis-Adolphe-Édouard Dubus, in: Ders., Renaissanční touhy v umění. Kritické studie (Sehnsüchte nach einer Renaissance der Kunst. Kritische Studien), Prag 1926, S. 50–54, wo man auf S. 50 erfährt: Dubus, ein im Alter von 31 Jahren verstorbener Journalist, Dichter und Décadent gehörte zu einer Literatengruppe um die Revuen Mercure de France und La Plume; er war Autor eines einzigen Werks, des Lyrikbändchens Quand les Violons sont partis (o. J.), hrsg. von La Plume.

452 *Karel Hlaváček:* (1874–1898), Lyriker, Hauptrepräsentant der tschech. Décadence; Werke: Sokolské sonety (Sokol-Sonette), 1895; Pozdě k ránu (Spät gegen Morgen), 1896; Mstivá kantiléna (Rachsüchtige Kantilene), 1898; Žalmy (Psalme), posthum 1934. – *Huysmans, Joris Karl* (eigtl. Charles-Marie-Georges H.): (1848–1907), aus einer fläm. Malerfamilie stammender franz. Schriftsteller. Schuf mit seinem zum Teil autobiographischen Roman A rebours (Gegen den Strich), 1884 (dt. 1921) eines der wichtigsten Bücher der Décadence und des Symbolismus. Er beschreibt darin den letzten Sproß einer zusehends der Dekadenz verfallenden Familie des Hochadels, Jean Des Esseintes, der sich in eine künstliche, von Langeweile und Spleen bestimmte Welt zurückzieht. – *Montesquiou-Fezensac, Robert, Comte de* (1855–1921): Lyriker, Vertreter der franz. Décadence, verkehrte in den Pariser Salons und stand mit Mallarmé und Huysmans in Kontakt. – *Albertina:* Graphische Sammlung Albertina und Papyrus- und Musiksammlung der Nationalbibliothek im ehemaligen, im 18. Jh. erbauten und später erweiterten

Palais Taroucca. Siehe Erl. zu S. 375. – *Pepa Mařáková:* (1907–?), tschech. Malerin. – *Mařák, Julius Edvard:* (1832–1889); tschech. Maler und Graphiker.

453 *Růžena Pokorná von Purkyně:* Nicht eruiert. – *Hofmannsthal, Hugo von:* (1874–1929), Pseudonyme: Theophil Moren, Loris Melikow; veröffentlichte die frühen Gedichte unter dem Namen Loris. – *Andrian-Werburg, Leopold Freiherr von:* (1875–1951), österr. Diplomat und Dichter, der zum Kreis um Stefan George Beziehungen hatte. Schrieb Lyrik und Erzählungen, u. a. Der Garten der Erkenntnis, 1895. – *Gotická duše* (Gotische Seele, 1900), Roman über den Nachfahren eines Adelsgeschlechtes, der dem Wahnsinn verfällt. – *Kniha aristokratická* (Aristokratisches Buch), 1896 (Lyrik). – *Legenda o melancholickém princi* (Legende von einem melancholischen Prinzen), 1897. – *Eulenburg:* Philipp Fürst (seit 1900) zu E. und Hertefeld, Graf von Sandels (1847–1921), s. Anthologie, S. 36, Anm. 65. – *Elisabeth:* (1837–1898), Kaiserin von Österreich, Königin von Ungarn (seit 1867); Tochter des Herzogs Maximilian in Bayern, seit 1854 verheiratet mit Kaiser Franz Joseph I. von Österreich; am 10. 9. 1898 in Genf von dem italienischen Anarchisten Luigi Luccheni mit einer Feile erstochen. – *Gedicht auf ihren Tod:* Karásek ze Lvovic, Při zprávě o smrti královny Alžbety (Bei der Nachricht vom Tod Königin Elisabeths), in: Ders., Kniha aristokratická, in: Ders., Hovory se smrtí. Básně (Gespräche mit dem Tod. Gedichte), Praha 1904 (= Spisy J. K. ze L., Sv. 3/J. K. ze L.s Werke, Bd. 3), S. 60. – *Ludwig II., König von Bayern:* (1845–1886), König seit 1864; verfiel 1886 in geistige Umnachtung und ertrank mit seinem Psychiater im Starnberger See.

456 *Der Hahn …:* Übersetzung und Auswahl von Karl-Heinz Jähn und Franz Fühmann. Zu Halas' Werk vgl. auch die deutsche Auswahl: F. Halas, Poesie, tschechisch-deutsch. Übertragung und Nachwort Peter Demetz, Frankfurt am Main 1965.

458 *Jörgerbad:* (17, Jörgerstr. 42–44), 1914 eröffnetes erstes städtisches „Volks-Hallenschwimmbad".

461 Trčka hatte 1918 Clara Schlesinger (geb. 1893), die Tochter eines wohlhabenden jüdischen Rechtsanwaltes geheiratet; nach der Geburt der Tochter Lenka (1923) zerfiel die Ehe und wurde 1928 geschieden; 1925 war Clara Trčka zu Freunden nach Oberösterreich übersiedelt, wo sie später ein zweites Mal heiratete. Vgl. Monika Faber, Anton Josef Trčka. 1893–1940, hrsg. vom Rupertinum, Museum für zeitgenössische und moderne Kunst, Salzburger Landessammlungen. Begleitbuch zur gleichnamigen Ausstellung, Wien 1999, S. 66f., 81, 86.

462 *Hello, Ernest:* (1828–1885), franz. Schriftsteller und Publizist, Freund von Jules Barbey d'Aurevilly.

463 Zu Miloslav Hýseks Biographie vgl. das Vorwort des Herausgebers Dušan Jeřábek, in: Hýsek, Paměti (Erinnerungen), S. 9–20 u. S. 257. – Hier nicht aufgenommen Hýseks Beschreibung seiner Militärzeit in Wien (ebenda, S. 197–205, 215f.) mit Erwähnung kultureller Kontakte in der Freizeit (vgl. v. a. S. 201ff.: Er habe im Café Central u. a. Kamil Zeman, d. i. Ivan Olbracht, vgl. Erl. zu S. 350, kennengelernt).

464 *Schmidt, Erich:* (1953–1913), deutscher Literaturhistoriker, ab 1886 Professor an der Universität Berlin. – *Merhaut, Josef:* (1863–1907), tschech. Schriftsteller und Journalist, Redakteur der Moravská orlice in Brünn.

465 *Jagić, Vatroslav (Ignaz von):* (1838–1923), kroat. Philologe und Slawist, Professor in Odessa, Berlin, Petersburg und Wien (1886–1908), Begründer des seit 1876 erscheinenden Archivs für slavische Philologie; Herrenhausmitglied (1891–1918). – *Seminar für Slawische Philologie:* 1886–1920. Vgl. dazu Rudolf Jagoditsch, Die Lehrkanzel für slavische Philologie an der Universität Wien 1849–1949, in: Wiener Slavistisches Jahrbuch 1 (1950), S. 1–52 (v. a. S. 25–40). – *Kraus, Arnošt Vilém:* (1859–1943), tschech. Germanist, 1898–1930 Professor für deutsche Sprache und Literatur an der Karlsuniversität. Befaßte sich vor allem mit deutsch-tschech. Wechselbeziehungen; 1906–1912 Herausgeber der Čechischen Revue. Wurde von den Nationalsozialisten nach Theresienstadt deportiert und kam dort ums Leben. – *Jireček, Konstantin:* (1854–1918), 1893–1907 Professor für slawische Philologie und Altertumskunde an der Universität Wien. – *Vondrák, Václav:* (1859–1925), tschech. Slawist, Professor für Altkirchenslawisch und vergleichende slawische Sprachwissenschaft; studierte 1872–1880 romanische und slawische Philologie an der Universität Wien und arbeitete 1881–1891 in Wien als Erzieher in Adelsfamilien und als Angestellter der Hofbibliothek. War als Nachfolger von F. von Miklosich 1903–1920 Professor an der Universität Wien, dann Professor in Brünn. – *Rešetar, Milan R.:* (1860–1942), kroat. Slawist, ab 1904 Professor an Wiener Universität, ab 1919 in Zagreb. – *Menčík, Ferdinand:* (1853–1916), tschech. Kulturhistoriker, Kustos der Hofbibliothek in Wien, ab 1884 Lektor der tschech. Sprache und Literatur an der Universität Wien; Herausgeber mittelalterlicher Denkmäler. – *Minor, Jakob:* (1855–1912), Literaturhistoriker, ab 1884 Professor an der Prager, ab 1885 an der Wiener Universität. – *Hock, Stefan:* (1877–1947), Literaturhistoriker, Germanist. – *Jodl, Friedrich:* (1849–1914), Professor der Philosophie an der Univ. Wien. – *Müllner, Karl:* (1864–1928), Altphilologe. – *Seemüller, Joseph:* (1855–1919), Altgermanist. – *Jellinek, Max Hermann:* (1868–1938), Germanist. – *Jerusalem, Wilhelm:* (1854–1923), Philosoph. – *Reich, Emil Israel:* (1864–1940), Philosoph u. Schriftsteller. – *Redlich, Oswald:* (1858–1944), Historiker. – *Fournier, August:* (1850–1920), Historiker, Politiker. – *Reisch, Emil:* (1863–1933), Archäologe. – *Dvořák, Max:* (1874–1921), tschech. Historiker und Kunsthistoriker, ab 1909 Universitätsprofessor in Wien. Begründer einer Schule tschech. Kunsthistoriker. – *Adler, Guido:* (1855–1941), österr. Musikwissenschafter, aus Eibenschütz bei Brünn, 1885–1898 Professor an der deutschen Universität in Prag, 1898–1927 an der Universität Wien; Herausgeber eines Handbuchs der Musikgeschichte (1924). – *Hauler, Edmund:* (1859–1941), Professor für klassische Philologie. – *Weil, Alexander, Ritter von Weilen:* (1863–1918), Literaturhistoriker, ab 1899 Professor an der Wiener Universität, Autor einer Geschichte des Wiener Theaters; Sohn des österr. Dramatikers Josef Ritter von Weilen (1828–1889). – *Arnold (eigtl. Levisohn), Robert F.:* (1872–1838), Germanist. – *Hrozný, Bedřich:* (1879–1952),

tschech. Orientalist, Begründer der Hethitologie, 1897–1901 Studium an der Universität Wien, 1905–1915 Dozent, 1915–1919 a. o. Professor in Wien, seit 1919 an der Karlsuniversität.

466 *Miklosich, Franz von (seit 1869):* (1813–1891), Begründer der modernen Slawistik, 1849–1885 Professor in Wien. – *Kidrič, Franc:* (1880–1950), Literarhistoriker und Slawist; 1906–1907 Bibliothekar im Seminar für slawische Philologie, 1907–1920 an der Hofbibliothek, 1919 Privatdozent für slawische Philologie an der Universität Wien, ab 1920 Professor an der neu gegründeten Universität Laibach. – *Kidrič, Boris:* (1912–1953), Politiker, Publizist. – *Dobrovský, Josef:* (1753–1829), tschech. Slawist, führende Persönlichkeit der „Nationalen Erneuerung", Begründer der slawischen Philologie. – *Brückner, Alexander:* (1856–1939), poln. Slawist, Sprachwissenschafter und Literaturhistoriker, seit 1881 Professor der slawischen Philologie in Berlin. – *Bartoš, František:* (1837–1906), ab 1869 Gymnasialprofessor in Brünn. – *Gebauer, Jan:* (1838–1907), tschech. Sprachwissenschafter und Literaturhistoriker, seit 1880 an der Prager Universität.

468 *Gundulić, Ivan:* (1589–1638), ragusanischer Dichter, Verfasser des Heldenepos Osman (vor 1638).

469 *Šembera, Alois Vojtěch:* (1807–1882), tschech. Literaturhistoriker und Philologe, ab 1850 Professor für tschech. Sprache und Literatur an der Universität Wien. – *Heyer, Jan:* (1883–?). – *Dunaj:* D. Menšinová revue (Donau. Minderheiten-Revue), Wien 1923–1941.

470 *Doležal, Jaromír* (Pseudonym: J. K. Pojezdný): (1883–?), Schriftsteller, Übersetzer und Journalist.

472 *Hybeš, Josef:* (1850–1921), Textilarbeiter, Vorkämpfer der Sozialdemokratie in den böhmischen Ländern. – *Drtina, František:* S. Erl. zu. S. 432.

473 *Fořt, Josef:* (1850–1929), Reichsratsabg. (1893–1896 u. 1897–1911). – *Pacák, Bedřich:* (1846–1914), Publizist und Advokat in Kuttenberg, Reichratsabg. (1891–1914). – *Adler, Victor:* (1852–1918), österr. Politiker, ab 1889 Führer der Sozialdemokraten, Begründer der Arbeiterzeitung. – *Sokol, Josef:* (1831–1912), tschech. Schriftsteller und Politiker, Reichsratsabg. (1891–1907). – *Ljubljanski Zvon:* (Laibacher Glocke): 1881–1941. – *Cankar, Ivan:* (1876–1918), slowen. Prosaist und Dramatiker, lebte 1896–1909 in Wien und beschrieb in seinen Werken die Nöte des Großstadtproletariats und der Deklassierten. – *Župančič, Oton:* (1878–1949), Lyriker, Vertreter der slowen. Moderne, studierte in Wien. – *Kainz, Joseph:* (1858–1910), österr. Schauspieler, kam 1899 vom Deutschen Theater in Berlin an das Burgtheater. – *Duse, Eleonora:* (1858–1924), ital. Schauspielerin, bedeutende Tragödin des Fin de siècle. – *Anzengruber, Ludwig* (eigtl. Ludwig Gruber): (1839–1889), österr. Dramatiker und Erzähler, Vorläufer des Naturalismus mit aufklärerischer Tendenz.

474 *Wedekind, Frank:* (1864–1918), deutscher Schriftsteller, seit 1890 Dramaturg, Schauspieler, Regisseur, trat gemeinsam mit seiner Frau Tilly (Mathilde) Newes (1886–1970) in Inszenierungen seiner Werke auf. Vertrat in „Hidalla oder Sein und Haben" (1904), später „Karel Hetmann der Zwergriese", eine neue „Moral der Schönheit". – *Wiesenthal, Grete:* (1885–

1979), 1902 von G. Mahler entdeckt; kreierte einen eigenen Tanzstil und trat anfangs mit ihren Schwestern Elsa und Bertha auf. – *Roda-Roda, Alexander* (eigtl. S. Friedrich Ladislaus Rosenfeld): (1872–1945), österr. Schriftsteller. – *Hagenbund:* 1899 als dritte Wiener Künstlervereinigung begründet; seit 1902 in der ehemaligen städtischen Markthalle in der Zedlitzgasse 6 (1. Bezirk). – *Boettinger, Hugo (Desiderius):* (1880–1934), tschech. Zeichner, Maler, Graphiker und Karikaturist. – *Kuba, Ludvík:* (1863–1956), tschech. Maler und Schriftsteller, zwischen 1904 und 1911 in Wien. – *Meštrović, Ivan:* (1883–1962), kroat. Bildhauer, studierte in Wien (1901–1905), Paris, Rom und schuf aus dem Stilkanon der Wiener Secession eine nationale jugoslawische Kunst mit politischen, religiösen und mystischen Inhalten. – *Volkshochschulen:* Die Volksbildungstätigkeit in Wien geht auf das Jahr 1887 zurück, als der „Wiener Volksbildungsverein" mit Sonntagsvorträgen begann. – *Brüll, Ignaz:* (1846–1907), Pianist, Komponist. – *Smetana Bedřich:* (1824–1884). – *Dvořák, Antonín:* (1841–1904). – *Liliencron, Detlev von* (eigtl. Friedrich Adolf Axel Freiherr von L.): (1844–1909), deutscher Dichter. – *Jerusalem, Elsa:* Nicht eruiert.

475 *Saudek, Emil:* (1876–1941), studierte in Wien Rechtswissenschaften, Angestellter der Anglobank. Übersetzte 1908 Machars „Řím" (Rom) und Březinas „Ruce" (Hände) ins Deutsche. – *Servaes, Franz Theodor Hubert:* (1862–1947), aus Köln gebürtiger Journalist und Schriftsteller, seit 1899 als Kunstkritiker in Wien, ab 1904 Feuilletonist bei der Neuen Freien Presse. – *Pokrokový klub* (Fortschrittler-Klub): Politischer Klub, gegründet als Bildungsvereinigung für die tschechische Intelligenz, 1905–1907. – *Hošťálek, Innocent:* (1872–?), Postbeamter, Vereinsobmann. – *Čisté jitro:* Ein klarer Morgen. – *Přehled* (Überblick): Wochenzeitung, 1902/03–1913/14.

476 *Faßlrutschen:* S. Erl. zu S. 372. – *Kleist, Heinrich von:* (1777–1811), Selbstmord am Kleinen Wannsee. – *Zentralfriedhof:* 1874 angelegt. – *Šaff, Vojtěch Eduard:* (1865–1923), tschech. Bildhauer. – *Zlobický, Josef Valentin:* (1743–1811), seit 1775 Lehramt für böhmische Sprache und Literatur an der Universität Wien. – *Hromádko (Hromátko), Johann Nepomuk Norbert:* (1783–1850), 1811 als Sprachlehrer an die Universität Wien berufen, unterrichtete Angehörige des Kaiserhauses in Tschechisch, 1811–1849 Professor für tschechische Sprache und Literatur an der Wiener Universität als Nachfolger Zlobickýs. Vgl. auch Anthologie, S. 18, Anm. 18.

477 *Tůma, Hanuš Věnceslav:* (1846–1910), seit 1894 Direktor des ersten tschech. Gymnasiums in Brünn. – *Ouředníček, Eduard:* (1859–?), Philologe, Fachmann für Deutsch, Schulinspektor. – *Otto Franz Josef, Erzherzog:* (1865–1906). – *Franz Ferdinand, Erzherzog von Österreich-d'Este:* (1863–1914), Thronfolger, 28. 6. 1914 in Sarajevo ermordet.

478 *Josef Jungmann:* Slovník česko-německý (Tschechisch-deutsches Wörterbuch), 5 Bände, 1834–1839. – *Saudek, Erik Adolf:* (1904–1963), Theater- und Literaturkritiker, Übersetzer. – *Vrchlická, Eva* (eigtl. Eva Nevolová, geb. Frídová): (1888–1969), Tochter Jaroslav Vrchlickýs, Schauspielerin, Schriftstellerin.

479 In der Übersetzung von Erich Bertleff erschien 1963 in Prag die Auswahl Jiří Voskovec (d. i. Jiří Wachsmann) – Jan Werich, Drei satirische Musicals aus den dreißiger Jahren: Der Esel und der Schatten. Cäsar. Der Henker und der Narr. – Voskovec erwähnt das Treffen in Wien in einem Nachruf auf Werich, der nebst einem Foto aus Wien unter dem Titel Jiří Voskovec po smrti Jana Wericha (J. V. nach dem Tod von J. W.) in der Sammlung J. Werich, listování. Úryvky z korespondence a článků (Blättern. Fragmente aus Korrespondenz und Artikeln), hrsg. von Marie Bělíková, Prag 1988, abgedruckt ist (s. ebenda S. 245–247). Zu V+W vgl. Danièle Monmarte, Le théâtre libéré de Prague. Voskovec et Werich, Institut des Études slaves, Paris 1991. Die Tochter Werichs, Jana, lebte von 1935–1981.

481 Zit. Pavel Kohout, Aus dem Tagebuch eines Konterrevolutionärs (übersetzt von Gustav Solar und Felix R. Bosonnet), München 1970, S. 35. Kohout spielt offenbar auf eine Österreich-Reise i. J. 1954 an. Vgl. dazu Pavel Kosatík, Fenomén Kohout (s. Anthologie, S. 67, Anm, 117), S. 207f.

483 *Smichow, Karolinenthal:* 1903 zur Stadt erhoben, seit 1922 bei Groß-Prag.

485 *Gräfin Mariza:* Operette (a. d. J. 1924) von Emmerich Kálmán (1882–1953). – *Mutzenbacher:* Josefine Mutzenbacher. Roman einer Wiener Dirne, 1906; Felix Salten (eigtl. Siegmund Salzmann, 1869–1945) zugeschriebenes Werk der erotischen Literatur.

487 Die Betonung liegt im Tschechischen immer auf der ersten Silbe.

488 *Dobříš:* Stadt und Rokokoschloß (1745–1765) 40 km südlich von Prag, in der Zeit des Kommunismus im Besitz des Svaz československých spisovatelů (Tschechoslowakischer Schriftstellerverband).

490 Erstdruck der tschech. Originale: Skácel, Nesentimentální cesta do Rakouska (Unsentimentale Reise ...), in: Ders., Jedenáctý bílý kůň, 1964, S. 92–95; Ders., Malá recenze na holuby (Kleine Rez. über Tauben), in: Host do domu 13 (1966), 7, S. 80; Ders., Malá recenze na papeže (Kleine Rez. über den Papst), in: Host do domu 14 (1967), 6, S. 80; Ders., Malá recenze na papouška prince Evžena (Kleine Rez. über den Papagei ...), in: Host do domu 16 (1969), 18, S. 48. – Deutsche Übersetzungen von Skácels Lyrik von Reiner Kunze („Fährgeld für Charon", 1967; „Wundklee", 1982) und von Felix Philipp Ingold („Und nochmals die Liebe", 1993). – *Pleva, Josef Věromír:* (1899–1985), Buchbinder, Lehrer, tschech. Schriftsteller, im Ersten Weltkrieg an der italienischen Front eingerückt.

491 *Kolář, Jiří:* (1914–2002), Schriftsteller, bildender Künstler.

492 *Čedok:* In der kommunistischen ČSSR zentrales staatliches Fremdenverkehrsunternehmen.

493 *Tomeček, Jaromír:* (1906–1997), Jurist, tschech. Prosaist, 1954–1962 Redakteur von Host do domu. – *Šalda, František Xaver:* (1867–1937), Begründer der modernen tschech. Literaturkritik, seit 1919 Professor für Literaturgeschichte an der Karlsuniversität, führende Autorität der tschechischen Kultur der Zwischenkriegszeit. – *Hatě:* Tschech. Grenzübergang zwischen Haugsdorf und Znaim.

495 *Wiener Rundfunk:* Die Sendungen des Österr. Rundfunks und später des Fernsehens waren v. a. in den Zeiten der Abschottung vom Westen die einzige Verbindung zum nicht-kommunistischen Ausland. Vgl. Alma Münzová ([1931–2004], Germanistin und literarische Übersetzerin, Österreichischer Staatspreis für literarische Übersetzung 1997) zur Situation während des Kommunismus in dem Essay: J'arrive de Bratislava, in: Belvédère 4 (1992), S. 91: „Au fil des ans, la télévision autrichienne nous a servi de fenêtre par laquelle pénétraient la lumière et les informations du monde." Ebenso Jiří Kratochvil im Roman „Uprostřed nocí zpěv" (Inmitten der Nacht Gesang, 1992), in der deutschen Übersetzung von Susanna Roth und Kathrin Liedtke (Berlin 1996), S. 209f.: „... meine Mutter erwartete mich schon ungeduldig [...] sie saß im Fernsehsessel, ich drehte den Ton ab und setzte mich neben sie (es lief ihre Lieblingsserie Dallas oder ein ähnlicher Schwachsinn im österreichischen Fernsehen, wenn ich nicht zu Hause war, hatte sie den ganzen Tag über Wien eingestellt und plapperte mit ihren geliebten österreichischen Kommentatoren und Moderatoren [...]. [...] wenn sie über etwas nicht sprechen will, spielt sie die Sklerotische, mich macht das wütend, vor allem, wenn ich kurz vorher höre, wie sie in einem Vierteldutzend Weltsprachen mit Mock, Waldheim, Mitterand und Reagan schnattert [...]." – *Impuls.* Měsíčník pro literární kritiku a teorii (Impuls. Monatsschrift für Literaturkritik und -theorie): 1966–1968. – *Sešity pro mladou literaturu* (Hefte für junge Literatur): 1966–1969.

496 *Host do domu.* Měsíčník pro literaturu, umění a kritiku (Ein Gast ins Haus. Monatsschrift für Literatur, Kunst und Kritik): 1954–1970.

498 Details zur Entdeckung des Calderón-Dramas in: Černý, Paměti III (1945–1972), Brünn 1992, S. 442–447.

499 *Baumgartner, Ulrich:* (1918–1984), Kulturmanager, 1964 Intendant der Wiener Festwochen. – *Wiener Festwochen:* Erstmals 1927, seit 1951 jährlich im Mai/Juni. – *Kindermann, Heinz:* (1894–1985), Literatur- und Theaterwissenschafter. – *Dietrich, Margret:* (1920–2004), Theaterwissenschafterin, 1966–1984 Vorstand des Instituts für Theaterwissenschaft der Universität Wien. – *Štrougal, Lubomír:* (1924), tschech. kommunistischer Politiker, 1961–1965 Innenminister, in den siebziger und achtziger Jahren Stütze des Husák-Regimes.

500 *Haller, Max:* (1895–1971), Bregenzer Kommunalpolitiker und Kunstfreund. – *Theresia von Ávila:* (1515–1582), span. Mystikerin. – *Karl der Letzte:* Karl I. (1916–1918), s. Erl. zu S. 368. – *Palffy-Palais:* (1, Josefspl.); von der Österreichischen Gesellschaft für Literatur (Palais Wilcek, 1, Herreng. 5) als Veranstaltungsort genützt. – *Österreichische Gesellschaft für Literatur:* Von Wolfgang Kraus (1924–1998) i. J. 1961 gegründet zur „Förderung und Propagierung österr. Literatur, Pflege kultureller Kontakte mit anderen Staaten, v. a. mit den Nachbarländern, durch Lesungen, wissenschaftliche Vorträge und Symposien". Zwischen 1961 und 1968 fanden laut Angaben der Österr. Gesellschaft für Literatur folgende Veranstaltungen mit tschechischer Beteiligung statt: František Langer erzählt über sein Leben und Werk, gemeinsame Veranstaltung mit dem

Forum des Burgtheaters, mit: F. Langer, F. Heer, A. Gessner, L. Ledl, G. Geisler, A. Hörbiger, H. Janatsch, F. Liewehr, J. Meinrad; Matinée, Akademietheater, 12. 5. 1963; Hana Bělohradská, „Das letzte Abendmahl. Ein Prager Kriminalroman", Lesung, Palais Wilczek, 16. 12. 1963; H. Bělohradská, J. Nesvadba, J. Grossman, Lesung, Palais Wilczek, 16. 12. 1963; Eduard Goldstücker: Der Prager Kreis. Neue Dokumente und Ergebnisse, Vortrag, Palais Palffy, 4. 2. 1964; Hugo Rokyta: Gedenkstätten österreichischer Dichter in der Tschechoslowakei, Vortrag, Palais Palffy, 13. 10. 1964; Jiří Hájek, Ladislav Mňačko (Bratislava): Die Avantgarde der tschechischen und slowakischen Literatur von heute, Vortrag, Palais Palffy, 10. 11. 1964; Dalibor Plichta, Jiří Kolář: Neue tschechische Dramatik, Vortrag, Palais Wilczek, 11. 12. 1964; Theater der Gegenwart – Gegenwart des Theaters: Grischa Ostrowski (Bulgarien), Paul Willems (Belgien), Joachim Kaiser, Siegfried Melchinger, Ivan Nagel, Karl-Heinz Stroux (BRD), Martin Esslin (GB), Jean-Marie Serreau (Frankreich), Erwin Axer, Jan Kott, Sławomir Mrożek, Adam Tarn (Polen), Liviu Ciulei (Rumänien), Werner Düggelin (Schweiz), Jan Grossman (ČSSR), Jean Duvignaud (Tunesien), Julius Hay (Ungarn), Eric Bentley (USA), Franz Theodor Csokor, Ernst Haeussermann, Fritz Hochwälder, Leopold Lindtberg, Heinrich Schnitzler (Österreich), Round-Table-Gespräch, Hofburg (Redoutensaal), 24. 3. 1965; V. Havel (anläßlich der Aufführung von „Das Gartenfest" im Volkstheater): V. Havel, J. Grossman (Direktor des Theaters am Geländer, Prag), Paul Kruntorad, Franz Tassié, Lesung, Palais Wilczek, 24. 9. 1965; Unser Jahrhundert und sein Roman: Alfons Bednář, L. Mňačko, J. Nesvadba, Josef Škvorecký, Reinhard Baumgart, Hermann Kesten, Hans Mayer (BRD), Elias Canetti, Erich Fried (GB/Österreich), Jean Bloch-Michel, Alain Robbe-Grillet, Manès Sperber (Frankreich), Petar Segedin (Jugoslawien), Tadeusz Konwicki (Polen), François Bondy, Hugo Loetscher (Schweiz), Georgij Bondarew (UdSSR), Tibor Déry, Géza Ottlik (Ungarn), Fritz Habeck, Hans Lebert, Peter von Tramin (Österreich), Diskussionsleitung: W. Kraus, Round-Table-Gespräch, 25. 10., 27. 10. 1965; Neue Prosa aus der ČSSR: B. Hrabal, J. Škvorecký, Ivan Vyskočil, Paul Kruntorad, Lesung, Palais Wilczek, 5. 11. 1965; J. Nesvadba liest unveröffentlichte Prosa, Palais Palffy, 19. 1. 1966; Calderón de la Barca: Die Welt ist Trug (anläßlich der Uraufführung): F. Heer (Einführung und kulturhistorischer Überblick), V. Černý (Entdeckung und Geschichte), H. Kindermann (Tradition des spanischen Theaters in Wien), Vortrag, Palais Palffy, 9. 5. 1966; Hugo Rokyta: Wo lag Kafkas Schloß?, Vortrag, Palais Palffy, 26. 4. 1968. Noch nicht archivarisch erfaßt sind die Stipendienaufenthalte tschechischer AutorInnen in Wien.

501 *König, Franz:* (1905–2004), österr. Theologe, seit 1958 Kardinal.

502 Datierung des Erstdrucks im Samisdat (1987–1988) nach: Česká literatura od počátků k dnešku (Die tschechische Literatur von den Anfängen bis zur Jetztzeit), hrsg. von Jan Lehár, Alexandr Stich, Jaroslava Janáčková, Jiří Holý, Prag 1998, S. 875. Hiršal/Grögerová selbst geben in der editorischen Notiz am Ende des 3. Teils der offiziellen tschechischen Ausgabe Let let. Pokus o rekapitulaci (Im Flug der Jahre. Versuch einer Rekapi-

tulation), Prag 1994, an, sie hätten seit Beginn der siebziger Jahre bis 1985 an der (mehr als 1500 Seiten umfassenden) Urfassung der Trilogie gearbeitet, die in mehreren Ausgaben im Samisdat erschienen wäre und 1993/94 gekürzt in offiziellen Prager Verlagen ediert wurde. – *Zivilisationsschemata:* Übersetzt von Konrad Balder Schäuffelen u. Tamara Kafková, Hof a. d. Saale 1970.

504 Die hier vorgelegte Textmontage aus Im Flug der Jahre wurde von Bohumila Grögerová autorisiert. – *Národní třída:* Nationalstraße. – F. Achleitner, H. C. Artmann, G. Rühm, *hosn rosn baa,* 1959. – *Achleitner, Friedrich:* (geb. 1930). – *Artmann, H. C.* (Hans Carl): (1921–2000). – *Rühm, Gerhard:* (geb. 1930). – *Heimito v. Doderer:* (1896–1966).

505 *Joska:* Josef Hiršal. – *Jandl, Ernst:* (1925–2000). – *Friederike Mayröcker:* (geb. 1924). – *Döhl, Reinhard:* (geb. 1934), Literaturwissenschafter. – *Kolleritsch, Alfred:* (geb. 1931), Gründer der „manuskripte" (1960) und einer der Gründer des „Forum Stadtpark" in Graz (1959).

507 *Schäuffelen, Konrad Balder:* (geb. 1929). – *Genet, Jean:* (1910–1986), Le balcon (Der Balkon), 1956. – *Eisenreich, Herbert:* (1925–1986). – *Čermák, Josef:* (geb. 1928), Germanist und Komparatist, Literaturkritiker, Übersetzer, Verleger, international renommierter Kafkaforscher. – *Forum:* Österreichische Monatsblätter für kulturelle Freiheit. Gegr. 1954. – *Herzmanovsky-Orlando, Fritz Ritter von:* (1877–1954), Der Gaulschreck im Rosennetz, 1924. – *Österreichisches College:* Veranstalter des kurz nach dem Zweiten Weltkrieg als Internationale Hochschulwochen begründeten Europäischen Forums Alpbach, das seit 1955 als internationaler Kongreß für Wissenschaft, Politik und Kultur alljährlich im August abgehalten wird. – *Valja, Jiří* (eigtl. Josef Bubeník): (1914–1967), Prosaist, Übersetzer aus der angloamerik. Literatur. – *Novák, Ladislav:* (1925–1999), bildender Künstler, experimenteller Lyriker. – *Pohribný, Arsén:* (geb. 1928), Kunstkritiker und bildender Künstler. – *Sýkora, Zdeněk:* (geb. 1920), Maler, Pionier der Computerkunst. – *Auer, Alexander:* (Geb. 1915), ehemaliger Präsident des Österr. Colleges bzw. des Europäischen Forums Alpbach, ehemaliger Leiter der Abteilung für bilaterale Kulturbeziehungen im Außenministerium.

508 *Gappmayr, Heinz:* (geb. 1925), Graphiker. – *Wort in der Zeit:* Österreichische Literaturzeitschrift. Gegr. 1955. – *Langer, František:* (1888–1965), tschech. Dramatiker und Prosaist. – *Nesvadba, Josef:* s. Anthologie, S. 538. – *Bělohradská, Hana:* (geb. 1929), Prosaistin. – *Grossman, Jan:* (1925–1993): Regisseur, Literatur- und Theaterkritiker, Theaterwissenschafter. – *Langer, Jaroslav:* Nicht eruiert. – *Falk, Gunter:* (1942–1983), Schriftsteller. – *Šotola, Jiří:* (1924–1989), Lyriker, Prosaist; 1964–1967 Generalsekretär des Svaz československých spisovatelů (Tschechoslowakischer Schriftstellerverband).

509 *Kafka, Vladimír:* (1931–1970), Germanist, Essayist und Übersetzer v. a. moderner deutscher Literatur. – *Wiener Gruppe:* Aus dem 1947 gegründeten Art-Club in der 1. Hälfte der fünfziger Jahre hervorgegangener Kreis experimenteller Schriftsteller (Achleitner, Artmann, Bayer, Rühm, Oswald Wiener, geb. 1935), der sich 1964 auflöste. – *Handke, Peter:* (geb.

1942), Mitglied des Grazer „Forum Stadtpark", erste Texte in „manuskripte". – *Frischmuth, Barbara:* (geb. 1941), gehörte zum Kreis des „Forum Stadtpark".

510 *Havel, Václav:* (geb. 1936), verfaßte 1964 eine Sammlung von Typogrammen mit dem Titel Antikódy (in: Ders., Protokoly, Prag 1966).

512 *Café Hawelka:* 1939 eröffnet durch Leopold Hawelka, in den fünfziger Jahren Künstlertreff. – *Madeja, Georg:* (geb. 1943), Filmregisseur. – *Bayer, Konrad:* (1932–1964). – *Weltliteratur:* Světová literatura. Revue zahraničních literatur (Weltliteratur. Revue für ausländische Literaturen): 1956–1993. – *Buchkultur:* Knižní kultura. Měsíčník pro knižní tvorbu, ediční činnost a otázky knižního trhu. Ročník I–II (B. Monatsschrift für Buchschaffen, verlegerische Aktivitäten und Fragen des Buchmarktes. Jg. I–II), 1964/65, Chefred.: František (Franta) Lukáš, Redaktion: u. a. J. Hiršal, J. Kolář, Markéta Brousková.

513 *Bisinger, Gerald:* (1936–1999). – *Tvář* (Antlitz): 1964/65, 1968/69 mit folgenden Untertiteln: Jg. I: literatura-kritika-společnost (Literatur-Kritik-Gesellschaft); Jg. II: kulturní měsíčník (Monatsschrift für Kultur); eine der bedeutendsten tschech. Literatur- und Kulturzeitschriften der sechziger Jahre, deren Profil von Nichtkommunisten geprägt wurde; aus politischen Gründen zweimal behördlich eingestellt. – *Novotný, Antonín:* (1904–1975), bekleidete seit 1948 verschiedene politische Ämter, mitverantwortlich für den stalinistischen Terror; 1953–1968 Erster Sekretär des ZK der KPTsch, 1957–1968 Präsident, bremste bis 1963 den Liberalisierungsprozeß und verhinderte die Revision der ungesetzlichen stalinistischen Prozesse; mußte am 5. Jänner 1968 die Funktion des Ersten Sekretärs zurücklegen, am 22. März als Präsident zurücktreten, wurde bis Mai 1968 aller politischen Ämter enthoben; seine Mitgliedschaft in der KPTsch ruhte bis 1971. – *Ernst Jandl:* Laut und Luise, 1966.

514 *Max Bense:* Theorie der Texte, 1962, von Hiršal/Grögerová ins Tschech. übersetzt (Teorie textů, Prag 1967). – *Privatgalerie:* J. Hiršal, Soukromá galerie, Prag 1965, mit Prosa und Lyrik von Ende der vierziger bis Mitte der fünfziger Jahre. – *Enzensberger, Hans Magnus:* (geb. 1929), 1963 bzw. 1966 von Hiršal/Grögerová ins Tschech. übersetzt.

515 *Bernhard, Thomas:* Amras, 1964.

516 *Malich, Karel:* (geb. 1924), Bildhauer und Maler. – *Medek, Mikuláš:* (1926–1974), surrealistischer Maler.

517 *Laterna magika:* 1958 in Prag als experimentelle Bühne gegründet.

519 *Literární noviny* (Literaturzeitung): 1952–September 1967. – *Frisch, Max:* (1911–1991). – *Imdahl, Max:* (1925–1988), Kunsthistoriker. – *Fleischer, Ludwig Roman:* (geb. 1952).

520 *Ehrenburg, Ilja:* (1891–1967), russ.-sowj. Schriftsteller, Verfasser des Romans Ottepel (2 Teile, 1954–1956, deutsch: Tauwetter, 1957), nach dem die Periode nach Stalins Tod benannt wurde. – *Protokolle:* Protokoly, mit (u. a.) Antikódy (s. Erl. zu S. 510) und den Stücken Zahradní slavnost (Das Gartenfest, 1964, Prem. 1963) und Vyrozumění (Die Benachrichtigung, Prem. 1965).

521 *Symposium:* Poesie-Kolloquium (Innsbruck 25.–28. 1. 1968). – *Weiermair,*

Peter: (geb. 1944), Fotopublizist, Organisator von Ausstellungen. – *Garnier, Pierre:* (geb. 1928), Lyriker, Literaturtheoretiker, seit 1963 Herausgeber der Zeitschrift für Spatialismus „Les Lettres" und Veröffentlichung visueller und sonorer Dichtung. – *Schmidt, Siegfried J.:* (geb. 1940), Germanist und Literaturwissenschafter. – *Gomringer, Eugen:* (geb. 1925), schweiz. Schriftsteller, Vertreter der konkreten Poesie.

522 *Mayröcker:* Tod durch Musen. Poetische Texte. Mit einem Nachwort von Eugen Gomringer, 1966. Zur Veröffentlichung einer Mayröcker-Übersetzung von B. Grögerová (Kočkodan samota/Meerkatze Einsamkeit) kam es erst 1984, unter dem Namen ihrer Tochter Bohumila Geussová (geb. 1948). – *Čapek, Jan Blahoslav:* (1903–1982), Literaturhistoriker. – *Král, Jiří:* (1893–1975), Geograph. – *Krejčí, Karel:* (1904–1979), Literaturhistoriker, Bohemist, Polonist. – Vočadlo, Otakar: (1895–1974), Literaturhistoriker, Anglist. – *Patočka, Jan:* (1907–1977), Philosoph. – *Daněk, Václav (Vašek):* (geb. 1929), Lyriker, Publizist und v. a. Übersetzer aus der modernen russ. Literatur; 1954–1994 Rundfunkredakteur. – *Literární listy* (Literarische Blätter): Wochenblatt des Tschechoslowakischen Schriftstellerverbandes, erschien vom 1. März bis 15. August 1968 als Fortsetzung der Literární noviny (vgl. Erl. zu S. 519). – *Zweitausend Worte:* Manifest Dva tisíce slov, im Juni 1968 veröffentlicht in den Literární listy und in tschech. Tageszeitungen.

523 *Smrkovský, Josef:* (1911–1974), Politiker, Protagonist des Prager Frühlings, 1966–1969 Mitglied des ZK, März 1968–April 1969 des Präsidiums des ZK der KPTsch; verurteilte im August 1968 die sowjet. Militärintervention in der ČSSR und wurde ab Herbst 1969 sukzessive seiner Ämter enthoben und 1970 aus der Partei ausgeschlossen. – *Míša:* Michaela Jacobsenová (geb. 1947), Übersetzerin deutscher und österr. Literatur, Grögerovás Tochter. – *Doležal, Bohumil:* (geb. 1940), Kritiker in der Zeitschrift Tvář. – *Linhartová, Věra:* (geb. 1938), führende tschech. Prosaistin der sechziger Jahre, Verfasserin experimenteller Texte; emigrierte 1968 nach Frankreich. – *Sviták, Ivan:* (1925–1994), Philosoph und Politologe, 1968 Emigration in die USA. – *Tigrid, Pavel* (eigtl. P. Schönfeld): (1917–2003), 1939–1945 im englischen Exil, seit 1948 im Ausland, zentrale Persönlichkeit und Organisator des tschech. Exils, Publizist, Journalist, begründete 1956 die bedeutendste tschech. Exilzeitschrift Svědectví (Das Zeugnis), eine Vierteljahreszeitschrift für Politik und Kultur (1990 nach Prag verlegt, 1992 eingestellt). – *Slávia [Slávie]:* Traditionsreiches Prager Kaffeehaus gegenüber dem Národní divadlo in der Národní třída, bis Ende der achtziger Jahre Literaten- und Künstlertreff.

524 *Kristina:* Hiršals Tochter.

525 *Bohunka (Geussová):* (geb. 1948), Tochter Grögerovás, Übersetzerin aus der engl. und span. Literatur. – *Bil'ak, Vasil:* (geb. 1917), 1954–1989 im ZK der KPTsch, i. J. 1968 Gegner des Reformkommunismus und Befürworter der sowjetischen Okkupation. – *Dubček, Alexander:* (1921–1992), führender Reformpolitiker und Protagonist des Prager Frühlings, 1963–1969 Mitglied des Präsidiums und von Jänner 1968 bis April 1969 Erster Sekretär des ZK der KPTsch; stellte sich in der Nacht des 20./21. August

gegen die sowjetische Militärinvasion. Am 17. April 1969 mußte er die Funktion des Ersten Sekretärs zurücklegen, wurde im Juni 1970 aus der Partei ausgeschlossen und als Kopf der Reformer verfolgt.

526 *Firt, Julius:* (1897–1979), Direktor des Verlages František Borový (seit 1930), 1936–1939 des Konzerns der Lidové noviny, 1939 Emigration nach England, nach 1945 in wichtigen öffentlichen Funktionen; seit 1948 im Exil, 1955–1965 Direktor von Radio Free Europe in München.

528 *Portisch, Hugo:* (geb. 1927), Journalist, 1967 Chefkommentator des Österr. Rundfunks.

529 *Anita:* Hiršals Frau. – *Svoboda, Ludvík:* (1895–1979), General und Politiker, 1968–1975 Präsident der ČSSR.

530 *Qualtinger, Helmut:* (1928–1986), Schauspieler, Kabarettist und satirischer Schriftsteller. – *Werich:* S. Anthologie, S. 479.

531 *Schwarzenberg, Karel Fürst:* (geb. 1937 in Prag), seit 1948 in Österreich; unterstützte in den siebziger und achtziger Jahren das tschech. Exil und die demokratische Opposition in der ČSSR.

532 *Hájek, Jiří:* (1913–1993), Diplomat, tschechoslowak. Außenminister (April–Sept. 1968), verurteilte im August 1968 in der UNO die sowjetische Okkupation. – *Künzel, Franz Peter:* (geb. 1925), bedeutender Übersetzer tschechischer Literatur (u. a. von Werken Hrabals).

533 *Fikar, Ladislav (Láďa):* (1920–1975), Schriftsteller und Übersetzer aus der deutschen und russ. Literatur. – *Schtschipatschew (Ščipačev), Stepan Petrowitsch:* (1899–1980), russischer Lyriker; Werke (u. a.): Stroki ljubvi (Strophen der Liebe, 1944). – *Schemen:* Zivilisationsschemata, s. Erl. zu S. 502. – *Kolářová, Běla:* (geb. 1923), seit 1949 Frau von J. Kolář, experimentelle Künstlerin, Fotografin.

535 *Seifert, Jaroslav:* (1901–1986), Lyriker, Literaturnobelpreisträger 1984; Vorsitzender des 1969 gegründeten Svaz českých spisovatelů (Tschechischer Schriftstellerverband), der 1970 wegen seiner regimekritischen Einstellung aufgelöst wurde. – *Weibel, Peter:* (geb. 1945), Kunsttheoretiker, Medienkünstler. – Zur Situation der sich im August 1968 in Wien aufhaltenden Tschechen vgl. Peter Demetz, Mit zähneknirschender Hoffnung, in: Ders., Böhmische Sonne, mährischer Mond. Essays und Erinnerungen, Wien 1996, S. 15–25. – *Sešity:* S. Erl. zu S. 495.

541 *Schlesisch Ostrau:* Seit 1945 Ostrau. – *Das Café ...:* Deutsch von Josefine Spitzer.

542 *České slovo* (Das tschechische Wort): Tageszeitung, Organ der tschech. Nationalsozialen Partei, 1907–1945 (1914–1918 eingestellt).

546 Auf welchen Wien-Aufenthalt sich Blatnýs Gedicht bezieht, war nicht zu eruieren. Fest steht, daß er als Kind im Frühjahr 1928 mit seiner Mutter in Wien und im Juli mit der Großmutter in Graz war. (Vgl. I. Blatný, Texty a dokumenty [Texte und Dokumente]: 1930–1948, hrsg. von Jiří Trávníček, Brünn 1999, S. 434.)

547 Deutsche Übersetzungen von Miroslav Svoboda u. Erich Bertleff (Das Beil), Alexandra u. Gerhard Baumrucker (Die Meerschweinchen, 1971, tschech. 1970).

549 *Bergerac, Savinien Cyrano de:* (1619–1655), Vorläufer der franz. Aufklärung, der in Romanen zeitgenössische Zustände verschlüsselt kritisierte. Hauptfigur der Verskomödie „Cyrano der Bergerac" (1897) von Edmond de Rostand. – *Pecka, Karel:* (1928–1997), Schriftsteller, Stalinopfer (von 1949 bis 1959 in Kerkern und Arbeitslagern), 1970–1989 als maßgeblicher Repräsentant der Bürgerrechtsbewegung in Opposition.

552 *Tramperart:* Die Tramperbewegung, eine Freizeitgestaltung freiheitlich gesinnter Menschen, entstand in der Ersten Tschechoslowakischen Republik als Parallelorganisation zu den Pfadfindern. – *Pepíks:* Abschätzige Bezeichnung für die Tschechen in Anspielung auf Josef (Deminutiv: Pepík) Švejk.

553 *Alte Bleiche:* Name des Hauses in Božena Němcovás Buch Babička, in dem die Hauptheldin, die Großmutter, bei ihrer Tochter wohnte und das sie zu einem Hort der Behaglichkeit machte.

556 *Svazák:* Pejorative Bezeichnung für ein Mitglied der Massenorganisation SSM (= Svaz socialistické mládeže [Sozialistischer Jugendverband]), in der Jugendliche im Alter von 14 bis 28 Jahren zusammengeschlossen waren und die als Kadereserve der KPTsch galt. – *Choden:* Slawische Volksgruppe an der böhmischen Westgrenze bei Taus, die im 11. u. 12. Jh. als Wehrbauern angesiedelt wurde; berühmt für Tapferkeit und Patriotismus. – *Chodenstock:* Freie Übersetzung von „čakan" (Kampfbeil). – *Asbuka:* Bezeichnung für das kyrillische Alphabet nach seinen beiden ersten Buchstaben a (az, gespr. as) und b (buky). – Sportsiege über die Russen wurden nach 1968 wie Siege in Schlachten patriotisch gefeiert; daher Anspielungen auf die Hussiten im Text.

557 *Kreuzherren-Schule …:* Vgl. dazu den Katalog KŠ – Křižovnická škola čistého humoru bez vtipu. Připravila Věra Jirousová (Die Kreuzherren-Schule des reinen Humors ohne Witz. Zusammengestellt von V. J.), Galerie moderního umění Hradec Králové-Středočeská galerie Praha (Galerie der modernen Kunst in Königgrätz-Mittelböhmische Galerie Prag), 1991. Der Name wurde nach dem heute nicht mehr bestehenden Gasthaus „U Křižovníků" (Zu den Kreuzherren) in der Prager Altstadt gewählt, wo sich die Gruppe Mitte der sechziger Jahre zu treffen pflegte. – *Bondy, Egon* (eigtl. Zbyněk Fišer): (geb. 1930), studierter Philosoph und Psychologe, seit den vierziger Jahren literarisch tätig, gehörte zum Freundeskreis Hrabals und kommt öfter in dessen Werk vor; nach 1968 Publikationsverbot, Vordenker des tschechischen Undergrounds; schuf parallel zu seinen philosophischen Schriften ein literarisches Werk, das dem Gedankengut der amerikanischen Beatniks verwandt ist; die in tschechischem zeitgenössischen Milieu angesiedelte Science-fiction-Utopie Invalidní sourozenci (Die invaliden Geschwister), 1974 [Samisdat] wurde zu einem Kultbuch des tschech. Undergrounds. – 1976 wurde gegen sechzehn junge Künstler, die den Underground-Rockgruppen The Plastic People of the Universe und DG 307 angehörten, ein Prozeß wegen „organisiert begangener Erregung öffentlichen Ärgernisses" eröffnet, mit dem das Husák-Regime zur Zerschlagung der nonkonformistischen Künstlerszene ansetzte. Zum Fürsprecher der Verfolgten machte sich u. a. der

Philosoph Jan Patočka (1907–1977), einer der ersten drei Sprecher der Charta 77. Vgl. dazu u. a.: ČSSR 1976. Junge Kultur unter Anklage. Plastic People of the Universe. DG 307, Amnesty International Publications, August 1976 [80 Seiten]; und: The Plastic People of the Universe. Texty, hrsg. von Jaroslav Riedel, Prag 1997, v. a. S. 15–23. – *Jirous-Werkausgabe:* I. M. Jirous, Magorův zápisník (Magors Notizbuch), hrsg. von Michael Špirit, Prag 1997 [theoretische Schriften]; Ders., Magorova summa (Magors Summa), hrsg. von Martin Machovec, Prag 1998 [Gedichte].

558 *Kartause:* Das 1627 von Albrecht von Wallenstein gegründete Kartäuserkloster Valdice (Walditz), 1782 aufgelöst, 1855–1857 in eine Strafanstalt umgewandelt. – *Mädchen* [1. Vers]: Jirous meint seine zweite Frau, die Malerin *Juliána Stritzková* (geb. 1943) aus der in Altreisch auf der Böhmisch-Mährischen Höhe ansässigen Familie des bibliophilen Verlegers Josef Florian (1873–1941), mit dem u. a. Jakub Deml und Josef Váchal zusammengearbeitet hatten. – *Brabenec, Vratislav (Vrát'a):* (geb. 1943), Gartenarchitekt, Musiker, Schriftsteller, seit 1973 Mitglied der Plastic People of the Universe, im Prozeß gegen die Band 1976 zu acht Monaten Gefängnis verurteilt, Signatar der Charta 77, 1982 zur Ausreise gezwungen, emigrierte über Wien nach Kanada.

559 *Liška, Tomáš:* Studierte in Oxford Philosophie. – *Karásek, Svatopluk:* (geb. 1942), seit 1968 evangelischer Pfarrer, 1971 Berufsverbot; Liedermacher und Musiker, Mitglied von The Plastic People of the Universe, 1976 acht Monate in Haft, Signatar der Charta 77, mußte 1980 die ČSSR verlassen und lebte nach kurzem Aufenthalt in Österreich seit 1981 als Pfarrer in der Schweiz; 1989 Rückkehr nach Prag. – *Soukup, Karel (Charlie):* (geb. 1949), Musiker, 1976 involviert in den Prozeß gegen The Plastic People of the Universe, 1977 aktiv in der Charta-Bewegung. – *Skalický, Miroslav (Míra):* (geb. 1952), Photograph, Mitglied der Plastic People, 1976 verurteilt zu 18 Monaten Gefängnis.

561 Erstdruck des tschech. Originals von Gott Mittwoch ..., in: Paternoster 1 (1983), S. 4–12. – *Špála, Václav:* (1885–1946), tschech. kubistischer Maler. – Zu Brikcius als bildender Künstler vgl. Vladimír Borecký, Brikciovy kapitulace a rekapitulace (B.s Kapitulationen und Rekapitulationen), in: Výtvarné umění (Bildende Kunst). The magazine for contemporary art 3 (1991), S. 43–57; Olaf Hanel, Křižovnická škola (Die Kreuzherren-Schule), in: Zakázané umění I (Verbotene Kunst I), in: Výtvarné umění (Bildende Kunst), 3–4 (1995), S. 46–52; Zpráva o činnosti Křižovnické školy (Nachricht über die Tätigkeit der K.-Schule), gezeichnet „Magor, Dezember 1972", in: ebenda, S. 53–58.

562 *Des Gefangenen ...:* E. Brikcius, Captivus denuo domi/Vězňovy návraty, in*:* Ders., Post cibum omne animal triste/Po jídle každý tvor smutný jest, in: Brikcius – Pavel Šrut, Cadus rotundus/Sud kulatý, Prag 1993, S. 77.

563 *Gumpoldskirchen:* Vermutlich im 11. Jh. gegründet, Heurigenort, lokale Weinsorten: Zierfandler, Rotgipfler.

565 *Kosík, Karel:* (1926–2003), tschech. Philosoph, 1971 aus politischen Gründen von der Universität verwiesen; Brikcius spielt auf den politischen Gesinnungswandel Kosíks während des Prager Frühlings an.

567 *Tolstoj, Lew Nikolajewitsch Graf:* (1828–1910). – *Gerhard-Hanappi-Stadion:* In Wien-Hütteldorf i. J. 1981 errichtet.

568 *Kipling, Rudyard:* (1865–1936).

570 *Kuděj, Zdeněk Matěj:* (1881–1955), Schriftsteller, Journalist, Abenteurer, Vagabund (1903–1909 in den USA, 1912 in Rußland, unternahm 1913/14 mit Hašek Wanderungen durch Böhmen); Übersetzer von Stevenson, Scott, Dickens u. a.

571 *Kaiserebersdorf:* In der seit der Einquartierung ungarischer Flüchtlinge i. J. 1956 als Asylantenunterkunft dienenden ehemaligen Landwehrkaserne (11, Artilleriepl. 1) wohnten u. a. Brikcius, Benýšek und Brabenec. – *Hybler, Martin:* Psycholog und Publizist, der in der Emigration in Frankreich lebte. – *Šustrová, Petruška:* (geb. 1947), Dissidentin, 1969–1971 ihrer politischen Aktivitäten wegen eingekerkert; arbeitete als Postbeamtin und durfte das vor der Haft begonnene Studium der Philosophie nicht beenden; 1985/86 Sprecherin der Charta 77; heute Journalistin in Prag.

573 *Daníček, Jiří:* (1948), tschech. Schriftsteller, publizierte in den siebziger und achtziger Jahren im Samisdat und in Exilperiodika; redigierte (u. a.) 1978–1989 die auf jüdische Thematik spezialisierte Samisdatreihe Alef, seit 1991 Leiter des Verlags Sefer, bekleidet wichtige Funktionen in der jüdischen Gemeinde Prags.

574 *Hodek, Břetislav:* (geb. 1924), 1967–1985 in der Tschechoslowakischen Akademie der Wissenschaften angestellter, als führender Kenner von Shakespeare und dessen Zeit geltender Anglist und Musikwissenschafter; zahlreiche wissenschaftliche Arbeiten und Übersetzungen aus dem Englischen. – *Pánek, Fanda* (František): (geb. 1949), seit 1972 Lyriker, Publikationen nur im Samisdat.

575 *Herr Theodor Mundstock:* Deutsch von Josef Hahn.

578 *Metternich, Clemens Fürst von:* (1773–1859), österr. Hof- und Staatskanzler (1821–1948), Vertreter einer reaktionären, auf Polizei und Zensur gegründeten Politik.

579 *Bach, Alexander Frh. von:* (1813–1893), österr. Innenminister (1849–1859). – *Februarpatent:* Im Februar 1861 von Kaiser Franz Joseph erlassene österr. Gesamtverfassung als Basis eines zentralistischen Systems. – *Verfassung 1867:* Der Österr.-ungar. Ausgleich schuf, zusammen mit der Dezemberverfassung von 1867, die Doppelmonarchie Österreich-Ungarn.

580 *Kronprinz Rudolf:* Neigte zu Freidenkertum und Liberalismus und war betont „großösterreichisch" eingestellt. – *Vereinigte Staaten ...:* 1906 erschien die Studie „Die Vereinigten Staaten von Großösterreich" des siebenbürgischen Rumänen Aurel Popovici (1863–1917), eines Politikers aus dem Kreis um den Thronfolger Franz Ferdinand d'Este. Popovici schlug darin eine Aufteilung der Monarchie in fünfzehn nationalstaatliche Einheiten vor. Vgl. Jörg K. Hoensch, Geschichte Böhmens. Von der slavischen Landnahme bis zur Gegenwart, 3. Auflage, München 1997, S. 400.

584 Deutsche Übersetzungen der hier genannten Werke Hrabals von Franz Peter Künzel (Die Bafler, Tanzstunden für Erwachsene und Fortgeschrit-

tene), Peter Sacher (Allzu laute Einsamkeit) und Susanna Roth (Ich dachte an die goldenen Zeiten, Hochzeiten im Haus). Die Trilogie (Svatby v domě, Vita nuova, Proluky) erschien 1986/87 auch im Exilverlag Sixty-Eight-Publishers in Toronto.

585 „… *NSU Sport Marx …*“: Passage in Hrabals Erzählung Smrt pana Baltisbergra (Der Tod des Herrn Baltisberger) aus der Sammlung Skřivánek na niti (Lerche am Faden) aus d. J. 1959, deren Veröffentlichung kurz vor der Drucklegung verboten wurde; später aufgenommen in den Erzählband Perlička na dně (Das Perlchen auf dem Grund), Prag 1963. Vgl. B. Hrabal, Pábení. Povídky z let 1957–1964 (Bafeln. Erzählungen aus den Jahren 1957–1964). Sebrané spisy B. Hrabala, svazek 4 (Gesammelte Werke B. H.s, Bd. 4), Prag 1993, S. 406f., 409, 423. Die Erzählung ist im ersten ins Deutsche übertragenen Buch Hrabals, Die Bafler, 1964, enthalten.

590 Wien-Gedichte von Z. Benýšek, in: Paternoster 20 (1987), S. 5f.: Sonet z Humy (Huma-Sonett); Pohlednice z Vídně (Ansichtskarte aus Wien: „Schön ist es, mit dir, Mond, | der du hoch am Himmel thronst, | auf einer Bank am Karlsplatz zu saufen, | im Herzen der Freud-Stadt zu verschnaufen.“

591 *Sekal, Zbyněk:* (1923), tschech. Maler, Bildhauer und Übersetzer, emigrierte 1970 nach Wien.

592 *Comets:* Rock-and-Roll-Band Bill Haley & His Comets.

593 *Hurrican:* Titel der Gruppe West End vom Songcontest 1983.

598 *Presley, Elvis:* (1935–1977), amerik. Rock-and-Roll-Star.

600 *Yoko Ono:* (geb. 1933), japan. Künstlerin, Sängerin, heiratete 1969 John Lennon (1940–1980). – *Sacharow, Andrej Dimitrijewitsch:* (1921–1989), russischer Physiker und Bürgerrechtskämpfer, 1975 Friedensnobelpreis. – *Žák, Jaroslav:* (1906–1960), Mittelschulprofessor, Autor populärer humoristischer und satirischer Romane und Theaterstücke, v. a. aus dem Schulmilieu, u. a.: Študáci a kantoři, 1937, deutsche Übersetzung von Julius Mader: Pennäler contra Pauker. Strategie, Tricks & Abwehr, 1969.

605 *Tschech. Familiennamen in Wien:* Vgl. dazu: Eine namenskundliche Dokumentation. Bearb. u. zusgest. von Johann Neumann, Wien 1972. – *Naschmarkt:* Seit 1793 Obst- und Gemüsemarkt. – *Ustascha:* 1929 entstandene kroat. rechtsradikale Unabhängigkeitsbewegung, die 1941 den Unabhängigen Staat Kroatien mit einer faschistischen Regierung bildete (bis 1945).

607 *Prošek:* Rotwein.

608 *Ressel, Josef:* (1793–1857), Erfinder (der Schiffsschraube) und Forstmann.

610 *Die Heimkehr des Hubert Škapa:* In: Literatur und Kritik 139 (Oktober 1979), S. 558–564, ohne Nennung der Übersetzerin (= C. Hansen-Löve [Rothmeier]).

612 *Podhrázký, Petr:* (1943–1990), 1968 einer der Gründer des Ostrauer Theaterclubs Waterloo, mit anderen Ensemblemitgliedern (u. a. I. Binar) 1971 verhaftet, 1972 zu 20 Monaten Gefängnis verurteilt. Emigrierte

1979 als Signatar der Charta 77 nach Österreich und lebte in Wien. – *Binars damalige Wiener Adresse:* 2. Bezirk, Große Sperlgasse 38/19. – *Augarten-Porzellanmanufaktur:* Nach der Meißener die zweitälteste Porzellanmanufaktur Europas, gegründet Anfang des 18. Jh.s, von Maria Theresia in staatliche Verwaltung übernommen. – *Fliegerabwehrtürme:* 1943/44 errichtete Betontürme für Fliegerabwehrkanonen (Flaktürme), zwei davon im Augarten.

616 *Ende ...:* Als sechsteiliger Fernsehroman (von Pavel u. Jelena Kohout) unter dem Titel: Das Flüchtlingshotel.

617 *Meinungsforschungsinstitut:* Thema von Benýšeks Erzählung Výzkumný ústav Vídeň, s. Anthologie, S. 70, Anm. 127.

620 *Irrer:* Gemeint ist Waluliso (eigtl. Ludwig Weinberger, 1914–1996), der seit den achtziger Jahren in der Wiener Innenstadt in weißer Toga, mit Laubkranz und Stab, einen Apfel in der Hand haltend, als selbsternannter Friedensapostel auftrat.

622 *Solferino:* Sieg der franz.-sard. Truppen über die Österreicher im Sard.-Franz.-Österr. Krieg (1859).

633 Ursprünglich Feuilletons, die vom Radiosender Vltava in Prag gesendet wurden, vgl. E. Brikcius, Sebraný spis, 1992, S. 111. – *Kastl, Bernd:* (geb. 1944), Bildhauer, arbeitete bei Projekten von A. Heller mit. – *Heller, André* (eigtl. Franz H.): (geb. 1946), Aktionskünstler; Großfeuerwerke in Lissabon 1983 (Theater des Feuers) und Berlin 1984; 1991 Projekt Versinkende Riesin in Schönbrunn.

634 *Kyselak, Joseph:* (1795–1831), Schauspieler und Beamter, Mitglied der Ludlamshöhle, einer 1826 aufgelösten Vereinigung von Schauspielern und Künstlern; hinterließ seine Unterschrift an zahlreichen Orten. – *Neuwaldegger Schloß:* Schloß Schwarzenberg, 1715 erbaut, seit 1765 im Besitz des Feldmarschall Moriz Graf Lacy, der 1766–1796 den einst vielbewunderten englischen Garten mit Statuen, Säulen, Tempeln, Grotten und Teichen anlegte. Nach Lacys Tod i. J. 1881 erbte die ältere Fürstlich-Schwarzenbergsche Linie den Besitz. – *Moser, Hans:* (1880–1964), Wiener Volksschauspieler, Komiker, Filmschauspieler. Verkörperte Wiener Originale. – *Moser-Villa:* (13, Auhofstr. 76–78), Gründerzeitvilla, heute ein Nobelrestaurant mit zahlreichen Memorabilien.

635 *KunstHaus Wien:* (3, Untere Weißgerberstr. 13), privatwirtschaftlich geführtes Museum in der aufgelassenen Möbelfabrik Thonet, eröffnet 1991. – *Friedensreich Hundertwasser* (eigtl. Friedrich Stowasser): (1928–2000), österr. Maler und Graphiker.

637 *Hundertwasserhaus:* (3, Kegelg. 36–38/Löweng. 41–43), städtische Wohnhausanlage, 1982–1984 nach Plänen Hundertwassers erbaut. – *Müllverbrennungsanlage Spittelau:* 1992 von Hundertwasser verschönert. – *Donaukanal:* Seit 1598 ein regulierter schiffbarer Arm des Donaustroms. Reichte damals bis dicht an die Stadtmauern. Nach verheerenden Überschwemmungen (1830, 1867) wurde die Donau 1871–1875 reguliert.

638 *Brauer, Arik* (eigtl. Erich B.): (geb. 1929), Maler, Graphiker, Liedermacher; Arik-Brauer-Haus (6, Gumpendorferstr.), 1993. – *Noever, Peter:* (geb. 1941), Designer, seit 1986 Direktor des Museums für Angewandte Kunst;

entwickelte seit 1986 als Konsulent Kubas und der UNESCO (zusammen mit Pruscha) ein Stadtrevitalisierungsprogramm für Havanna und das Projekt eines Künstlerquartiers in der dortigen Altstadt. – *Pruscha, Carl:* (geb. 1936), Architekt.

639 *Karas, Anton:* (1906–1985), Zitherspieler; komponierte 1948 die Musik zum Film Der dritte Mann (Regisseur: Carol Reed, Drehbuch: Graham Greene), deutsche Erstaufführung 1950.

640 *Saroyan, William:* (1908–1981), amerik. Schriftsteller armenischer Herkunft.

641 *Haider, Jörg:* (geb. 1950), 1986–2000 Parteiobmann der FPÖ. – *Broukal, Josef:* (geb. 1946), Journalist.

643 *Tóni Páni:* Von Fans und Journalisten verwendeter Kosename für Antonín Panenka (geb. 1948); tschech. Fußballer, 1981–1985 bei Rapid Wien.

644 *Schanigarten:* Das erste „Sommerkaffeehaus" am Graben ließ 1754 der Kaffeehausbesitzer Jakob Taroni (1706–1777) aufstellen. – *Schani:* Kosename der Wiener für Johann Strauß Sohn (1825–1899). – *Straußdenkmal:* (1, Stadtpark), Bronzestandbild für Johann Strauß Sohn von Edmund Hellmer, 1923 enthüllt.

645 *Deputat:* Zum Gehalt oder Lohn gehörende Sachleistungen. – *Kanikularferien:* Hitzeferien.

647 *Kryl, Karel:* (1944–1994), der durch seine Protestsongs gegen die Niederschlagung des Prager Frühlings i. J. 1968 legendär gewordene Liedermacher und Lyriker emigierte 1969 nach München. – *Gottwald, Klement:* (1896–1953), kommunist. Politiker, führte 1948 den kommunist. Staatsstreich durch, verwandelte die ČSR mit stalinistischen Methoden in eine Volksdemokratie. – *Sailer, Toni:* (geb. 1935), Schirennläufer, dreifacher Goldmedaillengewinner 1956. – *Jürgens, Udo* (eigtl. Jürgen Bockelmann): (geb. 1934), österr. Schlagersänger und -komponist. – *Kreisky, Bruno:* (1911–1990): Vorsitzender der SPÖ (1967–1983), Bundeskanzler (1970–1983).

648 *Janýr, Přemysl:* (1926–1998), 1949 als Sozialdemokrat zu zehn Jahren Kerker verurteilt, nach fünf Jahren auf Bewährung freigelassen; nach der Emigration (1968) wissenschaftlicher Assistent des sozialist. Parlamentsklubs, einer der Gründer und Präsident des Kulturní klub Čechů a Slováků v Rakousku (Kulturklub der Tschechen und Slowaken in Österreich) und Chefredakteur der gleichnamigen Monatszeitung; zehn Jahre bei Dr. Kreisky im Bundeskanzleramt tätig. – *Aigner, Bruno:* (geb. 1942), sozialistischer Politiker.

649 *Lauda, Niki (*Nikolaus): (geb. 1949), österr. Automobilrennfahrer, dreifacher Weltmeister.

653 *Medvědí román:* Die 1977–1983 entstandene Urfassung [Samisdat, 1988] erschien 1999 als „Urmedvěd" (Urbär).

655 *Alfred Redl:* (1864–1913, Selbstmord), Offizier (Oberst im Generalstabskorps), russischer Spion.

656 *Tvář, Sešity:* S. Erl. zu S. 513 u. 495.

657 *Österreich, …:* In Fokussierung auf die Wien-Thematik wesentlich gekürzter Auszug des Originaltextes (s. Anthologie, S. 75, Anm. 144).

QUELLENVERZEICHNIS

Aus Wien über Wien. Gesammelt von Dr. Josef Karásek (Sonderdruck aus der Zeitung „Věstník"): Z Vídně o Vídni. Sebral Dr. Josef Karásek (Zvláštní otisk z časopisu „Věstník"), Wien 1894, S. 6–28. Übers. von C. Rothmeier.

Bänkellied von einem schaurigen Mord, den ein gottloser Herr in der Hauptstadt Wien im Jahre 1843 verübt hat: Výkladná píseň o hrozném mordu, jenž jeden bohaprázdný pán v hlavním městě Vídni roku 1843 spáchal, in: Poslyšte písničku hezkou ... Kramářské písně minulých dob. Sestavil, úvodem a poznámkami opatřil Bohuslav Beneš (Hört Euch ein schönes Liedchen an ... Bänkellieder vergangener Zeiten. Zusammengestellt, mit einer Einleitung und mit Anmerkungen versehen von Bohuslav Beneš), Prag 1983, S. 101f. Übers. von C. Rothmeier.

Benýšek Zbyněk, *Valentinka:* Valentýnka, in: Paternoster 17 (1987), S. 8–17. Übers. von C. Rothmeier.

Beer Alois, *Ich bedauere, kein Dichter zu sein ...:* Lituji, že nejsem básník ..., hrsg. von Karel Michl und Rudolf Skřeček, Prag 1970, S. 58f., 62-68, 70ff., 94–114. Übers. von C. Rothmeier.

Binar Ivan, *Die Kunstkitterei.* Aus dem Tschechischen von C. Rothmeier, Wien: Paul Zsolnay Verlag 1997, S. 9, 11ff., 39ff., 48f., 61f., 64f., 92, 110, 133f., 145f., 151–154.

– *Oh, du mein Österreich,* in: Literatur und Kritik, Nr. 296 (1995), S. 58–63. Übers. von C. Rothmeier.

Blatný Ivan, *Wien:* Vídeň, in: Ders., Stará bydliště (Alte Wohnsitze), Toronto 1979, S. 64. Übers. von C. Rothmeier.

Brikcius Eugen, *Gott Mittwoch oder Stoßgebet für Scherzartikel:* Gott Mittwoch aneb Střelná modlitba za žertovné předměty, in: Ders., Sebraný spis (Sammelwerk), Prag 1992, S. 61–69. Übers. von C. Rothmeier.

– *Österreichische Spaziergänge:* Rakouské procházky, in: Ders., Sebraný spis, S. 98f., 101–111. Übers. von C. Rothmeier.

Čapek Karel, *Gespräche mit Masaryk.* Aus dem Tschechischen von Camill Hoffmann und Eckhard Thiele. Mit Essays von Karel Čapek und Hans Dieter Zimmermann und einem Nachwort von Eckhard Thiele, Stuttgart und München: Deutsche Verlags-Anstalt 2001, S. 46f., 65f., 83–87, 98ff., 104ff., 113ff., 122–126, 129–133, 137ff., 146, 159ff., 163f., 174f., 178, 190ff., 203ff.

Černý Václav, *Erinnerungen 1945–1972:* Paměti 1945–1972, Brünn 1992, S. 496ff., 503f. Übers. von C. Rothmeier.

Deml Jakub, *Der Fremde,* in: Ders., Unheilige Visionen aus Tasov. Prosa und Dichtungen, Auswahl und Übersetzung aus dem Tschechischen von C. Rothmeier, Nachworte von C. Rothmeier und Max Blaeulich, Klagenfurt und Salzburg: Wieser Verlag 1993, S. 21–34.

– *Fußspuren:* Šlépěje, in: Ders., Šlépěje XXVI, 1941, in: Vladimír Binar und Bedřich Fučík (Hrsgg.), 8. svazek díla J. Demla. Není dálky (8. Bd. des Werkes von J. Deml. Es gibt keine Ferne), Rukopisy VBF (Manuskripte VBF), Prag 1978 [Samisdat], S. 408–413. Übers. von C. Rothmeier.

Durych Jaroslav, *Der Schönbrunner Tiergarten:* Schönbrunnský zvěřinec, in: Ders., Tři cesty Evropou (Drei Reisen durch Europa), Prag 1994, S. 62–65. Übers. von C. Rothmeier.

Dyk Viktor, *Die letzten Friedensjahre:* Poslední léta míru, in: Ders., Vzpomínky a komentáře 1893–1918. Kniha první 1893–1914 (Erinnerungen und Kommentare 1893–1918. Erstes Buch 1893–1914), Prag 1927, S. 295f. Übers. von C. Rothmeier.

Filip Ota, Die Himmelfahrt des Lojzek Lapáček aus Schlesisch Ostrau. Aus dem Tschechischen von Josefine Spitzer, Frankfurt am Main: S. Fischer Verlag 1973, S. 234f.

Fuks Ladislav, *Die Herzogin und die Köchin:* Vévodkyně a kuchařka, Prag 1983, S. 195, 200–206. Übers. von C. Rothmeier.

Gellner František, *Auch ein Tristium ex Ponto:* Také Tristium ex Ponto, in: Ders., Spisy F. Gellnera III (F. Gellners Werke, Bd. 3), hrsg. von M. Hýsek, Prag 1928, S. 185–189. Übers. von C. Rothmeier.

– *Notizen:* Poznámky, in: Ders., Spisy F. Gellnera III, S. 198. Übers. von C. Rothmeier.

– *Mir steht, ich ahn' es, eine ernste Reise bevor:* A nastává mi, tuším, vážná jízda, in: Ders., Radosti života (Die Freuden des Lebens), hrsg. von Bohumil Svozil, Prag 1974, S. 51. Übers. von C. Rothmeier.

Grögerová Bohumila und Hiršal Josef, *LET LET. Im Flug der Jahre.* Geleitwort Václav Havel. Aus dem Tschechischen von Johanna Posset, Graz: Literaturverlag Droschl 1994, S. 168ff., 217, 286f., 293, 298ff., 303, 305f., 310f., 316, 319, 321f., 332, 334f., 338ff., 342f., 352–356, 377, 385, 388f., 396, 401f., 404, 416, 418f., 431, 433f., 446f., 454ff., 480, 484, 490, 492, 499–513, 516f., 520f., 523ff.

Gruša Jiří, *Österreich, du edles Haus …*, in: Ders., Glücklich heimatlos. Einblicke und Rückblicke eines tschechischen Nachbarn, Stuttgart und Leipzig: Hohenheim Verlag 2002, S. 192ff., 196.

Halas František, *Wien 1934:* Vídeň 1934, in: Ders., Básně (Gedichte), hrsg. von Jan Grossman und Vladimír Justl, Prag 1957, S. 237. Übers. von C. Rothmeier.

Hašek Jaroslav, *An den löblichen Aktionsausschuß der Partei des maßvollen Fortschritts in den Grenzen der Gesetze; – Auf der Jagd nach Machar; – Machar ist nicht zu Hause.* Aus dem Tschechischen von Walter Schamschula, in: Ders., Die Partei des maßvollen Fortschritts in den Grenzen der Gesetze. Auswahl, Anmerkungen und Nachwort von Walter Schamschula, Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag, 2. Aufl., 1990, S. 92–107.

– *Wie sich die Tschechen in Wien vergnügen:* Jak se baví Češi ve Vídni, in: Ders., Politické a sociální dějiny strany mírného pokroku v mezích zákona (Die politische und soziale Geschichte der Partei des maßvollen Fortschritts in den Grenzen des Gesetzes), hrsg. von Radko Pytlík, Prag 1977, S. 127–130. Übers. von C. Rothmeier.

– *Die Abenteuer des braven Soldaten Schwejk.* Aus dem Tschechischen von Grete Reiner, Reinbek bei Hamburg: Rororo Taschenbuchausgabe, Rowohlt Verlag 1960, Bd. 1, S. 335–337.

Hrabal Bohumil, *Ich dachte an die goldenen Zeiten.* Aus dem Tschechischen von Susanna Roth, Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag 1999, S. 10–17.

Hýsek Miloslav, *Erinnerungen:* Paměti, hrsg. von Dušan Jeřábek und Vlastimil Válek, Brünn 1970, S. 149–166, 169. Übers. von C. Rothmeier.

Jesenská Milena, *Wien; – Wien; – Direktzug Prag–Wien*, in: Dies., Alles ist Leben, hrsg. von Dorothea Rein. Aus dem Tschechischen von Reinhard Fischer, Frankfurt am Main: Verlag Neue Kritik, 3. Aufl., 1990, S. 11–14, 56ff., 89–92.

Jirous Ivan Martin, *Magors Schwanengesang:* Magorovy labutí písně, in: Ders. Magorova summa (Magors Summa), hrsg. von Martin Machovec, Prag 1998, S. 403f., 441f., 448f. Übers. von C. Rothmeier.

Karásek ze Lvovic Jiří, *Manfred Mac Millens Roman. Die Romane der drei Magier I:* Román Manfreda Macmillena. Romány tři mágů I, Prag 1924, S. 11, 15ff., 22. Übers. von C. Rothmeier.

– *Die Anfänge der „Moderní revue":* Počátky Moderní revue, in: Ders. Vzpomínky (Erinnerungen), hrsg. von Gabriela Dupačová und Aleš Zach, Prag 1994, S. 146–151. Übers. von C. Rothmeier.

Klostermann Karel, *Dem Glück nach:* Za štěstím, 7. Ausg., Prag 1987, S. 5–18, 36f., 39, 47–54, 88–94, 198ff. Übers. von C. Rothmeier.

Kohout Pavel, *Ende der Großen Ferien.* Aus dem Tschechischen von Georg Birno, München: Albrecht Knaus Verlag, ein Unternehmen der Verlagsgruppe Random House GmbH, 1990, S. 618–622, 652f., 656–658.

Kratochvil Jiří, *Unsterbliche Geschichte oder Das Leben der Sonja Trotzkij-Sammler oder Karneval.* Aus dem Tschechischen von Kathrin Liedtke und Milka Vagadayová, Ammann Verlag: Zürich 2000, S. 61–63.

Kytlicová Pavla, *Eltern und Kinder:* Rodiče a děti, Bd. I, 3. Ausg., Tasov 1931, S. 53f., 114ff., 131, 135ff., 153, 155f., 175–178, 186ff.; Bd. II., Tasov 1928, S. 5f., 8ff.; Bd. III., Tasov 1929, S. 10–14, 91–94, 123ff., 128, 136f., 139, 143f., 147f.; Bd. IV., Tasov 1930, S.46f. Übers. von C. Rothmeier.

Lied von der letzten schrecklichen Revolution in Wien, ausgebrochen am 6. Oktober 1848: Píseň o poslední hrozné revoluci ve Vídni, vypuklé dne 6. října 1848, in: České písně kramářské. Sestavili a úvodem opatřili Robert Smetana a Bedřich Václavek (Tschechische Bänkellieder. Zusammengestellt und mit einer Einleitung versehen von R. Smetana und B. Václavek), Prag 1937, S. 175–177. Übers. von C. Rothmeier.

Mácha Karel Hynek; *Tagebuch auf der Reise nach Italien:* Deník na cestě do Itálie, in: Ders., Dílo II. Prózy, zápisníky, deníky (Werke, Bd. 2. Prosa, Notizen, Tagebücher), hrsg. von Miloš Pohorský, Prag 1986, S. 332–335. Übers. von C. Rothmeier.

Machar Josef Svatopluk, *Mittagssonett:* Sonet polední; – *Sonett über die Wiener Amseln:* Sonet o vídeňských kosech; – *Sonett über mein Fegefeuer:* Sonet o mém očistci; – *Sonett über den Sonnenuntergang im Prater:* Sonet o západu slunce v Prátru; – *Erste Eindrücke:* První dojmy; – *Am ersten Mai:* Prvního května, in: Ders., Čtyři knihy sonetů a jiné básně (Vier Bücher Sonette und andere

Gedichte), hrsg. von Břetislav Štorek, Prag 1959, S. 28, 35, 65, 126, 205ff., 251ff. Übers. von C. Rothmeier.
– *Auf dem Kahlenberg:* Na Kahlenbergu (übers. von Gotthard Štorch), in: Čechische Revue 1 (1907), S. 197–200.
– *Die Sklavin des Sklaven:* Otrokyně otroka, in: Ders., Zde by měly kvést růže ... Lyrická dramata (1891–1894) (Hier sollten Rosen blühen ... Lyrische Dramen), in: Macharovy spisy VIII (Machars Werke, Bd. 8), Prag 1930, S. 97f., 100f. Übers. von C. Rothmeier.
– *Wien:* Vídeň, in: Ders., Vídeň. 2. Ausg., Prag 1922, S. 10–24, 43–48. Übers. von C. Rothmeier.
– *K. u. K. Kriminal. Erlebt: 1916. Geschrieben: 1917–1918.* Vom Verfasser genehmigte Übertragung aus dem Tschechischen von Otto Pick, Wien und Leipzig 1919, S. 42–50.
– *Eine Frau aus dem Volk:* Žena z lidu; – *Kriegsausbruch:* Vypuknutí války, in: Ders., Vídeňské profily (Wiener Profile), Prag 1919, S. 28ff., S. 35–41. Übers. von C. Rothmeier.
– [„*Der Zug setzte sich in Bewegung ...*“]: [„Vlak se hnul ...“]; – [„*Wir quartierten uns im Hotel Hammerand ein ...*“]: [„Ubytovali jsme se v hotelu Hammerand ...“], in: Ders., Třicet roků (Dreißig Jahre), 3. Ausg., Prag 1931, S. 9ff., 40–43, 180, 185, 187–190. Übers. von C. Rothmeier.
– [„*Am 13. Mai 1918 verließ ich endgültig Wien ...*]: [„Dne 13. května 1918 opustil jsem nadobro Vídeň ...“]; – [„*Unsere befreiten südslawischen Brüder ...*“]: [Osvobození bratři jihoslovanští ...], in: Macharovy spisy XLV (Machars Werke, Bd. 45), Prag 1927, S. 9, S. 90, 92f. Übers. von C. Rothmeier.

Majerová Marie, *Platz der Republik:* Náměstí republiky, 8. Ausg., Prag 1976, S. 7–12. Übers. von C. Rothmeier.

Masaryk Tomáš Garrigue, *Das neue Europa. Der slavische Standpunkt.* Autorisierte Übertragung aus dem Tschechischen von Emil Saudek, Berlin 1922, S. 89.

Němcová Božena, *Ein guter Mensch:* Dobrý člověk, in: Sebrané spisy B. Němcové. Svazek IV. Povídky (B. Němcovás gesammelte Werke. Bd. 4. Erzählungen), Prag 1906, S. 200ff., 236f., 240–244, 249–257, 265–271, 286f. Übers. von C. Rothmeier.

Neruda Jan, *Im Jahre 1873 im Wurstelprater:* Roku 1873 ve Vurstelpratru, in: Ders., Menší cesty (Kleinere Reisen). Spisy Jana Nerudy. Svazek 9 (J. Nerudas Werke. Bd. 9), hrsg. von Aleš Haman, Prag 1961, S. 145–149. Übers. von C. Rothmeier.

Nesvadba Josef, *Geheimbericht aus Prag.* Aus dem Tschechischen von Franziskus Huber, Edition Atelier: Wien 1994, S. 263f.

Nezval Vítězslav, *Wien:* Vídeň, in: Ders., Ausgewählte Gedichte. Übers., hrsg. und mit einem Nachwort versehen von Johannes Schröpfer, Suhrkamp Verlag: Frankfurt am Main 1967, S. 94f.

Richterová Sylvie, *Kinder und Tiere:* Děti a zvířatka. Aus dem Tschechischen von Wolfgang Spitzbardt, in: Aus zwanzig Jahren Finsternis. Tschechische und slowakische Erzählungen 1970–1990, hrsg. von Paul Kruntorad in Zusammenarbeit mit Milan Jungmann und Jozef Bžoch, Deuticke: Wien 1991, S. 231–236.

Skácel Jan, *Unsentimentale Reise nach Österreich:* Nesentimentální cesta do Rakouska; – *Kleine Rezension über Tauben:* Malá recenze na holuby; – *Kleine Rezension über den Papst:* Malá recenze na papeže, in: Ders., Das elfte weiße Pferd. Ausgewählt und übers. von C. Rothmeier, Klagenfurt und Salzburg: Wieser Verlag 1993, S. 81–86, 127f., 156f.

– *Kleine Rezension über den Papagei des Prinzen Eugen:* Malá recenze na papouška prince Evžena, in: Ders., Das dreizehnte schwarze Pferd. Ausgewählt und übers. von C. Rothmeier, Klagenfurt und Salzburg: Wieser Verlag 1995, S. 78f.

Vaculík Ludvík, *Tschechisches Traumbuch:* Český snář, Toronto 1983, S. 611f. Übers. von C. Rothmeier.

Váchal Josef, *Bei den Kanonieren in Wien:* U kanonýrů ve Vídni, in: Ders., Malíř na frontě (Ein Maler an der Front), Prag 1996, S. 28–32, 35–39. Übers. von C. Rothmeier.

Vejvoda Jaroslav, *Expreßzug nach Wien:* Expres do Vídně, in: Ders., Ptáci (Vögel), Toronto 1981, S.186–192. Übers. von C. Rothmeier.

Werich Jan, *Wien bleibt Wien*, in: Ders., Úsměv klauna (Das Lächeln eines Clowns), Prag 1984, S. 53–58. Übers. von C. Rothmeier.

VERZEICHNIS DER GEOGRAPHISCHEN NAMEN

Tschechisch-Deutsch

Bělehrad	Belgrad
Benešov	Beneschau
Biskoupky	Biskoupka
Blansko	Blansko
Bohuslavice	Bohuslawitz
Borovany	Borovany, Forbes
Boskovice	Boskowitz
Brno	Brünn
Židenice	Schimitz
Brumov	Brumow
Břeclav	Lundenburg
Čáslav	Časlau
Čechy	Böhmen
Čejč	Čejč
Čejkovice	Čejkovice
Čermná nad Orlicí	Čermná an der Adler
Českomoravská vysočina	Böhmisch-Mährische Höhe
Česká Třebova	Böhmisch Trübau
České Budějovice	Böhmisch Budweis
Český Brod	Böhmisch-Brod
Chábory	Chabor
Cheb	Eger
Choceň	Chotzen
Chomutičky	Klein-Chomutitz
Chotusice	Chotusitz, Chotusice
Dačice	Datschitz
Dobříš	Dobřiš
Dobruška	Dobruška
Domažlice	Taus
Dyje	Thaya
Frenštát pod Radhoštěm	Frankstadt unter dem Radhoscht
Frýdlant	Friedland
Fryštát	Freistadt
Gorice	Görz
Hatě	Hatě
Hlavňovice	Hlawňowitz
Hodonín	Göding
Holič	Holič

Horný Smokovec	Oberschmecks
Hradec	Grätz
Hradec Králové	Königgrätz
Hrušovany	Hruschowan
Humpolec	Humpoletz
Hustopeče	Auspitz
Ivančice	Eibenschütz
Jáchymov	Joachimsthal
Jaroměřice nad Rokytnou	Jarmeritz an der Rokytna
Jičín	Jičin
Jihlava	Iglau
Jinošov	Jeneschau
Jindřichův Hradec	Neuhaus
Jizbice u Náchoda	Jisbitz bei Nachod
Karlovy Vary	Karlsbad
Kladno	Kladno
Kladsko	Glatz
Klatovy	Klattau
Klobouky	Klobouk
Kolín	Kolin
Kopčany	Kopčany
Korytná	Korytna, Korytná
Kralice	Kralitz
Kumžak, Kunžak	Königseck
Kutná Hora	Kuttenberg
Kvasice	Kwassitz
Lány	Lana
Liberec	Reichenberg
Lipnice	Lipnitz
Lipno	Lippen
Litoměřice	Leitmeritz
Luhačovice	Luhatschowitz
Mělník	Melnik
Mikulov	Nikolsburg
Milavče	Milawetsch
Miletín u Hořic	Miletin bei Hořitz
Mladá Boleslav	Jung-Bunzlau
Mladá Vožice	Jung-Woschitz
Mladějovice	Mladějowitz
Morava	Mähren
Morava	March
Moravská Ostrava	Mährisch Ostrau
Moravské pole	Marchfeld
Myšenec	Mischenetz
Náchod	Nachod
Němčice	Niemtschitz
Nová Ves	Neudorf

Nové Město	Neustadt
Nymburk	Nimburg
Olomouc	Olmütz
Opava	Troppau
Opočno	Opotschno
Ostrava	Ostrau (seit 1945)
Pardubice	Pardubice
Písek	Pisek, Písek
Plzeň	Pilsen
Praha	Prag
Chuchle	Kuchelbad
Karlín	Karolinenthal
Petřín	Laurenziberg
Podbaba	Podbaba
Smíchov	Smichow
Veleslavín	Weleslawin
Vinohrady	Weinberge, Königliche
Vršovice	Wrschowitz
Vysočany	Wysočan
Žižkov	Žižkow
Přeborovice	Přeborowitz
Příbor	Freiberg
Příbram	Přibram
Přívoz	Oderfurt
Prostějov	Proßnitz
Protivín	Protiwin
Pšovka	Schopka
Radhošť	Radhoscht
Ratibořice	Ratibořitz
Řečice	Retschitz
Řečkovice	Řečkowitz
Rukov	Rukow
Rumburk	Rumburg
Slezská Ostrava	Schlesisch Ostrau
Slovácko	Mährische Slowakei
Smečno	Smečno
Stará Říše	Altreisch
Starý Knín	Alt-Knin
Štěkeň	Štěkna, Štěkeň
Strakonice	Strakonitz
Strážnice	Straßnitz
Studeňany	Studian, Studňany
Svatoňovice	Swatonowitz
Tábor	Tabor
Tasov	Tassau
Tasovice	Taßwitz
Teplice-Šanov	Teplitz-Schönau

Třebíč	Trebitsch
Třeboň	Wittingau
Týn nad Vltavou	Moldauthein
Uherské Hradiště	Ungarisch-Hradisch
Úvaly	Auwal
Valašské Klobouky	Wallachisch-Klobouk
Valdice	Walditz
Vítkovice	Witkowitz
Vyšší Brod	Hohenfurt
Zahřeb	Agram, Zagreb
Zalužany	Senseln
Zlín	Zlin
Znojmo	Znaim
Znorovy	Znorow, Wnorau

VERZEICHNIS DER GEOGRAPHISCHEN NAMEN

Deutsch-Tschechisch

Agram, Zagreb	Zahřeb
Alt-Knin	Starý Knín
Altreisch	Stará Říše
Auspitz	Hustopeče
Auwal	Úvaly
Belgrad	Bělehrad
Beneschau	Benešov
Biskoupka	Biskoupky
Blansko	Blansko
Böhmen	Čechy
Böhmisch-Brod	Český Brod
Böhmisch Budweis	České Budějovice
Böhmisch-Mährische Höhe	Českomoravská vysočina
Böhmisch Trübau	Česká Třebova
Bohuslawitz	Bohuslavice
Borovany, Forbes	Borovany
Boskowitz	Boskovice
Brumow	Brumov
Brünn	Brno
Schimitz	Židenice
Časlau	Čáslav
Čejč	Čejč
Čejkovice	Čejkovice
Čermná an der Adler	Čermná nad Orlicí
Chabor	Chábory
Chotusitz, Chotusice	Chotusice
Chotzen	Choceň
Datschitz	Dačice
Dobřiš	Dobříš
Dobruška	Dobruška
Eger	Cheb
Eibenschütz	Ivančice
Frankstadt unter dem Radhoscht	Frenštát pod Radhoštěm
Freiberg	Příbor
Freistadt	Fryštát
Friedland	Frýdlant
Glatz	Kladsko
Göding	Hodonín

Görz	Gorice
Grätz	Hradec
Hatě	Hatě
Hlawňowitz	Hlavňovice
Hohenfurt	Vyšší Brod
Holič	Holič
Hruschowan	Hrušovany
Humpoletz	Humpolec
Iglau	Jihlava
Jarmeritz an der Rokytna	Jaroměřice nad Rokytnou
Jeneschau	Jinošov
Jičin	Jičín
Jisbitz bei Nachod	Jizbice u Náchoda
Joachimsthal	Jáchymov
Jung-Bunzlau	Mladá Boleslav
Jung-Woschitz	Mladá Vožice
Karlsbad	Karlovy Vary
Kladno	Kladno
Klattau	Klatovy
Klein-Chomutitz	Chomutičky
Klobouk	Klobouky
Kolin	Kolín
Königgrätz	Hradec Králové
Königseck	Kumžak, Kunžak
Kopčany	Kopčany
Korytna, Korytná	Korytná
Kralitz	Kralice
Kwassitz	Kvasice
Lana	Lány
Leitmeritz	Litoměřice
Lipnitz	Lipnice
Lippen	Lipno
Luhatschowitz	Luhačovice
Lundenburg	Břeclav
Mähren	Morava
Mährisch Ostrau	Moravská Ostrava
Mährische Slowakei	Slovácko
March	Morava
Marchfeld	Moravské pole
Melnik	Mělník
Milawetsch	Milavče
Miletin bei Hořitz	Miletín u Hořic
Mischenetz	Myšenec
Mladějowitz	Mladějovice
Moldauthein	Týn nad Vltavou
Nachod	Náchod

Neudorf	Nová Ves
Neuhaus	Jindřichův Hradec
Neustadt	Nové Město
Niemtschitz	Němčice
Nikolsburg	Mikulov
Nimburg	Nymburk
Oberschmecks	Horný Smokovec
Oderfurt	Přívoz
Olmütz	Olomouc
Opotschno	Opočno
Ostrau	Ostrava (seit 1945)
Pardubice	Pardubice
Pilsen	Plzeň
Pisek, Písek	Písek
Prag	Praha
Karolinenthal	Karlín
Kuchelbad	Chuchle
Laurenziberg	Petřín
Podbaba	Podbaba
Smichow	Smíchov
Weinberge, Königliche	Vinohrady
Weleslawin	Veleslavín
Wrschowitz	Vršovice
Wysočan	Vysočany
Žižkow	Žižkov
Přeborowitz	Přeborovice
Přibram	Příbram
Proßnitz	Prostějov
Protiwin	Protivín
Radhoscht	Radhošť
Ratibořitz	Ratibořice
Řečkowitz	Řečkovice
Reichenberg	Liberec
Retschitz	Řečice
Rukow	Rukov
Rumburg	Rumburk
Schlesisch Ostrau	Slezská Ostrava
Schopka	Pšovka
Senseln	Zalužany
Smečno	Smečno
Štěkna, Štěkeň	Štěkeň
Strakonitz	Strakonice
Straßnitz	Strážnice
Studian, Studňany	Studeňany
Swatonowitz	Svatoňovice
Tabor	Tábor
Tassau	Tasov

Taßwitz	Tasovice
Taus	Domažlice
Teplitz-Schönau	Teplice-Šanov
Thaya	Dyje
Trebitsch	Třebíč
Troppau	Opava
Ungarisch-Hradisch	Uherské Hradiště
Walditz	Valdice
Wallachisch-Klobouk	Valašské Klobouky
Witkowitz	Vítkovice
Wittingau	Třeboň
Zlin	Zlín
Znaim	Znojmo
Znorow, Wnorau	Znorovy

VERZEICHNIS DER TSCHECHISCHEN VORNAMEN UND KOSENAMEN

Das Verzeichnis beschränkt sich auf die in den literarischen Texten vorkommenden Namen. Bei Kosenamen wird die Grundform des Namens in eckigen Klammern angefügt. In runden Klammern stehen die zur Grundform eines Namens verwendeten Kosenamen.

Aleš	Albert
Anča, Anče [Anna]	Ännchen [Anna]
Antonín	Anton
Arnošt	Ernst
Bedřich	Friedrich, Fritz
Bětuška [Alžběta]	Lieschen [Elisabeth]
Bohumil	Gottlieb; Theophil
Bohunka [Bohumila]	[Theophila]
Božena	Beatrix
Břetislav	Břetislaw
Dorota (Dorotka)	Dorothea (Dora)
Eman [Emanuel]	Emanuel
Emilka [Emilie]	[Emilie]
Evžen	Eugen
Fanda [František]	Franzl [Franz]
František (Franta, Františ)	Franz (Franzl)
Helenka [Helena]	Leni [Helene]
Honza [Jan]	Hans [Johann]
Ivan	Iwan
Ivana	Iwana
Jakub	Jakob
Jan (Janoušek, Janouš, Janoš)	Johann (Hänschen)
Jana (Janička)	Johanna
Jaroslav	Jaroslaw
Jindřich	Heinrich
Jirka [Jiří]	[Georg]
Jiří (Jiřík)	Georg
Joza, Joska, Jožka [Josef]	Sepp [Josef]
Karla	Karla
Karlík [Karel]	Karli [Karl]
Kateřina (Kačenka)	Katharina (Käthchen)
Kliment	Klement, Clemens
Kristina	Christine
Láďa [Ladislav]	[Ladislaus]

Lenka [Magdalena]	Leni [Magdalene]
Lída, Lidka [Lidmila]	[Ludmilla]
Lizaj	Lieschen
Lojzík [Alojz]	Loisl [Alois]
Lubomír	Lubomir
Ludvík	Ludwig
Madla, Madlena, Madlenka [Magdalena]	[Magdalene]
Marianka [Marianna]	[Marianne]
Marketa (Markétka)	Margarete, Grete (Gretchen)
Matěj	Matthias
Melanka [Melanie]	Melanie
Míla [Emil, Bohumil]	[Emil, Gottlieb]
Milena (Míla)	Emilie
Miloš	Milosch
Míra [Miroslava]	Miroslawa
Míša [Michaela]	Michi [Michaela]
Pavel, Pavla	Paul, Paula
Pepík, Pepíček [Josef]	Pepi, Peperl, Sepperl [Josef]
Pepička, Pepa [Josefa]	Pepi, Peperl [Josefine]
Peťka [Petr]	Peterl [Peter]
Petruška [Petra]	[Petra]
Radek	Radek
Réza [Tereza]	Resi [Theresia]
Tereza (Terezka)	Theresia (Reserl)
Tomáš	Thomas
Tono [Antonín]	Toni [Anton]
Václav	Wenzel
Valdemar	Waldemar
Vašek [Václav]	[Wenzel]
Věra	Vera
Vilém, Vilím (Vilímek)	Wilhelm (Willi)
Vladimír	Wladimir
Vojta [Vojtěch]	Bertl [Adalbert]
Vráťja [Vratislav]	Wratislaw
Zbyněk	Benno
Žofka [Žofie]	Sopherl [Sophie]

LITERATURVERZEICHNIS

Die im Vorwort zitierte Sekundärliteratur wurde hier nicht noch einmal angeführt.

Czeike Felix, Historisches Lexikon Wien in 5 Bänden, Wien 1992–1997.

Groner Richard, Wien wie es war. Vollständig neu bearbeitet und erweitert von Dr. Felix Czeike, 5. Auflage, Wien und München 1965.

Hamanová Růžena und Jonáková Anna (Hrsgg.), Ztráty a nálezy. 50. a 60. léta v české literatuře (1948–1969). Výstava říjen 1998–únor 1999. Památník národního písemnictví v Praze (Verluste und Funde. Die 50er und 60er Jahre in der tschechischen Literatur [1948–1969]. Ausstellung von Oktober 1998 bis Februar 1999. Museum des nationalen Schrifttums in Prag [Katalog]), Prag 1998.

Hanak Werner und Widrich Mechtild (Hrsgg.), Wien II., Leopoldstadt. Die andere Heimatkunde, Wien und München 1999.

Holý Jiří, Geschichte der tschechischen Literatur des 20. Jahrhunderts, hrsg. von Dominique Fliegler. Aus dem Tschechischen übersetzt von Dominique Fliegler und Hanna Vintr, Wien 2003.

Klotz Volker, Die erzählte Stadt. Ein Sujet als Herausforderung des Romans von Lesage bis Döblin, München 1969.

Konstantinović Zoran und Rinner Fridrun, Eine Literaturgeschichte Mitteleuropas, Innsbruck, Wien, München, Bozen 2003 (= Comparanda. Literaturwissenschaftliche Studien zu Antike und Moderne; Bd. 3).

Kubíček Tomáš a kolektiv, Literární Morava (Das literarische Mähren), Brünn 2002 (= Vlastivěda moravská. Země a lid, nová řada, sv. 11 [= Mährische Heimatkunde. Land und Volk, neue Reihe, Bd. 11]).

Künzel Franz Peter, Übersetzungen aus dem Tschechischen und Slowakischen ins Deutsche nach 1945, München 1969.

Österreichisches Biographisches Lexikon 1815–1950, hrsg. von der Österreichischen Akademie der Wissenschaften unter der Leitung von Leo Santifaller, Bd. 1ff., Wien, Köln, Graz 1957ff.

Ortslexikon der bömischen Länder 1910–1965, hrsg. im Auftrag des Collegium Carolinum von Heribert Sturm, 2., durchges. Aufl., München 1995.

Reifenscheid Richard, Die Habsburger. Von Rudolf I. bis Karl I., Wien 1994.

Svatoň Vladimír und Housková Anna (Hrsgg.), Kultura a místo. Studie z komparatistiky III (Kultur und Ort. Komparatistische Studien III). Centrum komparatistiky. Univerzita Karlova. Filozofická fakulta (Zentrum der Komparatistik. Karlsuniversität. Philosophische Fakultät), Prag 2001.

Ulrich Vladimír, Tschechische und slowakische Literatur. Die deutschsprachige Aufnahme 1945–1975, Neuried 1987.

Valeš Vlasta (Hrsg.), Doma v cizině. Češi ve Vídni ve 20. století/Zu Hause in der Fremde. Tschechen in Wien im 20. Jahrhundert (Katalog zur Ausstellung in Prag, 20. Dezember 2001 bis 31. März 2002), Prag 2002.

BILDNACHWEIS

Armin Bardel: S. 613 (unten), 615 (oben).

Zbyněk Benýšek: S. 590, 597.

Ivan Binar: S. 603, 606.

Bosworth Musikverlag: S. 370f.

Verlag Christian Brandstätter: Titelbild („Das Ende eines Pratertages"), S. 175, 181, 208, 213, 221, 237, 240f., 248, 263, 305, 460. – Die Abbildungen stammen aus: Christian Brandstätter, Franz Hubmann, Damals in Wien: Menschen um die Jahrhundertwende. Photographiert von Dr. Emil Mayer, Wien 1995 (Titelbild und S. 175, 181, 208, 213, 221, 237, 240f., 248, 263, 305), und Monika Faber, Anton Josef Trčka (1893–1940), hrsg. vom Rupertinum, Wien 1999 (S. 460).

Eugen Brikcius: S. 561 und 565 (Foto: Petr Novák), 566 (oben).

Iva Daňková: S. 463.

Edition Skye: Wien: S. 484 (oben).

František Gellner: S. 303 (Selbstporträt).

Bohumila Grögerová: S. 502 (Foto: Harry Ertl).

Horowitz & Weege GmbH: S. 484 (unten).

Petr Kotyk: S. 541, 557.

Kunsthistorisches Museum Wien: S. 114 (oben).

Carl Lorens: S. 250.

MA 13 – media wien: S. 537 (unten).

Elfriede Mejchar: S. 602 (unten).

Městské muzeum Dobruška: S. 127, 132f., 136f., 144f., 149, 154f., 158f.

Josef Modl: S. 251.

Národní muzeum, Prag: S. 285.

Josef Nikodým: S. 547, 616.

Josef Nesvadba: S. 538.

Martin Osterider: S. 613 (oben).

Österreichische Nationalbibliothek, Bildarchiv: S. 125, 170 (oben), 188 (oben), 277, 299, 379 (unten), 385, 404, 411, 471 (rechts unten), 481.

Památník národního písemnictví (Literaturarchiv), Prag: S. 111 (Porträt von Max Švabinský), 162 (Porträt von Josef V. Hellich, 1845), 183, 201, 209, 255, 267, 307f., 312, 315, 327 (Porträt von Vlastislav Hofman), 332, 342, 349f., 364f., 369, 373f., 377, 391, 413, 420, 433, 444, 454 (Porträt von Josef Šíma, 1926), 456, 471 (links oben), 479, 489, 498, 503, 506, 511, 524f., 537 (oben), 545, 564, 566 (unten), 575, 584.

Verlag Paseka, Prag: S. 440f.

Sylvie Richter: S. 626 (Foto: Lucia Gardin).

Christa Rothmeier: S. 471 (rechts oben, links unten), 653.

Jan Šafránek: S. 560, 592, 602 (oben), 615 (unten), 618, 639.

R. Smetana, B. Václavek, České písně kramářské, Prag 1937: S. 116.

Tschechische Botschaft, Wien: S. 656.

Jaroslav Vejvoda: S. 550.

Wienerberger Ziegelindustrie GmbH, Fotoarchiv: S. 281 (unten).

Wien Museum: S. 114 (unten), 170 (unten), 171, 188 (unten), 203, 259, 270, 281 (oben), 311, 368, 379 (oben), 438.

Die Anthologie enthält charakteristische Texte von über vierzig tschechischen Schriftstellern, durch welche das Wien-Bild in der tschechischen Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts im historischen Wandel rekonstruiert wird. Aus dem im Genre wie Umfang heterogenen Material ergab sich ein thematisch und motivisch kohärentes Textcorpus, in dem sich gegen Wien gerichtete Vorwürfe auf Grund tatsächlich erlebten Unrechts, emotionale Projektionen und deren Relativierung die Waage halten. Den vorwiegend chronologisch gereihten Textproben sind Kurzbiographien der Autoren und Autorinnen mit Werkhinweisen vorangestellt. Weiterführende Texterläuterungen finden sich in einem Kommentarteil im Anhang.
Im Vorwort der Herausgeberin wird die Rezeption Wiens in der tschechischen Literatur in ihrer gesamten Bandbreite vom literarischen und literarhistorischen Aspekt her untersucht und zum kulturhistorischen und gesellschaftlichen Hintergrund in Beziehung gesetzt.
Die von der Historikerin Monika Glettler verfaßte einleitende Studie „Das tschechische Wien historisch“ dient der Einführung in die sozialgeschichtliche Thematik. Die Anthologie stellt durch die facettenreiche Reflexion des Wien-Topos aus tschechischer Sicht einen Beitrag zur Imagologie dar. Sie ermöglicht Einsichten in wienspezifische Themen, die in der österreichischen Literatur weithin ausgeklammert blieben, obwohl die Tschechen bis 1918 einen hohen Anteil an der Bevölkerung der Stadt stellten.

Christa Rothmeier
ist Lehrbeauftragte für tschechische Literatur des 20. Jahrhunderts am Institut für Slawistik der Universität Wien und literarische Übersetzerin.

9 006258 032610

ISBN 3-7001-3261-1